



Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Dreyundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

a 4

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1846.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 14. März d. J. wurde durch Hrn. Conservator Dr. Steinheil folgende Abhandlung des Hrn. Dr. Wilh. Ludw. Seidel vorgelegt:

Erste Resultate photometrischer Messungen am Sternhimmel.

Es ist ein Nachtheil, worin sich mathematische Bestrebungen im Vergleich mit den meisten anderen wissenschaftlichen Untersuchungen befinden, daß sich ihr Interesse ausschließlich auf den nicht weiten Kreis der Fachgenossen beschränkt. Die Auseinandersetzung der Kräfte, die in der Natur im Allgemeinen wirken, die Beschreibung einer merkwürdigen Pflanze oder die Mittheilung der Resultate geschichtlicher und antiquarischer Forschungen können bey dem Gebildeten überhaupt auf Theilnahme rechnen; hingegen muß der selbst schon längere Zeit sich analytischen Studien gewidmet haben, welcher sich um den Werth eines bestimmten Integrals bekümmern oder Interesse daran nehmen soll, ob eine Zahl quadratischer Rest einer andern ist, oder nicht. Die Ursache davon wäre leicht nachzuweisen. Indessen gedenke ich hier dieser Bemerkung nur, weil sie mich veranlaßt hat, einen rein mathematischen Versuch, den ich Anfangs zum Vortrag bey der gegenwärtigen Veranlassung bestimmt hatte, zurückzulegen, um statt dessen Einiges in Betreff einer Reihe von Vergleichungen der Helligkeiten verschiedener Sterne zu sagen, mit der ich seit längerer Zeit beschäftigt bin; in der Hoffnung, daß die Macht, welche die Sterne von jeher, obgleich in einem andren Sinn als dem der Astrologen, auf die Geister ausgeübt haben, mir hier zu Hilfe kommen möge. Ich bin aber dadurch in den Fall gesetzt, daß ich, anstatt von einer abgeschlossenen Untersuchung zu sprechen, nur vorläufige Resultate mittheilen kann, die ihre Bestätigung oder theilweise Abänderung erst noch von fortgesetzten Beobachtungen erwarten müssen, und ich werde mehr von den Absichten zu sagen haben, die dabey vorschwebten, als von Erfolgen, die schon erreicht wären. In dieser Rücksicht muß ich die Nachsicht der hochansehnlichen Versammlung in Anspruch nehmen.

Zweyerley Erscheinungen sind es, die sich an den Himmelskörpern dem Auge darbieten: ihr Glanz und ihre Bewegung. Wenn der erste schon den Blick des Nomaden nach dem nächtlichen Gewölbe emporwenden mußte, so war die andere vorzüglich geeignet, die Aufmerksamkeit des nachdenkenden Beobachters in derselben Richtung zu fesseln; und dieß um so mehr, da die kosmischen Bewegungen eine merkwürdige Stufenleiter darbieten, von der einfachsten Kreisbewegung der Himmelssphäre an, durch die doppelt periodische der Sonne, dann die bereits complicirteren der Planeten und des Mondes, und durch ihre nach und nach entdeckten Ungleichheiten bis zu dem scheinbar regellosen Kommen und Gehen der Kometen und den verflochtenen Knoten von Sonnen, die sich in höheren Systemen selbst um einander drehen. So hat hier jede Zeit eine ihrer Kraft angemessene Aufgabe gefunden, an die sie sich, durch den bis dahin glücklichen Erfolg ermuthigt, wagen

konnte, und noch jetzt, da die dem unmittelbaren Sinne wahrnehmbaren Bewegungen lange erklärt sind, da es selbst gelungen ist, Ordnung in der flüchtigen Erscheinung der Sternschnuppen nachzuweisen, entdeckt das bewaffnete Auge neue Wunder und neue Räthsel, und das tausendjährige Problem der Astronomie verewigt sich. Auf diese Art hat die Erforschung der Bahnen der Himmelskörper, der Gesetze, nach welchen sie sich darin bewegen, und der Kräfte, in Folge deren es geschieht, die Thätigkeit der Sternkundigen so sehr beschäftigt, daß man bis in die neueste Zeit beynahe vergessen zu haben schien, daß sie nicht das Einzige ist, was in dieser Rücksicht unternommen werden kann. Nicht nur die Linien, von deren verschiedenen Punkten aus wir nach und nach das Licht der Sterne erhalten, bieten sich der Messung dar, sondern auch die Eigenschaften dieses Lichtes selbst. Zu geschweigen von denjenigen darunter, die erst in der neuesten Zeit entdeckt worden sind, wie die Polarisation, die namentlich über Körper, die mit entlehntem Glanze strahlen, interessante Beyträge verspricht, oder die Lage der fixen Linien, die erst durch so mächtige Hülfsmittel, als Fraunhofer der Wissenschaft verlieh, wahrnehmbar geworden sind, — auch nicht zu reden von der Farbe, für die wir noch des Maßes ermangeln, so ist die verschiedene Intensität des Lichtes der Sterne selbst etwas, was ganz unmittelbar in die Augen fällt, und worüber wir gleichwohl bis jetzt überaus wenig wissen.

Von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten hat man hierin nichts anders gethan als die Sterne nach ihrem Glanze in eine Anzahl sogenannter Größenklassen vertheilt, eine Bestimmungsart, die noch nicht einmal auf derselben Stufe steht, wie wenn man ihren Ort, statt durch Angabe der Coordinaten, bloß durch Nennung des Sternbildes bezeichnen wollte, zu welchem jeder gehört. Sie steht noch nicht auf dieser Stufe, weil man von den verschiedenen Größenklassen selbst nicht angeben konnte, wie sich die mittlere Helligkeit der Sterne bey der einen im Mittel zu der in der nächstfolgenden verhält. — Dieser Stillstand in der Art, die Lichtmenge der Himmelskörper zu bezeichnen, im Vergleich mit den großen Fortschritten der ortsbestimmenden Astronomie, verliert indessen Etwas von seinem Auffallenden, wenn man einen wesentlichen Unterschied bedenkt, der zwischen beyden Statt findet. Der Ort eines Punktes im Raume ist etwas, was seine Bedeutung ganz unabhängig von unserer Subjectivität hat; die Intensität seines Lichtes dagegen können wir zwar auch rein objectiv definiren, es sey durch die Schwingungs-Amplitude der Aetherth eilchen oder wie immer sonst, aber sie messen können wir, wenigstens für jetzt, nicht anders als nach der Empfindung der Helligkeit, welche in unserem Auge erregt wird. Gesetzt aber, daß die Flüßigkeiten unseres Auges die eine Farbe in höherem Grade absorbiren als die andere, so wird der Eindruck des Lichtes auf unsern Gesichtssinn keineswegs seiner wahren Intensität proportional seyn. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß alle Farben, die wirklich existiren, unserem Auge wahrnehmbar sind, vielmehr ist alle Wahrscheinlichkeit dagegen; gibt es aber solche, die uns unsichtbar sind, so haben wir eben so wenig Mittel, ihre Intensität zu messen, als wir im Stande wären, über diejenige des rothen Lichtes zu urtheilen, wenn wir durch rein grüne Gläser sähen. Es geht hieraus die Nothwendigkeit hervor, wenn wir Intensitäten messen wollen, die wahre objective Definition derselben aufzugeben und unsere Empfindung der Helligkeit an ihre Stelle zu setzen. Ortsbestimmungen sind nicht in solcher Art von constanten Fehlern der Sinne des Beobachters afficirt.

Noch ein Umstand anderer Art, von dem sie eben so wenig unabhängig gemacht werden können, stellt sich photometrischen Messungen in den Weg, nämlich die Veränderlichkeit der Durchsichtigkeit der Atmosphäre, durch welche wir alle Sterne sehen. Diese Durchsichtigkeit ist einmal in verschiedenen Höhen verschieden, weil die Dicke der Luftschicht es ist, durch welche der Strahl zu uns gelangt. Diese Variabilität, deren Grund wir nachzuweisen vermögen und die constant ist, kann der Rechnung unterworfen oder durch Beobachtung erforscht werden; beyden entziehen sich aber diejenigen Störungen der eben erwähnten Regel, welche durch die Aenderung des meteorologischen Zustandes der Luft, durch dünne Wolkenschleyer, die wir, zumal des Nachts, nicht sehen und durch welche der Stern zu uns scheint, oder durch ähnliche vorübergehende Ursachen herbey-

geführt werden. Daß Einflüße dieser Art obgewaltet haben, erfährt man erst später aus dem Mangel an Uebereinstimmung der Beobachtung mit andern, und man muß daher gefaßt darauf seyn, bey photometrischen Versuchen öfter als es sonst vorkommt und erlaubt ist, eine scheinbar gelungene Beobachtung bey der Berechnung geradezu verwerfen zu müssen. —

Die Wichtigkeit der Sache hat gleichwohl neuerer Zeit mehrere ausgezeichnete Männer veranlaßt, Versuche auf diesem Felde zu machen. Die Namen von Alexander von Humboldt, Wollaston und Sir J. Herschel können angeführt werden. Derselbe Grund hat auch ohne Zweifel die Göttinger Societät der Wissenschaften veranlaßt, da es an einem passenden und bequemen Instrumente zu derartigen Messungen ganz fehlte, die Angabe eines solchen zum Gegenstand ihrer Preisfrage für das Jahr 1835 zu machen. Von dem Instrumente, welches sie mit dem Preise gekrönt hat, hat der Erfinder durch die Theorie und durch Beobachtungen an künstlichen Sternen, deren Helligkeit im Voraus bekannt war, nachgewiesen, daß seine constanten Fehler durch die geeignete Methode des Beobachtens eliminirt werden, und daß es dann, bis auf die unvermeidlichen zufälligen Fehler, die richtigen Verhältnisse der Helligkeiten gibt. Diese übrig bleibenden zufälligen Fehler sind aber, so weit sie vom Instrumente und der Genauigkeit, mit welcher das Auge und Hand die dabey nöthige Einstellung machen, abhängen, so klein, daß es bey der verhältnißmäßigen Größe derjenigen, welchen wir die Messungen am Himmel aus den oben angeführten Gründen doch ausgesetzt bleiben, vorläufig kein Interesse hat, auf ihre weitere Verminderung zu sinnen. Das Instrument ist seitdem noch einmal für die Wiener Sternwarte in einer für die Beobachtung noch bequemeren Form (die in Schum. Astr. Jahrb. J. 1844 angedeutet ist) ausgeführt worden, und gegenwärtig scheint Hoffnung, auch von dorther Beobachtungen damit zu erhalten. Mir, der ich von Prof. Encke schon früher auf die Wichtigkeit solcher Messungen aufmerksam gemacht worden war, hat die Güte des Hrn. Prof. Steinheil auf meinen Wunsch erlaubt, mit seinem eigenen Photometer, demselben, welcher in seiner Preisschrift genau beschrieben ist, Beobachtungen anzustellen. Dieselben sind seit etwa $\frac{5}{4}$ Jahren auf dem Observationsthurme der k. Akademie der Wissenschaften von mir, so weit Zeit und Wetter es erlaubten, gemacht worden, wobey ich mich in der letzten Zeit der Theilnahme des Herrn C. Leonhardt (früher Assistenten der k. Sternwarte) erfreute, und da wir die Einstellung abwechselnd machten, ohne daß Einer die des Andren kannte, und innerhalb der Gränzen der Unsicherheit eines Jeden gleiche Ablesungen erhielten, so geht daraus, wenigstens mit Wahrscheinlichkeit, hervor, daß die Subjectivität des Beobachters auch bey Sternen von verschiedener Farbe keinen wesentlich störenden Einfluß auf die Messung ausübt. Dasselbe war für die künstlichen Sterne schon früher von Hrn. Prof. Steinheil bewiesen worden.

Um das Princip des Instrumentes für diejenigen, welche es nicht kennen sollten, kurz anzudeuten, so beruht dasselbe darauf, daß man die Lichtscheiben einander gleich macht, welche man statt der Sterne sieht, wenn man das Okular eines Fernrohrs, durch das man sie betrachtet, beträchtlich über die Stellung des deutlichen Bildes herauszieht oder hineinschiebt. Diese Scheiben erscheinen um so größer und zugleich um so dunkler, je mehr man das Okular verstellt hat, man kann daher die Helligkeit derjenigen, welche der glänzendere Stern erzeugt, der des anderen gleich machen, wenn man für den ersteren das Okular weiter vom Bilde entfernt, als für den zweyten, und umgekehrt kann man aus den verschiedenen Verstellungen, welche gleich stark erleuchtete Scheiben hervorgebracht haben, auf das Helligkeitsverhältniß der Sterne schließen. Durch Prismen, welche statt der Spiegel dienen, wird bewirkt, daß man beyde Sterne zugleich im Felde sieht, und da man bey dieser Einrichtung natürlich dem Okular nicht die beyden verschiedenen Verstellungen zugleich geben kann, bey welchen die zwey Lichtscheiben gleich hell erscheinen würden, so können statt dessen die beyden Hälften des zerschnittnen Objectives, von denen jede das Licht des einen Sterns erhält, jede für sich verstellt werden. Man ist dann noch abhängig von der möglicherweise verschiedenen Durchsichtigkeit der beyden Prismen und der zugehörigen Objectivhälften; um diese zu eliminiren kann man entweder, nachdem in der einen Lage beobachtet ist, die Prismen wechseln, wodurch der Fehler auf die

entgegengesetzte Seite kommt, oder man kann dadurch, daß man durch beyde Prismen das Licht desselben Sterns gehen läßt, also diesen mit sich selbst vergleicht, die Größe des Fehlers bestimmen. Man zieht es im allgemeinen bey astronomischen Beobachtungen vor, wenn man eine solche Wahl hat, diejenige Methode anzuwenden, welche den Fehler auf die andere Seite bringt, weil man unter sonst gleichen Umständen dadurch doppelte Genauigkeit erhält; allein einige Erfahrung bey dieser Beobachtung hat mich hier veranlaßt, in der späteren Zeit immer die zweyte Methode zu wählen, da dieselbe erlaubt, immer einen solchen Stern anzuwenden, dessen Licht die passendste Helligkeit hat und von dem Flammen frey ist, durch welches die Genauigkeit der Beobachtungen sehr beeinträchtigt wird.

Da es unausführbar ist, nur Sterne in gleicher Höhe zu vergleichen, so mußten meine ersten Bemühungen darauf gerichtet seyn, das Gesetz zu ermitteln, durch welches die Extinction des Lichtes in der Atmosphäre von der Zenitdistanz abhängt, um sie durch die Rechnung auf gleiche Höhen zu bringen. Dieß ist dadurch geschehen daß 2 Sterne von beträchtlicher Helligkeit, die beyde bey uns dem Scheitel sehr nahe kommen, nehmlich Wega der Leier und Capella im Fuhrmann bey sehr verschiednen Stellungen gegen den Horizont verglichen wurden. Die Versicherung, daß diese Sterne nicht bemerklich variabel sind, was diese Bemühung illusorisch gemacht hätte, ist dadurch erlangt worden, daß nach Verfluß von mehr als einem Jahre bey gleicher Stellung der Sterne, wieder das gleiche Verhältniß gefunden worden ist. Vergleichungen andrer Sterne, die nicht in dieser besondern Absicht gemacht wurden, haben zahlreiche Controlen über die Richtigkeit der Werthe der Extinction gegeben, die aus den Beobachtungen der genannten abgeleitet worden sind. Die Rechnung, durch welche man dieselben erhält, hat große Aehnlichkeit mit derjenigen, auf welche die genaue Calibrirung eines Thermometers nach Geh. R. Bessel's Methode führt. Von dem Gange der Function können folgende, aus einer größern Tafel gezogenen Werthe einen Begriff geben: Man muß zu dem tabulären Logarithmus der beobachteten Helligkeit, um den der Helligkeit des Sterns im Zenit zu finden, hinzulegen:

wenn er	0° Zenit-Dist.	+ 0,000
	15 . . .	0,005
	30 . . .	0,015
	45 . . .	0,042
	60 . . .	0,099
	75 . . .	0,287
bey	86 . . .	0,830

In vier Grad Höhe scheint uns also ein Stern nur etwa den 7ten Theil derjenigen Helligkeit zu haben, die ihm im Scheitelpunct eigen ist, oder $\frac{6}{7}$ der Zenitalhelligkeit werden von der Luft absorbirt. Von hier an noch weiter gegen den Horizont nimmt die Extinction überaus rasch zu. In der That scheint mir für das bloße Auge und selbst in schwachen Fernröhren (wie die Operngläser) zufolge einiger darauf gerichteten Beobachtungen, bey freyem Horizonte das Verschwinden eines Sterns erster Größe, z. B. von α Bootis, wenn er sich zum Untergang neigt, nicht in der Art vor sich zu gehen, daß man ihn immer tiefer sinken sähe, bis er vom Horizont bedeckt wird, sondern er wird schwächer und schwächer und so verliert man ihn aus dem Gesicht, ohne den eigentlichen Untergang zu sehen.

Von dem Gesetz der Extinction kann man sich eine deutlichere Vorstellung machen, wenn man eine geometrische Betrachtung zu Hilfe nimmt. Man könnte sich nämlich den Verlust an Licht, welchen der sinkende Stern erleidet, dadurch erklären, daß man annähme, daß er sich immer weiter von uns entfernte. Mit andern Worten: Man könnte sich das Gewölbe des Himmels, statt es sphärisch anzunehmen, durch Rotation einer Curve erzeugt denken, die von der Art wäre, daß wenn der Stern immer in dieser Fläche bleiben müßte, während seine scheinbare Bahn unverändert bliebe, er uns ohne Atmosphäre in jeder Höhe eben so hell erschiene als er uns durch die Luft wirklich erscheint. Berechnet man diese Curve, so findet man, daß sie sich im Zenit wenig vom Vertikalkreis entfernt, indem ihr Rotationsfuß eine Art Calotte über der Kugel bildet und in der Höhe, ebenso wie diese, concav gegen den Horizont ist; bey etwa 60° Zenitdistanz hat sie aber einen Wendepunct von welchem aus ihre Aeste, jetzt convex gegen den Horizont, dem sie sich asymptotisch nähern, rasch in die Weite auslaufen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.
Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 14. März d. J. wurde durch Hrn. Conservator Dr. Steinheil folgende Abhandlung des Hrn. Dr. Wilh. Ludw. Seidel vorgelegt:

Erste Resultate photometrischer Messungen am Sternhimmel.

(Schluß.)

Laplace hat im 10ten Buche der Mécanique Céleste eine Formel für die Extinction gegeben, die auf der Voraussetzung beruht, daß die Absorption in jedem Raumelement proportional sey der Intensität, mit welcher der Strahl auf dasselbe kommt, und der Dicke dieses Elements. Auch hat Er die Constante, welche diese Formel enthält, nach einer Beobachtung von Bouguer am Mondlicht bestimmt. Man kann dieselbe Constante aus meinen Beobachtungen über die Extinction ableiten, und erhält dadurch so viele Bestimmungen, als Beobachtungen da sind. Diese müssen alle überein kommen, wenn das Laplace'sche Gesetz mit der Natur übereinstimmt. Man erhält aber in der That, statt immer denselben Werth bey sehr kleinen und bey sehr großen Zenitdistanzen kleinere, als in der Mitte, und die Abweichungen zeigen eine Regelmäßigkeit, welche beweist, daß das wahre Gesetz ein etwas anderes ist. Indessen ist die Abweichung nicht sehr groß. Wenn ich denjenigen Werth der Laplace'schen Constante anwende, wie er aus meinen Beobachtungen in der Gegend von 55° Zenitdistanz folgt, so wird nach der Formel dieses Gelehrten gefunden, daß die Helligkeit eines Sterns im Zenit 0,79 von derjenigen ist, mit welcher er uns erscheinen würde, wenn keine Absorption da wäre. Die Bouguer'sche Zahl gibt statt dessen 0,81 *), nur um 0,02 verschieden, und denselben Werth geben diejenigen meiner Beobachtungen, die bey 30° Zenitdistanzen gemacht sind. Man kann also sagen, daß ein Strahl, der senkrecht durch die Atmosphäre geht, dadurch sehr nahe $\frac{1}{5}$ seiner Helligkeit verliert, oder wenn sie nicht da wäre, würde uns Capella etwa so hell erscheinen, als uns Wega im Zenit wirklich sich zeigt.

Das Verhältniß dieser beyden Fixsterne, welches der letzten Angabe zu Grunde liegt, hat sich nehmlich aus derselben Beobachtungsreihe, die zur Ermittlung der Extinction diente, mit beträchtlicher Sicherheit ergeben.

Mit diesen beyden als Normalsternen habe ich ferner die meisten andern bey uns sichtbaren der ersten Classe verglichen, um eine vorläufige Scala für sie festzustellen, bey welcher als Einheit der Helligkeit das Licht Wega's, des hellsten Sterns der nördlichen Hemisphäre, angenommen worden ist. Da diese Beobachtungen fast alle wiederholt sind, und nicht wenige Controlgleichungen darbieten, so bin

---

*) Ich glanbe die nahe Gleichheit von Zahlen, die ohne Zweifel durch ganz abweichende Methoden gefunden sind (das Nähere über die Bouguer'sche Bestimmung ist mir nicht bekannt), so wie das, was weiter unten folgt, als einen Beweis ansehen zu dürfen, daß photometrische Messungen am Himmel, trotz der Ungunst der Umstände, eine Sicherheit haben, welche man den Resultaten bloßer Schätzungen nicht so leicht geben wird.

ich im Stande, die ungefähren Gränzen der Sicherheit jeder Bestimmung anzugeben; im Mittel beträgt der zu befürchtende Fehler etwa $\frac{1}{30}$ der Helligkeit selbst; er würde merklich kleiner ausgefallen seyn, wenn nicht die Beobachtungen zugleich zur Untersuchung der Extinction hätten benützt werden müssen, also zur Bestimmung einer größern Zahl von Unbekannten, welche das Gewicht jedes Resultates bekanntlich vermindert. In der Reihe fehlen mir noch Spica der Jungfrau, Pollux in den Zwillingen und die beyden, die bey uns nur eine sehr geringe Höhe erreichen, Antares im Scorpion und Fomelhut im südlichen Fisch, auch ist α Orionis oder Beteigeuze vorläufig ausgeschlossen worden, weil dieser Stern nach Herschel variabel ist. Die Zahlen, welche ich für die übrigen gefunden habe, können mit denjenigen verglichen werden, welche Sir J. Herschel im 16. Bd. der A. N., No. 372. S. 190 angibt, von denen er indeß ausdrücklich erklärt, daß sie noch nicht definitiv seyen. Um seine Zahlen auf meine Einheit zu bringen, muß man mit 202 dividiren. Ich erhalte auf diese Art folgende Zahlen für die Lichtmengen, nach der Größe geordnet, die von α Lyrae = 1 gesetzt, — Zahlen, von welchen immer die erste die meinige, die 2. die Herschel'sche ist:

	Seidel	Herschel *)
Sirius	5,13	5,08
Rigel	1,3	0,92
(1845 Nov. 29.)		
Wega	1,00	0,92
Arctur	0,84	0,92
Capella	0,83	0,92
Procyon	0,71	0,53 bis 0,64
Attair	0,40	0,44
Aldebaran	0,36	0,53 — 0,64
Deneb	0,35	0,33 — 0,44
Regulus	0,34	0,27 — 0,33

*) Herschel gibt am angef. Orte nicht für alle von mir verglichenen Sterne die Zahlen unmittelbar, sondern erst die Aufeinanderfolge sämmtlicher Sterne erster Größe, und dann Zahlen für 13, worunter mehrere hier nicht sichtbar. Da vier von den oben aufgenommenen Sternen nicht zu diesen 13 gehören, erhält man für diese aus seiner Zusammenstellung nur zwey Gränzwerthe zwischen denen ihre Helligkeit liegt; hierauf bezieht sich das „bis" bey Procyon, Aldebaran, Deneb und Regulus. Seitdem das Obige geschrieben wurde, habe ich noch eine Beobachtung über Spica und eine über Pollux erhalten, deren Resultat ist:

Spica	0,49	0,44—0,47
Pollux	0,30	0,33—0,44

Die erste fällt also zwischen Procyon und Attair, und β Geminorum kommt an's Ende der Tafel.

Obgleich die Unterschiede der beyden Zahlen für Wega und Capella und für Procyon außerhalb der Gränzen der Unsicherheit meiner Bestimmung liegen, so kann man doch im Allgemeinen mit der Uebereinstimmung zufrieden seyn, in Betracht, daß die Beobachtungen nach völlig verschiedenen Methoden gemacht sind, und daß die Unsicherheit der Herschelschen, die er überdies nicht als definitiv gibt, zwar nicht bekannt, aber wahrscheinlich größer ist, als bey den Beobachtungen mit dem Prismenphotometer. Auch kommt Sir John darin mit mir überein, daß er ebenfalls Capella und Arctur gleich hell findet. Ein Unterschied wäre hier um so erklärlicher gewesen: da die entschieden rothe Farbe Arctur's die Vergleichung erschwert. Was die große Differenz von 1,3 und 0,92 bey Rigel betrifft, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß der Stern gegenwärtig an Helligkeit zunimmt *). Man kann sich jetzt in jeder hellen Nacht mit dem bloßen Auge überzeugen, daß er zur Zeit Capella bey weitem überstrahlt, und nicht ihr gleich ist, wie nach Herschel's älterer Messung **). Am auffallendsten ist aber der Unterschied bey Aldebaran, den Herschel beynahe gleich Procyon macht, während ich ihn nur halb so hell finde. Ich bin aber völlig überzeugt daß in dieser Rücksicht mein Auge nicht anders urtheilen kann, da mir α Tauri als einer der schwächsten Sterne erster Größe erscheint. ***)

*) Ich finde auch von Argelander in Schumacher, Jahrbuch für 1844, S. 254 bemerkt, daß Rigel mit Procyon verglichen, eine veränderliche Helligkeit zu zeigen scheine.

**) Geschrieben im Januar 1846. — Ich habe seitdem noch eine Vergleichung Rigels mit Sirius gemacht, die mir dieselbe Zahl 1,3 für ersteren gibt, zugleich aber neue Gründe erhalten, zu vermuthen, daß er veränderlich ist. Das Nähere darüber muß ich einem andern Orte vorbehalten.

***) Was im Texte gesagt ist, beruhte, als es geschrieben wurde, auf Vergleichungen jedes der beyden Sterne mit α Aurigae. Ich habe zur weiteren

Innerhalb dieser Classe variirt also die Helligkeit im Verhältnisse von 1—15; so viel mal mehr Licht hat Sirius als Regulus. Der letztere hat hingegen nur etwa dreymal mehr Licht, als der Polarstern, der nicht einmal zur 2. Classe gerechnet wird. Man sieht hieraus, wie wenig die Classeneintheilung, wie sie jetzt ist, von den relativen Helligkeiten einen Begriff zu geben vermag.

Zum Schluß sey es mir noch erlaubt, ein paar Vergleichungen zwischen Planeten und Firsternen zu erwähnen, weil dieselben geeignet sind, eine ungefähre Vorstellung von der Helligkeit unserer Sonne gegen andere, auf gleiche Entfernungen gebracht, zu gewähren.

Ich habe eine größere Zahl Beobachtungen dieser Art erhalten, aus denen ich nur eine Vergleichung zwischen Wega und Mars, giltig für den verfloßnen 24. August, und eine zwischen demselben Firstern und Jupiter, vom 1. September, heraushebe. Die erste hat gegeben:

Mars heller als Wega 6,8 mal. Die zweyte
Jupiter „ „ „ 8,5 mal.

Beyde Planeten waren zur Zeit der Beobachtung sehr nahe an ihrer Opposition. Man kann nun, wenn das Reflexionsvermögen oder die sogenannte Albedo dieser Körper, das heißt das Verhältniß der Menge des Lichts, welches sie zurückwerfen, zu allem Licht, das sie erhalten, gegeben und für Mars = A, für Jupiter = B ist, berechnen, wie vielmal mehr Licht die Sonne selbst hatte, als jeder von beyden. Es findet sich, nach Formeln, die Olbers im 8. Bde. der Mon. Corr. gegeben hat:

⊙ heller als Mars 880 Millionen $\frac{1}{A}$ mal
⊙ „ „ Jupiter 3'350 Millionen $\frac{1}{B}$ mal
(reducirt auf die mittlere Entfernung der Sonne.)

Hiermit wird das Licht der Sonne stärker als das

Wega's 5'900 Millionen $\frac{1}{A}$ mal
28'600 Millionen $\frac{1}{B}$ mal

Die Zahlen A und B sind, wenn die Planeten kein eigenes Licht haben, nothwendig echte Brüche, durch die Division mit ihnen werden also die großen Zahlen noch größer. Da übrigens beyde gleich werden müssen *), so erhält man eine Bedingung zwischen A und B, zufolge deren ♃ von dem auf ihn fallenden Lichte 4,8 mal mehr reflectirt, als Mars.

Wega gehört zu den wenigen Firsternen, deren Entfernung, durch Struves Bestimmung, annäherungsweise bekannt ist. Dieselbe ist nämlich etwa 790,000 mal größer als die der Sonne.

Hiermit kann man rechnen, wie vielmal heller als sie wirklich erscheint, uns Wega erscheinen würde, wenn sie so nahe wäre, wie die Sonne. Auf gleiche Entfernungen gebracht findet man dann:

Wega heller als die Sonne 106 A mal
oder 22 B mal.

Sollte daher Wega nicht heller seyn als der Centralkörper unseres Systems, so müßte man die höchst unwahrscheinliche Annahme machen, daß Jupiter, trotz seines ausnehmenden Glanzes, nur den 22sten Theil des auf ihn fallenden Lichtes reflectirte, und Mars gar nur den 100sten, während Lambert aus Versuchen für die Erde, mit der ♂ große Aehnlichkeit zu haben scheint, geschlossen hat, daß sie etwa $\frac{1}{7}$ zurückwirft. Wollte man diese Zahl auf ♂ anwenden, so würde Wega etwa 15 mal heller seyn als die Sonne, und zugleich müßte ♃ 0,7 des auf ihn fallenden Lichts zurückwerfen, d. h., ebenfalls nach Lambert, beynahe doppelt so viel, als die weißesten Körper, z. B. Gyps, auf der Erde. Zu Folge

Versicherung seit dem (nehmlich 1846 Febr. 26.) auch eine directe Vergleichung beider gemacht, nach welcher ich find, Aldebaran = 0,49 Procyon; während aus der obigen Scala Aldebaran = 0,51 Procyon. Die Uebereinstimmung ist für jetzt befriedigend, da sie innerhalb der Gränzen der erwarteten Unsicherheit liegt. Einen Ueberblick über die Zahl der bisherigen Beobachtungen von Firsternen erster Größe gibt folgende Zusammenstellung: Es ist verglichen Wega mit Capella 20 mal, mit Arctur 4 mal, mit Spica 1 mal, mit Regulus 1 mal, mit Deneb 2 mal, mit Attair 1 mal; Capella mit Sirius 10 mal, mit Procyon 3 mal, mit Arctur 2 mal, mit Rigel 2 mal, mit Aldebaran 2 mal, mit Regulus 1 mal, mit Pollux 1 mal; Sirius mit Rigel 2 mal; Spica mit Pollux 1 mal, mit Regulus 1 mal; Procyon mit Aldebaran 1 mal. — Jede Beobachtung besteht der Regel nach in 8 Einstellungen.

*) Vorausgesetzt ist, wie man sieht, daß die Sonne ihre Helligkeit vom 24. August bis 1. September nicht wesentlich geändert hat.



einiger Messungen, die ich mit Herrn Prof. Steinheil mit einem andern Apparate *) zu machen Gelegenheit hatte, wirft selbst ein hell polirter Teleskopspiegel nicht so viel Licht zurück. Es möchte daher wahrscheinlicher seyn, daß A etwas kleiner als $\frac{1}{7}$ ist, und vielleicht $\frac{1}{11}$ sich nicht sehr von der Wahrheit entferne. Dann würde folgen, daß unsere Sonne, so weit entfernt gedacht, als Wega ist, etwa so hell erscheinen würde, als der Polarstern. Ich bemerke noch, daß man von Wollaston eine Vergleichung zwischen Sirius und der Sonne hat, die mittelst künstlichen Lichtes gemacht ist, und mit der meinigen durch die Planeten in sehr befriedigende Uebereinstimmung kommt, wenn man, wie ich zuletzt that, die Albedo des Mars etwa $\frac{1}{11}$ setzt. — Was zuletzt angeführt worden ist, macht natürlich keine Ansprüche auf dieselbe Sicherheit, die die photometrischen Messungen unmittelbar haben, doch möchte so viel ziemlich wahrscheinlich seyn, daß die Sonne, in der Entfernung der nächsten Fixsterne, als etwa 2ter Größe scheinen würde, so daß für jetzt kein Grund da ist, sie gegen andere für besonders groß oder besonders klein zu halten. —

*) Er ist ebenfalls in der schon erwähnten Preisschrift „Elemente der Helligkeitsmessungen", unter dem Namen des Okular Photometers, beschrieben.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 4. April d. J. las Hr. Joh. Fröhlich, Rector des alten Gymnasiums:

Ueber Catullus' Carmen XXIX: „Quis hoc potest videre, quis etc.?"

Wenn noch manches der auf uns gekommenen Gedichte Catullus', um verständlich und genießbar zu werden, nachbessernder Hilfe bedarf, so ist dieß insbesondere bey dem an Cäsar und seinen Eidam Pompeius gerichteten Gedichte der Fall, welches (nach vulg. Ordnung No. 29) mit den Worten beginnt: „Quis hoc potest videre, quis potest pati, etc.?" Denn dieses Gedicht hat nicht bloß, wie andere, durch Unbild älterer Zeit einige Entstellung erlitten, sondern die gelehrten Freunde des Dichters, zumal in neuerer Zeit, legen es so zu sagen absichtlich darauf an, selbes durch ihre sogenannten Besserungsversuche immer noch mehr zu entstellen. Wie nach unserer Meinung die kleinen alten Verderbnisse zu beseitigen und die der neuern Zeit abzuwehren seyn möchten, wollen wir hiemit in kleiner Abhandlung zu zeigen versuchen. Den Anfang werden wir mit Abwehr der Versuche neuerer Zeit machen, dann, theils damit in unmittelbarer Verbindung, theils davon gesondert nachträglich unsere eignen Berichtigungsvorschläge folgen lassen.

Es findet sich unter Catullus' Gedichten eines (Carmen IV.: „Phaselus ille, quem videtis, etc."), dessen sämmtliche Verse, 27 iambische Senarien, so verfaßt sind, daß jeder derselben ohne Einmischung eines Spondeus u. s. w. aus lauter iambischen Füßen besteht. Da nun auch unter den 24 Senarien des 29. Gedichtes, von welchem wir handeln, zwanzig entschieden *) ebenfalls lauter rein iambische Verse sind, so haben nach theilweisem Vorgang älterer die neueren Bearbeiter des Catullus, namentlich Sillig (1822), Lachmann, Mor. Haupt (quaestiones Catullianae) und — in seiner Recension dieser Schrift — Gottfr. Hermann angenommen, daß wie das vierte so auch das neun und zwanzigste Gedicht von Catullus in lauter reinen Jamben geschrieben worden sey, und haben dieser Annahme gemäß die nach der handschriftlichen Ueberlieferung ihr nicht entsprechenden Verse durch Correctionen ihr anzupassen versucht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man kann höchstens den 8. Vers noch ausnehmen, weil er einer Correction bedarf.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132 der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 4. April d. J. las Hr. Joh. Fröhlich, Rector des alten Gymnasiums,

Ueber Catullus' Carmen XXIX:
„Quis hoc potest videre, quis etc.?"

(Fortsetzung.)

Hiegegen wollen wir unternehmen erstens zu zeigen, daß die Annahme durchaus lauter iambischer Verse unbegründet und somit etwas rein willkührliches sey; wollen zweytens darthun, daß die von den genannten Gelehrten vorgeschlagenen Correctionen, ungenügend und falsch, das Gedicht eher verderben als verbessern würden; endlich zeigen, wie alle Stellen des Gedichtes, sobald man nur von den Fesseln jener irrigen Voraussetzung frey an die Bearbeitung geht, sich ganz leicht in's Reine bringen lassen.

Die Annahme lauter reiner Jamben ist unbegründet. — Die Vertheidiger dieser Annahme gestehen selbst, daß sie den Spondeus auf dem ersten Fuße des dritten Verses „Māmŭrram habere, quod etc." durch keine Correction entfernen können, und suchen ihn darum doch wenigstens zu entschuldigen, wie Hr. Haupt, welcher (p. 18) schreibt: „— cum puris iambis hoc carmen Catullus scriberet, semel quidem eam legem migravit, sed cum iustissima excusatione. Etenim Mamurrae nomen, cuius primam syllabam produci versus docent Horatii serm. I. 5, 37 et Martialis 9, 60, 1. 10, 4, 11, aliter plane tacendum ei erat." Allerdings; und wenn Catullus wirklich ein Gedicht in lauter Jamben hätte geben wollen, würde er auch, um sich nicht dem Spotte seiner Leser bloß zu stellen, den widerspänstigen Namen Mamurra gewiß vermieden und durch eine andere Bezeichnung des Mannes ersetzt haben. Lesen wir doch z. B. Carm. 41 und Carm. 43. statt des Namens Mamurra die ihn ersetzende Bezeichnung „decoctor Formianus;" und unser Dichter sollte sich hier nicht auf ähnliche Weise zu helfen gewußt haben? Das müßte ein schlechter Poet seyn, der, um einem Gesetze zu genügen, das er selbst ohne Nöthigung von irgend einer Seite sich gegeben hat, ein etwas eigensinniges nomen proprium zu bewältigen nicht im Stande wäre! — Dazu kommt, daß im Vers 17 die Codd. DL und wie es scheint die andern alle die Worte darbieten „Paterna prīmūm lāncinata etc." also einen Spondeus auf dem dritten Fuße des iamb. Senarius, welchen zu entfernen nichts anderes zwingt als die unglückliche vorgefaßte Meinung, daß in diesem Gedichte sich kein anderer Fuß als der Jambus dürfe blicken lassen. — Ferner lautet Vers 20 (in allen Handschriften) „Hūnc Gălliae timet etc." mit einem Spondeus auf dem ersten Fuße. Diesen Spond. sucht man zwar zu entfernen; aber mit welchem Recht oder Unrechte, werden wir weiter unten sehen. — Endlich wiederum in Vers 23 steht in den Codd. geschrieben: „Eone nomine urbĭs (D. verbis) ŏpŭlēntĭssime" mit einem Tribrachys (= Jambus) auf dem vierten, aber leider wieder mit einem verhaßten Spondeus auf dem fünften Fuße. Wie auch diesen Anstoß die Freunde der reinen Jamben zu beseitigen suchen, wird sich im Folgenden zeigen. — Also, da Catullus selbst nirgends ausgesprochen hat, daß er sein 29. Carmen als in lauter reinen

Jamben gedichtet betrachtet wissen wolle; da auch sonst kein historisches Zeugniß für diese Annahme spricht *), dagegen vielmehr wenigstens vier Verse laut der urkundlichen Ueberlieferung derselben widerstreiten: so ist die Annahme selbst als unbegründet und als Erzeugniß reiner Willkühr zu betrachten.

Die von den neueren Bearbeitern Catullus' zur Beseitigung einiger Spondeen vorgeschlagenen oder in den Ausgaben wirklich vorgenommenen Textänderungen sind falsch und verderben anstatt gut zu machen.

So gleich in Vers 17 ist wahrhaftig gegen das durch die Handschriften bewährte primum an seiner Stelle durchaus nichts aufzubringen als daß dadurch ein Spondeus in den Vers gebracht ist. Man ist aber nicht befugt, wo weder Sinn noch Gesetze des Metrum es fordern, eines so schwachen und in Wahrheit nur selbst geschaffenen Grundes wegen auch nur ein Jota in einem wohl beglaubigten Texte zu ändern. Wenn Catullus prima geschrieben hätte, wie hätten die Abschreiber seiner Urschrift auf den Gedanken kommen sollen, die mit ihrer nächsten Umgebung „paterna — lancinata — bona" äußerlich so genau zusammen stimmende Form prima in das nicht dazu stimmende primum zu verwandeln? Viel wahrscheinlicher der umgekehrte Fall, daß eben wegen der erwähnten Gleichheit der Endungen „paterna — lancinata — bona" von Abschreibern statt des ursprünglichen primum die Adjectivform prima in ihre Copieen möchte aufgenommen worden seyn.

Und vollends in Vers 20 — welchen Unfug erlauben sich die Editoren, um den Spondeus im Anfange des Verses Hunc Galliae etc. daraus wegzuschaffen und lauter Jamben herzustellen! Lachmann z. B. schlägt (doch nur unter dem Texte) vor, etwa zu schreiben:

*) Und selbst in dem Falle, daß ein solches Zeugniß sich irgendwo fände, dürfte man darauf hin an dem gleichförmig überlieferten urkundlichen Texte keine gewaltsamen Aenderungen vornehmen, sondern müßte vielmehr glauben, daß, da in dem Gedichte unter 144 Füßen nur 4 — 5 Spondeen, sonst lauter Jamben vorkämen, Jemand nach der Regel „a potiori fit denominatio" das ganze Gedicht als in lauter Jamben geschrieben bezeichnet hätte.

Time Britannia, hunc timete Galliae.

Durch diesen Vorschlag aber wird erstens das dritte (mittlere) Wort timet *), wie es die Handschriften bieten, verwandelt in time, an die erste Stelle im Verse versetzt; dann an die zweyte Stelle wird aus der letzten heraufgeholt das Wort Britanniae, ebenfalls in veränderter Gestalt als Britannia; ferner in die dritte Stelle muß das Wörtchen hunc aus der ersten hinab wandern; nach diesem muß sich timet in der Form timete (gegen die Codd.) noch einmal einschieben lassen; endlich Galliae, welches nach den Handschriften am Anfange des Verses gleich hinter hunc steht, wird als letztes Wort an das Ende des Verses verbannt! — Und ein solches Verfahren billigt z. B. Hr. Haupt (pag. 19) und fügt seinerseits bey, daß auch durch eine andere, wohl noch in anderer Rücksicht sich empfehlende Stellung der Worte das Metrum in's Reine gebracht werden könne, so:

Timete Galliae, hunc time Britannia (!)

Und dies findet sogar auch Gottfr. Hermann ganz gut, nur daß er behauptet, es müsse, um alles zu vollenden, geschrieben werden:

Timete, Galliae, hinc time, Britannia.

Daß bey allen diesen Gewaltmaßregeln, die man zur Verbannung des armen Spondeus anzuwenden sich erlaubt, für den Sinn und Zusammenhang des Verses mit dem Vorhergehenden wenig oder gar nicht gesorgt sey, werden wir im Folgenden zeigen.

Endlich wird ein ähnliches grausames Verfahren gegen einen unschuldigen Spondeus noch einmal wiederholt bey der Behandlung der letzten zwey Verse des Gedichtes. Diese lauten in den Handschriften:

Eone nomine urbis opulentissime
Socer generque perdidistis omnia?

Unter den älteren war es Scaliger, welcher, um hier reine Jamben herzustellen, die Worte urbis opulentissime ganz wegwarf und dafür (aus Vers 11) die Worte „imperator unice" einsetzte. — Unter den neuern meint Hr. Lachmann, laut Anmerkung unter dem Texte, es sey vielleicht zu schreiben:

Eone nomine urbis, o piissime
Socer, generque, perdidistis omnia?

*) Cod. L. Timent.



Hr. Haupt äußert hierüber: „— o piissime sagaciter indagatum puto, nisi quod dubitari potest, scripseritne Catullus o piissimei;“ fügt aber dann hinzu, daß er urbis, zumal das Gedicht nach seiner Ueberzeugung vor dem Bürgerkriege verfaßt worden sey, nicht erklären könne. „Quae cum ita sint (fährt er fort), existimo Catullum omnium praedarum et expeditionum, quarum commemoratio antecesserat, in fine carminis quasi summam collegisse gravissimis verbis, hoc modo

Eone nomine orbis, o piissimi
Socer generque, perdidistis omnia?

Piissimos dicit quos intelligi vult improbissimos, ne quid amplius quaeras. Sic acerba obiurgatio vehementi, ut par erat, oratione concluditur.“ — Gottfr. Hermann endlich will dies, weil die Worte orbis omnia, so nackt und so weit von einander getrennt, noch Anstoß geben, dahin berichtiget wissen:

Eone nomine orbis abditissima,
Socer generque, perdidistis omnia?

Da haben wir denn durch drey Stufen hinauf (— urbis, o piissime etc.; — orbis, o piissimi etc.; — orbis abditissima etc.) eines verhaßten Spondeus wegen einen Text verdorben, der, von allen Handschriften gleichlautend überliefert, entweder, wie wir nachher zu zeigen gedenken, ganz rein oder höchstens in einem einzigen Worte um einen einzigen Buchstaben verdorben ist!

Um nun auch noch den letzten Theil unsers oben angegebenen Wortes zu lösen, versuchen wir darzuthun, wie die von andern nach unserer Behauptung mißhandelten Verse zu behandeln seyen, um sich sammt ihren Spondeen als vollkommen gut und richtig behaupten zu können.

Da der Name Mamurra im dritten Verse, ungeachtet seines spondeïschen Anfanges zeither selbst von den Feinden des Spondeus nicht angetastet — zur Rechtfertigung aber des angefeindeten primum im siebzehnten Verse von uns schon oben das Nöthige beygebracht worden ist, so bleibt uns hier nur noch übrig auch die zwey Spondeen im zwanzig- und im drey und zwanzigsten Verse gegen die feindlichen Angriffe, welche zeither auf sie gemacht worden sind, zu vertheidigen und zu beweisen, daß sie nach allen Regeln des philologischen Rechtes unangefochten an ihren Stellen zu belassen seyen.

Also: in Vers 15 u. ff. gibt Catullus dem Cäsar und dem Pompeius zu bedenken, an was für einen Menschen sie verkehrter, thörichter Weise ihre Freygebigkeit verschwenden. „Zuerst“ (sagt er) „hat dieser Mensch (Mamurra) sein Vatergut verschlungen und verschleudert; zweytens die Beute aus dem Pontus; dann (drittens) die aus Iberien (Lusitanien)“ — Was können nun wohl, fragen wir, die hierauf folgenden Worte (Vers 20)

Hunc Galliae timet et Britanniae.

vernünftiger Weise aussagen wollen? Dem Sinne nach im allgemeinen gewiß nichts anderes als: „jetzt (viertens) wird er, wie zu befürchten steht, auch noch die Beute aus Gallien und Britannien (Hab' und Gut Galliens und Britanniens) verschlingen.“ Diesen Sinn aber gewähren die angeführten Worte der Handschriften, wenn wir bloß nunc für hunc setzen und timet in timetur verwandeln, somit den zwanzigsten Vers so schreiben:

Nunc Galliae timetur et Britanniae.

Unser nunc für hunc ist kaum eine Aenderung zu nennen, da die Buchstaben n und h, in gewissen Handschriften kaum zu unterscheiden, hundertmal verwechselt worden sind; eben so unser timetur für das handschriftliche timet, da in Handschriften, ja noch häufig in alten Druckschriften, die Verbalendung ur bloß durch einen kleinen Haken oder Schnörkel rechts oben an dem vorhergehenden Consonannten des Wortes angedeutet zu werden pflegte.

Entspricht nun unser Vers dem geforderten Sinne vollkommen gut, dem überlieferten Texte andern Theils so genau, daß er, nur um ein Paar Kleinigkeiten von ihm verschieden, beynah mit ihm identisch genannt werden kann: wer will noch zweifeln, daß wir den Urtext, wie ihn Catullus geschrieben, höchst wahrscheinlich wieder hergestellt haben? Die Meinung freylich, daß das Gedicht von Catullus in lauter reinen Jamben geschrieben worden sey, muß dann, wer uns beystimmt, fallen lassen; dieß aber soll, meinen wir, Niemand Anstand nehmen zu thun, da hauptsächlich eben diese irrige Meinung die Schuld davon trägt, daß bessere Männer als wir nicht schon längst auf die jetzo von uns vorgeschlagene Berichtigung des eben behandelten Verses gekommen sind.

Auf ganz ähnliche Weise verhält es sich endlich

auch wieder mit den zwey letzten Versen unsers Gedichtes (V. 23 und 24). — Man verbindet omnia urbis, oder, da dieß gar nicht passe und nicht zu erklären sey, omnia orbis und omnia abditissima orbis. Allein diese letztern Ausdrücke sind — von ihrer Latinität abgesehen — eben so wenig passend und erklärbar als jener erste. Nicht darüber zürnt der Dichter, daß Cäsar und Pompejus die Stadt und alle Dinge der Stadt, auch nicht, daß sie die Welt und alle Dinge der Welt in ihren entlegensten Regionen zu Grunde gerichtet, sondern darüber, daß sie all das Ihrige an den nichtswürdigen Schlemmer Mamurra verschwendet haben. Also in perdidistis omnia muß omnia von aller Verbindung mit irgend einem andern Nomen frey gehalten werden so gut wie etwa unser alles in dem Ausdrucke „Alles verloren!" Dafür zeugt auch als Beweisgrund von außen her das in Virgilius Catalecta erhaltene Epigramm in Noctuinum, dessen Schluß so lautet:

— — — Hei mihi
Ut ille versus usque quaque pertinet:
Gener socerque, perdidistis omnia.

Kein Mensch kann verkennen, daß der Vers, auf welchen sich dieses Epigramm bezieht, aus unserm Gedichte Catullus' entlehnt ist. Gleichwie nun im Epigramme omnia ganz nackt ohne Zugehör eines urbis, orbis dgl. gebraucht steht, so muß es auch im Originale bey Catullus gestanden haben, oder der Verfasser des Epigramms hätte schlechten Gebrauch von Catullus gemacht und durch Verstümmelung des Catull'schen Wortes sich bey seinen Lesern gewiß wenig oder keinen Dank verdient. — Ueber o piissime, o piissimi, ironische Bezeichnungen am unrechten Orte, und über orbis abditissima noch besondere Bemerkungen beyzufügen halten wir für unnöthig, da ohnedieß schon hinreichend dargethan zu seyn scheint, daß die ganze zeitherige Auffassung der Stelle verfehlt sey.

Auf die Frage, wie denn nach uns die Stelle zu schreiben und zu erklären sey, antworten wir ohne Bedenken: Ganz nach der Ueberlieferung der Handschriften, nur für opulentissime den Pluralis opulentissimi gesetzt, schreiben wir:

Eone nomine, urbis opulentissimi,
Socer generque, perdidistis omnia?

wozu wir statt aller andern Erklärung die einfache Uebersetzung fügen: „Zu diesem Ende habet ihr, die zwey reichsten und vermögendsten Männer der Stadt, Schwäher und Eidam, alles vergeudet?"

Bey dieser Behandlung der zwey Verse bleibt nun freylich durch Festhaltung des überlieferten opulentissimi wieder ein Spondeus in dem Gedichte. Aber was kümmert uns ein Spondeus, wenn er keinem metrischen Gesetze widerstreitet? Und, wenn der Dichter selbst ihn gesetzt hat, wie aus den Handschriften und daraus hervorgeht, daß, ihn beybehalten, Sprache und Sinn in bester Ordnung bestehen, warum wollen denn wir ihn mit aller Gewalt aus seiner Stelle vertreiben und den Dichter belehren und seine Verse verderben?

Nachdem wir im Bisherigen die Angriffe zumal der neuern Zeit auf einige Stellen unsers Gedichtes abgewehrt und, wie diese zu erklären und zu berichtigen seyen, nachgewiesen haben, bleibt uns übrig noch über ein Paar andere Stellen des Gedichtes uns kurz zu erklären.

Vers 3 f. schreibt Lachmann:

Mamurram habere quod Comata Gallia
Habebat ante et ultima Britannia?

annotirt aber unter dem Texte, daß die besten Codd. anderes geben, Cod. D: habebat et cum te ultima Britannia; Cod. L: habeat cum te et ult. Brit. — Sillig gibt nach Faern. Vorschlag: Quod Com. Gallia Habebat uncti et ult. Brit. — Lachmann's Text beruht auf Correction von Statius.

Bey der solchergestalt noch unsichern Lesart der Stelle möchten wir Freunden solcher Versuche den Vorschlag zu bedenken geben, ob Catullus vielleicht geschrieben habe:

Mamurram habere, quod Comata Gallia
Habeat, et habeat ultima Britannia.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 4. April d. J. las Hr. Joh. Fröhlich, Rector des alten Gymnasiums:

Ueber Catullus' Carmen XXIX: „Quis hoc potest videre, quis etc.?"

(Schluß.)

Habeat findet sich in Cod. L. Das zweyte habeat, als scheinbar ungehörige Wiederholung ausgeworfen, mochte zu den Ausfüllungsversuchen et cum te oder cum te et geführt haben. — Da das Gedicht zur Zeit geschrieben worden ist, als Cäsar von seinem zweyten Zuge nach Britannien noch nicht zurück gekehrt, auch nach dem Gedichte selbst die Verschwendung von Hab' und Gut G. und Britannia's nicht schon geschehen sondern eben erst zu befürchten war, so kann, wie es scheint, das Präsens habeat an sich keinen Anstoß gewähren. — Möglich wäre auch als ursprüngliche Schreibart anzunehmen:

—, quod Comata Gallia
Habebat, et quod ultima Britannia?

wobey wieder die Weglassung des wiederholten quod das Verderbniß des Verses herbey geführt haben könnte.

Vers 6 und folgg. werden gewöhnlich, wie von Lachmann, geschrieben:

Et ille nunc superbus et superfluens
Perambulabit omnium cubilia
Ut albulus columbus aut Adoneus?

Dabey ist perambulabit statt des von Codd. D, L u. aa. überlieferten perambulavit ohne Zweifel richtig hergestellt; dagegen bleibt es noch mehr als zweifelhaft, ob das zuerst von Statius vorgeschlagene Adoneus — für idoneus, was die Codd. D, L und aa. haben — die Wahrheit treffe. Schon die viersylbige Nominativform Adonëus erregt Bedenken; dann sehen wir nicht ein, wie hier der weiße Täubrich und Adonis, einander gegenüber gestellt, passen sollen: „also wird jetzt Mamurra, stolz und überreich, unser aller Schlafgemächer durchschreiten gleichwie ein weißer Täubrich oder ein Adonis?" — Was für idoneus zu setzen sey, wagen wir bis jetzt nicht zu bestimmen sondern höchstens die Vermuthung zu äußern, daß Catullus neben den buhlerischen Täubrich vielleicht einen andern Vogel ähnlicher Natur, oder neben die weiße Farbe des Täubrichs (Andeutung der gewöhnlichen Toga des Röm. Bürgers) vielleicht die Purpurfarbe (z. B. Sidonius), als Anspielung auf die prächtigen Purpurgewänder der vornehmen reichen Römer jener Zeit, gesetzt haben könnte.

Etwas entschiedener glauben wir uns über Vers 15 folgg. aussprechen zu dürfen.

Lachmann schreibt (nach Statius Vorschlage):

Quid est alid sinistra liberalitas?
Parum expatravit an parum elluatus est? etc.

Cod. L gibt Q. e. alit sin. etc.; D. ait; Codd. Victor. und andere ebenfalls alit. — Sillig nimmt auch alid auf, interpungirt aber die Stelle so: Quid est alid? Sinistra liberalitas parum expatravit? An parum helluatus est? was er so

deutet: „Num forte res aliter se habet? Num importuna tua (Caesar) liberalitas illa, quae dixi, non perpetravit? an fortasse ille (Mamurra) non helluatus est?"

Uns kömmt es bedenklich vor das urkundliche alit (denn ait in Cod. D ist ein Schreibfehler, der ebenfalls auf alit deutet) ohne weiteres in alid (= aliud) zu verwandeln, da diese Form des Wortes bey Catullus sonst nirgends vorkömmt, auch kein Zeugniß eines alten Grammatikers (unsers Wissens) sie ihm zuschreibt. — Dann sind, wie uns dünkt, die Fragen (nach Statius) „quid est alid sinistra liberalitas? Parum expatr. an par. elluatus est (Mamurra)?" deren jene das Vorangehende abschließen, die andere das Folgende einleiten soll, ohne Andeutung dieser ihrer Bestimmung hinter einander gestellt, nicht zu ertragen; noch viel weniger möchten sich Interpunction und Deutung, welche Sillig der Stelle gegeben hat, rechtfertigen lassen. Ohne uns übrigens auf eine umständlichere Auseinandersetzung dieser Dinge einzulassen geben wir nur kürzlich noch an, wie wir die Sache ansehen.

Nachdem der Dichter dem einzigen Imperator so eben zürnend vorgeworfen hat, daß er nur dazu nach dem äußersten Weltende (Britannien) gegangen zu seyn scheine, damit sein Liebling Mamurra zwey und drey Millionen verspeisen könne, fährt er fort: „Und wer (was) ist der Mensch, den eure verkehrte Freygebigkeit füttert (alit)? Hat er vielleicht zu wenig vergeudet u. s. w.?" Woran sich dann des Dichters Antwort reihet: „(Gewiß nicht zu wenig, sondern leider nur gar zu viel; denn) erstens hat er sein Vatergut verpraßt, zweytens die Pontische Beute u. s. w." Um diesen nach unserm Urtheile einzig passenden Sinn und Zusammenhang in die ganze Stelle von Vers 11—24 zu bringen, glauben wir Vers 15 so schreiben zu müssen:

> Quid est, quem alit sinistra liberalitas?
> Parum expatravit an etc.

oder — in gleichem Sinne der Hauptsache nach — mit etwas anderer Interpunction:

> Quid est? Quem alit sinistra liberalitas
> Parum expatravit, an parum elluatus est?
> Paterna primum etc.

d. h. „Was ist's (wie doch, od. dgl.)? Den eure verkehrte Freigebigkeit füttert, hat er zu wenig vergeudet u. s. w.?"

Nach allen bisherigen Verhandlungen über das 29. Gedicht unsers Catullus würde es unserer Ansicht nach um ein namhaftes besser als zeither und der alten Ueberlieferung um vieles getreuer lauten, wenn man es schriebe wie folgt:

> Quis hoc potest videre, quis potest pati,
> Nisi impudicus et vorax et aleo,
> Mamurram habere, quod Comata Gallia
> Habeat et habeat ultima Britannia? *)
> 5. Cinaede Romule, haec videbis et feres?
> Et ille nunc superbus et superfluens
> Perambulabit omnium cubilia
> Ut albulus columbus aut Sidonius? **)
> Cinaede Romule, haec videbis et feres?
> 10. Es impudicus et vorax et aleo.
> Eone nomine, imperator unice,
> Fuisti in ultima occidentis insula,
> Ut ista vestra diffututa mentula
> Ducenties comesset aut trecenties?
> 15. Quid est, quem alit sinistra liberalitas? ***)
> Parum expatravit, an parum elluatus est?
> Paterna primum lancinata sunt bona;
> Secunda praeda Pontica; inde tertia
> Hibera, quam scit amnis aurifer Tagus;
> 20. Nunc Galliae timetur et Britanniae.
> Quid hunc malum fovetis? aut quid hic potest
> Nisi uncta devorare patrimonia?
> Eone nomine, urbis opulentissimi,
> Socer generque, perdidistis omnia?

---

*) Oder nach Obigem vielleicht: — quod Com. Gallia Habebat et quod ultima Britannia?

**) Um vor der Hand doch etwas in den Text zu setzen.

***) Oder:
> Quid est? Quem alit sinistra liberalitas
> Parum expatravit, an par. etc.?

Aristophanis Ranae. Emendavit et interpretatus est Franc. Volcm. **Fritzschius**, in academia Rostochiensi eloquentiae et poesis professor. Turici sumtu Meyeri et Zelleri. MDCCCXLV.

Aristophanis Lysistrata cum scholiis. Ex recensione Roberti **Enger**. Bonnae H. B. Koenig. MDCCCXLIV.

Aristophanis Thesmophoriazusae cum scholiis. Ex recensione Roberti **Enger**. Bonnae. H. B. Koenig MDCCCXLIV.

Die letzten Jahre haben zum bessern Verständniß des Aristophanes manchen wichtigen Beytrag geliefert, wir nennen außer den oben angeführten Ausgaben nur noch die Schrift von Carl Beer „über die Zahl der Schauspieler bey Aristophanes ꝛc. Leipzig, bey Weidmann 1844," welche nebst ihrer Beurtheilung durch G. Hermann (Wiener Jahrbücher, Bd. CX) durch richtige Vertheilung der Personen den Text an sehr vielen Stellen erst aufgehellt und damit zugleich den Genuß des geistreichsten Komikers erhöht hat. Es ist ein entschiedener Nachtheil für die sonst fleißig und mit Umsicht bearbeiteten Ausgaben Engers, daß er die Resultate genannter Schrift noch nicht benutzen konnte. Auf diese Komödien beziehen sich bey Beer die vortrefflichen Abhandlungen p. 61 — 96, während die Frösche ihm weniger Veranlassung zu Berichtigungen gaben. In der Lysistrate hingegen gewinnen mehrere Scenen ein ganz anderes Ansehen, z. B. wenn der spartanische Gesandte sich nicht mit dem alten abgelebten Probulos, sondern dem schmachtenden Kinesias unterhält (vgl. Beer p. 92), wenn nach beendigtem Schmause nicht ein Sklave, sondern einer der Athener selbst auftritt und für die nachfolgenden Tänze die Orchestra von dem Publikum säubert, welches sich auf den Stufen hier niedergelassen hat (vgl. Hermann l. c.). Anderswo erstreckt sich die Umgestaltung zwar nicht auf eine ganze Scene, aber doch auf eine längere Strecke, so vs. 443 — 447, wo G. Hermann die Frauen β und γ wegschafft und nur eine alte Athenerin mit Lysistrate auf der Bühne bleibt, an welchen beyden dann drey Polizeydiener sich vergebens abmühen; dieselbe Alte spielt auch vs. 603 mit; vs. 604 macht Lysistrate abermals die zweyte Frau entbehrlich. Andere Damen nebst Lysistrate erscheinen vs. 706, nach der gewöhnlichen und auch von Enger befolgten Annahme sprechen ihrer vier, doch genügen ihrer zwey, wenn vs. 734 die erste in die Burg hineingeht, um vs. 742 mit Geburtswehen behaftet wieder herauszukommen, die γυνὴ δ aber (vs. 760) ist mit β identisch. Weiter theilt die Heldin des Stückes den schon wankelmüthigen Freundinnen ein Orakel mit, um sie in dem schweren Entschluß zu stärken: also gehört ihr alles an von 762 — 780, nur mit wenigen Worten unterbricht sie α in vs. 769 und β 773. Die ergötzliche Scene, welche Myrrhine mit ihrem Gemahl Kinesias dem Peoniden aufführt, leitete bisher ein Gespräch der Lysistrate mit irgend einer andern Frau ein. G. Hermann macht nun darauf aufmerksam, daß diese Frau keine andere seyn könne, als eben Myrrhine. Derselben gibt Beer in der Eingangsscene des Stückes die Worte νὴ Δί' ὦ φίλη γύναι, welche man vordem ganz unpassend der Lysistrate zuschrieb. Diesen einleuchtenden Verbesserungen kann Enger nichts Aehnliches hier an die Seite stellen; vs. 136 ist es sogar ein Fehlgriff, wenn plötzlich eine ἄλλη γυνὴ erscheint, um die Paar Worte zu reden κἀγὼ βούλομαι διὰ τοῦ πυρός. Mit diesen motivirt Myrrhine eben so wie Kalonike, aber kürzer ihren Rücktritt; dann muß Lampito beyde beschämen, so daß Myrrhine endlich vs. 167 zu dem frühern Vorsatz zurückkehrt.

Auch in der Behandlung der lyrischen Theile können wir dem Herausgeber öfters nicht beypflichten. In vs. 275 soll in der Responsion zu reinen Jamben ein Metrum möglich seyn, wie dieses — ∪́ ∪ — ∪́ ∪ ∪ — ∪ —, weiterhin liest er nach eigener Emendation die zwey letzten Verse der Strophe so: πινῶν ῥυπῶν ἄκαρτος, ἓξ ἐτῶν ἄλουτος, und wirft ἀπαράτιλτος als Glossem heraus. In diese Kategorie wäre das von Suidas interpretirte Wort

schwerlich gerathen, wenn es nicht den Vers genirte. Aber die Corruptel kann ja auch an einer andern Stelle gesucht werden; vielleicht ist ἄλουτος ein Glossem für αὖος und man dürfte dann lesen: πινῶν ῥυπῶν ἀφ' ἓξ ἐτῶν αὖος ἀπαράτιλτος. Im Chor vs. 476 seqq. hat Enger durch seine Conjectur für ἐπὶ τῷ statt ὅ τι βουλόμεναι einen Anapäst eingebüßt, für welchen daher vor ἀκρόπολιν das Zeichen der Lücke angebracht ist. Vergleichen wir die Antistrophe, so fehlt nichts, nur correspondirt dort ein Anapäst Κραναάν dem Proceleusmatikus ἔνι φύσις. Eigennamen lassen solche Freyheiten zu, wie Θωρυκίων in Ran. vs. 381 die Folge reiner Spondeen unterbricht. Daß ὅ τι βουλόμεναι nach vs. 487 steht, rechtfertigt nicht im Mindesten die Tilgung der Formel in vs. 479. Von dem Metrum in dem Chor 659 seqq. hat der Herausgeber eine falsche Vorstellung; statt mit Dindorf darin Trochäen zu erkennen, welchen ein Spondeus vorausgeht, hält er die Verse für eine Composition aus Dochmien und Jamben, letztere entweder als monometri oder dimetri hypercatalectici; daß dieß gar nicht im Charakter des Stückes liegt, zeigen die darauf folgenden trochäischen und kretischen Verse. Enger gibt nicht an, wie er die folgende ähnliche Strophe auffaßt; eben diese konnte ihn über die wahre Beschaffenheit der vorigen belehren, da z. B. der erste Vers einen Dochmius noch zuließe, aber durchaus nicht der dritte: οὕτως ἦν νεανίσκος Μελανίων τις. Die schwierigen Chöre der Lakoner und Athener am Schluße des Dramas können kaum ohne bessere Handschriften je hergestellt werden; mehrere Verse sind ganz problematisch und das Ensemble rundet sich nicht zu einem harmonischen Ganzen; doch ist hie und da nicht unmöglich, etwas zur Lösung jener schwierigen Aufgabe beyzutragen. Wenn Ahrens (Dial. Dor. II, 67.) vermuthet, das Aristophanes vs. 1257 ἦς schrieb, und das gegen den Dialekt verstossende ἦνσει nur aus einem Versehen der Abschreiber herrührt, so ergibt sich aus dieser Berichtigung zugleich ein übereinstimmender Schluß beyder mit πολὺς beginnenden Verse. Derselbe Ausgang wird gewonnen, wenn man 1262 mit 1263 verbindet: ἀγρότερ' Ἄρταμι σηροκτόνε μόλε δεῦρο παρσένε σιά. vs. 1265 setzt νῦν δ' αὖ einen im Text selbst fehlenden Gegensatz voraus; wahrscheinlich enthielt der Vers ὡς συνέχης πολὺν ἀμὲ χρόνον die Andeutung des frühern Uebelwollens. Es ist irrig, wenn hier ὡς zum vorhergehenden Vers gezogen wird, vielmehr scheinen 1264 ποττὰς σπόνδας — 1266 νῦν δ' αὖ φιλία und 1268 ταῖς συνθήκαις als einzeln stehende Monometer sich entsprochen zu haben. Der Anfang dieses Chorliedes ist wohl so zu schreiben: ὅρμαον | τοῖς κυρσανίοις, ὦ Μναμοῦνα | τὰν τεὰν μῶαν, ἅτις | οἶδεν ἀμὲ τώς τ' Ἀσαναίως. | Diese Abänderungen macht sowohl die Erklärung des Scholiasten als die Lesart der Handschriften nöthig. Der Gesang der Athener bietet weniger Schwierigkeiten dar, selbst die Worte ὅς μετὰ Μεινάσι βάκχος ὄμμασι δαίεται mögen eher für lückenhaft als corrupt gelten; bey dem Ausdruck ὄμμασι δαίεται, den der Scholiast durch βλέπει erklärt, kann Aristophanes an Hom. Od. ζ, 131 gedacht haben. In dem zweyten Lied der Spartaner vs. 1302 ist wahrscheinlich τὸν ausgefallen, dadurch entsteht derselbe Schluß wie 1250 οἶδεν — Ἀσαναίως. Den Artikel muß man auch vor Σπάρταν (1305) ergänzen; ein iambisches Wort fiel nach ποδῶν aus. Daß 1309 — 11 πὰρ τὸν Εὐρ. bis ἀγκονίωαι etwas fehle und der Defekt aus dem Metrum sich ergebe, behauptet Enger ohne zureichenden Grund. Derselbe übersah, daß 1316 — 1321 drey katalektische iambische Tetrameter sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Aristophanis Ranae.
Aristophanis Lysistrata cum scholiis.
Aristophanis Thesmophoriazusae cum scholiis.

—

(Fortsetzung.)

Ahrens Werk hat der Herausgeber nicht benutzt, sonst müßte man wenigstens eine Berücksichtigung der dort corrigirten dorischen Formen hier finden. Wir wollen sie also nachtragen. vs. 93. ξυναλίαξε. vs. 105. καὶ κ' ἐκ. vs. 106. φρῶδος. vs. 173. σπολάς, wovon, da es bereits Bergk im Rh. Mus. 1841, p. 94 vorgeschlagen, in der Anm. gesprochen wird; von Bergk rührt auch vs. 206. γαδὺ her (vgl. Ep. grat. ad Creuzerum, p. 31.) vs. 980. γερωχία. vs. 988. παλεόρ. 999. ἀμᾶ auch vs. 1259 steht noch ἅμα, aber 1318 ist die richtige Accentuation gegeben. vs. 1077. ἵκομες. vs. 1098. δεινά κα. vs. 1099. εὔιδον. vs. 1105. καὶ λῆτε. vs. 1161. τώγκυκλον. vs. 1244. κὴς αὐτώς. vs. 1252. πρώκροον. vs. 1257. ἀφρὸς ἦς. In 1263 fiel Enger, statt Ἄρταμι herzustellen, auf die entlegene Form Ἄρτεμι, welche er in der Note vorschlägt. In einigen Dorismen trifft er mit Ahrens zusammen, vgl. vs. 185, 197, 1001, 1080, 1248, 1321.

Sehr schätzbar sind die in der Vorrede mitgetheilten Beobachtungen über den Gebrauch des Tribrachys, Anapäst und Daktylus in dem iambischen Senar. Im Text selbst finden sich folgende annehmliche Verbesserungen: vs. 31. ὀχεῖτ'. vs. 423. ἀποκέκλεισμαι. vs. 531 — 538 = 598 — 607 hat Enger zuerst die Gegenstrophe erkannt und in 534. die Lücke von einem Hemistich und darauf folgenden Vers bemerkt. vs. 1001. ist ἀπήλααν (vgl. Ahrens II, 341) richtig emendirt. Gegründet ist auch die zu vs. 340. gemachte Bemerkung „hunc versum vitium contraxisse diiambus docet, cui in stropha choriambus oppositus est, qui ut in tetrametro vel dimetro catalectico eo minus tolerari potest.“ Denn allerdings vermissen wir bey Aristophanes ein Beyspiel ähnlicher Responsion. Mit Recht ist ferner vs. 508. als verdorben bezeichnet, da ἠνεχόμεσθα als eine fehlerhafte Form erscheint. Die Frage vs. 390. ἅπαντα δῆτα, hatte Brunck als Ironie betrachtet, oder auch als einfache Affirmation; beydes verwirft E. und nimmt die Worte viel ansprechender als Selbstfrage der Myrrhina „quasi meditans, num re vera nihil jam possit desiderari.“ Desgleichen wird die wahre und schon vom Scholiasten gegebene Erklärung von vs. 992. den Mißverständnissen Brunck's und einiger neuerer Uebersetzer entgegengestellt. Andererseits wird zu vs. 1062. der Ursprung einer verkehrten Interpretation des Scholiasten nachgewiesen. Die Verbindung der Scholien mit dem Text, über welchem sie hier abgedruckt sind, und die kritische Behandlung derselben gehört mit zu dem Verdienstlichen dieser Ausgabe.

Ueber den Text dürfte noch Folgendes hier eine Stelle finden. Nach vs. 45. oder auch vor demselben scheint ein Vers ausgefallen zu seyn, in welchem das Verbum stand, von dem Κιμβερικὰ das Objekt ist, darauf leitet auch die Antwort der Lysistrata, welche mehr Gegenstände des weiblichen

Luxus namhaft macht als Kalonike vorher anführt. vs. 70. hatte Fritzsche gewiß guten Grund den Accusativ *Μυῤῥίνην* dem Vokativ vorzuziehen; man vergl. Nub. 1145. In vs. 657. hätte *τῳδέ σε* von Dobree angenommen werden sollen. Derselbe corrigirte vs. 816. richtig *ὑμᾶς*. Gleich darauf muß *τοὺς πονηροὺς ἄνδρας*, welches aus 815. herübergenommen ist, mit etwas besserem vertauscht werden, etwa *παμπονήρους ὄντας ἀεί*. vs. 866. ist *αὐτῄ* passender als *αὕτη*. vs. 1003. verdiente Reiskes *ἐπικεκύφαμες* den Vorzug vor *ἀποκεκύφαμες*. vs. 1121. war Dobrees *τούτου* unbedenklich aufzunehmen. vs. 1124. scheint geschrieben werden zu müssen *αὐτῄ τ' ἐμαυτῆς — τούς τ' ἐκ πατρὸς* etc. 1238. ist die richtige Betonung, die Bothe vorschlug, *πρὸς ἐπιωρκήσαμεν* wohl nur durch ein Versehen nicht aufgenommen. Die Worte des Chors, 1312. sind vielleicht so abzutheilen und zu schreiben:

ταῖς κόμαι σείοντ'
ἅπερ Βακχᾶν
θυρσαδδῶαν καὶ παδῶαν.

Auch die Bearbeitung der Thesmophoriazusen bietet manches Gute dar. Einen Vorläufer derselben enthalten die im Rheinischen Museum 1843, p. 224 — 248 erschienenen Bemerkungen, meistens als Epikrise von Fritzsches Ausgabe und seiner Behandlung des Textes und der Scholien. Diese Angriffe auf den Vorgänger haben sich in vorliegendem Buche dermassen ausgedehnt, daß man fast sagen möchte, es sey eine ausführliche Recension der Fritzschischen Thesmophoriazusen, begleitet von dem Drama selbst als Aktenstück. Da G. Hermann in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, 1838, p. 670 sqq. jenes Werk bereits einer ausführlichen Beurtheilung unterzogen hatte, so konnte Enger über Vieles mit Stillschweigen weggehen oder doch mit einer kurzen Berichtigung der nach seiner Meinung irrigen Ansicht, über die er sich jetzt noch Seiten lange verbreitet. Andrerseits würde eine Aufnahme der von Hermann geordneten Strophen den Text der neuen Ausgabe sehr empfohlen haben, und es muß uns billig Wunder nehmen, daß E. sich diesen Vortheil so wenig zu Nutz gemacht hat. Im Einzelnen verdient Mehreres dankbare Anerkennung, z. B. die Berichtigung der Personenvertheilung an mehreren Stellen. In der zweyten Scene war Fritzsche der Meinung (vgl. seine Ausgabe p. 86), daß Agathon selbst den Befehlen des Euripides nachkommen und den Mnesilochus ankleide, was sich mit dem pretiösen Ton des Tragikers nicht verträgt. Das Gegentheil weist E. nach aus vs. 218. 234. 261.; Euripides besorgt die Verkleidung allein, Agathon gibt nur vornehme Winke. Ferner: die Frau, welche zuerst als Rednerin gegen Euripides auftritt, muß später auch die heftigste Discussion mit dem verkappten Vertheidiger übernehmen; mit vollem Recht theilt demnach E. der *γυνὴ ά* den Dialog bis zum Auftreten des Klisthenes zu; weiterhin aber gebührt Fritzsche das Verdienst, in der Mikka die Gemahlin des Kleonymus erkannt zu haben; daß endlich diese keine andere ist als eben jene aufgebrachte Sprecherin, welche durch den allgemeinen Vorwurf des Unterschiebens sich getroffen fühlt und durch die direkte Beziehung auf sie (vs. 564.) ganz außer sich gebracht wird, hat Beer trefflich dargethan. Dadurch werden die vielen Weiber *γ, δ, ε, ς, η*, wie sie noch Fritzsche hat, beseitigt; E. geht nur bis zu *ε*, aber auch *δ* ist schon zu viel, und *γ* macht Beer durch geniale Abänderung zur Priesterin, die gierig nach dem Fell des Opferthiers hascht und späterhin den Mnesilochus hütet, während andere die Polizey herzurufen. Ein Versehen, welches Fr. mit andern Herausgebern theilte, ist vs. 874. berichtigt, wo dasselbe Weib nicht erst richtig *Πρωτέως* verstehen und dann von einem längst verstorbenen *Πρωτέας* reden kann; auch unten vs. 883. wiederholt sie dasselbe Mißverständniß und verwechselt abermals die athenischen Bürger mit dem Aegypterkönig. Also müssen vs. 874. die Worte *ποίου Πρωτέως* dem als Menelaus erscheinenden Euripides zufallen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des Aetolischen Landes, Volkes und Bundes, in drey Büchern nach den Quellen dargestellt, nebst einer historiographischen Abhandlung über Polybius. Von Dr. F. A. Brandstäter, Oberlehrer am Gymnasium zu Danzig. Berlin 1844. VIII. und 513 S. gr. 8.

Der erste Theil dieses Werkes, welcher die Geschichte des ätolischen Landes bis 1104 v. Chr. umfaßt (S. 3 — 98), gehört vorzugsweise der Mythologie und Archäologie an, der zwente, welcher die Geschichte des ätolischen Landes von der dorischen Wanderung bis zur Stiftung des Bundes (1104—280 v. Chr.) enthält (S. 101—196), ist den geographisch-historischen Antiquitäten gewidmet; im dritten wird die Geschichte des ätolischen Bundes von seiner Entstehung bis zu seiner Vernichtung erzählt (S. 199—499). Die beyden ersten Theile stehen dem dritten nach, welcher eine ganz vorzügliche Berücksichtigung verdient, nur daß sich hier der Verf. der Aetolen bisweilen zu eifrig annimmt, und nicht immer mit der erforderlichen Unbefangenheit urtheilt. Wir wollen diese Ansicht in Kürze zu begründen suchen.

Was der Verf. im ersten Capitel des ersten Theiles (S. 6 ffg.) von der Abstammung der Bewohner Aetoliens sagt, dürfte schwerlich stichhaltig seyn; er hält es (S. 15) für das Wahrscheinlichste, daß die spätere Bevölkerung Aetoliens ein Gemisch von verschiedenen griechischen Stämmen war, und nicht füglich zu einem einzigen gezählt werden könne. Wir glauben, daß die Aetoler die ursprünglichen Bewohner des nach ihnen benannten Landes waren. Wenn in der Urzeit neben diesem Namen noch manche andere vorkommen, wie dieß in allen Provinzen Griechenlandes der Fall ist, so erklärt sich dieß aus der Beschaffenheit der politischen Verhältnisse, indem in der Urzeit fast jeder Ort mit seinem Gebiete ein für sich bestehendes Gemeinwesen bildete, mithin auch die Bewohner desselben einen besondern Namen führten, und oft neben dem gewöhnlichen auch noch einen hieratischen hatten, welcher zunächst dem herrschenden Geschlechte gebührte, von diesem aber auch auf das beherrschte Volk übertragen wurde. Erst später, als diese vielen unabhängigen Gemeinden zu größern Staaten verbunden wurden, verloren sich jene speciellen Bezeichnungen, und ein Name, gewöhnlich der desjenigen Theiles, welcher die größte Macht besaß, gewann allmählig solche Geltung, daß er sich über alle Einwohner einer Provinz ausdehnte. Da aber die verschiedenen Völkerschaften, welche die einzelnen Theile Griechenlands bewohnten, einem und demselben Stamme angehörten, so kann es nicht befremden, daß nicht bloß viele Orts-, sondern auch Heroën-Namen verschiednen Gegenden gemein waren. Die Griechen der spätern Zeit, welche dieß nicht berücksichtigten, suchten sich jene Erscheinung durch die Annahme zu erklären, daß die Heroën, welchen man die Gründung dieser Orte beylegte, oder deren Andenken sich in verschiedenen Gegenden erhielt, von einem Lande in das andere gewandert seyen. Hätte Hr. B. diesen wichtigen Umstand, auf welchen Niebuhr (kl. hist. Schrift. I. S. 370) aufmerksam machte, gehörig beachtet, so würde er die Sagen von den vielen Einwanderungen, welche Aetolien erfahren haben soll, richtiger aufgefaßt und die Aetoler nicht für ein Mischvolk erklärt haben. Ueber die Verwandtschaft der Aetoler mit den Doriern und Aeoliern drückt sich Hr. Br. ebenfalls nicht mit der gehörigen Bestimmtheit aus.

Die Einleitung zum dritten Buche enthält eine ausführliche Würdigung des Polybius mit besonderem Bezug auf seine Nachrichten über ätolische Geschichte, welche zu dem Werke des Dr. Nitzsch über Polybius eine sehr lehrreiche Ergänzung bildet. Wenn wir berücksichtigen, daß Polybius nicht bloß Grieche in allgemeiner Bedeutung, sondern Achäer war, und noch dazu der Sohn des Lycortas, eines derjenigen Bundeshäupter, welche auf die Angelegenheiten ihrer Heimath fast unbeschränkten Einfluß übten, daß er ferner als jüngerer Freund und Schüler in einem nahen Verhältnisse zu Philopömen stand, und in gereiften Jahren selbst den lebhaftesten Antheil an dem Schicksale des achäischen Bundes nahm, so finden wir es sehr natürlich, daß er diesem besondere Aufmerksamkeit widmet. Auch kann es uns, wenn wir die politischen Verhältnisse Griechenlands in jener Zeit näher ins Auge fassen, nicht befremden, daß er die Verfassung der Achäer hoch anschlägt, und behauptet, die unteritalischen Städte hätten dieselbe wegen ihrer Vortrefflichkeit gleichfalls angenommen, obschon dieß nur in mancher Hinsicht gelten kann. So wenig wir denjenigen Gelehrten beystimmen, welche es für eine Unmöglichkeit halten, daß Polybius irgendwo von der Wahrheit abgewichen sey, eben so wenig können wir in seiner Bemerkung, daß sich in der Geschichte aus Unwissenheit und menschlicher Schwäche mancher Fehler einschleiche, ein Geständniß finden, welches er im Gefühle seiner Befangenheit zu eigener Entschuldigung vorbringt. Endlich kann es nicht befremden, daß er seinem Vaterlande mit besonderer Liebe zugethan und für den Ruf desselben in einem hohen Grade besorgt ist, oder manches Ereigniß nicht von dem Standpunkte aus betrachtet, von welchem wir es auf-

fassen; auch mag er sich bisweilen durch Vorliebe für dieses oder durch Abneigung gegen jenes Volk in seinem Urtheile haben bestimmen lassen. Indeß dürfen wir nicht übersehen, daß ihm viele Begebenheiten der damaligen Zeit in einem ganz andern Lichte erscheinen mußten, als uns. Hr. Br. behauptet (S. 211) nicht ohne Grund, daß bey Polybius die Idee eines gemeinsamen griechischen Vaterlandes in dem partiellen Patriotismus für Arcadien und den achäischen Bund unterging. Nur möchten wir ihm darin nicht beystimmen, daß Polybius sowohl persönlich als in seinem Werke, schon in Folge seiner Principien für die Geschichtschreibung, eben so wenig ein offenes Auge für die Schattenseiten der Achäer und ihres Bundes hatte, wie nach seiner Darstellung Phylarchus Empfänglichkeit für die glänzende Seite derselben zeigte. Wann wir auch gerne zugeben, daß er dem achäischen Bunde eine zu große Bedeutung beylegte, und von der Ausbreitung und Erstarkung desselben zu viel für Griechenland hoffte, auch manche Schattenseite desselben übersah, weil er den Verhältnissen zu nahe stand, so können wir doch an seiner Wahrheitsliebe eben so wenig zweifeln, als an seiner Fähigkeit, politische Angelegenheiten zu beurtheilen. Hätte ihm die eine oder die andere von diesen Eigenschaften gefehlt, so würde er auch in Betreff der Römer die Vorschriften einer objektiven, unparteiischen Geschichtschreibung nicht haben beobachten können, was er aber nach dem eigenen Geständnisse des Hrn. Br. mit sehr geringen Ausnahmen gethan hat (S. 216). Mit Unrecht tadelt der Hr. Verf. den Polybius auch deßhalb (S. 218 fg.), daß er zu keiner festen Ansicht über das Walten der Tyche gekommen sey, und sich bisweilen widerspreche, weil er übersah, daß Polybius sie im Sinne der Stoiker, welchen sie die höchste Vernunft oder Vorsehung ist, fasse, wie dieß Creuzer in seiner Anzeige des Polybius von Bekker zeigte. Darin stimmen wir aber Hrn. Br. bey, daß Polybius die Geschichte nicht mehr mit jener Tiefe des Geistes durchdringt, wie Thucydides, und sie nicht als eine Wissenschaft für sich anerkennt, sondern sie gewissermassen als eine Beyspielsammlung ansieht, aus welcher sich für den praktischen Menschen und besonders für den Staatsmann viele gute Lehren und Weisungen entweder positiv oder negativ entnehmen lassen (S. 220 fg.). Sie ist ihm demnach ein sehr geeigneter Text zu politischen, moralischen und andern Belehrungen und Betrachtungen. Um aber der allzu großen Trockenheit der Erzählung oder vielmehr dieser an die Erzählung geknüpften Reflexionen zu begegnen, fand er es nach dem Vergange älterer Geschichtschreiber angemessen, bisweilen Reden einzuflechten, welche ihm die schicklichste Gelegenheit boten, seine eigene Meinung frey darzulegen. Der Umstand, daß er öfters seine eigenen Worte wiederholt, statt sie allenfalls dem Inhalte nach in Erinnerung zu bringen, dürfte mehr in der ganzen geistigen Richtung seiner Zeit, als in seiner Eitelkeit seinen Grund haben, und wenn er seine schriftstellerischen Bemühungen besonders hervorhebt, so scheint er nur von jenem edlen Selbstgefühle durchdrungen gewesen zu seyn, welches auch dem Cicero, vorzüglich in der neuesten Zeit, so großen Tadel zugezogen hat. Die einzelnen chronologischen Irrthümer können bey dem Umfange und der Schwierigkeit der Aufgabe, welche sich Polybius setzte, nicht auffallen. Hr. Br. ist der Ansicht, daß Polybius, wenn er von Timäus sagt, dieser habe seinen Ruf nicht der Vortrefflichkeit seines Werkes zu verdanken, sondern lediglich dem Vorurtheile, er werde doch alle die Fehler, die er von andern tadelt, selbst vermieden haben, sich hier in gewisser Rücksicht selbst sein Urtheil gesprochen habe. Wir können ihm nicht ganz beystimmen, und wenn wir auch weit entfernt sind, den Polybius den großen Geschichtschreibern der frühern Zeit beyzählen zu wollen, so glauben wir doch, daß wir ihn dem Timäus, so weit wir über diesen urtheilen können, ohne Bedenken vorziehen dürfen. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Digressionen, welche das Werk des Polybius über einzelne Irrthümer oder allgemeinere Schwächen andrer Historiker enthält, in ein solches Buch nicht gehören. Betrachten wir aber die Verhältnisse, unter welchen er schrieb, so lassen sich dieselben zum Theil entschuldigen, wenn auch nicht vertheidigen. Bey der Beurtheilung des Styles des Polybius darf man, wenn man ihm nicht zu nahe treten will, nicht übersehen, daß er der Meinung war (S. 242), der Geschichtschreiber müsse nicht so fast auf den Ausdruck und die Annehmlichkeiten der Darstellung sein Augenmerk richten, als vielmehr auf die zu schildernden Ereignisse; jene sey zwar nicht ganz unwichtig, aber es gebe viel wichtigere Dinge, in welchen ein Geschichtschreiber seine Ehre suchen müsse. Ferner lebte er in einer Zeit, wo die griechische Sprache durch fremdartige, besonders macedonische Elemente, bereits viel von ihrer Reinheit eingebüßt hatte, und war zu sehr von den Ansichten der Stoiker durchdrungen, als daß er auf die Schönheit der Form besonderes Gewicht hätte legen können.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristophanis Ranae.
Aristophanis Lysistrata cum scholiis.
Aristophanis Thesmophoriazusae cum scholiis.

(Fortsetzung.)

Im vs. 1093. ließ Fritzsche die Echo gegen ihre Gewohnheit pausiren, wenn nach seiner Meinung καὶ δὴ φεύγει Mnesilochus und nicht der τοξότης sagen soll, und darauf dieser gleich einfällt mit ποῖ ποῖ φεύγεις; οὐ καιρήσεις. So würde die Echo weder auf die Worte des Scythen ποῦ 'σθ' ἡ μιαρά, noch auf die des Mnesilochus καὶ δὴ φεύγει antworten. Dem ist nun dadurch abgeholfen, daß Mnesilochus hier nichts spricht und nur, was der Scythe zuletzt sagt, wiederholt wird; dieß ist zuerst in seinem Dialekt richtig hier gegeben ποῖ ποῖ πεύγεις, er kann nämlich das φ nicht aussprechen. Die lächerlichen Mißverständnisse ganz zu Anfang des Stückes hat E. sehr gut erläutert, man vergl. auch das Rh. Mus. l. c. An einigen Stellen zeigt sich ein besseres Auffassen der Idee des Dichters als in der vorausgegangenen Bearbeitung. Von der Art ist die Note zu 443. Hier bemerkt unter andern Fritzsche: Vix quidquam frigidius excogitari potest, quam id quod dicit haec mulier, se iam aegerrime coronis nectendis vitam sustentare, ex quo Euripides tragicus hominibus non putare deos temere persuaserit; quamobrem sic mihi de tota re videri profiteor. Pulchre intellexerat Aristophanes, fieri non posse, ut primam feminae orationem dissimillima Mnesilochi statim ex improviso sequatur; imo alteram novae plenam accusationis necessario interponi debere. Sed quum omnia prope accusationis lumina in priorem locum contulisset, aspereque dicendi ornamenta tantum non absumsisset, coactus est alteri mulieri oratiunculam scribere in singulis quibusdam satis laudabilem, in summa rei tamen haud probandam, chori denique mirifica ista praedicatione indignam. Das heißt aber den Scherz zu ernsthaft nehmen. Der extravagante Applaus, welchen der Chor der zweyten Rednerin zollt, ist mit unverkennbarer Ironie ausgedrückt; die Argumentation der Rednerin selbst gegen die Freygeisterei des Euripides höchst komisch. Treffend sagt daher der Herausgeber zu derselben Stelle: duplicem poeta irrisionem coniungit et Euripidis, cuius ii tantum loci tanguntur, qui reprehensione sint digni et mulierum, quae aut ipsis suis accusationibus deridendas se praebent, aut tam perverse reprehendant, ut hac ipsa in re, quod perverse impugnatur perversum, comica vis cernatur. Hoc, quod postremo loco posui, in alterius mulieris oratione factum videmus. Euripides impietatis accusatur, quod quantum sit crimen, probe intelligebat Aristophanes; at mulier suae tantum salutis ratione habita, quid sibi inde evadat incommodi percenset etc.

Wir wollen nun noch einige Parthien dieser Komödie besonders besprechen. Zu Anfang derselben wird fingirt, daß die Musen in der Wohnung des Dichters sich befinden; ohne sichtbar zu werden, führen sie mit ihm einen Wechselgesang auf, indem

er ihnen jedesmal den Gegenstand angibt, den sie besingen sollen. Schwieriger als die kleinen vom Chor vorgetragenen ὁμοιόστροφα sind die lyrischen Zwischenreden Agathons, da sie sich noch weniger als jene entsprechen, zu bestimmen, doch ist wahrscheinlich vs. 115. vor κόραν ἀείσατ᾽ etwas ausgefallen, was die Trochaeen fortsetzte. Es ist eine mißliche Sache, Parodien von so gekünsteltem Ausdruck, wie der der Agathonischen Muse hier ist, kritisch zu behandeln, und Ref. würde sich deßhalb nicht an die vielversuchte Epodos wagen, wenn er nicht glaubte, eine Vermuthung darüber vorlegen zu müssen, welche vielleicht das Verständniß derselben erleichtert. Agathon scheint nämlich die Homerische Stelle Il. α, 600 zu variiren, wo die unsterblichen Götter durch Apollos Lyra und den Wechselgesang der Musen ergötzt werden, angenommen die Richtigkeit von Fritzsches sehr ansprechender Emendation διαμφιδίου für δι᾽ αἰφνιδίου, was keinen Sinn gibt, auf keinen Fall den vom Scholiasten vermeinten und von Enger gebilligten = ἐνθουσιαστικῆς. Ist jene Ansicht die wahre, so ergibt sich auch, daß an τᾶς nichts zu ändern war. G. Hermann adoptirte die Erklärung des Scholiasten, wornach die Dichter durch Cither und Gesang begeistert wurden, und schrieb δαιμονίοις στόμασιν δι᾽ ἀμφιδίου ὀπός. Enger gibt diesen Worten eine nähere Beziehung auf Agathon selbst, indem er seine gewiß nicht glückliche Conjektur δαιμονίοις τέ σου ὄμμασιν in den Text bringt; er erklärt das δαιμονίοις ὄμμασι de divinitus incitatis poetarum animis. Wir verstehen vielmehr die Stelle so, daß das Licht der Cither (Apollons) und des Wechselgesanges aufging den Augen der Götter; auf diese Weise bekömmt φάος eine deutliche Beziehung auf ὄμμασι und ein Bild erklärt das andere. Die Verse mögen so gelautet haben:

τᾶς φάος ἔσσυτο δαιμονίοις
ὄμμασιν ἁμετέρας τε διαμφιδίου ὀπὸς ὧν χάριν
ἄνακτ᾽ ἄγαλλε Φοῖβον.
Χαῖρ᾽, ὄλβιε παῖ Λατοῦς.

In dem nun folgenden Gespräch des Agathon mit Euripides und Mnesilochus hat man an der Richtigkeit der von dem Grammatiker Aristophanes gemachten Emendation κάλκαιος (vs. 162.) gezweifelt. G. Hermann wollte lieber statt ἀχαιός der Vulgata ἀρχαῖος lesen und ihm pflichtet Enger bey; Fritzsche setzte den Simonides von Ceos an die Stelle und schrieb χὠ Κεῖος. Durch Hermanns Aenderung erhält Anakreon zu viele Epitheta, auch gehört an diese Stelle offenbar ein Eigenname; Simonides aber, noch dazu hinter den ὁ Τήϊος so gestellt, als gäbe es einen Teischen und einen Ceischen Anakreon, war eben als ein Κεῖος auch wegen seiner σωφροσύνη belobt; (vergl. Aristid. περὶ παραφθ. III, 645, a), wogegen Alcäus, im Krieg und Partheykampf ein ganzer Mann, sich eben so leidenschaftlich allen Reizen des gesellschaftlichen Lebens hingab. Uebrigens drückt ἁρμονίαν χυμίσαι noch keine Verweichlichung der Musik aus; ferner sind die Strophen des Ibykus und des ächten Anakreon gewiß nicht „enervatae et emollitae." Diesen Vorwurf wollte Aristophanes jenem Dichter auch gar nicht machen; er bezeichnet sie als solche, die der lyrischen Poesie Geschmack und Anmuth mittheilten, und den Charakter derselben auch in ihrer Lebensart darstellten. Ob Alcäus in dieser Aufzählung chronologisch an den rechten Platz zu stehen kömmt, ist, obgleich Fritzsche sehr großes Gewicht darauf legt, ganz gleichgültig. — Zu dem Gebet, welches die Priesterin der Thesmophoren, und nicht, wie man sonst meinte, ein κῆρυξ vorträgt, ist E. Gerhards treffliche Erörterung in den „antiken Bildwerken" p. 51 nachzulesen. Der auf diese πρόρρησις folgende Chor scheint uns an die unrechte Stelle gekommen zu seyn, und den Worten der Priesterin τήν τ᾽ ἀγορεύουσαν τὰ βέλτιστα περὶ τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ τὸν τῶν γυναικῶν ταύτην νικᾶν erst das zu entsprechen, was im zweyten Lied gesungen wird τὰ δ᾽ ἄρισθ᾽ ὅσαις προσήκει νικᾶν λεγούσαις, so wie auch der Anfang desselben ξυνευχόμεσθα τέλεα μὲν πόλει, τέλεα δὲ δήμῳ τάδ᾽ εὔγματα γενέσθαι recht wohl auf. vs. 302. sqq. bezogen werden kann. Was ferner die Priesterin im zweyten Gebet verlangt: εὔχεσθε τοῖς θεοῖσι τοῖς Ὀλυμπίοις κτέ, ist eine Aufforderung, die hinterdrein kömmt, denn das hat der Chor schon vs. 312. gethan: δεχόμεθα καὶ θεῶν γένος κτέ. Demnach müßte man eine schon früh geschehene Verlegung der Blätter annehmen, von welchen das eine überdieß umgekehrt wurde,

so daß die Kehrseite vorausging. Die Verse folgten ursprünglich so: 311, 352 — 371, 331 — 351, 312 — 330. Nach vs. 365., wo viele Kritiker an den Worten χώρας οὕνεκ' ἐπὶ βλάβῃ Anstoß nehmen — sie sind auch wohl nur eine durch Versehen der Abschreiber verschuldete Wiederholung aus vs. 360. — mögen wo nicht mehrere Verse, doch gewiß ein Pherekrateus, mit welchem die Glykoneischen Systeme sonst überall bey Aristophanes schließen, ausgefallen seyn. Eine Lücke von zwey iambischen Tetrametern ist vielleicht auch vor dem, was die zweyte Rednerin spricht, zu statuiren, symmetrisch mit 381, 382.

Die letzten Scenen glänzen durch die lustigste Parodie der im Jahr vorher gegebenen Stücke des Euripides, der Helena und Andromeda. Die Vergleichung der ersteren ist schon leichter, um aber zu bestimmen, was aus der Andromeda genommen und was nur Zusatz des Komikers ist, müßten wir auch diese so sehr gepriesene Tragödie vollständig vor uns haben. Den Gang derselben hat mit bekannter Meisterschaft Welcker erforscht in „den griechischen Tragödien" ꝛc. p. 644 — 668. Daß weder Enger in den Thesmophoriazusen noch Fritzsche in den Fröschen dieß Werk berücksichtigt haben, ist zu bedauern; es würde ihnen an manchen Stellen gute Dienste geleistet haben. So versteht gleich zu Anfang der Monodie φίλαι παρθένοι κτέ. Enger den Scholiasten falsch, wenn er behauptet: nihil hic ex Euripide sumtum, nisi φίλαι παρθένοι, φίλαι, reliqua enim, ut scholiasta animadvertit, addidit Euripides Aristophaneus ut suo consilio apta. Denn τὰ δὲ ἐπιφερόμενα πρὸς τὸ αὐτοῦ χρήσιμον bedeutet, daß Aristophanes das zunächst Folgende bey Euripides nicht mehr wörtlich, sondern mit Abänderungen der komischen Situation gemäß anführe. Sehr annehmlich ist Fritzsches Restauration der Euripideischen Worte τὸν πόσιν λάβοιμι: so sprach Andromeda, als ihre Aeltern sie dem Perseus verlobt hatten; vgl. Welcker l. c. 658. Das zunächst Folgende muß aus einer frühern Scene genommen seyn, in welcher Andromeda mit ihren Freundinnen das traurige Loos, das ihr geworden, beklagt, und die Echo, welche vorher ihre einsamen Gesänge begleitet hatte, zu schweigen bittet, in der Weise, daß sie jene ersucht, sie möge ihren Nymphen Stille befehlen: κλύεις ὦ πρὸς Αἰδοῦς σε (sc. ἱκετεύω) τὰς ἐν ἄντροις ἀπόπαυσον, ἔασον, 'Αχοῖ, με σὺν φίλαις γόον πόθον λαβεῖν. Das wird nun hier auf die possirlichste Art verdreht: κλύεις, ὦ, πρὸς Αἰδοῦς σε τὰς ἐν ἄντροις, κατανεῦσον, ἔασον ὡς τὴν γυναῖκα μ' ἐλθεῖν. Die in Höhlen hausende Αἰδὼς gibt keinen vortheilhaften Begriff von ihrer Keuschheit, obgleich Fritzsche durch eine seltsame Combination den Altar derselben in eine Höhle der Akropolis wirklich verpflanzen möchte. Zu einer solchen Annahme berechtigt weder Paus. I, 17, 1 und 21, 3, noch Anecd. Bekk. 355, 15. Wer ist aber das Weib, nach welchem der Redende sich sehnt? Euripides ist so eben erst vorbeygeflogen, um weiterhin (vs. 1098.) als Perseus zu erscheinen, vorher noch (vs. 1057.) als Echo. Also spricht nicht er, sondern Mnesilochus, dessen Worte sich keineswegs auf Andromeda, die er selbst agirt, beziehen können; er redet bald in eigener Person, bald in der der Heldin; hier aber denkt er an Frau und Kind zu Haus. Das ist eine ingeniöse Bemerkung von Beer, welcher vor vs. 1015. den Namen des Euripides und vor vs. 1022. den des Mnesilochus gestrichen hat, denn dieser recitirt Alles von 1008. bis 1055. Nun ist nicht mehr nöthig aus ἀπέλθοιμι in vs. 1016. ἐπέλθοιμι zu machen.

Beyde Ausgaben leiden an dem Fehler großer Incorrektheit, wovon die Schuld wohl an der weiten Entfernung des Herausgebers vom Druckort liegt. Ganze Verse sind ausgefallen; in der Lysistrate vs. 264, in den Thesmophoriazusen vs. 523, wodurch zugleich Sinn und Metrum in Verwirrung gerathen, zwey Silben fehlen auch vs. 243.

Ungleich bedeutender in jeder Hinsicht als die Leistungen Engers und höchst verdienstlich für Kritik und Exegese des Aristophanes ist Fritzsches Ausgabe der Frösche. Mit Dank ist anzuerkennen, daß der Herausgeber an sehr vielen Stellen zuerst den ursprünglichen Text hergestellt und den Sinn des Dichters aufgedeckt hat. Wir wollen davon einige Belege anführen.

In vs. 48 verstand man bisher ἐπεβάτευον Κλεισθένει irrig von einem obscönen Verhältniß des Gottes zu dem genannten Manne; hier wird zum erstenmal die wahre Bedeutung angegeben: ich stand unter Klisthenes (dem Trierarchen) als Schiffssoldat. Vs. 57 ist ἀπαπαὶ gesetzt für ἀτταταὶ, um dem nöthigen Artikel Platz zu verschaffen: auch paßt die andere Interjektion nicht in den Zusammenhang. Die Chronologie Agathons wird aus vs. 85 richtiger bestimmt, als bisher geschah, indem man den Dichter am glänzenden Hof des Macedonischen Achelaus leben ließ; er war aber bereits gestorben. Zu vs. 94, 95 rügt Fr. einige Versehen von Casaubonus vielleicht zu ausführlich, da die Sache längst bekannt ist; doch enthält die Note sehr Brauchbares zu der Exegese der Εἰρήνη, vs. 770 sqq. und eine treffliche Emendation der verdorbenen Glosse bey Hesychius περπιρεγχει (muß heißen πῦρ πρὸς ἔγχει) und des Athenäus XIV, 638 f., beyde aus Kratinus. Zu vs. 108 erhalten wir eine gute Erläuterung der vordem falsch beurtheilten Construktion. Aehnliches zu vs. 462, 520, 1066, 1195 Bemerkte, so wie die grammatischen Observationen pag. 7, 12, 16, 33, 46, 61, 73, 77, 92, 152, 155, 179, 273, 300, 302, 422 haben für die Bereicherung der Sprachlehre noch einen besondern Werth. Vs. 117 bemühte man sich bisher vergeblich, den Genitiv τῶν ὁδῶν zu erklären; ihn beseitigt Fr. durch die evidente Verbesserung νῷν ὁδόν. Die Stelle scheint eine von denen zu seyn, wo die falsche Vorstellung über Schicklichkeit früher schon zur Interpolation verleitete, der man auch die Correktur ἀφίξομαι zuzuschreiben hat. Der Kritiker meinte, Bacchus könne nur für sich, nicht auch für seinen Sklaven den Herkules um einen Reiseplan bitten. Er würde in der Nähe vs. 275 und 319 den Beweis für die Unzuläßigkeit seines Bedenkens gefunden haben, hätte er sich besser umsehen wollen. — Mit Zuziehung von Pausan. I., 30, 4 wird vs. 130 in dem hohen Thurm, von dem die Fackel heruntergeworfen wurde, um den Läufern das Zeichen zu geben, der πύργος Τίμωνος erkannt. Darüber ist die lehrreiche Note vs. 133 nachzulesen. Wie die Sache zu nehmen sey, hat allerdings schon Lobeck (was auch Fritzsche anführt) zu Soph. Aj. pag. 190 gezeigt. Treffend ist vs. 142 die Vergleichung des Theseus mit Perikles nachgewiesen, da dieser den Richtern das Diobolon verschafft hatte; die verschiedenen Vorstellungen von dem Fährgeld des Charon gibt die Note zu vs. 140 an. Besonders interessant ist aber die Diatribe über den als Dichter und Arzt gleich berüchtigten Morsimus, den Aristophanes anderswo mit einem ebenfalls unglücklichen Collegen Klymenos (vgl. Hesych s. v.) zusammenstellte. Vs. 159 erfährt die bisher vorgetragene Erklärung des ὄνος ἄγων μυστήρια eine gründliche Widerlegung, indem Fritzsche zeigt, daß weder ἄγων noch μυστήρια den Sinn habe, welchen die Interpreten darin fanden — asinus portans mysteria — sondern zu übersetzen sey asinus celebrans mysteria. Sehr angemessen vergleicht er ein ähnliches Sprüchwort bey Lucian, de merc. cond. 28. νεκρὸς ἄγων ἐναγίσματα. Ein Muster von Behandlung der Scholien ist unter andern die Note zu vs. 191, wo neben der richtigen Interpretation der Worte εἰ μὴ νεναυμάχηκε τὴν περὶ τῶν κρεῶν, welche auf die Schlacht bey den Arginussen, von deren Erfolg Athens Wohl oder Weh abzuhängen schien, bezogen werden müssen, noch vier andere angeführt und beurtheilt werden. Ueber die Benennung der Komödie selbst nach den Fröschen, die doch darin nur die bescheidene Stelle eines παραχορήγημα einnehmen, erklärt sich Fr. dahin, daß Aristophanes so nur die Neugierde des Publikums reizen wollte: hoc unum videtur sequutus esse, ut fabulam novam sub Ranarum nomine professus populi exspectationem ad meros ranunculos conversam mirifice deciperet utili ad cavendum exemplo horum etiam temporum semidoctis, qui saepe argumentum in solo eius nomine, tanquam in aqua fundamentum ponunt. Die Scene, welche der Gott mit diesen Bewohnern der Acherusischen See aufführt, hat hier bedeutend gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juli.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristophanis Ranae.
Aristophanis Lysistrata cum scholiis.
Aristophanis Thesmophoriazusae cum scholiis.

(Fortsetzung.)

Der räthselhafte Vers τουτὶ παρ' ὑμῶν λαμβάνω (252) wird auf die Nachahmung des Froschgequackes in Verbindung mit einem derben Schlag des Ruders, welchen Bacchus mehrmals repetirt, bezogen; auf dieselbe Weise muß vs. 264 das κεκράξομαι gefaßt werden, nämlich = κράζων πατάξω. Auch οἰμώζετ' wäre ohne diese Annahme unverständlich, außerdem muß aber hier (vgl. pag. 149) wie 251 und 262 das βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοὰξ vorausgehen als Imitation des Refrains. Das bekannte γαλῆν ὁρῶ (vs. 304) hatte W. Dindorf durch die Schreibung γαλήν' ὁρῶ beseitigt, aber niemand hätte über den Verstoß des Schauspielers gelacht, wenn dieser den Vers so recitirte, wie er im Orestes steht (vs. 279). Mit Recht findet daher Fr. das Urtheil Dindorfs „vanissima est Brunckii opinio γαλῆν ὁρῶ scribentis, ne jocus pereat, nimirum recte scripta male pronuntiaverat Hegelochus" seltsam. Ueber das carmen mysticum und was damit in Verbindung steht, schrieb vor einigen Jahren Fr. eine inhaltsreiche Abhandlung als Epistola gratulatoria an G. Hermann, betitelt: Viro summo Godofredo Hermanno Theol. et Philos. D. in acad. Lips. etc. XXI. decembr. a. MDCCCXL diem semisaecularem ab acceptis doctoris philosophiae honoribus gratulantur Fritzschii interprete Franc. Volcm. Fritzschio professore Rostochiensi. Addita est commentatio de carmine Aristophanis mystico. Rostochii venumdat G. B. Leopoldus. Die Erklärung setzt in diesem Theil die Bekanntschaft mit der commentatio voraus und gibt nur kurz wieder, was dort ausführlich vorgetragen worden, zugleich mit manchen Berichtigungen. So hat der Verfasser seine Ansicht von dem Chor geändert und theilt ihn jetzt in ein männliches und weibliches ἡμιχόριον, letzteres trägt 419 — 421, 425 — 427, und 434 — 436 vor und zieht dann 446 mit dem Priester zu den παννυχίδες ab. In vs. 357 wird Kratinus auch als Dithyrambendichter nachgewiesen und in dem ῥήτωρ vs. 367, der den Dichtern ihr Honorar schmählert, bloß Archinus erkannt. Weibercostüm war σχιστὸς χιτών und σχισταί. d. h. Schuhe, welche bey Andern λεπτοσχιδεῖς, πολυσχιδεῖς, περισχιδεῖς heißen; aus der Erwähnung dieser Kleidungsstücke macht Fr. mit Recht den Schluß auf den weiblichen Chor für die Verse 403 — 408, und läßt die Beziehung auf das zerlumpte Gewand der Mysten, wovon nur der spätere Scholiast zu Aristoph. Plut. 845 spricht, nicht gelten. In vs. 422. ist gewiß an der Richtigkeit der hergestellten Lesart Κλεισθένους nicht zu zweifeln, wenn aber Fr. glaubt, er sey im Irrthum gewesen, als er unter dem hier bezeichneten Menschen den Geliebten des Klisthenes verstand, so scheint er sich selbst Unrecht zu thun an einen Sohn desselben ist wohl weniger zu denken, als an den Cinaeden, dem der Sabinos von Anaphlystos gar sehr fehlt; wenigstens beweist der

Grund nichts, daß gleich darauf Kallias ein Sohn des Hippobinos genannt wird. Vorzüglich ist in den Spottversen über diesen die Verbesserung κυσϑῷ, denn gegen diesen lieferte jener Wüstling seine meisten Schlachten. Einen sehr komischen Effekt mußte unter den von 470 an aufgezählten Schrecknissen der Hölle die Ταρτησσία μύραινα machen, ein köstlicher Leckerbissen: „at interpretes Tartessiam muraenam serio putarunt non minus horribile monstrum esse quam paullo ante echidna est centiceps — et Vossii quidem de hoc fatali monstro tam dira oratio est, ut legentis animum lepido quodam horrore perfundat." Schon Droysen hat auf die Sache hingewiesen in einer Note zu seiner genialen Uebersetzung, Theil III., p. 447. — Nachdem Bacchus seinen Schrecken über den Empfang bey Aeakus zu sehr an den Tag gelegt, heißt er seinen Diener avertendi ominis causa einen Gott (das war gewöhnlich Ἀπόλλων ἀποτρόπαιος oder Ἡρακλῆς ἀλεξίκακος, welche Bacchus jetzt selbst vorstellte), anrufen. Daß gerade er dazu auffordert, ist viel lustiger, als wenn, wie früher mehrere Herausgeber vorzogen, Xanthias seinem Herrn diesen Rath gibt. Eine Anspielung übrigens auf die Formel des Daduchen bey den Lenäischen Spielen καλεῖτε ϑεόν, worauf der Chor anhob Σεμελήϊ' Ἴακχε πλουτοδότα, welche Fr. ganz ungehörig verwirft, könnte doch in der Absicht des Dichters gelegen haben. Daß der μαστιγίας aus Melite (vs. 501) der kurz vorher verspottete Kallias mit der Löwenhaut gewesen sey, wird aus dem vorzüglichen Scholion des Apollonius gefolgert und weiter ausgeführt; kaum bedarf es einer Parallelstelle aus einem andern Schriftsteller, um natürlich zu finden, daß die Athener sogleich an jenen kühnen Ritter dachten. Der Beysatz μαστιγίας zunächst anwendbar auf den Xanthias ist wohl zugleich ein Anklang eines andern Spitznamen des Kallias, welchen ihm Kratinus in den Ἀρχίλοχοι beigelegt hatte: στιγματίας, vergl. Schol. Lucian. Jup. Trag. c. 48. — Zu vs. 650 wird angenommen, daß in den Kriegsjahren das Fest des Herkules in Diomeia unterblieben sey, und zugleich ein Scholion den Diomos betreffend, gut emendirt. Deßgleichen sind die verworrenen Notizen der Scholien über die Aufnahme der Sklaven, welche bey Salamis und den Arginussen tapfer mitgestritten hatten, in den Katalog der Platäenser zu vs. 693 sehr klar geordnet und dabey namentlich der Verstoß gemieden worden, daß Hellanikos über einen Vorfall berichtet, den er gar nicht mehr erlebte. In dem Chorgesang vs. 684 ist die Emendation τρύζει statt κελαρύζει der von Seidler und Dindorf gemachten κρίζει vorzuziehen (vergl. Arrian. Anab. I. 25, 6) und vs. 771 die Erzählung mit genauerer Beachtung des Zusammenhanges durch ὅτε δ' οὖν forgesetzt; bisher las man ὅτε δή, was aus vs. 789 hieher gerathen war. vs. 886 spricht Aeschylus deutlich genug aus, daß er in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht sey. Wie war es bey ihm, dem dort Einheimischen, anderst möglich? Aber Clem. Alex. Strom. II. 283 behauptet, der Tragiker sey μὴ μεμυημένος gewesen, und darauf stützt sich auch noch Lobeck in seinem Aglaophamus p. 82. Es ist Fritzsches Verdienst, gezeigt zu haben, woher jener Irrthum rührt: Clemens hatte nämlich nur Aristot. Eth. Nic. III. 2. flüchtig gelesen und daraus einen ganz falschen Schluß gezogen. vs. 888 erhält durch die hier vorgenommene Umstellung λιβανωτὸν den Iktus, welchen es sonst überall im Aristophanes hat. Den Vers 964 entstellte bisher das „fulcrum criticorum" γ' :κἀμοῦ γ' ἑκατέρου. Nun ist der Lückenbüsser durch die Correktur κἀμοὺς beseitigt. Noch schöner ist die gleich darauf folgende Herstellung der ursprünglichen Lesart Μεγαίνετός ϑ' ὁ Μανῆς (μανῆς haben Rav. und Ven.), womit auch die treffliche Exegese der Stelle (vs. 971) οὐ Χῖος ἀλλὰ Κεῖος zusammenhängt. Nämlich μανῆς ist zugleich die Bezeichnung für einen unglücklichen Wurf, und ein Sklaven-Name, desgleichen sind Χῖος und Κῷος Namen von Würfen; jener war schlimm (auch κύων genannt); dieser ein sehr guter (ἑξίτης). Also wendet Aristophanes das sprüchwörtliche οὐ Χῖος, ἀλλὰ Κεῖος auf den gewandten, immer glücklich manöverirenden Theramenes an, der von Ceos herstammte. Wie hier die Anspielung auf Κῷος, was Aristarch sogar in den Text einführte, den Theramenes als glücklichen Spieler bezeichnet, so charakterisirt die auf den μανῆς den Megaenetus,

der nimmermehr aus Magnesia stammte, als ungeschickten und schwachen Staatsmann. In vs. 989 macht Fr. eine treffende Zusammenstellung des Μελιτίδης (sonst unrichtig Μελητίδης geschrieben) mit dem Homerischen Margites. Vs. 1001 ist nach der bisherigen Lesart schwer zu begreifen, was μᾶλλον ἄξεις bedeuten soll: diese Schwierigkeit ist jetzt durch eine eben so leichte als ansprechende Verbesserung gehoben: ᾄξεις. Fr. vergleicht passend Eur. Iph. T. 1406: ἐμὲ δὲ πόντιον σκάφος ἀΐσσον πτεροῦσι πορεύσει ἱπποβότον Ἄργος. Auch vs. 1058 wird man der Berichtigung χρῆν für χρὴ gern beystimmen und 1089, wo ὥστε γ' ἀφαυάνθην mit Vergleichung von 1047 und von Hemsterh. ad Luc. Dial. Mort. 27, 7 geschrieben wird. Es gab kein Verbum ἐπαφαυαίνω, denn diese Composition ist ohne Sinn. In der Note zu V. 1071 combinirt Fr. die Klage über den Ungehorsam der πάραλοι mit der Nachricht bey Diod. XIII., 10, daß einige der Feldherrn nach der Schlacht bey den Arginussen die Beerdigung der Todten verlangt, aber der Sturm sie daran gehindert und die Soldaten selbst dem Befehl nicht Folge geleistet hätten. Dadurch eröffnet sich uns die historische Beziehung der Stelle. Was es weiterhin 1097 mit dem Ausblasen der Fackel bey der Lampadedromie für eine Bewandtniß habe, ist mehrern Erklärern und Uebersetzern entgangen: der Unglückliche, der nicht nachkommen konnte und sich vor den Fäusten der Κεραμῆς fürchtete, löschte selbst sein Licht aus, um im Dunkel leichter seinen Verfolgern zu entschlüpfen. Zu vs. 1167 entwickelt die Note sehr gut den Geist und die Schwäche der Euripideischen Kritik, wie sie Aristophanes hier darstellt. Das berüchtigte ληκύθιον scheint von so pikanter Wirkung gewesen zu seyn, daß der jüngere Euripides für gut fand, die Stücke, deren wiederholte Aufführung er besorgte, mit einem neuen Eingang zu versehen; so vermuthet wenigstens Fr. mit großer Wahrscheinlichkeit. Andere uns weniger zusagende Ansichten sind bey Welcker „Tragödien" 701 und 753 darüber nachzulesen. vs. 1306 erschien die Muse des Euripides als Castagnettenschlägerin, κροταλίστρια und wird der lesbischen Citharodik, der Meinung des Herausgebers zufolge, entgegengesetzt, wie sie einst Terpander übte und Aeschylus gern in seine Chöre aufnahm. Das wäre freylich eine viel edlere Auffassung des λεσβιάζειν, als wie es sonst und auch in dieser Stelle verstanden wird. Doch zweifeln wir bey der allgemeinen Verrufenheit des Ausdrucks an der Möglichkeit einer andern Bedeutung und pflichten zugleich G. Hermann bey, wenn er auch diesen Vers (1308) dem Aeschylus zutheilt. Er braucht aber nicht als Fragesatz gefaßt zu werden. Ihm schließt sich die Parodie der Euripideischen Verse an, die Fr. nach Anleitung der Citate bey den Scholiasten und mit eigener Combination aus den Tragödien Meleager, Elektra und Hypsipyle theils nachweist, theils vervollständigt. Besonders spielen hier die leichtgebauten und incorrekten Glykoneen eine große Rolle. Nachdem der Vortrag derselben beendigt ist, thut Aeschylus die Frage an den Gott: siehst du diesen Fuß, mit Beziehung auf die anapästische Basis des letzten Glykoneus, aber der hohe Kunstkenner meint, Aeschylus spreche von dem Fuß der Krotalistria (vs. 1324): diese richtige Auffassung der äußerst komischen Stelle scheint vor Fr. noch Niemand vorgebracht zu haben. Die nun folgende Monodie ist aus den Temeniden des Euripides, wo Hyrnetho sie sang, wahrscheinlich verbotenus übertragen, mit Ausnahme der Stelle, wo der Hahn der Glyke stark an Parodie erinnert; die letzten Worte aber von ὦ Κρῆτες an scheinen den Kretern desselben Tragikers anzugehören. Durch diese Untersuchungen hat Fr. die Masse der Euripideischen Fragmente um ein Beträchtliches vermehrt. Daß diese Parthien, wo Aeschylus den Charakter der Monodien bey Euripides schildert, hier in vier Strophen zerfallen, mag immerhin zu leichterer Uebersicht beytragen, wenn auch damit nicht erwiesen ist, daß Euripides dieselbe Abtheilung getroffen haben müsse. In der ersten dieser Strophen ändert Fr. die Katalexis und schreibt: ὄνυχας μεγάλους ἔχοντα statt μεγάλους ὄνυχας ἔχοντα. Aber letzteres entspricht sowohl dem Ausgang ἔβαλον ἀ τλάμων vs. 1355, als es auch mit einem Beyspiel des Euripides selbst belegt werden kann: Herc. fur. 1209 πολιόν τε δάκρυον ἐκβαλών, denn daß dieser Jambus akatalektisch ist, macht den anapaestisch-tibrachischen Anfang nicht besser. Warum

vs. 1361 der Superlativ ὀξυτάταις, wofür mehrere Handschriften ὀξυτάτας haben, plane absurdus seyn soll, ist auch nicht einzusehen; er ist gewiß nicht absurder als κουφοτάταις vs. 1353 und das von Fritzsche dafür eingesetzte ὀξύτατι ist nicht nur matt, sondern unterbricht auch auf eine unangenehme Weise den sonst dreymal wiederholten dact. trim. cat. in bisyll. Eine gute Emendation dagegen ist νώ für νῷν, vs. 1366, 1378; 1381 die Bemerkung treffend, daß Aeschylus und Euripides nicht wohl zusammensprechen könnten, sondern es sich nur für den Euripides „homo in Ranis admodum procax" schickt, dem Bacchus zu antworten. Minder befriedigt das zu vs. 1399 Gesagte: Bacchus stolide succurrit laboranti Euripidi, eique pessimum versum in aures insusurrat. Euripides hatte diesen Vers mit der ganzen Scene, worin das Würfelspiel vorkam, allerdings selbst aus seinem Telephus entfernt, aber wahrscheinlich nur aus dem Grund, weil dasselbe schon von ihm im Philoktet und früher von Aeschylus angewandt dem Publikum als abgenütztes Motiv nicht behagte. Man vergleiche O. Jahn „Telephus und Troilus" p. 25. Bacchus aber, indem er den Vers citirt, obwohl ihn Euripides bereits verworfen hatte, gibt zugleich eine Andeutung, daß er den Aeschylus für den Sieger halte und soufflirt die Worte βέβληκ' Ἀχιλλεὺς δύο κύβω καὶ τέσσαρα boshaft genug dem überwundenen Rivalen. Was vs. 1437 über die zweyte (vermeintliche) Edition des Stückes geurtheilt wird, verdient allen Beyfall. Aristophanes hätte nach kurzer Zeit Vieles durch die Umstände überflüßig oder gar unschicklich Gewordene ganz tilgen müssen. Sehr ingeniös erscheint auf den ersten Blick der Gedanke, die vielversuchten Worte μάλιστα μὲν λέοντα μὴ 'ν πόλει τρέφειν auf den zu jener Zeit nicht sehr beliebten Feldherrn Leon zu beziehen und sie dem Dionysus zuzutheilen, welcher öfters mit solchen Witzworten ernsthafte Gespräche unterbricht. Wenn er indeß, wie Fr. selbst aus Xenoph. Hell. I. 5, 16 — 6, 30 und 7, 2 beweist, damals Athen schon lange verlassen hatte, so verliert der Witz seine Spitze. Daß der Vers dem Dionysus beyzulegen sey, ist richtig; er meint wohl: wozu nicht die Brut des Löwen aufziehen? besser hättest du gesagt, man soll keinen alten Löwen füttern, dann fallen die Jungen von selbst weg. Die Einfälle hingegen mit Kleokritus und Kinesias und das Begießen der Feinde aus der Luft herab mit Essig, kann nicht Dionysus, dem sie Fr. zuerst gibt, vorbringen, sondern nur Euripides, welcher nachher die Essigtöpfe dem Kephisophon überläßt und sich das Uebrige vindicirt (vs. 1453). Nur aus jener Annahme, daß vs. 1437, sq. Dionysus spricht, rühren die Zeichen der Lücke nach 1436 her, sie müssen wegfallen, wenn die Personenvertheilung dieselbe bleibt. Deßgleichen kann Rec. nicht glauben, daß eine andere Lücke vor 1411 statt finde. Richtig dagegen ist die Bezeichnung derselben vor 1374, wo vor Fr. sie noch niemand gemacht hatte. In der ersten Scene vs. 15. wäre im Gegentheil ein eingeschobener Vers zu beseitigen, wenn wir W. Dindorf Glauben schenken wollen, dessen Argumente aber Fr. treffend widerlegt. Denn wie kam dieser, dessen Existenz alle Scholien bezeugen, in den Text? Was soll die Vergleichung des Lastträgers mit Phrynichus und Amipsias? Offenbar muß die nähere Erklärung darüber eben der obelisirte Vers geben. Deßhalb behält Fr. ihn mit Recht bey; nur kann er sich nicht mit der Construktion befreunden, sondern ändert ὧνπερ in ὥσπερ um, so daß der Sinn nach seiner Uebersetzung der wäre: quid tandem oportebat me has sarcinas ferre, si non licet poetari eo modo, quo Phrynichus et Amipsias fere semper inducere solent bajulos in comoedia? Xanthias soll also mit den Dichtern selbst „rectissime et argutissime" verglichen werden; ὧνπερ haben erst die Abschreiber untergeschoben, indem sie in ποιεῖν nur ein einfaches facere erkannten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Aristophanis Ranae.
Aristophanis Lysistrata cum scholiis.
Aristophanis Thesmophoriazusae cum scholiis.

(Schluß.)

Sollte aber diese ihre Ansicht nicht die wahre seyn können? Xanthias meint, wozu er denn die Bagage schleppe, wenn er nichts von dem thun dürfe, was jene Komiker ihren Lastträgern jedesmal in ihren Stücken anthun, daß sie sich beschwert fühlen und ächzen. Das wäre eine Wendung παρ' ὑπόνοιαν, wie sie Aristophanes liebt. Den Chor der Frösche hat Fr. in Antistrophen gebracht und sah sich daher genöthigt, einige Lücken in der Strophe auszufüllen, die nur durch diese Annahme entstehen; auf diese Weise fallen die trochäischen Trimeter dort weg und es treten dafür durchgängig Dimeter ein. Aber sowohl ἐμὲ δὲ vor καὶ κεροβάτας Πάν, als ἐπαίων vor φορμικτὰς Ἀπόλλων nehmen sich nicht Aristophanisch genug aus und man vermißt ungern die auf einen bizarren Eindruck, wie etwa von Knittelversen, berechneten Trimeter. Ist die Annahme einer durchgängigen Responsion gegründet, so möchten wir lieber diese Verse in der Antistrophe mit Lückenzeichen versehen, als in der Strophe durch Einschiebsel sie umändern, etwa so:

ἡλάμεσθα διὰ κυπείρου — ◡ — ◡
καὶ φλέω χαίροντες ᾠδῆς πολυκολύμβοις
μέλεσιν — ◡ ἢ Διὸς φεύγοντες ὄμβρον.

Für πολυκολύμβοις müßte hier Fr. dem Metrum zu Gefallen erst eine wenig gesicherte Form πολυκολυμβήτοις bilden.

Das carmen mysticum führt Fr. auf eine ganz übereinstimmende Form in der ersten Strophe zurück; stellt auch das von G. Hermann in Elem. doctr. metr. p. 501 ausgeworfene γὰρ ἥκει wieder her, wodurch aber neue Schwierigkeiten entstehen. Um nicht von dem auffallenden ἔγειρε und dem allzu weit zurückgeschobenen γὰρ zu sprechen, so ist wenigstens das in der Strophe nach ναίων eingereihte Ἴακχε sehr müßig, auf welchen Zusatz der Herausgeber schwerlich gefallen wäre, wenn nicht jener in der Antistrophe aufgenommene Bacchius so am bequemsten ersetzt werden könnte. Allerdings hat der Baroccianus Ἴακχ' ὦ Ἴακχ' ὦ Ἴακχε, aber da in den Versen 316, 317 diese zweymalige Wiederholung des Namens nicht vorkömmt, auch wohl zu erwarten wäre, daß, wenn Aristophanes in dem ersten strophischen Vers zu Anfang und zu Ende den Vokativ anbringen wollte, er die Antistrophe darnach eingerichtet haben würde, so muß man billig zweifeln, daß die getroffene Abänderung im Sinn des Dichters sey. Uebrigens gibt diese Strophe Anlaß zu der Frage über die Responsion des Jonikers durch den Anakreonteus. Da sie hier an zwey Stellen erscheint: in dem vs. 2 entspricht dem dim. ionic. ὁσίους ἐς θιασώτας der anacr. φλογὶ φέγγεται δὲ λειμών, und in dem Schlußvers umgekehrt dem anacr. ὁσίους μύσταις χορείαν der dim. ionic. χοροποιόν, μάκαρ, ἥβαν — könnte man denken, daß die Vertauschung, ähnlich der bisweilen vorkom-

menden des Choriambus mit Diiambus gebräuchlich gewesen wäre; aber Fr. gibt einer strengern Ansicht den Vorzug, und schreibt das einemal in der Antistrophe φλέγεται δὴ φλογὶ λειμών, das anderemal in der Strophe mit Ausmärzung von ἱερὰν im vorletzten Vers, wofür ὁσίους, aus dem letzten an die Stelle kömmt, ἅμα μύσταισι χορείαν. Die Richtigkeit der Theorie auch zugegeben, kann doch die Verbesserung nicht befriedigen, da ἅμα schlecht mit ἐγκατακρούων sich verträgt, von welchem Verbum nur ein einfacher Dativ (ὁσίοις μύσταις) abhängen darf. Daß vs. 376 Bruncks Conjektur ἠρίστευται Aufnahme gefunden für ἠρίστηται, ist schwerlich zu billigen; die Erwähnung des Siegs muß, so plötzlich angebracht, befremden, und da schon oben Xanthias von dem lieblichen Duft der χοιρεῖα κρέα spricht (vs. 338), so erlaubt der Charakter der Komödie wohl auch eine freyere Behandlung der Zeitabschnitte in der Unterwelt. In derselben Strophe ist uns der vereinzelte anap. dim. brachycat. jederzeit aufgefallen. Sollten nicht λειμώνων und τῇ φωνῇ beydes gleich entbehrlich für den Inhalt als Glosseme zu beseitigen seyn? Dann wäre die Symmetrie des Rhythmus vollkommen hergestellt. Aus vs. 414, 415 hat Fr. zwey vss. Euripidei gemacht, weil hier eine Strophe zu 444 nicht fehlen könne. Wir glauben eher, daß die Zwischenrede beyder Zuschauer Aristophanes durch ein verschiedenes Metrum auszeichnen wollte; dieselbe diente auch dazu, auf den γεφυρισμός über zu leiten, der sich nicht unmittelbar an den Jakchushymnus anschließen und auch nicht vom Daduchen als heilige Handlung verlangt werden konnte. Schicklicherweise kann dieser Priester nicht das sagen, was die Handschriften richtig dem Xanthias zutheilen; viel natürlicher ist es, daß der lüsterne Xanthias dem schönen Mädchen gern nachliefe, er, der dann als ἀκόλουθος ganz in seinem Element ist. Daß Xanthias hier zuerst den Vorschlag macht und Dionysus sich ihm anschließt, der Herr dem Diener, darf keinen Anstoß geben. In vs. 594 ergänzt Fr. die Lücke in dem trochäischen Dimeter durch den Zusatz πρὸς τὸ γαῦρον, was gewiß dem Zusammenhang angemessen ist, aber vielleicht zu viele Homoeoteleute hereinbringt. In der possierlichen Prügelscene vs. 645, 646 nimmt Fr. eine Versetzung vor, indem der Vers ἤδη 'πάταξας etc. auf ἀλλ' εἶμ' ἐπὶ τονδὶ καὶ πατάξω etc. folgt. So wie vulgo die Personen eingetheilt sind: Αι. ἤδη 'πάταξά σ' Ξ. οὐ μὰ Δί' Αι. οὐδ' ἐμοὶ δοκεῖς. ἀλλ' εἶμ' ἐπὶ τονδί — leidet die Stelle an einer grammatischen Schwierigkeit, welche Bentley durch die Correktur οὐδ' ἐμοὶ δοκῶ beseitigte, und an einer Unwahrscheinlichkeit, da nicht einzusehen ist, wie Aeakus dazu kömmt, zu sagen ἤδη 'πάταξά σ'. Aber das Komische in dieser Situation stellt sich vollkommen heraus durch die Anordnung im Rav., wo der bereits getroffene Xanthias verwundert fragt: hast du mir schon einen Schlag versetzt? und Aeakus darauf eben so ironisch entgegnet: Nein, beym Zeus! dem Xanthias bestätigend hinzusetzt: auch mir scheint es so. Da mithin der erste Puff hier seine Wirkung verfehlt hatte, geht Aeakus auf Dionysus los, der in banger Erwartung ausruft πηνίκα; — nun meint Fr. müßte folgen: Ξ. ἤδη 'πάταξας; Αι. οὐ μὰ Δί' Ξ. οὐδ ἐμοὶ δοκεῖς, so daß Xanthias sich an der Angst seines Herrn belustigte. Aber bey dieser Auffassung kommt die Frage des Sklaven wunderlich heraus, der doch sieht, ob Aeakus schon zugeschlagen hat, oder noch nicht. Gar zu ernst nimmt Fr. die Sache, wenn er schreibt: claudicat vero etiam, ut quidem nunc est, lectio Ravennatis secundum quam Aeacus, qui modo Xanthiam verberarit, neget id ipsum: Αι. οὐ μὰ Δί' (sc. ἐπάταξα). Immo affirmare eam rem, non infitiari debuit, sicut idem paullo post Bacchum non minus leniter accipit et tamen verbis καὶ δὴ 'πάταξα a se verberatum esse fatetur. Deinde si Xanthias doloris sui dissimulandi causa dixit ἤδη 'πάταξας; ac statim οὐδ' ἐμοὶ δοκεῖς, inepte mentitus est, quum sciret factum planissime. Aehnliche Beyspiele zu großer Wahrheitsliebe, die

den Κῶμος verscheucht, finden wir noch hie und da, z. B. was zu Gunsten des Euripides vs. 1065 und 1071 bemerkt wird, und die ausführliche Vertheidigung des Ausspruchs: ἡ γλῶσσ' ὀμώμοχ' ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος zu vs. 102. Einer andern Versetzung können wir ebenfalls nicht beypflichten, vs. 1134, 1135, wo der Vers εὐθὺς γὰρ ἡμάρτηκεν οὐράνιον ὅσον unmittelbar vor πῶς φῄς μ' ἁμαρτεῖν etc. gesetzt wird. Aeschylus nimmt dort aus der erneuerten Behauptung seines Gegners den Beweis dafür her, daß Schweigen jetzt Thorheit, also der Befehl des Dionysus einfältig sey. Man sieht, der Zusammenhang wird durch die Zwischenreden des Dionysus und Aeschylus nicht unterbrochen, nur der Dialog belebter, eben weil er nicht einen strengen Nexus der Gedanken, wie ihn Fr. verlangt, durchführt. Wie vs. 759 Xanthias sagen kann τίς οὗτος — λοιδορησμὸς Αἰσχύλου κεὐριπίδου, begreift man nicht, denn er weiß ja nichts von der ganzen Sache; es muß also beym Alten bleiben, daß Xanthias nur ein verwundertes ἆ ausstößt und Aeakus dann seinen Bescheid fortsetzt. Das plötzliche Einlenken auf den eigentlichen Gegenstand des Dramas misfällt dem Herausgeber „hic locus, quo tragicorum certamen praeparatur, nescio quo pacto mihi saepe displicuit, quum modo breviorem esse, modo totum aliter institutum cuperem.“ Aber auch darin liegt eine Feinheit, die schwerlich durch regelmäßigere Anlage zu ersetzen ist. In dem nun folgenden Chorgesang, welcher den Wettkampf vorbereitet, will der ὀξύλαλος ὀδοὺς nicht recht einleuchten, auch das dem Venetus entnommene πάριδῃ kann mit dem Genitiv verbunden nur eine Vernachlässigung und Geringschätzung ausdrücken, die hier sich nicht verträgt mit dem furchtbaren Ingrimm des Aeschylus. Wie der Dichter schrieb, ist schwer zu errathen, der Sinn der Worte müßte jedenfalls

der seyn: ἡνίκ' ἂν ὀξυλάλου συνιῇ θήγοντος ὀδόντας ἀντιτέχνου. Zur Rechtfertigung des συνιῇ vergleiche man Hom. Od. 6, 34 und Soph. El. 131. Die Aufnahme von ἔνθεν δὲ aus dem Mutinensis in vs. 825 stellt den nöthigen Gegensatz her. Eine höchst schwierige Stelle ist vs. 896, wo Fr. bereits seiner Aenderung selbst mißtraut, er schreibt nämlich ἐμμέλειάν τί τιν' ἔπητε (für ἐπί τε oder ἔπιτε der Handschriften) δαΐαν ὁδὸν λόγων. Hier begründet nicht nur der Iktus auf τε den Zweifel, sondern auch die Versetzung von λόγων, die befremdliche Phrase ἀκοῦσαι δαΐαν ὁδὸν λόγων, die Verbindung von ἐμμέλειαν und ἔπη, dagegen wird von Fr. ohne Noth die Anwendung des troch. trim. cat., der bey Aristophanes nicht unerhört ist, (vgl. Nub. 458) bezweifelt; man soll ja nicht Alles in das Maaß der Dimeter einzwängen; damit fallen auch die Aenderungen der Antistrophe vs. 992 weg, wo man jetzt liest: σὺ δὲ τί δὴ πρὸς ταῦτα λέξεις, ὦ φέριστε; μόνον ὅπως δέ. In vs. 979 wird τίς προὔλαβεν statt der von Bentley und Bothe gemachten Correktur τίς τόδ' ἔλαβεν sich kaum rechtfertigen lassen, und kurz vorher erscheint vs. 971 μέντοι σωφρονεῖν, statt μέντοὐγὼ φρονεῖν aus Rav. und Ven. aufgenommen, doch nur als Approbation eines Schreibfehlers; denn τοιαῦτα kann so mit σωφρονεῖν nicht wohl verbunden werden, es bezieht sich auch nicht auf die Zwischenrede des Dionysus, sondern auf die οἰκεῖα πράγματα, wovon der οἰκότριψ Euripides oben als ihm eigenthümlich gesprochen hat. Zu vs. 1028 ist zwar die Verurtheilung der von Herodikus erfundenen Fabel, betreffend die zweyte sehr abweichende Bearbeitung der Perser, welcher Aeschylus dem Hiero zu Gefallen in Syrakus sich unterzogen habe, vollkommen zu billigen, aber die von Fr. gemachte Aenderung der räthselhaften Stelle wird schwerlich An-

klang finden, obgleich er sie mit den Worten einführt: in optimis emendationibus, quas mihi usquam (?) reperisse videor, haud dubie ea est, quam protuli ad Thesmophoriazusas p. 237: ἐχάρην γοῦν νικῆσάκούσας παρὰ Δαρείου τεθνεῶτος, doch nimmt er auch diese hier nicht ganz so auf, sondern macht aus dem befremdlichen νικῆσάκούσας ein etwas erträglicheres τῇ νικακούσας. Wie reimt sich aber mit dieser neuen Auffassung das εὐθὺς im folgenden Verse, da sogleich nach der Meldung des Sieges jener Laut ἰαυοῖ, der freylich mehr einem Juchhe als einem O weh ähnlich sieht, vernommen werden müßte? Und diesen bringt der deßhalb belobte Bloomfield in dem Chorgesang an, wo des Darius Geist erst noch citirt wird. Nach der hier gemachten Correktur und dazu gegebnen Erklärung kann höchstens nur von der Schlacht bey Plataeae die Rede seyn, welche Darius wirklich prophezeiht, Aeschylus hingegen versteht unter dem ἔργον ἄριστον (vs. 1027) vorzugsweise die Schlacht bey Salamis, deren Verherrlichung die Perser gewidmet sind und als deren Folge im Drama der alte König aus der Unterwelt gerufen wird. Diese Stelle gehört also noch zu den Problemen für eine fernere Bearbeitung. Zu den anerkennenswerthen Emendationen zählen wir unter andern auch noch vs. 1106 κἀναδέρετον, was Brunck wollte ἀναδέρεσθον hat zwar in einigen Ausgaben Aufnahme gefunden, ist aber doch nur ein Soloecismus. In vs. 1323 war allerdings die Berichtigung des Metrums von Porson und Reisig darum vergeblich angestellt worden, wie Fr. einleuchtend zeigt, weil Aeschylus hier einen Glykoneus à la Euripides vorsätzlich bildet, ◡ — — ◡ ◡| — ◡ ◡ —| mit der Auflösung vor dem Choriamben, wie Bacch. 112 und 115, aber eben darum war es auch nicht nöthig, eine andere Licenz, die daktylische Auflösung der Basis des einfachen Glykoneus hineinzutragen — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —, wie sie freylich auch bey Euripides vorkömmt, Iph. Aul. 759, Hel. 525, El. 145 und zu schreiben: τὸν πόδα τοῦτον ὁρᾷς statt ὁρᾷς τὸν πόδα τοῦτον. Die Vertauschung der Person des Pluton mit dem Chor, 1413—1481, welche G. Hermann in den Wiener Jahrbüchern auf eine so annehmliche Weise empfohlen hat, und wofür die Scholien zu vs. 1467 einen Wink enthalten, ist hier noch nicht adoptirt, sie verdiente aber gewiß alle Berücksichtigung.

Der verehrte Herausgeber wird die wenigen Bedenken, welche Rec. hie und da geäußert, nicht mißdeuten, besonders wenn wir dieselben nur als eine Veranlassung zu weitern Erörterungen seinerseits ausgesprochen zu haben bekennen. Das Werk macht im Ganzen den Eindruck von einer reichen und vielumfassenden Gelehrsamkeit, die sowohl für das Studium des Aristophanes als des griechischen Alterthums überhaupt treffliche Materialien hier niedergelegt hat. Die Ausstattung des Buches läßt in jeder Hinsicht nichts zu wünschen übrig, wie man es auch von der höchst achtungswerthen und verdienstvollen Verlagshandlung längst gewohnt ist.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Histoire des Samanides par Mirkhond. Texte persan traduit et accompagné de notes critiques, historiques et géographiques par M. Defrémery, membre du conseil de la Société Asiatique. Paris, Imprimerie Royale, 1845.

Es ist unerklärbar, daß Baber, der es der Mühe werth hält, über Schönschreiber und Musiker am Hofe zu Herat zu berichten, die beyden Geschichtschreiber Mirchond und Chondemir, Vater und Sohn, gar nicht erwähnt. Mir Chawend Schah oder Mirchond ist jedoch, nach Dschami, sicherlich der berühmteste muselmanische Schriftsteller seiner Zeit. Seine Jugend [1]) und die früheren Mannesjahre waren den Zerstreuungen der Welt und sinnlichen Freuden gewidmet. Er würde sich auch wahrscheinlich ohne das freundliche Zusprechen und die Aufmunterung des allseitig wirkenden Ali Schir, welcher, wie Mirchond selbst sagt, für alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens des Geschichtschreibers sorgte, niemals aus der Versunkenheit emporgerichtet haben. Mir Chawend benutzte die Muße, welche ihm der Wesir gönnte, zur Ausarbeitung seines großen geschichtlichen Werkes, Garten der Reinheit genannt, welches mit der Schöpfung beginnt und vier Jahre vor seinem Tode endigt [2]). Man erkennt die Einsicht und den guten Geschmack des Mäcenas aus den Vorschriften, welche er dem Historiographen ertheilte. „Halte dich fern von aller Künstelei und Weitschweifigkeit," pflegte Ali Schir zu sagen, „drücke dich deutlich aus, halte dich auch fern von seltenen, veralteten Wörtern und Redensarten und schreibe so, daß Jeder dich verstehen kann." Es bleibt nur zu wünschen, daß der Perser die trefflichen Lehren auch befolgt hätte; dann würde er wohl keine solche geschnörkelte, phrasenreiche und an Thatsachen leere Vorrede geschrieben haben (History of the early Kings of Persia. Translated by D. Shea, 12).

Mirchond war in früherer Zeit, wo die östlichen Studien sich noch nicht so vieler tüchtigen Arbeiter erfreuten, beynahe die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß des Morgenlandes; seine Berichte bilden auch heutigen Tags noch einzig und allein die Grundlage der Darstellung ganzer Zeiträume der persischen Geschichte. Mirchond hatte seinen Sohn, welcher wie er selbst Emir Chawend Schah hieß, gemeinhin aber, um ihn vom Vater zu unterscheiden, Chondemir genannt wird, frühzeitig zum Geschichtschreiber herangebildet. Dieser hielt es für nothwendig, den ganzen geschichtlichen Stoff, in den Werken seiner Vorgänger enthalten, einer nochmaligen Prüfung und Sichtung zu unterwerfen und ihn in eine neue Ordnung zu bringen. Das Werk, welches aus der mühsamen jahrelangen Arbeit hervorging, theilte Chondemir, nach seinem verschiedenen Inhalte, in zwölf Bücher und nannte es einen reinen genauen Auszug aller beurkundeten wahren Geschichte; er folgt hierin häufig dem

1) Er ward gegen das Jahr 1434 geboren.

2) Er starb am 21. Juni 1498. Stewart, Catalogue of the library of Tippo Sultan, 3 folg. Price, Mahommedan History III. 657.

Werke seines Vaters, das er nicht selten bloß abkürzt und in eine mehr übersichtliche Form bringt [3]).

Die Werke dieser Universalhistoriker des Morgenlandes sind niemals, weder im Originale noch in einer Uebersetzung, vollständig gedruckt worden. Wir besitzen nur einzelne größere Bruchstücke derselben, zum Theil mit dem Texte, zum Theil auch ohne denselben in bloßen Uebertragungen. Die Geschichte der Samaniden hat Wilken im J. 1808 herausgegeben, doch in einer Weise, die sowohl in Betreff des Textes wie der Uebersetzung Vieles zu wünschen übrig läßt. Sacy hat dieß auch in der milden Weise, welche diesem großen Kenner der westasiatischen Sprachen und Litteraturen eigen war, in einer Anzeige der Historia Samanindarum (Magazin encyclopédique Jahrgang 1809. I. 209) angedeutet. Zur Entschuldigung des wackern deutschen Gelehrten muß aber angeführt werden, daß Wilken bloß eine einzige Handschrift zu Gebote stand und daß damals die Kenntniß der östlichen Sprachen, der Geschichte und Geographie im Allgemeinen noch Vieles zu wünschen übrig ließ. Herr Defrémery benutzte zu seiner neuen Ausgabe des Textes drey Manuscripte, wovon das eine sehr vorzüglich ist; zur Uebersetzung und zu den zahlreichen Anmerkungen konnte er sich vieler Hülfsmittel bedienen, welche erst in den letzten für die orientalischen Studien so wichtigen dreyßig Jahren zu Tage gefördert wurden. Es war ihm demnach ein Leichtes, viele Stellen der Wilken'schen Ausgabe zu verbessern und andere in ein klareres Licht zu stellen. Die Beurtheilung der Verdienste des französischen Orientalisten in Betreff der Reinheit des Textes muß ich aber den Männern vom Fache überlassen. Ich halte mich an den historischen Inhalt des Werkes.

Meine kurze Darstellung der wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte einiger selbstständigen muselmanischen Dynastien in den Ländern Chorasans und jenseits des Oxus, namentlich ihrer wiederholten Berührungen mit den östlicher wohnenden Türken, hat zum Zwecke, die Geschichtsforscher des Westens auf die wenig beachtete universalhistorische Bedeutung dieser islamitischen Fürstenthümer aufmerksam zu machen. Sie haben das bereits durch den Streit mit den Ommiaden und durch den Abfall Aegyptens geschwächte Chalifat ganz zu Grunde gerichtet und die Straße geöffnet, auf welcher die Türken nach Kleinasien und später nach Europa übersetzten. Die arabischen und persischen Schriftsteller geben uns nur abgebrochene, zum Theil ganz unverständliche Nachrichten über die türkischen Horden und ihre Gebieter in Mittelasien während des zehnten und eilften Jahrhunderts. Die byzantinischen Jahrbücher sind aber in dieser Beziehung ganz unbrauchbar; sie erhielten nur verworrene Sagen über diese fernen Gegenden der Erde. Diese große Lücke der Weltgeschichte kann allein durch die chinesischen Chroniken ausgefüllt werden. Deguignes (Geschichte der Hunnen II. 31 nach der deutschen Uebersetzung) hat bereits, namentlich in Beziehung der Geschichte der Samaniden, auf diese Quellen hingewiesen, — Andeutungen, welche der neue Herausgeber des Mirchond nicht kannte oder nicht beachtete.

Der Kameltreiber Saman, ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben, verließ das niedere Gewerbe seines Vaters und ward ein Räuber, ein Geschäft, welches, wenn mit einiger Menschlichkeit getrieben, in despotischen Staaten bey weitem nicht so herabwürdigend ist, als unter gesetzlichen, bürgerlich geordneten Verhältnissen. Ist doch der Despot selbst gewöhnlich bloß der erste Räuber seines Landes, und wo kein Gesetz gilt von oben hinab, da gilt auch kein Gesetz von unten hinauf. Saman ward bald das Haupt einer bedeutenden Bande und sein Sohn und Nachfolger Asad erwarb sich, vielleicht eben deßhalb, die besondere Gunst Mamuns, des Sohnes des Chalifen Harun, welcher den Anordnungen seines Vaters zufolge damals in Merv residirte. Asad starb und Mamun zog als Fürst der Gläubigen in Bagdad ein. Der neue Chalife bewahrte ein freundliches Andenken an die wohlerzogene talentvolle Familie des Asad. Auf den Befehl Mamuns wurden den vier Söhnen seines verstorbenen Freundes besondere Lehensherrschaften verliehen: der eine erhielt

3) Das Werk des Chondemir endigt 1471. Die vollständigste Bearbeitung und häufig bloße Uebersetzung der historischen Encyklopädien des Vaters und Sohnes liefert Price in seiner fleißigen Mahommedan History, drey starke Bände in 4.

Herat und die angränzenden Lande, die drey andern wurden jenseits des Orus versorgt; sie erhielten Stadt und Gebiet von Ferghana, Schasch und Osruschnah (Herbelot unter Saman. Mirchondi Historia Samanidarum, ed. Wilken. Goetting. 1808. 4.) Als Jakub der Laithide mächtig ward, suchte der Chalife Motamed das Haus Saman noch mehr zu heben (875), um dem ehrgeizigen Soffariden im Nordosten seines Reiches einen übermächtigen Gegner zu erregen; es ward Naser, einem Enkel des Asad, die Regierung aller Länder östlich des Amu, unter der Oberhoheit des Chalifen, förmlich verliehen [4]). Naser starb (892), und Ismael sein jüngerer Bruder ward der alleinige Herrscher aller dieser Besitzungen. Ueber die damaligen Gränzen des muhammedanischen Reiches nach Osten und Norden sind wir aber nicht genau unterrichtet; wir wissen nur, daß innerhalb und an den Gränzen des Samanidenstaates Türken saßen, welche dem alten Elementardienste aller tatarischen Völker ergeben waren und mit den Chinesen, deren Macht zu der Zeit weit nach Mittelasien reichte, in mannichfachem Verkehre standen. Diese Türken, unter dem besondern Namen der Uiguren [5]) bekannt, widersetzten sich der Ausbreitung des Araber-Reiches und machten selbst häufig Einfälle in das Land der Samaniden. Ismael hatte gleich bey dem Antritte seiner Regierung, von seiner Hauptstadt Bochara [6]) aus, einige glückliche Streifzüge gegen die Türken unternommen und dadurch den Ruhm des Islam in allen Ländern Mittelasiens erhöht. Diese heiligen Züge erwarben ihm solch ein großes Ansehen unter den Gläubigen, daß er vom Chalifen mehrere Belobungsschreiben erhielt, worin er unter andern auch zu einem Kampfe gegen Amru den Laithiden, den Sohn des Jakub, ermuntert wurde. Dieser Fürst war überdieß einsichtslos genug, unter den für ihn so mißlichen Umständen Ismael zu reizen und die Herrschaft über das ganze Erbe der Samaniden anzusprechen. Die beyden Heere trafen sich bey Balk und der Samanide war so glücklich, seinen Feind ohne Schwertstreich gefangen zu nehmen (900). Ismael, ein Fürst menschlichen großartigen Sinnes, ging Amru freundlich entgegen, küßte ihn und sprach: Sey mir willkommen, ehrwürdiger Bruder; sey unbesorgt, es wird dir von meiner Seite nicht das mindeste Leid widerfahren. Und so geschah es auch. Amru ward bloß dem Chalifen ausgeliefert, auf dessen Befehl ins Gefängniß geworfen, wo er bald seinen Tod gefunden hat (902). Mit ihm erlischt die Herrscherfamilie der Soffariden, nachdem sie ungefähr dreyßig Jahre gedauert hatte. Es suchten sich zwar später noch Sprossen dieses Hauses in Sedschestan zu behaupten; sie mußten aber bald dem Glücke der Samaniden weichen (Nikbi 378). Ismael ward jetzt von dem Oberhaupte der Gläubigen mit dem Titel Padischah begnadigt und vereinigte mit den Stammländern jenseits des Orus Fars, Chorasan und alle andern östlichen Besitzungen der Araber bis gegen das Pendschab. Natürlich wußten jetzt die schmeichelnden Hofgeschichtschreiber die Abstammung des Kameltreibers Saman bis zum alten königlichen Geschlechte der Perser, zu den Sassaniden hinaufzuführen (Price II. 235 und Herbelot unter Ismail Samani).

Ismael regierte weise und menschlich und verstand es auch mit kräftiger Hand den neuen Staat zusammenzuhalten; denn es gab schon während seiner Regierung mancherley Aufstände im Reiche. Es

4) Diese scheinbare Oberherrlichkeit gestatteten alle Samaniden den Chalifen.

5) Klaproth's Abhandlung über die Uiguren. Paris 1823. Widerlegung des Herrn Schmidt. Paris 1824. 71. Diese Türken heißen bey den Chinesen unter andern auch Honike. Ihre Geschichte erzählt Matuanlin im Wen hien tong kao, Buch 347 Bl. 5.

6) Bochara gilt bey dem Muselman für eine der ältesten Städte der Erde; Oghus Chan, der älteste mythische Stammvater der Tataren, habe hier residirt. Der Name hängt wahrscheinlich mit dem persischen Worte Bachter, Osten zusammen. Ein witziger Mullah zu Bochara leitete ihn von dem Türkischen Bu, dieser und dem Persischen Char, Esel her; der Ort sey nämlich deßhalb so genannt worden, weil ursprünglich bloß Tadschik hier wohnten. Nach Nikbi bedeute Bochara in der Sprache der Uiguren, einen Tempel. Abulfaradsch nennt (Chron. Syr. 174) die türkischen Uiguren unkritischer Weise Hunnen.

schwebte nämlich den Statthaltern das Glück ihres Herrn vor Augen, und jeder kühne oder listige Satrap war versucht zu sehen, ob er nicht ebenfalls eine selbstständige erbliche Herrschaft erringen könne. Warum sollte es ihm nicht so gut gelingen, wie Waschudan, dem Gründer eines Reiches längs der Küsten des Kaspisees, wie den Söhnen des armen Fischers Buiah aus Dilem, welche den nach ihrem Vater benannten großen Staat der Buiden sich erkämpft hatten! Die Art und Weise der Verwaltung muhammedanischer Staaten begünstigt aber ungemein diese ehrgeizigen Bestrebungen der Großen. Eine Trennung der Regierungsgewalten in den einzelnen Kreisen des Landes, wodurch die Macht eines Mannes geschwächt und eine gegenseitige Beaufsichtigung möglich wäre, kam niemals in den Kopf islamitischer Despoten. Den Lieblingssklaven des Despoten wird immerdar die ganze Regierung, alle bürgerliche, militärische und richterliche Gewalt in den Provinzen übertragen, wo sie dann, sobald sie nur den jährlichen Tribut zur bestimmten Zeit entrichten, gewöhnlich in allen Beziehungen eben so unumschränkt und willkührlich herrschen, wie der Padischah im ganzen Reiche.

Die Streifzüge gegen die ungläubigen Uiguren im Nordosten des Samanidenreiches gaben überdieß von Zeit zu Zeit hinlängliche Beschäftigung. Ismael und sein Nachfolger Ahmed wollten als heilige Streiter für den Islam ihren Ruhm erheben unter den Gläubigen, und zugleich ihren Reichthum durch die Menge der Gefangenen, der schönen türkischen Sklaven vermehren. Solch ein Sklave Ahmeds, des zweyten Padischah im Samanidenreiche, war der Türke Alpthegin, der zum Statthalter von Chorasan und der andern diesseits des Oxus gelegenen Länder des Samanidenreiches erhoben wurde. Seine Statthalterschaft erstreckte sich bis zu den östlichen Afghanen, zu den Gildschi zwischen dem Indus und dem Suleimangebirge, welche damals die Scheidewand bildeten zwischen dem Reiche der Samaniden und Indien. Deßhalb konnten die Muselman wohl gegen Thathah und Sindh Streifzüge unternehmen, nicht aber auf geradem Wege gegen Multan und Lahor (Ferishta I. 9. Herbelot unter Alptheghin. Haidar in Mirchond. Histor. Gasnevidarum, ed. Wilken. Berolini 1832, 139).

Alpthegin hatte sich in Kurzem zu solch einer Macht, zu solch einem Ansehen unter den übrigen Großen des Staates erhoben, daß sie nach dem Tode Nuh I., des fünften Padischah der Samaniden, es nicht wagten, ohne seine Zustimmung den jugendlichen Sohn des Nuh, Mansur, als rechtmäßigen Nachfolger anzuerkennen. Bevor aber die verneinende Antwort des mächtigen Statthalters ankam, hatte das aufrührerische Volk von Bochara Mansur auf den Thron erhoben. Alpthegin ward alsbald von dem jungen Fürsten nach Bochara beschieden, — ein Befehl, welchem aber der nichts Gutes erwartende Statthalter keine Folge leistete. Seines Amtes entsetzt, wendete sich Alpthegin in die östlichen gebirgigen Gegenden des Landes, nahm Kabal wie die starke Feste Ghasnah ein und ward hier in der ganzen Umgegend als selbstständiger Herrscher anerkannt. Diese Gauen waren aber zu der Zeit von verschiedenen Stämmen sehr stark bevölkert und, was das Fehdewesen mit sich brachte, mit zahlreichen Kastellen besetzt [7]). Vergebens bot Mansur alle Kräfte seines Reiches gegen Alpthegin auf; er war nicht im Stande, des tapfern und listigen, von seinen Kampfgenossen hochverehrten Kriegers Meister zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

7) Masudi, Encyclopaedia I. 361. Masudi schrieb dieses Werk, wie er selbst sagt (32), im Jahre 332 der Hedschra oder 943 unserer Zeitrechnung. Herbelot unter Massoudi sagt irrthümlich 336.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.
Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Histoire des Samanides par Mirkhond.

(Fortsetzung.)

Bey seinem Tode (975) hinterließ der ehemalige Statthalter das Reich, das er sich erobert hatte, seinem Schwiegersohne und Freund Sebektegin, welcher auf dieselbe Weise in seine Dienste gekommen war, wie er selbst in die des Padischah Ahmed [8]). Nach einer andern Angabe wäre Alpthegin sein Sohn Abu Isaak gefolgt, der vor Mansur in Bochara erschienen sey und förmlich mit der Herrschaft Ghasnah belehnt wurde. Sebektegin, der ihn als Wesir begleitete, wäre zu gleicher Zeit zu seinem Nachfolger ernannt worden; Isaak sey bereits zwey Jahre hernach gestorben (977) und dann Sebektegin ohne Widerrede als Herr von Ghasnah anerkannt worden [9]).

Der neue Herrscher, dessen Stammbaum das schmeichelnde Hofgesinde ebenfalls bis auf Jesdegerd, den letzten König Persiens aus dem Hause Sassans, hinaufleitete [10]), suchte alsbald die ererbte Herrschaft durch Waffengewalt zu erweitern. Auf der Westseite wurden Stadt und Gebiet Bost, am Hindmend in Sedschestan gelegen [11]), erobert und ebenso Kandahar im Osten mit seinem Reiche vereinigt. Durch die Eroberung des Kreises Kandahar kam Sebektegin in Berührung mit dem Gebiete des indischen Fürsten, welcher in indischer Weise nach seiner Hauptstadt Dschibal oder Dschaibal genannt wird [12]), dessen Herrschaft von Kaschmir bis zu den Mündungen des Indus und von Sirhind [13]) bis gegen Lamghan sich erstreckte. Der Beherrscher Ghasnah's suchte alsbald sein Reich auch nach dieser Seite weiter gen Osten auszudehnen. In Begleitung seines jugendlichen Sohnes Mahmud unternahm Sebektegin, gleich nach der Thronbesteigung, einen heiligen Zug gegen die Ungläubigen und brachte Dschaibal dahin, daß er versprechen mußte, für jetzt eine Million Goldstücke und fünfzig Elephanten als Kriegssteuer zu liefern; künftig sollte er als getreuer Lehensfürst einen jährlichen Tribut entrichten. Damals schon wollte der feurige Mahmud den Ungläubigen unter keinerley Bedingung den Frieden gewähren; Sebektegin hielt es aber für rathsam, den Feind nicht aufs Aeußerste zu treiben; denn wenn

---

8) Herbelot a. a. O. Der berühmte gleichzeitige Otbi sagt im Ketab Jemini, die Großen zu Ghasnah hätten, nach dem Tode Alpthegins, Sebektegin als Nachfolger gewählt. De Sacy, Notices et extraits des Manuscrits IV. 330.

9) Ferishta I. 13. Den persischen Text gibt Wilken a. a. O. 141.

10) Diese Genealogie findet sich bey Ferishta a. a. O.

11) Hadschi Chalfa in der Hist. pr. Reg. Pers. 152. Edrisi I. 443 ed. Jaubert. Die Stadt Bost wird von Abulfeda und andern arabischen Geographen, aber von keinem neuern erwähnt. Briggs Angabe, daß sie jetzt die Hauptstadt von Sabalestan sey, ist sicherlich ungegründet.

12) Es lag die Stadt Dibal in der Nähe des jetzigen Thathah.

13) 76° 22′ östl. L. von London, 30° 38′ nördl. Br.

die Radschputen, aus welchen das Heer Dschaibals großentheils bestehen mochte, zur Verzweiflung gebracht werden, morden sie Weib und Kind, verbrennen Haus und Hof, Hab und Gut und stürzen sich, nur von Rachegedanken erfüllt, wie Wüthende mit aufgelösten Haaren in die dichtesten Reihen der Feinde.

Dschaibal hielt sein Versprechen nicht, sondern sandte im Gegentheil, auf den Rath seiner Brahmanen, an alle Fürsten Indiens, um Zuzug bitten gegen den gemeinschaftlichen Feind. So erhielt der Radschah, von Delhi, Adschmir, Kanodsch und andern Staaten Indiens ein großes Heer zusammen, mit dem er den Muselman, wie angegeben wird, was aber sehr unwahrscheinlich lautet, bis gen Lamghan [14]) entgegenzog. Hier entspann sich ein hitziges Treffen und Sebektegin brachte nach wenigen Stunden, mit einem verhältnißmäßig kleinen Heere den Hindu solch eine Niederlage bey, daß sie, ihr Lager und alles Geräthe zurücklassend, eilig jenseits des Indus entflohen. Die Muselman machten eine reiche Beute, und Sebektegin vereinigte jetzt alle Länder jenseits des Indus, Lamghan und Peschawer bis gen Nilab [15]), mit der ererbten Herrschaft Ghasnah. Die Gildschi so wie die andern Stämme der Afghanen, welche in diesen Ländern saßen, gelobten Treue dem neuen Gebieter und traten in seine Dienste. Diese Gildschi waren damals ein friedliches, fleißiges und reiches Völklein; sie sollen türkischer Abstammung seyn; sie hätten, heißt es, in frühern Jahrhunderten die Gegenden jenseits des Drus, welche die Heimath aller Türken sind, verlassen und sich über Ghor, Sedschestan bis an die Gränzen Indiens ausgedehnt, wo sie sich endlich niederließen und das Land anbauten. Ihre Gesichtszüge und Kleidung, ihre Sitten und Gewohnheiten charakterisirten sie noch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts als ächte Türken. Sie hätten später selbst den Atak überschritten und sich auch im nördlichen Hindostan Wohnsitze erkämpft [16]). Dschaibal versuchte es seit dieser Zeit nicht mehr, die Länder jenseits des Indus dem Herrn von Ghasnah zu entreißen, und Sebektegins Aufmerksamkeit ward bald nach andern Gegenden gerichtet, so daß auch er nicht daran denken konnte den Indus zu überschreiten und seine Eroberungen im Lande der Brahmanen weiter auszudehnen. Dieser Fluß bildete während der Lebzeiten des ersten Herrschers der Ghasnaviden, wie ehemals zu den Zeiten des Darius, die Gränze zwischen dem Perserreiche und Hindostan.

Der Padischah des Samanidenreiches, Mansur, starb und sein Sohn Abulkasem Nuh war nicht im Stande sich gegen die meuterischen Großen zu behaupten. Sie verbanden sich mit Harun, dem mächtigen Bogdo-Chan der Uiguren, welcher von Kaschgar herrschte bis zur Gobi [17]). Bochara, Samarkand und alle andern Besitzungen jenseits des Drus sollten den Türken werden, Chorasan und die Länder des Samanidenreiches diesseits des Flusses dem Verräther Abu Ali. Bogdo-Chan erschien nun in Mawarelnaher, nahm Samarkand, selbst die Haupt-

14) Lamghan ist ein sehr fruchtbarer Distrikt hinter der ersten Gebirgsreihe des Hindokuh, jetzt von Tadschik bewohnt. In den benachbarten Gebirgen werden gewöhnliche Rubinen in solcher Masse gefunden, daß man sie als Steine gebraucht um Vögel damit zu schießen. Moorcroft, Travels II. 368. Lamghan wird von Sacy (Notices a. a. O. 379) und Andern fälschlich für einen Distrikt Kaschmirs gehalten. Die Bewohner dieses Distrikts sprechen einen eignen Dialekt, den schon Baber erwähnt.

15) Nilab heißt blaues Wasser; es liegt an dem westlichen Ufer des Indus, 71° 50'' östl. L. v. London, 33° 50' nördl. Br.

16) Ferishta I. 19. Sacy, Notices IV. 335, wo die Gildschi Chaladj genannt werden. Als türkischen Stamm beschreibt sie auch Edrisi I. 444. 457. Sollte der turkmanische Stamm Chaladj, zu deutsch Hungerwohnung (siehe Herbelot unter dem Worte Khalag') wirklich ein und derselbe mit Gildschi seyn, oder hat er bloß zu der Annahme Veranlassung gegeben, daß die Gildschi Türken sind?

17) Deguignes IV. 283. Der Name wird gewöhnlich Bagrachan geschrieben. Wir ersehen aber aus dem Ketab Jemini, daß der Eigenname dieses Fürsten Harun war. Bagrachan ist wahrscheinlich verschrieben für Bogdo-Chan, d. i. himmlischer Herrscher, wie heutigen Tags noch der Himmelssohn des Mittelreiches von den Türken genannt wird.

stadt Bochara, wo damals eine berühmte Bibliothek war, mit einer Menge Uebersetzungen aus dem Griechischen versehen, welcher Avicena einen großen Theil seines Wissens verdankt [18]). Nuh mußte als Flüchtling im Lande hin und herziehen. Obgleich der kranke Chan der Uiguren bald gezwungen wurde mit bedeutendem Verlust Bochara zu verlassen, so fürchtete doch der Samanide, er könnte im Kampfe gegen die aufrührerischen Großen, Abu Ali und Faik, welche mit dem Fürsten von Dilem, Schams el maali Kabus, sich verbunden hatten, unterliegen. Deßhalb sandte er eilende Boten an den Hof zu Ghasnah: Es möchte doch der ruhmreiche Sebektegin dem sinkenden Hause des Saman den nothwendigen Beistand nicht versagen. Diese Bitte ward gewährt. Doch ward als Bedingung hinzugefügt; es möge Nuh, des Alters und der mannichfachen körperlichen Leiden wegen, dem Herrn von Ghasnah gestatten, wenn sie sich von Angesicht zu Angesicht sähen, auf dem Pferde sitzen zu bleiben. Sebektegin wollte als ebenbürtiger Fürst behandelt seyn. Dießmal war aber das Herz dem Verstande überlegen. Als nämlich der Fürst von Ghasnah in dem Gebieter von Bochara die ehrwürdigen Gesichtszüge der herrschenden Familie der Samaniden erkannte, wurden die alten längst vergessenen Gefühle der Ehrfurcht und des Gehorsams in dem ehemaligen, grau gewordenen Sklaven rege. Schnell stieg er vom Pferde, rannte Nuh entgegen, um den Steigbügel des Samaniden zu küssen. Der jugendliche Padischah war einsichtsvoll genug nicht zu dulden, daß der mächtige Herr, welcher ihm hülfreich entgegenkommt, sich so demüthige. Auch er stieg vom Pferde und umarmte Sebektegin als seinen väterlichen schützenden Freund. In der Gegend von Balkh trafen sich bald hernach die feindlichen Heere der Türken und Samaniden. Nur dem Verrathe Dara's, des Sohnes des Dilemitenfürsten, hatten Sebektegin und Nuh den Sieg zu verdanken; ihre Truppen waren bereits zur Flucht gewendet. Die aufrührerischen Großen zogen sich jetzt nach Chorasan zurück, wohin die Sieger ihnen auf den Fuß folgten und sie theils zur Unterwerfung zwangen theils auch aus dem Lande jagten. Mahmud ward hierauf in die Hauptstadt Nischabur als Statthalter Chorasans eingesetzt, und Padischah Nuh II. mußte, mochte er wollen oder nicht, alle südwestlich des Oxus gelegenen Lande dem Fürsten von Ghasnah überlassen. Der Samanide machte vor der Hand gute Miene zu dem schlechten Spiele und suchte nur die Freundschaft dieser mächtigen Familie durch glänzende Ehrenbenennungen, wie in mancher andern Weise zu erkaufen und zu erhalten. Sebektegin ward Nasireddin, Beschützer des Glaubens genannt, und Mahmud Seifeddaula, Schwert des Reiches. Aller dieser scheinbaren Freundlichkeiten ungeachtet, ward Sebektegin doch bald in die Nothwendigkeit versetzt oder hielt es für angemessen, dem Padischah mit dem Schwert in der Hand Gesetze vorzuschreiben. Er sandte Mahmud mit zwanzig tausend Reitern nach Bochara, um dort den Wesir, welcher dem Herrn von Ghasnah genehm war, einzusetzen; ja es ward mit dem Bogdo-Chan der Uiguren, der die östlichen Theile Bochara's erobert hatte, ohne Zustimmung des Samanidenfürsten ein Friede geschlossen, nach welchem die Gebirgslandschaft Mawarelnaher's Botom [19]) geheißen, die Gränze seyn sollte zwischen den beyden Staaten.

Nuh und Sebektegin starben ungefähr zu derselben Zeit; der eine im Juli und der andere im August des Jahres 997. Als der Fürst von Ghasnah, welcher während der letzten Jahre seines Le-

18) Slane hat uns die Beschreibung dieser Bibliothek in den eigenen Worten Ibn Sina's mitg theilt. Der selbstsüchtige Philosoph soll sie später in Brand gesteckt haben, damit er allein die Schätze der Weisheit besitze. Ibn Khallikan's Bibliographical Dictionary. Translated from the Arabic by Bn. Mac Guckin de Slane. Paris 1842. I. 445.

19) So muß ohne Zweifel im Ketab Jemini, anstatt des sonst ganz unbekannten Kotum (Sacy, Notices et Extraits a. a. O. 361) gelesen werden. Weder Ferischtah noch Mirchond erwähnen diesen Vertrag. Botom ist wegen des Salmiak berühmt, der hier gewonnen wird.

bens in dem ungesunden Balkh residirte, sich krank fühlte, wollte er nach der Hauptstadt des Reiches, deren gesundes Klima und stärkende Luft von den Dichtern sehr gepriesen werden, übersiedeln. Er starb aber auf dem Wege zu Termed [20]), zwey Tagreisen von Balkh entfernt, und nur sein Leichnam kam nach Ghasnah. Nasireddin Sebektegin war in der That ein Mann großartigen Sinnes, wie schon aus einem einzigen Vorfall erhellt, den uns Ferischtah berichtet. Sein Sohn, der von Jugend auf kunstliebende Mahmud, hatte sich in einem reitzenden Garten in der Nähe von Ghasnah einen herrlichen Landsitz errichten lassen; er gedachte den Vater damit zu überraschen, wenn er ihn, nachdem Alles in großer Pracht vollendet dastand, zu einem reichen kostbaren Mahle lade. Das sind Seifenblasen, sprach Sebektegin zu dem enttäuschten Sohne, die jeder Reiche sich machen lassen kann; ein Fürst muß auf solche Denkmale des Ruhmes trachten, die ewig dauern und die würdig sind der Nachahmung künftiger Geschlechter. [21])

Als Sebektegin sich dem Tode nahe fühlte, ernannte er aus blinder Vorliebe seinen unfähigern jüngern Sohn Ismael zum Nachfolger. Dieser, den Widerstand des tüchtigern ältern Bruders fürchtend, ließ sich sogleich in Balkh krönen und theilte an die Truppen wie an die ganze Umgebung seines Vaters große Geschenke aus. Der unerfahrne Ismael dachte, es wäre dieß das beste Mittel sich allenthalben Freunde zu machen. Mahmud, der als Statthalter Chorasans in Nischabur saß, war sowohl mit dem letzten Willen des Vaters wie mit dem Betragen des Bruders sehr unzufrieden. Nur seine Abwesenheit, erklärte Mahmud, und die Furcht, es möchten, bis er selbst Balkh oder Ghasnah erreiche, Unruhen im Lande ausbrechen, hätten den Vater bewogen, den jüngern Sohn zum Nachtheile des ältern als Nachfolger einzusetzen. Das Reich könne aber von einem Jüngling nicht zusammengehalten werden; es bedürfe des kräftigen Armes des Kriegers und der Erfahrung des Mannes. Ismael wähle deßhalb zwischen den Statthalterschaften Balkh und Chorasan und überlasse dem ältern Bruder, wie es sich gezieme, die Ehre und Sorge der Herrschaft. Der junge Fürst war nicht geneigt, diesem Ansinnen sich zu fügen und abzudanken. Man griff zu den Waffen, und auf der Ebene bey Balkh, wo schon so oft das Loos über die Staaten und Fürsten Mittelasiens geworfen wurde, hat das Schwert für Mahmud entschieden. Die Afghanen, welche auf der Seite Mahmuds fochten, seine Mutter war die Tochter eines ihrer Fürsten, sollen, wie berichtet wird, in diesem Kampfe den Ausschlag gegeben haben. Der Sultan belohnte auch ihre Tapferkeit; der Fürst der Afghanen Malik Schahu erhielt die eigene Schwester des Herrschers zur Gemahlin (Nias Almehabbat in den Anmerkungen zu Neamet Ullah's History of the Afghans II. 79).

(Schluß folgt.)

20) So ist vielleicht anstatt Toormooz bey Ferischtah I. 23 zu lesen; doch begreift man nicht, wie der Zug von Balkh nach Ghasnah über Termed gehen konnte, welches nördlich von Balkh an den Ufern des Dschihon liegt und ehemals ein bedeutender Ort war, wo große Messen gehalten wurden. Edrisi I. 475. Balkh hat sehr schlechtes Wasser und ist deßhalb ungesund. Burnes, Travels II. 206. Moorcroft II. 493. Der Ort ist jetzt ganz verfallen und die Bevölkerung übersteigt nicht tausend Familien. Ruinen in und um Balkh, auf der Ebene bis hin zum Oxus, welche wohl großentheils von den Buddhaisten herrühren mögen, zeugen von der ehemaligen Blüthe dieser Gegenden.

21) Ferishta I. 24.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Gletscher des Vernagtthales in Tirol und ihre Geschichte. Von Dr. M. Stotter, Secretär des geognostisch-montanistischen Vereines in Tirol und Vorarlberg. Mit einer Karte des Rosenthales. Innsbruck in der Wagner'schen Buchhandl. 1846. 8. 75 S.

Das Oetzthal, zu dessen südlichen Verzweigungen das Vernagtthal gehört, ist erst seit den letzten dreyßig Jahren verdienter Weise bereist und gewürdiget worden. Dem Naturforscher, besonders dem Botaniker und Mineralogen, liefert es einen ungewöhnlichen Reichthum seltener der Centralalpenkette eigenthümlicher Pflanzen und Fossilien, dem Geognosten eröffnet es bedeutsame Blicke in den Aufbau und die Lagerungsverhältnisse dieser mächtigen Gebirgswälle, dem Künstler bietet es eine Fülle der reichsten landschaftlichen Bilder, wechselnd von freundlichen Thalgeländen mit tiefen Klammern und tosenden Bächen, vorüber an mächtigen Felspartien und Wasserfällen bis hinauf zu der großartigsten Alpennatur abschließend in der Oede des ewigen Eises. Selbst dem Sprach- und Geschichtsforscher haben Sitten, Dialekte und Ortsnamen des seit einer Reihe von Jahrhunderten in seiner Bevölkerung unverändert gebliebenen Thales interessante Aufschlüsse über die uralten Wanderungen und Niederlassungen südeuropäischer Volksstämme geliefert.

Zu diesen mannigfachen Ansprüchen an die Aufmerksamkeit der Reisenden gesellten sich in neuester Zeit noch andre rücksichtlich der Bildung der Gletscher, welche hier in einem Umfange von ungefähr zwanzig Stunden die südlichen Verzweigungen des Oetzthales mit riesenhaften Wällen und Eisfeldern abgränzend und überragend, das reichhaltigste Material zu Beobachtungen über ihren Aufbau und über die Aeußerungen jener geheimnißvollen inneren Thätigkeit darbieten, die auf diesen starren Höhen allein die Stelle des erstorbenen organischen Lebens zu vertreten scheint. Was in dieser Beziehung Charpentier, Hugi, Oswald Heer, Agassiz, Forbes, Desor u. A. in der Schweiz zum Theil nur mit den größten Anstrengungen und Gefahren erstreben konnten, das bietet sich hier dem Forscher in noch größerem Maaßstab und bey geringerer Mühewaltung dar. Der Umstand, daß die oberen Verzweigungen des Oetzthales, besonders das Fenderthal noch bis zu einer Höhe von 6200 Fuß ü. d. M. bewohnt sind, erleichtert gar sehr die Beobachtung der Gletscher, welche bald hinter dieser obersten Gränze der Winterwohnungen in Tirol sich allmälig bis zu 11 — 12000 Fuß erheben, und dem größten Theile nach verhältnißmäßig leicht ersteigbar sind. Deßhalb dürfte auch wohl kein Ort in der ganzen Alpenkette besser zu anhaltenden Untersuchungen über die Gletscher sich eignen als das Fenderthal, wo überdieß der Massenwechsel und die Bewegungen der Ferner sich noch viel deutlicher hervorstellen, als an den in der Schweiz gewählten Beobachtungspunkten.

In der vorliegenden Schrift gibt der Verfasser zunächst als Augenzeuge ausführlichen Bericht über die jüngste Katastrophe, welche als Folge der perio-

dischen Massenvermehrung und Bewegung der Oetzthaler Ferner im verflossenen Jahre diese Thäler mit furchtbarer Ueberschwemmung und Verwüstung heimsuchte und damals der Gegenstand vielfacher Besprechung in der Tagesliteratur war. Sodann weist er historisch nach, wie während des Verlaufes der letzten Jahrhunderte solche Gletscher-Revolutionen sich bereits öfter wiederholten, sucht die nächsten Ursachen derselben zu ermitteln und bespricht zuletzt die Möglichkeit, den verwüstenden Folgen vorzubeugen. Wir versuchen hier die Resultate des interessanten Berichtes zusammenzustellen, müssen aber zu leichterem Verständniß eine kurze topographische Beschreibung der Oertlichkeiten voranschicken.

Der Oetzthaler-Stubaier-Gebirgsstock umfaßt die gewaltige Gebirgsmasse, welche als der westliche Theil der Centralalpenkette in Tirol östlich von der Brennerspalte, nördlich von dem Inn (Innsbruck bis Finstermünz), westlich und südlich von der Etsch von ihrem Ursprung bis Meran und dann von der Passer bis zum Jaufen begränzt wird. Er besteht nicht allein aus einzelnen durch Thäler getrennten Bergketten, sondern großentheils auch aus mächtigen Plateaus von bedeutender Erhebung, wie z. B. die sogenannte Haide um die Etschquellen her, von welchen erst zahlreiche Kuppen bis zu 9 — 12000' aufsteigend mit ihren Gipfeln den ausgedehntesten Gletschern von Tirol, dem großen Oetzthaler und dem Stubaiferner, in einem Umkreise von 20 Stunden zur Unterlage dienen.

Unter den Thälern, welche von Norden gegen Süden ansteigend den Gebirgsstock bis zu seiner mächtigsten Anschwellung um die genannten Ferner her durchschneiden, dem Stubai-, Oetz-, Pitz- und Kaunerthale ist das Oetzthal das längste, in seinem untern nördlichen Theile das bevölkertste und angebauteste, in seinem südlichen oberen Verlaufe dasjenige, welches in gabligen Verzweigungen am weitesten zu den Gränzen des ewigen Eises an dem Oetzthalerferner und dessen Gliederungen fortsetzt. Von seiner Mündung in das Innthal bey Oetzbruck erstreckt es sich in eilfstündiger Länge fast ganz südlich bis Zwieselstein und theilt sich erst von hier aus in zwey Arme oder Hochthäler, in das östliche Gurgl- und das westliche Fender-Thal, deren beyde Bäche bey Zwieselstein*) zusammen mündend die Hauptquellen der Oetz bilden. Im unteren einfachen Verlaufe des Hauptthales wechseln kesselförmige Thalweiten stufenweise übereinanderliegend mit zum Theil steil ansteigenden Thalengen, welche die Kesselbecken mit einander verbinden. Unstreitig waren letztere früher Seen, welche im Verlaufe der Zeiten theils durch den Schutt der Gebirgsbäche sich ausfüllten, theils mehr oder minder gewaltsam durch die Klammen oder Thalschluchten sich entleerten. Das erste dieser Becken 470 Wiener Fuß über Sitz am Inn gelegen umfaßt die Gegend von Sautens und Oetz (2621 W. F. ü. d. M.), das zweyte, durch eine beträchtliche Anhöhe geschieden, die von Umhausen (3257'). Durch eine enge Thalschlucht aus brüchigem Gneiß und Gerölle erreicht man die dritte anderthalb Stunden lange Thalweite zwischen Lengenfeld (3809') und Huben. Trotz dieser bedeutenden Höhe ist dieselbe noch in reicher Abwechslung mit Korn- und Flachsfeldern bedeckt. Hinter Huben drängen sich die Thalwände wieder enge zusammen und bilden eine stark ansteigende Rinne bis zum vierten Thalbecken, in welchem das Dorf Sölden (4434') liegt. Von hier endlich führt eine schmale Schlucht zur obersten und kleinsten Thalweite bey Zwieselstein (4545'), mit welcher der einfache Verlauf des Oetzthales abschließt und die Gabeltheilung in das Gurgler- und Fenderthal beginnt. Aus den angegebenen Höhenbestimmungen ergiebt sich für das ganze Thal auf etwas über 5 geogr. Meilen ein Gefälle von fast 2500', welches den raschen Verlauf, aber auch die furchtbaren Verwüstungen der hier vorkommenden Ueberschwemmungen erklärt.

Das Gurglerthal, der südöstliche Ast des Oetzthales oberhalb Zwieselstein, verzweigt sich bald ober seinem Anfang nochmals östlich in ein kurzes steil ansteigendes Seitenthal, das Timlthal, durch welches am östlichen Rande des Oetzthaler Ferners der Saumweg über die Wasserscheide des Timljoches

*) Der Name Zwiesel, Zwieselstein, welcher sich in Bayern wie in Tirol öfter wiederholt, bezeichnet immer die Vereinigungsstelle zweyer Gewässer.

nach Moos und dem oberen Passeyerthale hinabführt. Das Gurglerthal selbst dagegen endet mehr westlich am großen Oetzthalerferner, über dessen meilenbreite Schneefelder nur mühevolle Fußpfade nach dem Schnalserthale und ins Etschgebiet führen. In seinem obersten Verlaufe zeigt es eine ähnliche Erscheinung, wie die, von welcher bey dem Rofnerthale ausführlicher die Rede seyn wird, nur bisher nie von so verheerenden Folgen begleitet. Der unterste Theil oder die Zunge des Oetzthalerferners zieht sich nämlich so tief in das Gurglerthal herab, daß das Eis den Eingang des von Südosten einmündenden Langenthales mit einem mächtigen Querdamme absperrt und damit auch die aus demselben ablaufenden Wasser aufstaut. Diese Stauung veranlaßte hinter dem Eisdamme die Bildung des Langthaler Eissees, welcher bereits besteht, so weit historische Nachrichten zurückreichen, aber noch nie durch seine Entleerung beträchtlichen Schaden verursachte. Das ihn umschließende Eis ist viel fester als das des Rofnerferners, und wurde deßhalb auch bey den beträchtlichen periodischen Anschwellungen des Sees (z. B. im J. 1717, 1718, 1724 u. s. w.) von diesem nie plötzlich durchbrochen. Im Gegentheil bahnte sich bisher das Wasser immer entweder an der Sohle des Eises einen Kanal zu langsamem Ablauf, oder wenn dieser sich verstopfte, so floß der höher aufgestaute See über die niedrigste Stelle des Eisdammes, sich allmählig in diesen eine Abzugsrinne grabend. Jetzt fließen schon seit einer Reihe von Jahren die Wasser regelmäßig unter dem Eisdamm und dessen noch weiter in das Gurglerthal vorgeschobener Zunge ab, und das Seebecken scheint sich durch Vergrößerung des Gletschers gegen Südosten selbst allmählig mit Eis auszufüllen.

Der westliche Arm des Oetzthales dagegen, das Fenderthal, zieht von Zwieselstein als eine schmale Schlucht, beyderseits schon von Gletschern überragt, ohne Verzweigung 4½ Stunden steil ansteigend fort bis Fend (6045 W. F. ü. d. M.), der höchsten Ortschaft in Tirol, in einer kleinen Thalweitung gelegen. Aller Bedarf an Getraide und Holz muß hier im Winter auf dem mit hohen Schnee gefüllten Bette des Thalbaches aus dem unteren Oetzthale zugeführt werden. Ober Fend erfolgt, durch den Thaleitspitz veranlaßt, abermals eine Gabeltheilung östlich in das Spiegel-, westlich in das Rofenthal. Von ersterem führen Fußpfade über den Niederjochferner nach dem Schnalserthale. Das Rofenthal dagegen setzt südöstlich zwey Stunden lang einfach fort, von der Rofenthaler Achen durchströmt. Eine halbe Stunde oberhalb seines Einganges bey Fend liegen umgeben von Alpenwiesen noch die zwey Rofner Grashöfe, die letzten menschlichen Wohnungen, hinter welchen bald auch einzelne Arven die höchste Gränze des Baumwuchses bezeichnen. In seinem obersten Verlaufe endet das Rofenthal an den ewigen Eisfeldern des Hochjochferners (9310') und hintern Eisferners, aus deren Scharten längs des Reus-Berges die Rofenthaler Achen niedergeht. Aber schon früher, ungefähr eine Stunde oberhalb Rofen, hat es unter rechtem Winkel gegen Nordwesten ein kurzes steiles Seitenthal, das Vernagtthal abgegeben. Von Rofen an umgeben ringsum zusammenhängende Gletscher von 10000' Höhe und darüber beyde Thäler in bedrohlicher Nähe, mit gewaltigen Armen herabgreifend nach den grünen Matten, zu deren Verderben sie sich die Hände bieten. Vom Thaleit-, Eis- und Kreutzferner im Osten über den Hochjochferner und das hintere Eis im Süden, das Langtauferer Jöchl, die Kesselwände, den Gebatscher und Rofenthalerferner im Westen zum Hochvernagtferner, Wildspitz und Wildmandl im Norden schließt sich der Kreis der Eisriesen, welche den nordöstlichen Theil des Oetzthalerferners bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire des Samanides par Mirkhond

(Schluß.)

Mahmud, in voller männlicher Kraft und gereiften Verstandes dastehend [22], vermied vor der

22) Er ward am 15. December 965 geboren und war also damals gerade dreyßig Jahre alt. Zonaras

Hand auch jeden Schein des Aufruhrs gegen die Schattenfürsten des Hauses Saman. Er sandte vielmehr Boten an Abul Mansur, den Nachfolger Nuh II. in Bochara, mit der Bitte: Es möge dem Padischah gefallen, auch ihn mit allen Ländern seines Vaters zu belehnen. Mansur war schlecht berathen; er widersprach dem Gesuche des mächtigen Fürsten, und auch dann noch scheute sich Mahmud gegen das verehrte Haus des Saman das Schwert zu ziehen. Mansur wurde bald hernach von seinen eigenen Großen gefangen genommen und geblendet; an seine Stelle ist dann sein Bruder, der Knabe Abdelmelek, als Padischah ausgerufen worden. Es war dieß aber nichtiger Schein; die meuterischen Großen wollten bloß unter dem Namen des Knaben selbst regieren. Ilek, Chan der Uiguren und Nachfolger des Bogdo-Chan, freute sich der Wirren in dem benachbarten muselmanischen Lande und suchte sie zu seinem Vortheile zu nützen. Von Kaschgar aus zog er gegen Bochara, nahm mit leichter Mühe von der Hauptstadt des Samanidenreiches Besitz (999) und sandte nun Abdelmelek als Gefangenen nach Uskend, ein Ort zwey Tagreisen von Chodschend entfernt [23]. So endete das berühmte Herrscherhaus, gegründet von Asad, dem Sohne des Kameltreibers Saman, nach einer Dauer von hundertneunundzwanzig Jahren. Alle spätern Bemühungen Abu Ibrahims, des

---

nennt Mahmud irrthümlich einen Sohn Ismaels. *Μουχούμετ ὄυν ὁ τοῦ Ιμβραήλ* (l. Ismael) *Περσίδος ἄρχων καὶ Χωρασμίων καὶ Μηδίας καὶ τινων ἄλλων, πόλεμον ἤρατο κατὰ τοὺς χρόνους Βασιλείου τοῦ Πορφυρογενήτου.* Zon. Ann. II. 255 nach der Ausg. v. Louvre. Die chronologische Angabe ist ganz richtig. Basilius II. regierte von 976—1025 und Mahmud von 997—1030.

23) Die Lage des Ortes beschreibt Edrisi II. 204. Im Ketab Jemini steht Urkend (Notices a. a. O. 373), bey Ferischtah I. 37 Orkend. Es wird hie und da behauptet, daß Uskend ein alter Name für Kaschgar sey, was aber ganz ungegründet ist. Price hat II. 252 richtig Uskend. Chodschend, jetzt zum Chanat Chokand gehörig, liegt auf der westlichen Seite des Flusses Schasch (Edrisi II. 209) und war früher die Hauptstadt Chokands. Baber Memoirs 107.

dritten Sohnes Nuh II., und einiger anderer Sprossen des Padischah, den Ruhm ihrer Familie wieder aufzurichten, waren vergebens; sie unterlagen der vereinigten Macht der Uiguren und Ghasnaviden. Mahmud hielt es jetzt dem Interesse des Islam und seinem eigenen angemessen, Ilek den neuen Beherrscher zu Bochara anzuerkennen und mit ihm einen Frieden zu schließen; denn die Türken fingen zu der Zeit an, sich in Masse zur Lehre des Propheten von Mekka zu bekennen. Um die Verbindung der Uiguren mit den Völkern des Islam noch mehr zu befestigen, vermählte sich der Gebieter von Ghasnah mit einer Tochter des mächtigen Chan [24]. Nun war auch der letzte Schein eines Unterthanverhältnisses aus dem Hause des Sebektegin verschwunden. Der Chalife Kaderbillah suchte sich, seine Schwäche erkennend, alsbald dem neuen Herrscher zu empfehlen. Mahmud erhielt eine kostbare Ehrenkleidung [25]) und es ward ihm zugleich der Titel Jemin eddaula, Emin almilla, Vertheidiger des Staates, Beschützer des Glaubens verliehen (1000) [26]).

Neumann.

---

24) Ferishta I. 37. Ketab Jemini in den Notices a. a. O. 376. Die Geschichte der Kämpfe der Hoeike oder Uiguren mit den Samaniden nach den arabischen und chinesischen Quellen erzählt Deguignes II. 31 folg.

25) Das Chalat oder die Ehrenkleidung besteht aus vier Stücken: Unterkleid, Oberkleid, Gürtel und Turban. Chardin Voyages VI. 47 (Ausgabe von 1711). Tavernier IV. c. 16.

26) Deßhalb nannte Otbi seine Geschichte Mahmuds Ketab oder Buch Jemini. Notices 357. 372. Ferishta I. 36. Price II. 280.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juli.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Gletscher des Vernagtthales in Tirol und ihre Geschichte.

(Fortsetzung.)

An allen zeigen sich in verschiedenen Perioden und Weisen die Veränderungen und Bewegungen des Eises, welche in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher so vielfach in Anspruch nehmen, aber nirgends sind diese Erscheinungen so deutlich und bey ihrem schnellen Verlaufe zuletzt von so verheerenden Folgen begleitet, als in dem oben erwähnten nordwestlichen Arme des Rofenthales, dem Vernagtthale, von wo seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts schon fünfmal die furchtbarsten Verwüstungen des ganzen Oetzthales, zum Theil selbst des Innthales ausgegangen sind. Die Veranlassung dazu geben jedesmal zwey Ausläufer des Gebatscher-Eismeeres, der Hochvernagt- und Rofenthalerferner, gegen welche das Vernagtthal nordöstlich vom Plateyberge, südwestlich vom Gußlaiberge umschlossen ungefähr 1200 Klafter lang bis zum sog. hintern Graslen, einer eisfreyen Bergkuppe, hinaufzieht. In ruhigen Zeiten scheidet das Graslen den Vernagtferner von dem Rofenthalerferner und die beyden untern Gletscherenden oder Zungen reichen bis zu der Sohle des Vernagtthales. In Perioden von ungefähr 70 Jahren dagegen gerathen die beyden Gletscher an ihren untern Theilen in Folge einer allgemeinen Vermehrung ihrer Masse in Bewegung, rücken immer rascher zu beyden Seiten des Graslen thalabwärts vor, vereinigen sich endlich unterhalb desselben in einen einzigen Eisstrom und schieben so das Vernagtthal hinab, dasselbe in beständiger Zunahme ihrer Masse ausfüllend bis zur Mündung in das Rofenthal. Am Eingang in das Rofenthal angelangt breitet sich der Eisstrom nach beyden Seiten noch weiter aus, rückt aber zugleich immer weiter gegen Südosten vor und durchsetzt demnach unter rechtem Winkel das Thal, bis er durch die entgegenstehende Zwerchwand aufgehalten an dieser in gewaltigen Massen sich aufthürmet. So bildet sich demnach von der Mündung des Vernagtthales quer über das Rofenthal an die Zwerchwand ein Eisdamm von ungefähr 2 — 4000′ Breite und 2 — 300′ (an einzelnen Stellen manchmal bis 600′) Höhe, welcher zugleich den Lauf der Rofenthaler Achen durchschneidet, und ihr Wasser zu einem See aufstaut, der eine Länge von mehr als einer halben Stunde bey 1000 Schritt Breite und 15 Klafter mittlerer Tiefe erreicht. Die Art und Weise, wie dann dieser See endlich durch allmähligen Abfluß oder in plötzlichem und gewaltsamem Durchbruch sich wieder entleert, bedingt den Grad der Verheerung, welche das Oetz- und Innthal von den abströmenden Gewässern zu erleiden haben.

Im Oetzthale geht die Sage, daß die Gletscher erst seit dem 13. Jahrhundert nach einer Reihe ungewöhnlich kalter und schneereicher Winter entstanden seyen, eine Tradition, welche mannigfach verändert und mit motivirenden Legenden verknüpft auch in vielen andern Gebirgsgegenden im Munde des Volkes lebt. Die erste Nachricht von einer Periodicität in den Bewegungen des Vernagtferners aber besitzen wir von Anfang des 17. Jahrhunderts. Johann Kuen sagt nämlich hierüber:

„Erstens ist zu wissen, daß anno 1600, wie man von unsern Voráltern gehört, so ist der große Ferner hinter Rofen, nachdem derselbe sich seiner natürlichen Gewohnheit nach in das Thal herunter gesetzt, am Pfinstag vor Jakobi obbemelten Jahres ausgebrochen, hat durch das Oetzthal hinaus an Feldern großen Schaden gethan, die Weg und Strassen ruinirt und alle Brücken weggenommen."

Das Vorrücken des Ferners quer über das Rofenthal bis zur Zwerchwand geschah im J. 1599 und der See durchbrach den Eisdamm plötzlich im J. 1600. Kuen's Bemerkung, „seiner natürlichen Gewohnheit nach", läßt vermuthen, daß dieselbe Erscheinung schon früher mehrmals statt gefunden habe und die Periodicität der Gletscher sich demnach schon weit zurückdatire.

Den zweyten Durchbruch erfahren wir vom Jahre 1678. Im Jahre 1676 setzten sich die Gletscher an ihrem oberen Theile in Bewegung und sperrten im Herbste 1677 das Rofenthal in einer Breite von 4000 Schritten. Der hinter diesem Damm gesammelte See durchbrach denselben am 17. Juli 1678 „völlig und schrecklich mit vorangehendem stinkendem Nebel mit Sausen und Brausen" und verwüstete abermals das Oetzthal bis zu gänzlicher Zerstörung mancher Markungen. Das Zusammentreffen dieses Ausbruches mit einer Ueberschwemmung des Fischbaches, welcher an demselben Tage Lengenfeld überschüttete, dehnte die Verheerung auch in das Innthal aus, war aber nach dem finstern Aberglauben jener herenseligen Zeit das Werk eines Teufels gewesen. Ein Landstreicher hatte kurz vorher in einem Hause zu Aermelen im Oetzthale Herberge gesucht, und mit der Bewirthung wenig zufrieden wegen Ungastlichkeit mit Unglück gedroht. Er mußte nun durch Zauberkunst den Seeausbruch mit der Ueberschwemmung des Fischbaches auf einen Tag zusammengebannt haben und wurde deßhalb verfolgt, in Meran erreicht und als Herenmeister hingerichtet.

Nach dem Tode des Zauberers trat indessen der Gletscher nicht sogleich zurück; im Gegentheile wiederholte sich das Anschwellen und Abfließen des Sees, doch ohne bedeutenden Schaden, bis zum Jahre 1681, wo er über tausend Schritte breit und eine Stunde Wegs lang war und neues Verderben drohte. Da gelang es zwölf wackern Lengenfeldern, ein Rinnsal in den obern Rand des Eises zu hauen, durch welches die Wassermasse die Rinne beständig vertiefend langsam abfloß. In 4 Tagen sank der See um 4 Klafter. In den folgenden Jahren schmolz der Gletscher immer mehr und kehrte zu seinem ursprünglichen Stand an der Koppe des hintern Graslen zurück, obgleich das letzte Eis im Rofenthale erst im J. 1712 verschwand.

Eine neunzigjährige Periode der Ruhe, welche nun eintrat, brachte die früheren Verwüstungen allmählig in Vergessenheit, bis gegen das Jahr 1770 in den Firnkaren des Rofnerberges und der Kesselwände, aus welchen der Rofnerferner niedergeht, sich abermals Bewegungen bemerkbar machten. Das Eis dieser Hochlager schwoll zuerst an, zerklüftete sich nach allen Richtungen und schob langsam in ungeheuren Trümmerhaufen gegen das Vernagtthal herab bis zum Eck des Hintergraslen, wo es stehen blieb. Aber jetzt erhob sich im Herbst und Winter 1770 auch der Vernagtferner in seinen westlichen Lagern, blähte sich hoch auf und rückte gegen das Thal herab. Nach der Vereinigung beyder Ferner beschleunigte sich ihre Bewegung so sehr, daß ihre gemeinsame Zungenspitze in einer Woche um 25 Klafter thalwärts vorschritt. Der untere Theil des Eises auf ungefähr 800 Klafter aufwärts war furchtbar zerklüftet und die einzelnen Stücke in beständiger Bewegung, da sich erhebend, dort in plötzlich entstandenen Klüften mit lautem Donner versinkend oder herabrollend ins Bett der Achen. Oberhalb dieser Zertrümmerung stieg der Ferner noch mehr als 2000 Klafter gegen die Bergspitzen hinan. Im Oktober hatte er das Rofenthal völlig abgeschnitten und stand schon 40 Klafter über dem Bette der Achen. Im Juli des Jahres 1772 betrug die Höhe des Eisdammes an der Zwerchwand 75 Klafter, die Breite 400°. Der schon seit dem Herbste aufgestaute See schien 50° tief, 130° breit und eine halbe Stunde lang. Um Weichnachten erfolgte, aber dieses Mal langsam und ohne Schaden, die Entleerung der Wassermasse, worauf auch der Ferner sich in den nächsten Jahren durch Schmelzen des Eises langsam zurückzog.

Im Jahre 1820 erfolgte ein viertes Anschwellen, aber dießmal nur des Hochvernagtferners, dessen Eis auch in den nächsten zwey Jahren bis nahe an die Rofenthaler Achen herabstieg, ohne jedoch ihr Bett zu erreichen. Da aber der Rofenferner ohne Bewegung ruhig in seinem Karen liegen blieb, so besorgte man keine Gefahr, der alten Erfahrung gemäß, daß nur dann ein Absperren der Rofner Achen und die Bildung des Gletschersees erfolge, wenn das Eis beyder Ferner gleichzeitig aus seinen Hochlagern herabschiebe und vereint vorschreite. Wirklich schmolz auch der größte Theil des Eises noch im Jahre 1822 und der Gletscher zog sich, fast so schnell als er gewachsen, auf seine normalen Gränzen an der Ecke des Hintergraslen zurück.

Mit dem Jahre 1840 endlich begann die fünfte und jüngste Periode dieser Gletscherbewegungen. Während der unterste Theil des Hochvernagtferners, um mehr als eine Wegstunde zurückgewichen, noch immer im Abschmelzen begriffen war, begann bereits der Rofenthalerferner in seinen höchsten Lagern anzuschwellen, nahm an Höhe mächtig zu und spaltete dann in immer mehr und größere Klüfte. Erst dann erhob sich auch der Vernagtferner in seinen obern Karen. Die untern Spitzen oder Zungen beyder Ferner nahmen anfangs keinen Theil an der Bewegung und blieben ruhig am Hintergraslen, mit großen Massen von Schutt und Steinen überdeckt. Im Jahre 1842 dehnte sich das Anschwellen des Rofenferners bis an sein unteres Ende aus, das Eis hob die überliegenden Schuttmassen und drängte gegen das Rofenthal herab, während der Hochvernagtferner noch immer nur auf den Höhen mächtiger anschwoll ohne vorzurücken. Erst im Jahre 1843 begann auch bey ihm am untern Ende die Zerklüftung und das Voranschreiten des Eises. Während des Winters beschleunigte sich die Bewegung der nun vereinigten Ferner. Im Frühjahr 1844 betrug das Vorschreiten in der Zeit zwischen dem 2. und 9. April schon 2 Klafter. Unter unausgesetztem Krachen öffneten sich dabey immer neue Kluften und Spalten im Eise, welche die Begehung des Gletschers unmöglich machten. In der ersten Hälfte des Juni rückte die Gletscherzunge täglich um beyläufig 2 Wiener Fuß vor, zwischen dem 18. Juni und 21. August legte sie schon eine Strecke von mehr als 200 Fuß zurück. In gleichem Maaße mit dem Vorrücken nahm die Mächtigkeit und Breite des Eisstromes zu, dabey wechselnd nach dem Neigungswinkel der Thalsohle, ihrer Verengung oder Erweiterung. Am 2. September stand das untere Fernerende nur mehr eine halbe Stunde von der Rofenthaler Achen und das Eis bedeckte bereits mehr als die halbe Länge des Vernagtthales. Nun konnte kein Zweifel mehr über die drohende Gefahr einer abermaligen Seebildung und darauffolgenden Verwüstung obwalten. Eine Commission der Bergadministration zu Hall untersuchte die Sachlage am 18. Oktober. Zwischen dem 18. Juni und 18. Oktober war das Eis um 396 Fuß, im Ganzen zwischen dem 13. November 1843 und 18. Oktober 1844 um 1806 Fuß (301 Wiener Klafter) vorgeschritten. Da hievon auf die Sommermonate Juni bis Oktober nur 66 Klafter kamen, so mußte die Bewegung im Winter und Frühjahr viel rascher gewesen seyn, auf welche Zeit in 219 Tagen 235 Klafter trafen. Am 18. Oktober Nachmittags schätzte man das Vorrücken auf $1\frac{1}{2}$ Zoll per Stunde. Die Spitze der Zunge war 40 Klafter breit und 8 Klafter hoch, nach oben nahm die Mächtigkeit des Eises beträchtlich zu. An der Stelle, wo am 13. Nov. 1843 die Gränze des Eisstromes stand, war derselbe gegenwärtig schon über 300 Klafter breit. Die gegenwärtige Entfernung der Gletscherzunge von der Achen betrug noch 401 Klafter. Die milde Witterung des Januars 1845 gestattete am 3. d. M. dem Revierförster Rettenbacher und Forstgehilfen Happerger den obwohl lebensgefährlichen Besuch des Gletschers. Seit dem 18. Oktober, also in 76 Tagen, war er neuerdings um 83 Klafter vorgerückt und hatte selbst an der Zungenspitze an Breite und Dicke zugenommen. Am 3. Januar selbst trug die Bewegung abwärts in einer Stunde 6 Zoll, die Erhöhung an den Rändern 3 Zoll. Während der folgenden Monate bis zum Mai verhinderten Kälte und Schneefall weitere Beobachtungen. Am 19. Mai war das untere Ende des Gletschers nur mehr 80 Klafter von der Rofnerachen entfernt, war also in 136 Tagen (vom 3. Jan. bis 19. Mai) um 237 Klafter vor-

gerückt und erschien nun einer zackigen Mauer gleich, 30 bis 40 Klafter hoch und 60 bis 70 Klafter breit, zwey dammartige Erhöhungen aus abgestürzten Eisstücken vor sich herschiebend. Die Schnelligkeit der Bewegung konnte wegen der Gefahr sich dem Gletscher zu nähern, an diesem Tage nicht ermittelt werden, schien aber in 30 Stunden ungefähr 5 Klafter zu betragen. An der Gränzmarke vom 18. Okt. v. J. betrug die Mächtigkeit des Gletschers jetzt 170°, am Zeichen vom 5. Januar war dieselbe beyläufig 160 Klafter. Der Abfluß des Baches, welcher die Gletscherwasser durch das Vernagtthal niederführt, hatte während der ganzen Zeit der Eisbewegung sich vielfach geändert, eine zeitlang ganz aufgehört, und war auch jetzt sehr gemindert. Bereits am 1. Juni hatte endlich das Eis das Rosenthal durchschnitten, die Achen abgesperrt und stemmte sich nun mit einer flachen Wand und zwey hohen Thürmen gegen die Felsen der im Süden entgegen stehenden Zwerchwand. In 12 Tagen hatte es also die letzten 80 Klafter Wegs über die nur 12 Grad geneigte Thalsohle zurückgelegt und bey seinem Eintritt ins Rofnerthal nach allen Richtungen in beständigem Formenwechsel sich ausgebreitet. Mit der Absperrung der Achen hatte natürlich der Gletschersee hinter dem Eisdamm sich zu bilden begonnen. Das ganze Oetzthal schwebte wegen der Folgen in banger Sorge. Der k. k. Landesgouverneur Graf v. Brandis trat demzufolge selbst an die Spitze einer technischen Commission, um Mittel zu finden, den Durchbruch des Fernersees zu verhindern oder unschädlich zu machen. Am 14. Juni begab sich diese Commission, zu deren Mitgliedern der Verfasser gehörte, mit den nöthigen Instrumenten von Fend aus auf den Schauplatz des gewaltigen Naturereignisses, dessen Uebersicht man zuerst vom untern Vorsprunge des Platteyberges, 7470′ ü. d. M., zu gewinnen suchte. Die Schilderung des Anblickes, der sich hier darbot, geben wir mit des Verfassers eignen Worten:

„Der Anblick den der untere Theil des Vernagtferners bietet, ist ein ganz ungewöhnlicher, ein ganz neuer. Nirgens in Tirol, so groß das Gebiet der Ferner ist, und so mannigfach deren Formen sich ausbilden, kennt man einen Gletscher, dessen Erscheinung mit dem Vernagtferner vergleichbar wäre. Nirgens sind die Klüfte so tief und breit, nirgens die Zerstückung der Oberfläche so vorgeschritten. Die Ruinen einer großen Stadt, welche ein Erdbeben in Trümmer gerüttelt hat, geben annähernd ein Bild von seinem Zustande. Die ganze Oberfläche des Ferners von der Zwerchwand durch das Vernagtthal aufwärts, so weit der Eisstrom sichtbar war, bedeckten zahllose Eisblöcke, bald zu spitzen Pyramiden, bald zu Säulen oder umgestürzten Kegeln geformt im wildesten Gewirre. Einzelne Stücke ragten hoch über die andern empor, und erhielten sich in Stellungen, welche jeden Augenblick den Einsturz erwarten ließen. Andre wechselten zusehens ihre Gestalt, zerfielen theilweise, oder versanken gänzlich, nur eine weite Oeffnung zurücklassend. Das Krachen und Getöse der einstürzenden Pyramiden, und ein Knistern und Rauschen, welches aus dem Innern des Eisberges hervorzukommen schien, dauerte fast ohne Unterbrechung fort. Einen so zerrissenen Zustand zeigen die Gletscher der Schweiz sehr selten und nur das südliche Gehänge des Aletschgletschers und einige Partien des Rhonegletschers könnten den Eisnadeln unsres Ferners an die Seite gestellt werden. Dort trifft man jedoch diese Erscheinung nur an Stellen, wo die Unterlage stark geneigt ist, oder der Gletscher rasch sich biegt. Hier hat die Thalsohle, auf welcher der Ferner liegt, nur eine Neigung von 12 bis 24 Graden und der Eisstrom zieht durch ein kaum merklich gebogenes Thal herab. Jenseits des Fernerendes breitete sich der See aus. Seine Oberfläche erstreckte sich von einer Thalwand zur andern und ging eine Viertelstunde weit zurück. Große Eistrümmer schwammen auf derselben herum und wurden vom Winde thaleinwärts getrieben."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Die Gletscher des Vernagtthales in Tirol und ihre Geschichte.

(Schluß.)

Die Art und Weise der Zerstücklung erklärt der Verfasser näher dahin, daß sich in dem anwachsenden Gletscher zuerst parallele Querspalten bilden, welche von später entstehenden Längsspalten gekreuzt werden und so das Eis in Stücke theilen, deren Oberfläche einem Rechtecke, einem Trapez oder einem Dreyeck sich nähert. Bey der fortgesetzten Bewegung der ganzen Masse werden diese nach unten säulenförmigen Stücke aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben, schräg gelegt, in die Höhe gehoben oder versenkt und bilden so das chaotische Trümmerwerk, dessen Gestalten durch gegenseitiges Stossen und Drängen und durch beständiges Abschmelzen an den Kanten sich noch mannigfacher und phantastischer fortbilden.

Bey der Ankunft der Commission am Gletschersee lag es zunächst in ihrer Aufgabe, die Mächtigkeit und Breite des Eisdammes, so wie die Ausdehnung und Tiefe des innerhalb 14 Tagen aufgestauten Sees zu untersuchen, um nach dem Befund schützende Vorkehrungen zu berathen. Zu diesem Ende setzte ein Theil der Gesellschaft mit Lebensgefahr auf einer Schneebrücke über die Schlucht des Rofenthales und die senkrechten Schroffen der Zwerchwand an den See. Die vorgenommenen Messungen gaben nachstehende Resultate:

	Wiener Klafter
Breite des Eisdammes an der Zwerchwand	170.
Höchste Spitzen desselben am See über der Thalsohle	29,6.
Tiefe des Sees am Ferner . . .	25,4.
Tiefe des Sees an der Zwerchwand .	15,6.
Breite des Sees am Eisdamm . .	176,2.
Breite des Sees in der Mitte seiner Ausdehnung	30,5.
Länge desselben	447,0.
Mittlere Tiefe	15,6.

Die Oberfläche des Sees bildete also ein unregelmässiges Dreyeck, dessen Basis gegen den Eisdamm gerichtet war. Sein Wasserinhalt wurde auf 205,960 Kubikklafter angeschlagen, welches sich demnach in 14 Tagen (seit der Absperrung) theils aus der aufgestauten Achen, theils aus dem rasch schmelzenden Schnee gesammelt hatte.

Gegen 4 Uhr Nachmittags verließ die Gesellschaft den Gletscher und gelangte gegen 5 Uhr auf den Rofnerwiesen in die Nähe der Brücke über die Rofner Achen. Plötzlich veränderte das Wasser des Baches seine Farbe, wurde dunkelbraun und führte Eisstücke. Unter dem Ruf „der See bricht aus;“ eilte nun Alles der Brücke zu, welche hoch über die Felsenschlucht des Baches gespannt ist. Noch floß derselbe nur 3 — 4 Fuß über seinem gewöhnlichen Niveau; aber bald stieg die Fluth in furchtbarer kaum begreiflicher Schnelligkeit. Gewöhnlich beträgt die Tiefe des Baches unter der Brücke ungefähr 1 Klafter. Sie stieg um

4	Uhr	45′	auf	1	Klafter	3	Fuß
5	„	—	„	2	„	—	„
5	„	9	„	3	„	3	—
5	„	13	„	5	„	—	—
5	„	15	„	6	„	3	—
5	„	18	„	7	„	3	—
5	„	25	„	7	„	2	—
5	„	35½	„	6	„	3	—

und war in ebenso rascher Abnahme schon um 5 Uhr 48′ wieder auf 1 Klafter 3 Fuß zurückgesunken. In 33 Minuten war also der Abfluß unter der Rofnerbrücke um 39 Fuß gestiegen und in weniger als einer Stunde hatte sich der ganze See durch diese Rinne entleert; seine größte Wassermasse hatte in einer halben Stunde die Brücke passirt! Nach hydrostatischen Regeln berechnet der Verfasser die abgelaufene Wassermasse auf 336,798 Kubikklafter (also ein Drittheil mehr als die Inhaltsberechnung des Seebeckens mit 205,960 Kubikklafter ergab), und ihre Geschwindigkeit der Druckhöhe gemäß auf 33,4′ in der Sekunde. Weiter abwärts verminderte sich diese furchtbare Schnelligkeit natürlich um ein Vielfaches, aber doch legte die hohe Fluth den Weg von Fend bis Innsbruck (22 Stunden) in beyläufig 8 Zeitstunden zurück. Die Verwüstung, welche sie das ganze Oelzthal entlang hinterließ, war furchtbar. Von 21 Brücken über die Achen zwischen Rofen und Umhausen waren nur drey stehen geblieben. Dämme und niedrig liegende Gebäude waren fortgerissen, allenthalben die Wege ungangbar gemacht, und ein großer Theil der fruchtbaren Grundstücke auf der Thalsohle bis Lengenfeld hinab war mit Schutt und Steinen überführt und auf viele Jahre dem Anbau entzogen. Der See hatte an der breitesten und tiefsten Stelle des Eisdammes seinen Ausbruch genommen. Ein Hirt, der zu derselben Zeit sich auf der Plattey befand, sah wie das Wasser anfangs in einem gewaltigen Bogenstrahle aus dem Fernergrunde emporsprang bis sich allmälig die Oeffnung erweiterte. Den folgenden Tag verstopfte sich der Abfluß wieder, wurde aber nach wenigen Tagen wieder frey, was sich im Laufe des Sommers noch einige Male wiederholte, und man hoffte, daß durch das allmälige Festerwerden des Eises er sich auch den Winter über offen erhalten werde. Die Thätigkeit der Ferner hatte aber noch um nichts nachgelassen, zwar bewegte sich das Eis des Rofenthalerferners gegen den Herbst ruhiger, der Strom des Vernagtferners drängte unter dumpfen Dröhnen aber um so gewaltiger vor und die Breite des Eisdammes an der Zwerchwand war Ende September auf mehr als 200 Klafter ausgedehnt. Welche Folge der jüngstverflossene im Tiroler Hochgebirge sehr schneereiche Winter für die Gletscherwelt des obern Oelzthales gehabt habe, müssen wir erst in nächster Zeit erfahren.

Seit dem Jahre 1599 haben sich die Gletscherbewegungen des Vernagtthales fünfmal wiederholt. Vier dieser Epochen schlossen jedesmal mit der Bildung und Entleerung des Gletschersees. Von den ersten kennen wir nur die Katastrophe, den Durchbruch selbst im J. 1600. Die folgenden umfassen Zeiträume von 77, 95 und 78 Jahren. Jedesmal äußerte sich nach solchen Perioden der Ruhe der Beginn einer neuen Bewegung durch gewaltiges Aufblähen des Eises in den obersten Lagern und Fernkaren des Rofenthaler- und Vernagtferners. Erst wenn diese Anschwellung eine gewisse Höhe erreicht hat, beginnt auch das Vorrücken des Eises, wobey der Rofenthalerferner langsamer niederschiebt, als der Vernagtferner. Nach der Vereinigung beyder beschleunigt sich die Bewegung und endiget erst, wenn das Eis an der Zwerchwand angelangt ist. Setzen sich aber nicht beyde Gletscher zugleich in Thätigkeit, so gelangte bisher das Eis nicht bis in das Rofen-

thal, sondern schmolz, wie es in den Jahren 1820 —22 der Fall war, schon früher wieder zurück. Die Abwärtsbewegung desselben vermindert aber keineswegs seine Mächtigkeit in den oberen Regionen, deren vertikaler Durchmesser im Gegentheil mit der Erweiterung des Gesammtumfanges zunimmt. Demnach ist die Bewegung kein blosses Absondern eines untern Theils des Gletschers, sondern die Folge einer allgemeinen Zunahme desselben, wobey der Neigungswinkel der Unterlage keinen Einfluß zu äußern scheint, da z. B. der Kreutzferner an der rechten Seite des Rosenthales auf seiner Felsenunterlage mit 46° Neigung ruhig hängen bleibt, während der Vernagtferner bey 24—12° Neigung sich viel rascher vorwärts bewegt, als an irgend einem andern Gletscher bisher beobachtet worden ist. So betrug nach Desor's Angabe die Bewegung des Aargletschers an der schnellsten Stelle vom 4. Sept. 1842 bis 30. Aug. 1844 nur 154,04 Meter oder 474,65 W. Fuß, während der Vernagtferner in 18 Monaten und 17 Tagen um 4212 W. F. vorrückte. Auch vermindert sich die Schnelligkeit des Vorrückens am Aarferner an seiner untersten Stelle, während sie am Vernagtferner gerade hier am raschesten ist. Nicht minder abweichend von den Vorgängen an den Schweitzergletschern erscheint endlich der Umstand, daß der Vernagtferner im Winter am meisten an Masse zunimmt und am raschesten sich bewegt, wo die Bewegung an den Schweitzergletschern am langsamsten ist; daß also in Oelzthale sich diese Erscheinung als von der Temperatur der Jahreszeiten unabhängig darstellt.

Ueber die Ursache der Gletscherbewegungen im Allgemeinen, so wie der periodischen Eiszunahme glaubt der Verfasser noch keine Hypothese wagen zu dürfen. Daß das Vorrücken kein blosses Abrutschen sey, geht wohl schon aus dem oben Gesagten hervor. Die erste Frage ist aber um die Ursache und um das Material der Massenzunahme. Darüber sagt Hr. Stotter wohl ganz richtig, daß beyde einestheils in der Athmosphäre, andern theils in Quellen innerhalb des Gletscherbereiches gesucht werden müssen. Er bemerkt, daß die Jahre von 1819—1822, so wie die von 1842—1845, in welche zwey Gletscherbewegungen fallen, in den Hochalpen ungewöhnlich kalt und feucht waren und vermuthet, daß durch den reichlichen atmosphärischen Niederschlag die Massenvermehrung des Eises großentheils veranlaßt seyn dürfte. Er nimmt dabey die Masse des untern Gletscherstromes von dem Beginn seines Anwachsens am 13. Nov. 1843 bis zu seinem Stillstand an der Zwerchwand (1. Juni 1845) bey einer Länge von 702 Kl., mittlerer Breite an der Oberfläche von 235 Kl. und mittlerer Mächtigkeit oder Tiefe von 125 Kl. (abnehmend von 170—40 Kl.) zu beyläufig 10,290,000 K. Kl. (also die tägliche Massenvermehrung zu 17,944 K. Klafter) und, da das mittlere Gewicht dieses Gletschereises 0,948 beträgt, die zu seiner Erzeugung nöthige Wassermenge zu 9,755,000 K. Kl. an; den atmosphärischen Niederschlag auf dem ganzen Gebiete des Gletschers schätzt er dagegen für diese Zeit, bey der Zunahme in großen Höhen selbst zu 60 Zoll jährlich berechnet, doch nur auf 6,755,000 K. Kl. Wasser, wovon noch der Abfluß des Vernagtbaches mit beyläufig 465,000 K. Kl. abzuziehen wäre, so daß zur Bildung des Eises nur 6,289,000 K. Kl. athmosphärischen Wassers übrig blieben, während die wirkliche Zunahme desselben sich um mehr als 3 Millionen Klafter höher, nämlich auf 9,755,000 K. Kl. Wasser ziffert. Dabey wäre überdieß die starke Verdunstung gar nicht in Rechnung gebracht. Diesen Ausfall versucht der Verfasser durch die Quel-

len des Vernagtthales zu decken, welche in ihrem Laufe unter dem Gletscher durch gehemmt in die Gletschermasse eingedrungen seyen und dieselbe um das fehlende Quantum vermehrt hätten. So wahrscheinlich indessen diese Erklärungsgründe auch scheinen, so stehen ihnen doch noch erhebliche Zweifel im Wege, welche erst bey fortgesetzter und vervielfachter Beobachtung sich lösen dürften. Wenn atmosphärischer Niederschlag in ungewöhnlicher Reichlichkeit das periodische Anschwellen des Vernagtferners wenigstens zu zwey Drittheilen veranlaßt, warum äußert er nicht gleiche Wirkung auf die übrigen ringsum angränzenden Gletscher des Oetzthales, an welchen während des Anwachsens des ersteren keine Veränänderung vorgeht? ferner, wenn das fehlende Drittheil dem Vernagtbache zugeschrieben wird, reicht dessen mittlere Wassermasse dazu aus? Um in 574 Tagen 3 Millionen Kub. Klafter Eis zu erzeugen, mußten die Quellen des Vernagtthales täglich 5261 oder stündlich 219,24 Kub. Klafter Wasser zur Eisbildung abgeben, ein Reichthum, welcher in so hohen Lagern nur schwer gedacht werden kann, wenn man wie hier nothwendig der Fall seyn müßte, den Zufluß aus dem schmelzenden Gletschereise abrechnet und nur den Wasserstand der sog. lebendigen d. h. aus der Tiefe kommenden vom Gletscher unabhängigen Quellen in Anschlag bringt. Der Verfasser berechnet den wirklichen Abfluß des Vernagtbaches aus dem Gletscher hervor seit 19 Monate auf ungefähr 456, 600 K. Klafter. Er müßte also wenigstens das Siebenfache dieses Betrages zwischen seinem Quellenursprung und seinem Austritt aus dem Gletscher zur Eisbildung abgeben. Endlich, warum wächst wie in den Jahren 1820—22 nur einer von beyden Gletschern, wie damals der Vernagtferner, und warum schwellen nach den bisherigen Erfahrungen wenigstens anfangs nie beyde zugleich auf?

Wenn indessen aus diesen Fragen auch erhellen dürfte, daß die Erklärung, welche der Herr Verfasser rücksichtlich der periodischen Wasservermehrung giebt, noch nicht vollständig genüge, so müssen wir ihm nicht desto weniger sehr dankbar seyn für die klare Darstellung der historischen Thatsachen, welche über die großartige Erscheinung bisher vorliegen und ein sehr schätzbares Material für künftige Forschungen darbieten. Unter den Maaßregeln, welche zur Verhütung künftiger Verwüstungen bey dem Durchbruche des Eissees vorgeschlagen werden, scheinen vorzüglich zwey den sichersten Erfolg zu versprechen, in so fern sie den Ablauf des Rofnerachen neben den Eisdamm oder unter demselben hindurch sichern, also die Aufstauung des Sees überhaupt verhindern sollen. Die erste besteht in der Führung einer Gallerie durch die Zwerchwand, durch welche die Achen neben dem Eisdamm vorüberflösse, die zweyte in Ueberwölbung des Wasserbettes an der Stelle, wo die Absperrung erfolgt, d. h. dem Vernagtthale gegenüber und in einer Länge, welche der größten Breite des Eisdammes entspricht. Beyde sind großartige Unternehmungen, würdige Seitenstücke zu den colossalen Strassenbauten, welche Tirol bereits der k. k. österreichischen Regierung verdankt. Die Ausführung muß indessen jedenfalls vertagt bleiben, bis der Gletscher sich wieder aus dem Thale zurückgezogen hat.

Zuccarini.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. März legte Hr. Prof. Höfler folgenden Brief des k. k. Scriptor an der Hofbibliothek zu Wien, Hrn. E. Birk vor:

Wien den 6. März 1846.

Euer Wohlgeboren!

Der Angriff des Hrn. Kortüm auf ihr Werk; „Kaiser Friedrich II." in den Heidelberger Jahrbüchern und Euer Wohlgeboren Entgegnung in den Münchner gelehrten Anzeigen veranlassen mich, über die angefochtenen Briefe aus Handschriften der Wiener Hofbibliothek Folgendes zu bemerken.

Von Sr. Excellenz dem Herren Grafen Moriz von Dietrichstein erhielt ich vor mehreren Jahren den Auftrag, die von Euer Wohlgeboren gewünschten Stücke zu copiren, da eine Versendung der Handschriften nach den Statuten nicht wohl möglich sey. Die angefertigten Abschriften wurden von mir und dem seither verstorbenen Hofrathe Kopitar mit aller möglichen Sorgfalt wiederholt verglichen, da der Text an so vielen Stellen zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Um Euer Wohlgeboren ein treues Bild des hier vorhandenen Textes Behufs Ihrer Arbeiten zu liefern, wurden alle selbst offenbare Schreibfehler der Manuscripte genau wieder gegeben und mit dem in solchen Fällen allgemein üblichen, von Hrn. Kortüm so höhnisch ausgelegten, „sic" bezeichnet. Reinigung und Herstellung des ursprünglichen Textes durch Conjecturen, Interpunction u. s. w. glaubten wir Ihnen als künftigem Herausgeber überlassen zu müssen.

Mit nicht geringer Ueberraschung sah ich daher Hrn. Kortüms Lesearten in den Heidelberger Jahrbüchern. Um Euer Wohlgeboren in den Stand zu setzen hierüber selbst urtheilen zu können, erlaube ich mir, Ihnen anliegend die betreffenden Stellen im Facsimile zu senden, nebst dem Resultate einer von mir und unserem Custos Ritter von Eichenfeld nochmals vorgenommenen Vergleichung Ihrer Ausgabe mit den Handschriften. Der Beweis für die Richtigkeit der Ihnen gesendeten Abschriften dürfte demnach vollkommen hergestellt seyn. Uebrigens bin ich bereit, jede Stelle, die Euer Wohlgeboren noch ferner im Facsimile zu erhalten wünschten, alsbald mitzutheilen. Zugleich würden sie mich sehr verbinden, wenn Sie von diesen Resultaten öffentlich (etwa in den Münchner Gelehrten Anzeigen) Gebrauch machen wollten.

Mit besonderer Hochachtung rc.

Euer Wohlgeboren

ergebenster E. Birk,

Scriptor an der k. k. Hofbibliothek.

K. Friedrich II. p. 413. Nr. 54. (Cod. Mss. Nr. 305. phil.)

p. 415. Z. 20. timendum fore? statt „timendum faecre," was wohl offenbar ein Druckfehler. (Vgl. das Facsimile. Nro. I.)

p. 416. Z. 2. zelatores im Ms. statt celatores im Druck.

p. 416. Z. 17. impunita im Mſ. ſtatt impuncta im Druck.

p. 416. Z. 23. ad (vin) medicanda. iſt vin nicht in der Handſchrift, ſondern Conjectur, da es „vindicanda" heißen ſoll.

p. 416. Z. 27. cupitis im Mſ. ſtatt capitis im Druck (bloßes Correctur-Verſehen, da kein „sic" dabey ſteht.)

p. 416. Z. 3. von unten Discrimina im Cod. ſtatt discrimna des Druckes.

p. 417. Nro. 55. (Cod. Ms. 305. philol.)

p. 418. Z. 10. tractatibus ſtatt tractatibas. Druckfehler.

p. 419. Z. 3. von unten ſoll es heißen: „cum N. Abbanonensi episcopo," wie ſich gewiß in der Copie findet.

p. 420. Nro. 56. (Cod. Ms. 305. phil.) vgl. Facsimile Nro. II.

p. 421. Z. 8. von unten ſoll es heißen fedelium, nicht fidelium, deßhalb das „sic" dabey.

p. 421 — 424. Nro. 57. (Cod. Ms. phil. 187.) v. Facsimile Nro. III.

p. 422. Z. 10. nostro in pectore im Ms. und gewiß auch in der Abſchrift. Vielleicht waren die beyden Worte zuſammengeſchrieben und wurden durch | getrennt, was dann für f gehalten wurde.

p. 423. Z. 3. könnte es vielleicht heißen: „litteras interceptas" ſtatt „in nia" ceptas. Die Stelle findet ſich im Facsimile.

p. 426. Nro. 59. (Cod. Ms. phil. 187.)

p. 427. vorletzte Zeile „quis etenim" vielleicht ſtatt „quis et nec." Das Ms. iſt an dieſer Stelle ſehr unklar.

p. 427. letzte Zeile (er) im Texte, findet ſich nicht im Ms. Offenbar ſollte es „errigere" ſtatt corrigere bedeuten.

In der Sitzung am 18. April d. J. las der Secretär der Claſſe, mit Beziehung auf Dahlmann's Geſchichte Dänemarks, Bd. 1. S. 7,

Ueber die Herkunft der Cimbern.

1.

Der Heerzug der Cimbern und Teutonen, in der andern Hälfte des vorletzten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung, gehört zwar nicht zu den Unternehmungen, welche tief und dauernd gewirkt haben, iſt aber doch merkwürdig, ſowohl als die erſte uns bekannte Völkerwanderung von Norden nach Süden, als auch in beſonderer Beziehung auf Oberdeutſchland, wo ohne Zweifel die Cimbern wenigſtens einige Zeit verweilt haben [1]); wie denn manche Schriftſteller die in Schwaben und am Rhein oft vorkommenden Ortsnamen mit dem Worte Zimmern oder Simmern von ihnen ableiten; eine Ableitung, die von denen wenigſtens nicht verſchmäht werden ſollte, die auf die Aehnlichkeit des Namens Cimbri mit *Κιμμέριοι* und Kymri großes Gewicht legen.

2.

Die germaniſche Abſtammung der Teutonen iſt, ob ſie gleich bey Tacitus in der Germania nicht vorkommen, nie bezweifelt worden. Den römiſchen Berichten von ihrer Niederlage zufolge, waren ſie, in Verbindung mit den Ambronen [2]), nicht minder

---

1) Sie zogen die Donau aufwärts, aber, nach der von Plutarch angemerkten Gewohnheit, ſo langſam, daß von ihrem erſten Zuſammentreffen mit den Römern unter Carbo, in dem jetzigen Steyermark, bis zum Beginne ihres Kampfes mit dem Conſul Silanus in Gallien vier Jahre vergingen.

2) Uebergangen iſt bisher, wenn ich nicht irre, in den Unterſuchungen über den cimbriſchen Krieg, eine Stelle des freylich ſpäten Nennius: „S. Paulinus non cessavit baptizare omne genus Ambronum, i. e. Ald-Saxonum" und „nunquam addiderunt Saxones Ambrones, ut a Pictis vectigal exigerent." Leibn. Scriptt. I. 37. 38.

zahlreich als die Cimbern. Mit diesen vereinigt breiteten sie sich eine Zeit lang über den größten Theil Galliens aus. Ob aber die Teutonen den Zug dahin allein, oder in Gemeinschaft mit den Cimbern gemacht haben, ist zweifelhaft, und gegen letzteres wohl die größere Wahrscheinlichkeit. Denn bis kurz vor dem Auftreten des Marius auf dem Kriegsschauplatze nennt die Epitome des Livius nur die Cimbern als eingebrochen und in mehreren Schlachten siegreich; dann erst gedenkt sie der Teutonen als mit welchen die aus Spanien zurückgekehrten Cimbern sich vereinigt. Vellejus allerdings nennt beyde Völker als zugleich über den Rhein gegangen; Tacitus hingegen schreibt die ersten Waffenthaten von Germanen wider die Römer den Cimbern allein zu. Wenn die Angaben der Alten nicht in hohem Grade übertrieben sind, so waren beyde Heere, mit Einschluß der Weiber und Kinder, eine so große Menge, daß ein gemeinschaftlicher Durchzug derselben fast unmöglich scheint, weil sie nirgends hinreichenden Unterhalt gefunden hätten. Auch läßt ihre Trennung, als der Zug aus Gallien nach Italien beschlossen war, vermuthen, daß auch ihr erstes Eindringen in Gallien nicht gemeinschaftlich geschehen sey.

3.

Ueber die Herkunft der Cimbern waren schon im Alterthume die Meynungen sehr getheilt. Für Germanen werden sie von drey Schriftstellern erklärt, denen zuzutrauen ist, daß sie es genau genommen haben. Der älteste ist Julius Cäsar. In der Anrede an sein, über den Anblick der Schaaren Ariovist's erschrockenes, Heer (Bell. Gall. I. 40) erinnert er daran, daß die Römer schon einmal mit einem Gegner von demselben Stamme, den Cimbern nämlich und Teutonen, sich gemessen und den Sieg errungen [3]). Hätte er die Cimbern nicht als Germanen gekannt, so würde er um so weniger auf die Verwandtschaft derselben mit dem gegenüber stehenden Feinde gedeutet haben, da unter seinen Leuten viele waren, die seine Aussage prüfen konnten. Denn von den Cimbern war, in Folge ihrer Niederlage [4]), eine sehr große Zahl in römische Gefangenschaft gerathen und in der Sklaverey geblieben. Ein Cimber war es, nach Vellejus, dem die Obrigkeit von Minturnä, welcher er diente, den Auftrag gab, den in diese Stadt geflüchteten Marius zu tödten, der aber bey dem Anblicke des Mannes das Schwert fallen ließ. Ein großer Theil des Sklavenheeres unter Spartacus bestand, nach der Epitome 97, aus Germanen, und diese sonderten sich (nach Plutarch, Crass. 9) von den andern ab und kämpften für sich. Dieses Antheils, den gefangene Germanen an dem großen Sklavenkriege nahmen, gedenkt Cäsar auch an der angeführten Stelle. In seinem Heere war wohl Niemand, der unter Marius gegen die Cimbern gedient, aber gewiß noch Mancher, der gegen Spartacus gefochten hatte, und daher sich wohl erinnern konnte, Leuten im Treffen begegnet zu seyn, denen Ariovist's Krieger ähnlich waren.

4.

Strabo spricht zwar von dem Heerzuge der Cimbern nicht ausführlich, hat ihn aber doch im Sinne, wo er (VII. 2) von den Cimbern im Nor-

3) Dieses Zeugniß ist bey Müller (bell. Cimbr. II. 5) entstellt. Anstatt factum ejus hostis periculum, setzt er periculum e. h. fuit, wornach Dippoldt übersetzt hat: des Marius Sieg brachte die Germanen in Gefahr. Gleich unrichtig ist eine andere Anführung bey Müller (l. c. VIII), wo aus Gens vaga der Epitome gemacht wird: habitant nullibi. Gens vaga heißen in der Epitome (103) auch die Helvetier.

4) Die Niederlage der Cimbern scheint zwar eben so vollständig aber nicht so austilgend gewesen zu seyn als der Teutonen. Mit der Inschrift bey Gruter S. 436

C. Marius Teutonorum exercitum delevit, Cimbros fugavit

stimmt die Epitome 68 überein; (Teutones) delevit . . . (Cimbri) victi sunt. Dieß scheint auch für eine, nur bey Appianus aufbehaltene, Nachricht zu sprechen, nach welcher ein Theil des cimbrischen Heeres in die alten Wohnplätze zurückgekehrt ist. App. Toll. p. 1197.

den Deutschlands handelt und berichtet, daß sie dem Augustus ihren heiligsten Kessel zum Geschenke gesandt und ihn gebeten zu vergessen, was sie einst gethan. Eine Nachricht, die das Monumentum Ancyranum bestätigt in den Worten:

> Cimbrique et Chariides et Semnones ejusdem tractus alii Germanorum populi per legatos amicitiam meam et populi romani petierunt.

Die hier genannten Chariides kommen sonst nirgends vor, erinnern aber an die Harudes im Heere Ariovist's (Caesar B. G. I. 31), dem sie erst, als dieses längst in Gallien stand, zugezogen waren.

5.

Der dritte Zeuge für die germanische Herkunft der Cimbern ist Tacitus, der von ihnen in der Germania C. 37, vermuthlich dem ältern Plinius in dessen Kriegsgeschichte folgend, sagt: sie haben den nördlichsten Strich Germaniens am Meere inne; jetzt eine kleine Völkerschaft, aber groß an Ruhm; auch sind noch weithin Spuren ihres alten Rufes übrig, an beyden Ufern (gewiß nicht des Rheins, vielleicht der Elbe) Lagerstätten und Plätze, an deren Umfang noch jetzt die Menge und Stärke des Volkes und die Glaubwürdigkeit eines so großen Auszuges ermessen werden mag.

6.

Hält man gegen diese drey Zeugnisse die Angaben Anderer, nach welchen die Cimbern nicht Germanen waren, so ist das Uebergewicht der ersteren kaum zu verkennen. Wo von dem Heerzuge der Cimbern nur im Vorbeygehen die Rede ist, wie bey Cicero und Sallustius, hat es nichts zu bedeuten, daß sie Gallier genannt werden. Gleich unerheblich ist, daß griechische Schriftsteller sie zu Kelten gemacht, was diese gewöhnlich, selbst noch so spät wie Dio, mit allen Germanen zu thun pflegen. Florus endlich und ihm ähnliche können gegen Cäsar, Strabo und Tacitus nicht in Betrachtung kommen. Dem Posidonius eigen ist die Meynung, Cimbern und Cimmerier seyen ein Volk. Doch war das von ihm, wie Strabo bemerkt, nur Vermuthung [5]). Dagegen meldete er, dem die Zeit des Heerzugs nicht fern lag, als gewiß, daß der erste Stoß die Bojer im hercynischen Walde getroffen habe, von diesen aber abgeschlagen worden sey, worauf die Cimbern an die Donau hinabgezogen. Dieß ist aber mit der Annahme, daß die Cimbern aus dem nördlichen Germanien gekommen seyen, wohl vereinbar. Zogen sie die Elbe aufwärts, so trafen sie auf die in Boihemum wohnenden Bojer, und wurde ihnen da der Durchzug verwehrt, so wandten sie sich südostwärts.

7.

Zur Auswanderung bewog die Cimbern, nach der Sage bey Strabo, eine große Wasserfluth, die einen Theil ihres Landes überschwemmte. Zur Bestätigung dieser Sage führt ein dänischer Gelehrter an, die gegenwärtige Gestalt der Landspitzen der cimbrischen Halbinsel deute auf Abrisse und im Meere gegen Schottland hin zeige sich auf zwanzig Meilen weit eine Menge versteinerter Bäume [6]).

---

5) Quaedam Posidonius, pace magistri dixerim, comminisci videtur, ist das Urtheil Cicero's (de Fato 3) über diesen philosophischen Geschichtsforscher.

6) Joh. Pet. Anchersen vallis Deae Herthae. Hafn. 1747. p. 232.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juli.
Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 18. April d. J. wurde vorgelegt folgende

Skizze eines Berichts des Hrn. Legationsrathes Ritters v. Koch-Sternfeld über seine 1845 unternommene wissenschaftliche Reise in Unter- und Inner-Oesterreich, Tirol und Salzburg.

Referent hatte die Ehre, gegen Ende Aprils 1845 der k. Akademie der Wissenschaften unter Bezeichnung der wesentlichen Motive und Gesichtspunkte, sein länger genährtes Vorhaben zu dieser Reise anzuzeigen, und sich hinwieder allfällige Aufträge zu erbitten.

Was nun Motive und Gesichtspunkte anbelangt, von welchen im Verlaufe dieses Berichts hie und da noch umständlicher gesprochen werden wird; so mag vor der Hand die Bemerkung genügen, wie Ref. sein Augenmerk dahin richtete, ein auch über jene Landschaften seit langen Jahren und in seinen öffentlichen und Privatverhältnissen, aus Archiven, aus der sorgfältig verfolgten älteren und neueren Literatur von dieß- und jenseits der Alpen, und aus Correspondenzen angesammeltes historische und topographische Materiale; vordersamst das unsere Gegenwart in ihrem wohlverstandenen conservativen Leben, im Boden und Volk bedingende Mittelalter begreifend, mittels lebendiger Anschauung prüfen, sichten und ordnen zu können. Neben wissenschaftlicher Begründung und Reife in einem gegebenen oder gewählten Fache, und neben den Leitungssätzen einer mehrseitigen Erfahrung ist es für den sich seiner Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit bewußten Forscher zunächst die lebendige Anschauung, von Land und Leuten, von ihren Anlagen und Bürgschaften Behufs eines erfreulichen Daseyns und gedeihlichen Fortschrittes, welche zur klaren und nachhaltigen Erkenntniß führt, vorgefaßte Meinungen beseitigen, und, wenn auch noch so lange gehegte und selbstsüchtig gepflegte Irrthümer, berichtigen hilft. Diese dem Ref. auf allen seinen Wanderungen, vom Belt bis zum Adria, von dem Jura bis in die Karpathen zum ersten und fühlbarsten Bedürfnisse gewordene lebendige Anschauung war es auch dießmal, welche ihn trieb und leitete. Irret Ref. nicht: so sind es drey Elemente, welche der die Topographie in ihrer höhern Bedeutung verfolgende Forscher zunächst zu erfassen, und womit er sich vor allem zu verständigen hat; nämlich, a. die Familie, b. die Kirche, und c. Grund und Boden, als die materielle Unterlage beyder. Ist in der Familie das dynastische Princip der Anfang, und die Corporation, (die Association) mit bemessener Autonomie, der Uebergang; so findet aussen die große Masse von selbst Halt und Begränzung; und die Monarchie, (in Republiken die Präsidentschaft) mit ihrem nothwendigen Attribut, und das Bürgerthum, und das Volk, verbürgen sich gegenseitig durch ihre Standschaften im Heimath- wie im Weltleben. Aber diese gegenseitigen Bürgschaften finden wieder nur Halt und Begränzung, körperliche Ausbildung und geistige Erhebung

durch das religiöse Princip, durch die christliche Kirche. Hatte die antike Welt, das Heidenthum, auch sein unantastbares Tempelgut, aber zumeist zu sehr profanen Zwecken: so brachte die christliche Kirche einen ganz andern, einen überreichen, und wenn er heilig gehalten, einen nie versiegenden Brautschatz der Civilisation, für alle Zwecke des Cultus, der Wohlthätigkeit und des Unterrichts ein.

Das ist das Fundations-, (das Stiftungs)-vermögen, dem Wortsinn nach schon mehr auf Grund- und Boden, als auf Geld hingewiesen; es ist jenes große Vermächtniß, von dem in allen heutigen Staaten, selbst in der Türkey! mehr oder weniger die Gegenwart zehrt, und mittels dessen sie allein die großen Probleme der Zeit, der Cultur, und der geistigen Bewegung zu bestehen, und zu lösen vermag. Die Touristen und Journalisten von Profession: — welche Ahnung haben sie auf ihren Streifzügen von diesem Substrat, das ihnen doch überall, und in den mannigfaltigsten Gestalten entgegen tritt? Wenn sich aber nun aus Staat und Kirche die Herrschaft in Sitte und Recht von oben nach unten durch alle Abstufungen entwickelt und begründet; so bedingt hinwieder, und zwar von unten hinauf jene materielle Unterlage: „der Mensch ist der Zögling seines Bodens," die Volks- und Staatswirthschaft, und zwar wieder unter den unabweislichen drey naturgemäßen Kategorien; deren erste nämlich den Menschen, (die Masse!) als Zweck und organische Kraft zugleich bewerthet; deren zweyte die Arbeit und das Erzeugniß, (Naturale) als allgemeines Lebens- und Zahlungsmittel anerkennt; deren dritte, aushülfsweise dem Golde und der Mechanik in der Haus-, Land- und Staatswirthschaft Eingang und Geltung gestattet. Alle Unternehmungen und Calcüle, abseits von diesen Kategorien erscheinen zwar als industrielle, und rationelle, doch jedenfalls nicht gehörig fundirte Auslaufer, deren Erfolge und Bestand für den Egoismus manchesmal günstig, für die Mehrzahl, für ganze Gemeinden, nur zu oft höchst lästig sind. Doch, das liegt im Anlauf und im Verlauf unsers Erdenlebens: wenn nur gemeinschaftlich am Princip der Stätigkeit und der Mittelstände, an diesen in unsern Tagen so sehr bedrohten Gliedmassen des Staatskörpers festgehalten wird.

Bey außerordentlichen welthistorischen Entdeckungen und Ereignissen kann wohl nicht vermieden werden, aus den oben aufgeführten drey Kategorien der politischen Oeconomie, vorübergehend, die letzte vorzuschieben: dann darf aber auch nicht versäumt werden, wie und wo möglich; und das sey insbesondere im Interesse des topographischen Elements gewahrt, die Kategorien wieder unter sich, d. h. das Welt- mit dem Heimathleben auszugleichen. Unter solchen ihm zur zweyten Natur gewordenen Reflexionen, trat Referent auch dießmal seine Reise an: indem er allenthalben die heutigen Erscheinungen und Zustände mit jenen des Mittelalters, dieses Palladiums der Mittelstände, und wozu eben nur die historische Topographie der Schlüssel ist, zu vergleichen suchte. Jede andere Rücksicht lag ihm ferner. Ref. gesteht es daher hier zum voraus und offen, daß er es vermied, in den Bibliotheken der Abteyen und Stifte, z. B. um seltene, etwa noch unbenützte Manuscripte zu fragen, um sprachliche und typographische Seltenheiten sich umzusehen; sich die Miene eines Archäologen, Paläologen oder Numismatikers, eines Architekten und Kunstenthusiasten zu geben; vermied die geologischen, mineralogischen, botanischen, zoologischen Sammlungen, da oder dort, mit Kennerautorität zu beschauen; vermied noch einmal die Riesen der Alpen, mit ihren Gletschern zu besteigen, und zu messen: sintemalen Ref. diesem Geschäfte früher mit Vorliebe und Lebensgefahr, zum Theil von Amtswegen oblag; auch eben, und so zu sagen, vor des Ref. Augen des Dr. Bürstenbinders aus Berlin tragisches Ende in Tirol stattfand. Er vermied es, über fromme Gebräuche, über seltsame Wahrzeichen, zu Stadt und Land, über angeerbte Meinungen und analoge Conceptionen, über Zeitfragen, über Twist, Linnen- und Baumwoll-Angelegenheiten und andere Probleme der Gegenwart vorlaut abzusprechen: insbesondere aber hütete er sich, dem in unsern Gegenden mehr als irgendwo obscur und imaginär gewordenen Keltenthum zu begegnen. Dagegen versäumte Ref. nirgends zuerst die Kirchen zu besuchen, ihren Bau und ihren an Gemälden und Sculpturen oft überreichen Schmuk; öfter auch wohl ihre auffallende Armuth und Vernachlässigung: selbst an einem Paar Kathedralen! oder ihre moderne Simplicität zu betrachten; sodann auf Kirch-

höfen, diesen stummen und doch so beredten Zeugen — der Gegenwart, und längst abgeschiedener Jahrhunderte umher zu wandeln; die Grabmäler, weß Standes und Würden, und die Inschriften selbst einfacher Todtenkreuze in mitten der bemoosten Gräber: wie so manches höchst denkwürdige Verdienst um das Familien- und Gemeindeleben, um Cultur und Kunst ruht nicht da in Vergessenheit! in Augenschein zu nehmen und zu lesen. Ref. unterließ nicht, nach dem Pfarr- und Kirchenwidthum, und um sonstiges Stiftungsgut, um Hospitäler, Armenhäuser und Schulen zu forschen: die zu- und abführenden Strassen, mit ihren allenfalls noch sichtbaren Monumenten aus der Römerzeit zu überschauen: nach den Namen der unfern gelegenen Burgstalle, Klöster, Dörfer und der noch aufrecht stehenden Schlösser, und ihrer Eigenthümer (heute mehrfältig nur Bürger und Bauern!); allenfalls auch um die Firma eines von fern prunkenden Fabrik- oder Manufacturgebäudes zu fragen; — der Volkssprache: viel Slavisch in den Ortsnamen die Drau hinauf, Romanisch an der Etsch,) der Sagen und Geschichten zu horchen, in den Ortschroniken zu blättern, — und so sich zu orientiren, und zu unterrichten. Oefter nahmen den Ref. ein Wallfahrtskirchlein hoch oben, auf der Spitze eines Berges, oder in einer Thalschlucht, oder die verfallene Taferne an einer weiland Commerzstrasse weit mehr in Anspruch, als manches moderne Prachtgebäude, oder die Physiognomie und das Attribut des in allen deutschen Staaten ziemlich gleich normirten öffentlichen Dienstes. Hiebey muß aber Ref. vorläufig und vor allem des höchst rühmlichen, prompten und soliden Strassen- und Brückenbau's in den österreichischen Erbstaaten überhaupt, und oft in den abgelegensten Thälern, und auf Gebirgsübergängen insbesondere gedenken; es überraschte ihn die Artigkeit, und das Zuvorkommen der Beamten, der Conducteure, der Wirthsleute; und selbst in den ersten Gasthöfen hatte die sonst wohl fühlbare Praktik der vom Rhein, aus der Schweiz und von der Spree herstammenden dienstfertigen Geister noch nicht größern Spielraum gewonnen. Wie gütlich kann sich der Reisende nicht z. B. zu Lüezen im Ennsthal, zu Leoben, auf dem Eibischwald, zu Niederndorf auf dem Doblacherfelde rc. bey Wildprett, Federwild und Edelfischen: — bey Steyrer Landweinen, darunter der Kersbacher mit Rohitschersauerbrunnen gemischt, kühlend und stärkend wie Champagner aufbraust; und bey dem weißen und rothen Etschländer, den als rhätisches Gewächs sogar weiland K. Augustus recht behaglich fand, um Billiges thun? Nur das bayerische Bier; das gerühmte von Tüffer in Untersteyer ist kein Ersatz dafür, und hie und da das kernhafte Waitzen- und Roggenbrod, anstatt dessen gegen das Pusterthal hinauf, kleine Scheiben, wie Pumpernikel gereicht werden, fehlen. Man verzeihe diese Abschweifung, die nicht wissenschaftlich, aber doch im Leben praktisch ist. Was noch einmal die Orientirung anbelangt, so hatte Ref. in den Städten freylich auch manche andere Richtung und Rücksicht zu beobachten, und zu verfolgen. Die Ansichten, welche er auf diese Weise gewann, und die sich seinem noch ziemlich getreuen Gedächtnisse einprägten, während er nur wenig niederschrieb, ergeben sich so von selbst. Bezüglich auf das Verständniß der aus den Quellenschriften von dieß- und jenseits der Alpen zum voraus gesammelten, aber vielfältig, was Namen, Lage und genealogische Beziehungen anbelangt, dunklen Nachrichten: begreiflich fliessen diese Quellen ergiebiger dießseits der Alpen, auch über die jenseitigen Territorien; in so fern im Mittelalter die dynastische und kirchliche Bewegung zunächst aus Bajoarien, von Norden nach Süden, vom Somaring bis zur Finstermünz, über die Alpen ging, muß Ref. bemerken, daß er nun erst klarer sieht, und bestimmter urtheilen kann. Einige Andeutungen mögen hier vorläufig zum Beleg dienen. Seit der Säcularisation in Bayern, seit der Aufhebung der Abtey Farenbach am Inn, woraus die Cella antiqua, die nachmalige so herrliche Probstey Gloggnitz hervor gegangen, war dieser Ort am Fuße des Somering fast verschollen; als er nun als einer der großartigsten Bahnhöfe für die von Wien über Neustadt bis hieher sich erstreckende Südeisenbahn zu neuer Celebrität gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß
der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Januar — Juni 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:
Revue de droit français et étranger. Tome II. livr. 12. Tom. III. livr. 1 — 5. Decembre 1845 — Mai 1846. Paris 1845. 1846. 8.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:
Jahrbücher und Jahresbericht. Herausgegeben von G. C. F. Lisch und F. C. Wex, Sekretären des Vereines. Zehnter Jahrgang. Schwerin 1845. 8.
Quartalbericht des Vereins. X. 2. 3. XI. 1. Januar. April. Oktober 1845. Schwerin 1845. 8.

Von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Vereine in Meiningen:
Beyträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Fünfte Lief. Meiningen 1845. 8.
Einladungsschrift zur dreyzehnten Jahresfeyer des Vereins am 14. Nov. 1845. Meiningen 1845. 4.

Von dem historischen Vereine von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:
Verhandlungen. Neunter Band der gesammten Verhandlungen und erster Band der neuen Folge. Regensb. 1845. 8.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:
Zeitschrift des Vereins. Zweytes Supplement. Hessische Chronik von Wigand Lauze. II. Thl. oder 9. u. 10. Heft. Kassel 1845. 8.
Periodische Blätter. Nro. 1 — 4. Juli, Sept., Nov. 1845. Kassel 1845. 8.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:
Jahrbücher des Vereins. VIII. Bonn 1846. 8.

Von dem Herrn Professor Cesare Cantu in Como:
Storia della citta e diocesi di Como. Vol. prim. 1829. Vol. second. 1831. Como. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:
Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Redigé par M. de Caumont. Vol. 11. Nro. 8. Vol. 12. Nro. 2. 3. Paris et Caen 1845. 8.

Von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer in Emden:
Abhandlung: die alte Kirche zu Marienhafe in Ostfriesland. Emden 1845. 4.

Von dem historischen Verein für Niedersachsen in Hannover:
Vaterländisches Archiv. Jahrgang 1844. Erstes Heft. Neue Folge Jahrg. 1845. 1. und 2. Doppelheft. Hannover 1844. 45. 8.
Achte Nachricht von dem historischen Verein. Hannover 1845. 8.

Von dem Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:
Zeitschrift. Bd. 2. Heft 2. Hamburg 1845. 8.

Durch Herrn de Caumont, directeur de l'institut des provinces de France:
Institut des provinces de France. Mémoires. 2. Série. Tom. I. Paris 1845. gr. 4.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:
Transactions. Vol. XX. Dublin 1845. gr. 4.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:
Bulletin. 7. 8. Janv. — Avril 1846. Paris 1846. 8.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:
Nordalbinische Studien. Neues Archiv. Zweyten Bandes 1. u. 2. Heft. Kiel 1845. 8.

Von dem historischen Vereine in Mittelfranken in Ansbach:
Vierzehnter Jahresbericht 1845. Ansbach 1845. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 18. April d. J. wurde vorgelegt folgende

Skizze eines Berichtes des Hrn. Legationsrathes Ritters v. Koch-Sternfeld über seine 1845 unternommene wissenschaftliche Reise in Unter- und Inner-Oesterreich, Tirol und Salzburg.

(Fortsetzung.)

Aus der zwar frisch übertünchten aber dennoch verödeten Probstey: sie ist als ehemalige Staatsherrschaft an einen Fabrik- und Handelsherrn in Wien verkauft worden, die weite Gegend, die Grafschaft Püten mit ihren Wäldern, Triften, Vesten, Dörfern überschauend, und durch zwey Tage darin umherstreifend, ward Ref. alsobald nun erst einheimisch im Besitz der vielen Notizen, welche die Mon. b. T. IV. Formbacensia über die Cultur, und selbst über die politische Geschichte dieser Landschaft enthalten; und die der Abt Angelus Rumpler zu Anfang des 16. Jahrhundert (s.: thesaurum annecdotorum etc. B. Bezii T. III. lib. III.) in naturhistorischer und öconomischer Beziehung als eine seiner gelehrten Lieblingsarbeiten fortsetzte. Der benachbarte Marktfleck Neukirchen war durch die großherzige Schenkung der abgegangenen Grafen von Neuburg-Püten mit Münz- und Marktrecht an das Kl. Farnbach gelangt; als die Herzoge von Oesterreich, der Erwerbung der Steyermark sicher (1186) jene Regalien für ihre Neustadt einzutauschen trachteten. Ueber die Erbauung dieser Neustadt geben die Monumente von Farnbach den bestimmtesten Aufschluß. Von nun an war die Handelsstrasse über den Sömering nach Steyermark ein besonderes Augenmerk der Regenten Oesterreichs. Nach Ref. Wissen wird der Sömering, auf der Steyrerseite auch als Zerwald urkundlich bezeichnet, zuerst im J. 828, genannt; als K. Ludwig der Fromme und Lothar an das Kl. Kremsmünster im Gau Grunzwiti „quoddam territorium juxta montem Sumarperch, ubi servi vel sclavi liberi etc. verliehen M. B. XXXI. 54. So wie Gloggniz slavischer Abkunft zu seyn scheint: Ref. leitet es von Glog, glogowina, Hagedorn, der einst den Hügel überwucherte, ab; analog mit Glogow, Gloggau; so ist der Zerwald nichts anders als das Revier zur Eichelmast, im Slavischen zer, zerwie weiden, Fraß suchen, zry'wam abweiden, abätzen, was ganz den einstmaligen Zustand der Gegend bezeichnet. Die von Gloggnitz ausgegangene Meryna, der heutige Pfarrsprengel Münchwald zwischen Oesterreich, Steyermark und Ungarn, hat man an den Quellen der Mörn in Bayern gesucht: was freylich zu manchem Irrthum verleiteten mußte. Ueber Lage und Namen von Maria Sal, der in den Urkunden so oft genannten ecclesia carentana (s. die topogr. Matrikel,) von dem Sol- oder Zollfelde, ist viel combinirt worden. Man schrieb von einer verwüsteten Stadt Sala, von einem dort gestandenen Sonnentempel, fanum et campus solis, von einem Flavium solvense, von einer solva, Sulz- oder Salzstätte 2c. 2c. Die Wahrheit ist, daß einst die Glan

auf der Nordseite der modernen Stadt Klagenfurt und bis Maria Sal die Ebene mit Sumpf und Morast bedeckte, das Wahrzeichen der Stadt, der Lintwurm, hat darum seine volle Bedeutung. Dieses erst nach Verfall der römischen Cultur entstandene Sumpfrevier wird nordwestlich und nordöstlich von Bergen begränzt, auf welchen sich allenthalben uralte Kirchen und Burgstalle, darunter die Carnburg, die Pfalz K. Carlmanns, die (obere) Moosburg, Tentschach, Carlsberg, Tanzenberg ꝛc. erheben. Gegenüber ragt die einstmalige Kathedrale, nun Probstey Maria Sal empor, deren Mauern mit vielen Sculpturen und Inschriften, das römische Privat- und öffentliche Leben so anschaulich darstellend, bekleidet sind. Das slavische szala, salada, Sal, Sumpf, am Fusse des Hügels blieb an der Marienkirche hangen.

Dahinter, nordöstlich erhebt sich die Veste Töltschach, auf römischen Fundamenten, die auch das ganze Burgrevier bedecken. Hier stand einst die große römische Zollstätte, teloneum (vectigal) im Mittelalter toletum genannt, welche, ihre Lagerhäuser zur Seite, den Ein- und Ausgang des Tauerngebiets überwachte, wie oben an der Etsch auf der Töll im ersten, und zu Tölz in Oberbayern im zweyten Rhätien. Aus toletum bildete sich augenfällig Töltschach; so wie aus den dortigen unterirdischen Wasserableitungen, Sielen, die Sielniz. Töltschach ist noch jetzt die ergiebigste Fundgrube von ebenso merkwürdigen als kunstreichen Antiquitäten, die das ständische Museum zu Klagenfurt aufweiset. Das hier gestandene „thelonium“ bezeichnet noch eine Urkunde von 1322. Das sich von hier gegen Nordwesten ausbreitende Zollfeld, darauf zunächst der viel gedeutete Herzogsstuhl, die alte Taferne, „am Zollfeld,“ der Stadelhof, einst ein Castrum — möchte daher einer Mißdeutung nicht weiter unterliegen.

Man unterscheidet heut zu Tage zwischen einem carnischen und einem norischen Noreia. Das letztere, die berühmte norische Bergstadt, mit ihren Eisen- und Stahlhütten, mit Poch- und Schmelzwerken für edle Metalle sucht man an der nördlichen Gränze Kärnthens, zu Friesach, oder zwey Meilen weiter zu Neumarkt in Obersteyer. Ref. hat sich auch hier wohl umgesehen. Er ward zu Friesach einerseits bey dem Anblick so vieler römischer und mittelalterlicher Herrlichkeiten, die da, wie in einer Krippe, zertrümmert und zerworfen an den Felsenkuppen hangen, und aus den engen Strassen der Stadt hervorstarren, betrübt: anderseits überrascht von dem schönen Thalgelände, das sich um die Gränzscheide zwischen Scherliz und Zeltschach ausbreitet, und aus dem, am Heilbad Einöd vorüber, von den Burgen Altenhaus, Dürenstein, Neudeck, Lint ꝛc. bewacht, ein wohl seit der grauesten Vorzeit viel betretenes und viel durchkämpftes Defilée, eine Meile lang, auf die Hochebene von Neumarkt führt. Der Olzbach, aus den Quellen von Graslub (grazluppa), Maria Hof, und Karlsberg, der einst die berühmten Radwerke trieb, rinnt zur Seite. Diese Lage von Noreia ist auch in strategischer Hinsicht ausgezeichnet; und man begreift bald, daß selbst die römische Taktik, der, wie Strabo erzählt, vom Consul Cnäus Carbo angeführten Legionen, die sich dießseits bey Friesach entwickelt haben mochten, gegen die Cimbern, welche die Höhen von Neumarkt inne hatten, nichts ausrichteten. Aber wie, wenn noch auf ein drittes Noreia hingedeutet werden könnte? Ref. kam später auf dem Wege von Spital nach Gmündt an der Liser an einem beträchtlichen Pfarrdorfe Nöring vorüber, wo der Berg- und Hüttenwerke noch mehrere umher stehen, zu Gmündt selbst das lodronische Hammer- und Walzenwerk im schwunghaftesten Betrieb, und die Gegend als die Eisentraten bezeichnet ist? So kann man heute ein Halbdutzend München in Bayern allein aufzählen: ein München, freylich ein einziges, an der Isar; ein Wald- ein Schwab- ein Klein-München ꝛc.

Ueber Namen und Lage von Teurnia, Tiburnia, Liburnia war Ref. ebenfalls mit sich nicht ganz einig. Man suchte das eine und andere zu Villach, zu St. Veit, zu Friesach, zu Tiffen (Tivene) ob Ossiach, zu Treffen, am Stammsitz der Grafen von Trevino, der Mitgründer und Advokaten der Abtey Ossiach; man suchte sie insbesondere zu St. Peter im Holz, auf der Strasse von Spital an der Drau in das Lurnfeld, und gegen das Pusterthal hinauf. Der Augenschein, mit den Urkunden des Mittelalters in der Hand, führt auch hier zum klaren Verständniß. Zwey Tage schweifte Ref. vom Burgflecken Spital aus in der Gegend umher; den Hrn. Lan-

zinger, Schloßbeneficiaten, früher durch sieben Jahre Caplan an der Pfarrkirche Bosarnitz auf dem Lurnfeld, an der Seite. Der Weg führte an der Hauptstrasse von Spital aus durch Oberndorf, (Spital wahrscheinlich einst das Unterdorf;) links, jenseits der Drau am Berge Alt-Ortenburg, eine ausgebrannte und ausgeplünderte Ruine, an deren Fusse ein verlassenes Hieronymitaner Kloster, und das uralte Baldramsdorf: (Baldram hieß bekanntlich auch einer der ersten carantanischen Gränzgrafen;) hinter Oberdorf dießseits der Drau führt die Strasse durch ein ärmliches Dörfchen Freßniz am Fusse eines hochbewaldeten Hügels, auf dem sich die Pfarrkirche St. Peter im Holz mit einigen aus antiken Trümmern zusammengeklitterten Gehöften erhebt. Der Hügel steil gegen die Drau abfallend, und landeinwärts, unter dem Namen, die Weingärten, mit dem gegenüberstehenden Gebirge: der hohe Trebrach genannt, ein liebliches Thal, ungefähr ½ Meile in der Länge, und ¼ Meile in der Breite bildend, worin von der Poststrasse durchschnitten, Maria Büchel, Neuleobenek, Lützelhofen, Lengdorf rc. liegen; — zeigt auf der Südseite noch überall altes Gemäuer, Substructionen, Felsengänge, ein- und umgestürzte Gewölbe, woraus seit Jahrhunderten das Material in die benachbarten Ortschaften verschleppt wurde. Eben hatten wieder auf Kosten einiger Alterthumsfreunde weitere Nachgrabungen statt. Aus diesem Thale führt die Landstrasse einerseits in das Möllthal; und anderseits längs der Drau über das viel besprochene, und in seiner Ausdehnung keineswegs übereinstimmend gedeutete Lurnfeld; von Möllbruck, Feldsberg, und Oberdraunburg rc. begränzt, und die Liser im Osten. Was sagen nun die Urkunden von der Gegend? Zur Zeit des hl. Severin c. 460, so erzählt umständlich Eugipp Cap. 17, belagerten die Gothen, Tiburnia, (in einigen Abdrücken Tiburina,) damals die „Metropolis Norici,“ wo Paulinus Bischof war, und die zahlreichen Bürger sich der Feinde noch erwehrten. Bald nachher: man schreibt dieses Ereigniß wohl irrig dem Attila zu, erlag Tiburnia dennoch einer gänzlichen Zerstörung. Hierauf durch vier Jahrhunderte ein gänzliches Stillschweigen von der Gegend; deren sich seit c. 600 die Slaven bemächtigt hatten. K. Ludwig der Fromme verfügt im J. 816 von Aachen aus die Zurückstellung der vom salzburgischen Erzbischof Arno an sich gezogenen Zelle Innichen, die einst vom Freysinger Bischof Atto erbaut worden: „cellulam hintincha — in confinio videlicet tiburniensi,“ ubi draus fluvius oritur: „hist. fris. (Meichelbek) T. I. 252. und M. B. T. XXXI. A. p. 32. Im J. 891. schenkt K. Arnulf an Freysing die curtis „Liburna in slavinie partibus“ et Weride (Weedsee) mit Kapellen und Kirchen und Zehenten rc. M. B. T. XXXI. p. 137. Im J. 973 verfügt K. Otto II. zu Gunsten des Bisthums Freysing über Liegenschaften, in medio comitatuum Pustrissa, Lurno et Catubria eto. l. cit. 216. Vollends wird diese Gegend beleuchtet durch eine Urkunde vom J. 1062 mittels der sich Erzb. Gebhart von Salzburg, und Bischof Ellenhart von Freysing bezüglich auf ihre Gerechtsamen und Zehente in Kärnthen, im Katschthal, am Weedsee, um Bosarniz, auf dem Lurnfeld verglichen: „decima prope Wertse; — in loco Chatzis (ein anderes Katsch an der Mur bey Niederwelz:) — in villa Pedertorff —: — praeterea de Basilicis — in Liburnia — scilicet (basilica) Sti Petri apud Frezna (Freßnitz,) altera Sti Michaelis apud Bozsarinza; tertia Sti Martini apud Veluz (Veldsberg;) etc. hist. fris. I. 273. Hiemit kann über die Lage und die Identität von Tiburnia und Liburnia und Teurnia weiter ein Zweifel nicht mehr obwalten. Ref. vermuthet, daß schon bey und Behufs der Erbauung von Alt-Ortenburg c. 980 die Ruinen von Tiburnia in Massen benützt wurden; — auch für den Flecken Spital; ist aber jedenfalls der Ueberzeugung, daß im 16. Jahrhundert, bey Herstellung des heutigen prachtvollen Schlosses zu Spital durch den damaligen Eigenthümer Salamanca; heute besitzen diese große Lehenherrschaft die Fürsten Portia aus Friaul, Tiburnia abermals das Beste und Solideste aus seinem Schooße liefern mußte. Am Pfarrhofe zu St. Peter im Holz, selbst einer Ruine nicht unähnlich, haften noch einige röm. Inschriften und Sculpturen: das meiste daran ward erst jüngst wieder nach Spital entführt. Bosarniz, die Hauptpfarre auf dem Lurnfeld, leitet Ref. vom slavischen Bozek, Götze, Bozyszezé, Götzentempel ab: wahrscheinlich hatten schon die No-

ster, dann die Römer, ein Fanum daselbst. Oben am Trebrach, ein auch die Nähe von Tiburnia verrathender Name, lag Hohenburg, das Stammhaus des zweyten Stifters von Suben in Bayern, des Grafen Adalschalk, dessen Bruder Adalbero gleichzeitig als Graf vom nahen Malentein auftritt, während Altmann, Udalschalks und seiner Gemahlin Adelheit einziger Sohn, Canonicus zu Passau, dann Bischof zu Trient, sein reiches Stammgut in Bayern und Kärnthen nach Suben widmete. M. B. IV. 511.

Wie Andere, so hatte auch Ref. diese Hohenburg, heute ein Burgstall, und eine Filiale von Bosarnitz, — außen auf dem Weilhart, übrigens auch ein Hort der kärnthnerischen Pfalzgrafen, gesucht. In der That, nur Entdeckungen der Art führen auch in genealogischer Beziehung zur nähern Erkenntniß. So fand Ref. einen Theil der Stammgüter Wernhers, des Stifters der Probstey Reichersberg, im alten Carentanien, im Kraubat (chruwa Kuhhirt) an der Mur, in der Nachbarschaft der seit 904 dort hervortretenden Ottokare und Aribone von Leoben und Göß, dieser weiland großartigsten Frauenabtey im südlichen Deutschland; während der Bruder Wernhers, Graf Aribo (und seine Nachkommen) zu Radilach an der Drau (heute ein Bergdorf Oberdrauburg, Rödla) gegen Wernher und seine Stiftung aussen am Inn 1080 Verderben brüteten. M. B. III. IV.

Und wieder erkannte Ref. im Pfarrdorf Irschen, zwischen Oberdrauburg und Greifenburg im Gebirge, die Burg-Ursen, jenes castrum in Carinthia, welches Pfalzgraf Cuno von Rott in Oberbayern, c. 1073, mit 60 Bauernhöfen nebst vielen andern Gütern in der Steyermark und in Niederösterreich an die Abtey Rott widmete, M. B. I. 352, und wo dann die Grafen von Playen, die Lechsgemünde, und endlich die von Lurn, Görz und Tirol folgten. Wie die Dynasten von Rott, keineswegs Vohburge, sondern Playen, dazu gekommen, mag ein andermal nachgewiesen werden.

Eben so einfach, und ohne etwa vertriebene mährische Prinzen, Zwentibolde und Moimire zu Hülfe zu nehmen, ergibt sich auch die Uebersiedlung der Dynasten von Haus aus dem Ennsthale nach Friesach und Zeltschach unter Obhut der Scheyrer Arnulf und Berthold, und im Tausche mit dem Erzb. Odalbert II. c. 927. Cod. juv. p. 152. Das Territorium der Staatsherrschaft Ober- und Unterhaus im Ennsthale begreift noch heute 18 Gemeinden. Wie gesagt, die dynastische Bewegung ging damals eben so cultur- als zweckgemäß und stätig von Norden nach Süden in und über die Alpen. Unter andern ist das auch im Pusterthale um Lienz und Innichen, unter Zurhandnahme des durch Meichelbek, Resch und von Kleimayern geretteten Urkundenschatzes, der wieder nur in der Beschauung der Landschaft von der Etsch und Eisak bis an die untere Drau verständlich wird, augenfällig. Indem Herzog Tassilo II. von den gleichzeitigen Bischöfen, Virgil zu Salzburg, Aribo zu Freysing und Alim zu Säben, beyde letztere Eingeborne des Gebirges, berathen, zur Bezähmung der Slaven auch jenseits der Alpen jene großen Missionen, woraus dann die Abteyen hervorgingen, mit reichem Habe im Boden stiftete, und so im J. 769 zu Botzen auf der Rückkehr aus der Lombardey, umgeben von den Magnaten des Landes auf den Ruinen von Agunt die Cella Initincha zu Ehren des hl. Candid hervorrief, war die christliche Lehre damit der Wiederanbau jener Gebiete, und das Gedeihen des Volkes gesichert. Zahllose Schankungen an Land und Leuten hatten auch zu dieser Zelle Inichen statt, womit hinwiedet, sie war von Tassilo mit großer Klugheit der inmitten Bayerns, in einer eben so zahlreichen als kräftigen Bevölkerung aufrechtstehenden Mutterkirche zu Freysing übergeben worden, der dahin eingewanderte Adel und dessen Gefolge damit belehnt wurden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 18. April d. J. wurde vorgelegt folgende

Skizze eines Berichts des Hrn. Legationsrathes Ritters v. Koch-Sternfeld über seine 1845 unternommene wissenschaftliche Reise in Unter- und Inner-Oesterreich, Tirol und Salzburg.

(Schluß.)

So waren die von Ander, die von Tauer und Hohenwart: Bischof Albuin, Dynast von Lurn und Görz damit zunächst verwandt, von Falkenstein und Neuburg durch Vintschgau und über den Brenner und durch das Pusterthal hinab, jenen großen Geschlechtern entgegen getreten, welche dort unter ähnlichem Berufe im Südosten über den Sömering, über den Pyrn und über die Tauern an die Mur, Drau und Save eingerückt waren.

An das alte Agunt, einst ein wichtiger Gewerb- und Stapelplatz zwischen Istrien und dem innern Norikum, und zur Zeit des Venantius Fortunatus 570 noch blühend, scheinen in der Probsteykirche die massiven und offenbar antiken Säulen zu erinnern, von welchen in der Vorhalle eine lateinische Inschrift besagt, daß sie aus den umhergelegenen Heidentempeln herbeygeholt worden wären. Nur das von Frost starrende „campus Gelau — usque ad terminos Sclavorum — und die incredula generatio“ schwebten dem Ref. bisher vor Augen (hist. fris. II. 38), er hatte vom Pusterthal und insbesondere vom Doblacherfelde eine sehr ungünstige Meinung, nur ein Bild von Wüsteneien. — Doch, nun diese grasreichen Triften von krystallhellen Bächen bewässert, die sonnigen Alpen bis an die Gipfel der Berge bewohnt, mit schmucken Kirchen und Häuser, die im nahen Kärnthen oft so schmutzig und ärmlich aussehen: welche Ueberraschung!

Ein besonderes Augenmerk hatte Ref. auch auf die hist. und topogr. Druckschriften, welche in jenen Provinzen erscheinen, und die oft, obwohl sehr schätzbar, dennoch gar nicht oder sehr spät in den Buchhandel und zur Publicität gelangen: — ein drückender Uebelstand, der so lange dauern wird, als das nordische Leipzig über die Intelligenz und den literarischen Werth der Süddeutschen, und insbesondere der Katholiken zu entscheiden hat. Wenn Ref. in Oesterreich, in Böhmen, in Mähren, in Ungarn, in Steyermark ꝛc. in mancher Stiftsbibliothek bezüglich auf die neuere hist. Literatur, und sogar bezüglich auf Quellenwerke, aus Schwaben, Franken und Bayern — Bayern und Oesterreich können ihre Geschichte doch nur gegenseitig und solidarisch verhandeln — ein auffallendes Zurückbleiben bemerkte, und darüber in den Buchhandlungen hie und da ein Wort fallen ließ: so lautete die gewöhnliche Auskunft dahin, daß die vermißten Artikel von Leipzig eben nicht eingesendet worden wären. Als ob die Donau, der Inn, die Salzach nicht auf dem kürzern Wege nach Wien und Preßburg gelangten? Nur die Abtey St. Florian in Oberösterreich weiß

sich augenblicklich jedes brauchbare Buch, von woher immer, zu verschaffen; sie steht mit der Literatur des Tages vollständig im laufenden Dienst. Zu Klagenfurt ward Ref. unter manchen andern sehr werthvollen Gaben, darunter die ständische große Karte von Kärnthen, zwar schon im J. 1718 vom Jesuiten Andrian in der Manier des Math. Vischer herausgegeben; aber doch immer, da außer Crusius über Kärnthen ein topologisches oder topographisches Lexicon nicht vorhanden ist, sehr willkommen. Darunter ferner das Album Kärnthens, durch Wort und Bild dargestellt, in fortlaufenden Heften in Folio seit 1843, von A. Wagner; ferner Kärnthens römische Alterthümer in (lithographirten) Abbildungen in Folio mit Text, ebenfalls heftweise herausgegeben von dem Frhrn. Jabornigg-Altenfels und Grafen Alfred Christalnigg; ferner die Reihe der Bischöfe von Lavant von Prof. Carlmann Tangl (d. Z. zu Lemberg), Klagenfurt 1841 in gr. 8. 500 S., durchaus höchst schätzbar, aus und mit Urkunden bearbeitet. Ferner erhielt Ref. die 2 ersten Druckbogen der: „Historia monasterii ord. S. Benedicti ad S. Paulum in valle inferioris Carinthiae Lavantina. Scripsit P. Trudpertus Neugart, congregationis S. Blasii in silva nigra olim sodalis, demum monasterii ad S. Paulum sacerdos jubilaeus," ein Posthumum des rühmlichst bekannten, aber bereits vor 15 Jahren verstorbenen Autors; wie denn kaum 2 — 3 Veteranen des wieder trefflich blühenden Stifts St. Paul, das die gesammten Studienanstalten Kärnthens zu Klagenfurt, im Lavantthal, zu EbERNdorf u. s. w. über sich hat, noch von St. Blasien herstammen. Die Abteyen Admont, St. Lambrecht, Vorau, Rin 2c. wirken in demselben heiligen Berufe für die gesammte Steyermark, und eben so die Abteyen Marienberg, Stams, Wilten und Georgenberg (Vieht) für Tirol.

Oben bemerkter Nachlaß vom Prof. Neugart ist unstreitig ein interessanter Beytrag zur Geschichte Kärnthens, obgleich der Verf., wie sich Ref. aus dem ihm gefälligst mitgetheilten Manuscripte überzeugte, in die immer noch etwas dunkle Genealogie der Stifter von St. Paul nicht einging.

Der zweyte Band der Geschichte von Steyermark, von Hrn. Prof. v. Muchar, einer nicht minder geachteten Notabilität in jener Provinz, ist bereits vor Jahr und Tag aus der Presse, bis diesen Augenblick aber, Ende Februar 1846, noch nicht (kömmt etwa auch von Grätz über Leipzig?) in München zu erfragen.

Endlich sind es die Localblätter, deren man auswärts auch nicht, oder nur sehr spät habhaft werden kann, welche dem wissenschaftlich Reisenden nicht entgehen dürfen, in so fern sie öfter sehr brauchbare Materialien und Notizen enthalten. Hieher gehören: von Grätz die Stiria, dritter Jahrgang, worin unter andern belehrende Beyspiele von Ortsnamen aus der slavischen Periode aufgeführt werden. Eine in Heften erscheinende steyermärkische Zeitschrift liefert umständlichere historische und ökonomische Erörterungen. In der „Carinthia" zu Klagenfurt (im 36. Jahrgang, was für ihren Werth spricht) las Ref. die würdige Beschreibung „der achten Säcularfeyer des Münsters zu Gurk;" welche wenige Tage vor seiner Ankunft daselbst statt gefunden hatte. So feyerlich dieses Kirchenfest durch mehrere Tage begangen, und so zahlreich es von Hoch und Niedern, von nah und fern besucht wurde, so still und verödet fand Ref. wieder das Gurkthal hinauf die bischöflichen Residenzen Zwischenwässern, Straßburg, Gurkhofen 2c. Zwar steht das herrliche Münster, worin das Gruftgewölbe der Stifterin Hema und das Presbyterium auf hundert Säulen ruht, noch immer in Ehren und Würden da; allein seitdem (seit 1787,) der Bischof, das Domcapitel, das Priesterseminar 2c. nach Klagenfurt gezogen, seitdem ein Paar Pfarrgeistliche, anstatt der ehemaligen vierzig Chorherren, sich in den weiten Kreuzgängen und wüsten Klostergärten kaum zurecht finden können, kehrt mehr und mehr der Pauperismus in diesen Städtchen und Flecken ein, und man kann in der That mit den neologen Witzlingen sagen: diese Dinge haben sich überlebt. — In einem frühern Jahrgang der Carinthia ist über die Abtey Ossiach, wie sie, nach der Verwüstung der von K. Carlmann gegründeten Abtey zu Altenötting durch die Ungarn, — durch die von dort hieher auf ihr praedium Treffen geflüchteten Mönche erhoben wurde, ein trefflicher Aufsatz aus der Feder des Frhrn. von Ankershofen enthalten. Da sich Ref. rücksichtlich der Abtey Ossiach in seiner topogr. Matrikel

(1841) eines Irrthums schuldig gemacht hatte (unvermeidlich schlichen sich wohl mehrere ein), so suchte er das in der bereits entworfenen Monographie von Ossiach und Treffen durch andere Berichtigungen wieder gut zu machen.

Das wichtigste und verdienstvollste Unternehmen für die Literatur Kärnthens ist das seit 1842 in Heften erscheinende „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnthen, von G. Frhrn. von Ankershofen und Dek. (zu Gmündt) Heinrich Hermann. Ersterer bearbeitet die ältere und älteste Geschichte des Landes, indem jeder Periode „Quellen-Stellen und Erläuterungen," diese mit einer umfassenden Erudition, die selbst für das raschere Vorankommen des so lebhaft ersehnten Werkes fürchten läßt, angehängt sind; hievon ist das vierte Heft, den Umsturz des weströmischen Kaiserthums begreifend, unter der Presse. Hermanns Bearbeitung, bündig, aber für ein Handbuch vielleicht zu summarisch in mancher Beziehung gefaßt, beginnt mit der Geschichte Kärnthens von 1335, von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern an — und ist bis 1518 fortgerückt. Eine sehr schätzbare Territorienkarte findet sich im zweyten Hefte.

Im Etschlande, auf dem Wege von Botzen nach Meran, wo Ref. unter andern das fast verschollene Burgstall der Margaretha Maultasch besah und das Gebiet von Terlan und Mölten beging, welches heute noch durch treffliche Weine ausgezeichnet, im J. 923 — der merkwürdige Dynast und Chorbischof Gotabert an seinen Erzbischof Odalbert II. von Salzburg für Kirchen- und Widthumsgüter im Lungau und in Kärnthen zur Wiederherstellung des dortigen Bisthums hingab, warf er sich die Frage auf, ob es nicht zweckmäßig wäre, zum klarern Verständniß der deutschen Geschichte, und insbesondere Behufs der Culturgeschichte von Süddeutschland in jener drangvollen Periode (der Ungarneinfälle) auch solche einzelne hoch hervorragende Männer, wenn gleich sie nicht einen Fürstenstuhl inne hatten, oder Heerführer waren, in nähere Beachtung zu ziehen. Der Dynast und Chorbischof Gotabert, von edler Abkunft, der uns in Bayern, in Tirol und in Carentanien, doch allenthalben in einer höhern Stellung und Wirksamkeit für das Familien- und kirchliche Leben begegnet, dürfte in solcher Beziehung vielleicht zuerst an die Reihe kommen?

Zwey sehr gelehrte Forscher: v. Pallhausen in seiner Bajoariae Topographia romano-celtica München 1816 S. 85, und Beda Weber jüngst in seiner schmucken Beschreibung von Meran, versuchten die Bedeutung „terilan" zu erklären. Dieser Autor hält sie offenbar als mit Teriolis verwandt; wogegen jener darin nach dem griechischen Idiom — ein Wirthshaus erkannte. Aber beyde ehrenwerthe Herren scheinen den hier vorliegenden Namen „Torilan," wahrscheinlich die urkundlich richtigste und älteste Bezeichnung (im Codex der Juvavia S. 125) nicht gekannt zu haben, denn loca Melita et Torilan (nicht Terilan) in comitatu Noritale, cum curtilibus, aedificiis, vineis etc. hatte K. Conrad zuerst dem Chorbischof Gotabert geschenkt, und dieser sie dann dem Erzbischofe (vom Geblüte Tauer und Hohenwart) vertauscht. — Dieser Codex enthält aus der Zeit des Erzbischofs Odalbert noch mehrere wichtige topographische und genealogische Notizen vom Etschlande, was man dort kaum vermuthen dürfte.

Der hingewichene Sommer (1845) war in dem Thun und Treiben jener literarisch politischen Zugvögel, „Touristen" genannt, eine überaus belebte Saison. Ganze Schaaren derselben bedeckten auf den Eil- und Dampfwägen und zu Fuß die Strassen in Salzburg und Ischl, zu Leoben und Bruck, zu Gloggnitz, auf dem Sömering, in Mürzzuschlag, zu Grätz und Klagenfurt ꝛc. gingen sie von und zu; doch ungleich mehr sah sich Ref. im Vintschgau, zu Mals, Landeck und Innsbruck, auf dem Brenner, zu Botzen und Meran ꝛc. von denselben umschwärmt und umpoltert, bey Tag und Nacht. Während inzwischen sehr bescheidene, gebildete und wissenschaftliche Notabilitäten darunter alsobald bemerklich waren, führten nur zu oft jene jugendlichen oder, à la Nicolai, prädestinirten Capacitäten, welche mit der bekannten fabrikmäßigen Reiseliteratur von Leipzig und Berlin, ja selbst von München in der Tasche, im Besitz des allenthalben anschlagenden

Schatzes für Intelligenz, Geschichte, Religion, Sitten, Politik ꝛc. zu seyn wähnen, das große Wort. Ach, wie einseitig, dürftig unterrichtet und kurzsichtig doch diese Menschen manchesmal sind; wie seltsam, unschonend, den südlichen Himmel und da die warme, fromme, gläubige Natur und Gemüthlichkeit nicht begreifend, sie sich oft aussprechen, und selbst der leisen Belehrung und Berichtigung öfter nur durch ein mitleidiges Lächeln begegnen! Da muß gleichwohl der berufsmäßig höhere und edlere Zwecke verfolgende Forscher mit seiner Zeit und guten Laune haushalten und, in sich versammelt, seinen eigenen Weg gehen.

Diesen Weg erlaubt sich nun Ref., wie er ihn im Juni, Juli und August 1845 verfolgt hat, hier anzudeuten und aphoristisch zu besprechen, vorausgesetzt, daß es der k. Akademie gefällig seyn möchte, nach vorliegenden Beyspielen auch davon Notiz zu nehmen und zu geben.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate Januar — Juni 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem historischen Vereine der Pfalz zu Speyer:

Die freye Reichsstadt Speyer vor ihrer Zerstörung nach urkundlichen Quellen örtlich geschildert von Prof. Dr. Zeuß. Speier 1843. 4.

Die Regiments-Verfassung der freyen Reichsstadt Speyer, in ihrer geschichtlichen Entwicklung urkundlich geschildert von Prof. Rau. I. u. II. Abth. Speier 1844. 4.

Diplomatische Geschichte des Stifts des h. Philipp zu Zell in der Pfalz. Eine historische Monographie von Pfarrer Lehmann. Speier 1845. 4.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich:

Mittheilungen. X. Vom 1. Juli 1844 bis 1. Juli 1845. Zürich 1846. gr. 4.

Von dem Herrn Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

Collection de Chroniques Belges inédits publiée par ordre du Gouvernement:

Supplément à la chronique rimée de Philippe Mouskes au Mouskés. Bruxelles 1845. 4.

Le Chevalier au Cygne e Godefroid de Bouillon, poème historique. Tome I. Brux. 1846. 4.

Von dem Hrn. Dr. J. Möller, Prof. d'histoire à l'université catholique de Louvain:

Précis de l'histoire du moyen age, depuis la chûte de l'empire romain d'occident jusqu'à la naissance du protestantisme. Louvain 1846. 8.

Von dem fünförtlichen historischen Vereine in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen. Dritte Lieferung. Einsiedeln 1845. 8.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 8. Münster. 1845. 8.

Von dem historischen Vereine für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. I. Supplementband. Darmstadt 1846. 8.

Urkunden-Buch. — Urkunden zur hessischen Landes-, Orts- und Familiengeschichte, welche bis jetzt im Drucke noch nicht erschienen sind. I. Heft 1145 — 1278, von Ludwig Baur, Archivar. Darmstadt 1846. 8.

Von dem historischen Verein für Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Jahresbericht X. XI. Für die Jahre 1844. 45. Augsburg 1846. 4.

Namensverzeichniß sämmtlicher activer Mitglieder des Vereins. Augsburg 1845. 8.

Von der Geschichts und Alterthums forschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg:

Mittheilungen. II. Bd. 1. Heft. Altenburg 1845. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.
Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. Juni d. J. las Hr. Prof. v. Hefner folgende

Antiquarische Untersuchung

über ein als Reliquien-Gefäß benütztes, in der k. Reichen Capelle in München befindliches Urhorn, und den Gebrauch der alten Völker, aus Hörnern zu trinken.

Unter den Schätzen der königl. Reichen Kapelle in München sieht man ein Reliquiengefäß, aus dem Horn eines Urs gefertigt, das durch seine Verzierung jetzt einen Delphin vorstellt.

Als es sich noch unter den Kirchenschätzen der Reichs-Abtey St. Emmeram zu Regensburg befand, woher es im Jahre 1812 nach München kam, zeigte man es unter dem Namen einer Greifenklaue, wie dieß auch der Fall im Jahre 1716 war, wo es Lady Montague daselbst sah, die im 6. Briefe ihrer Reisebeschreibung sagt: Unter den Reliquien zeigte man mir eine ungeheure in Gold gefaßte Klaue, die sie die Klaue eines Greifen nannten.

Die Benennung Greifenklaue war für Hörner von Auerochsen zu jener Zeit eine allverbreitete; und will man den Namen nicht den damals sehr beschränkten Kenntnissen in der Naturgeschichte zuschreiben, so möchte es schwer seyn, den Grund der Benennung aufzufinden.

Ein Urhorn, das im Münster zu Straßburg in der St. Lorenzkapelle an einer Kette herabhing, führte in früherer Zeit den Namen Greifenklaue (Beschreibung des Straßburger künstlichen Münsters. 1785. S. 107. — Gessner Hist. nat. Lib. I. p. 126. — Strobel: Das Münster in Straßburg. 1844. S. 6.)

Olaus Magnus, der verschiedener Arten von Trinkgefässen Erwähnung thut, sagt in seinen Historiis de Gentibus septentrionalibus (Lib. XIII. c. 35 p. 457): Praeterea aliud genus Vasorum deauratis labris et pedibus e gryphorum ungulis bonam liquoris quantitatem tenentibus fabricatum.

Nepelius erzählt in seinem Chronico Aquisgranensi (angeführt in den Actis Sanctorum. Antverpiae 1750 T. IV. p. 187. B.): Es habe ein kranker Greif bey dem in der Verbannung lebenden Pabste Cornelius, der in Rom unter dem Kaiser Decius, am 14. Sept. 253, den Martertod erlitt, und von der Kirche der Zahl der Heiligen beygezählt wurde, Hilfe gesucht und durch dessen Gebet die Gesundheit wieder erhalten; aus Dankbarkeit habe der Greif eine seiner Klauen abgeschüttelt und sie dem heiligen Manne überlassen, der sie als Trinkgefäß fürderhin gebraucht habe.

Sind wir nun auch nicht im Stande, diese Erzählung ihres mythischen Gewandes zu entkleiden, so bleibt uns doch das historische Factum, daß man sich noch zur Zeit des Cornelius der Hörner als Trinkgefässe bedient habe.

Der Nürnberger Dr. Hieronymus Monetarius sieht im J. 1495; unguem unius griffi quae erat nigra longitudinis $4\frac{1}{2}$ palmarum zu Toulouse (Cod. Clm. 431 F. 137. b.).

Ferner erzählt er: Parisiis in capella Sancta videmus pendere pedem griffi maximi avis quantum est sub genu, et habet quinque ungues maximos eodem modo ut ungues caponum, et unguis unus est ut cornu hirci et incurvatum ut unguis vulturis et distant remotiores ungues ab invicem quatuor palmis. Credebam semper griffonem esse animal fictum. Si pes talis est, quale creditur esse corpus ejus? (ib. 214.)

(Est) cinctus gladio compto capulotenus auro pendet et a niveo sibimet gripis ungula collo, ungula non tota medii cubiti modo longa, quae post ad latum vel praedecoratur ad arctum obryzo mundo, cervino cinctaque loro non ut nix, alba tamen ut translucida gemma, quam dum perflabat, tuba quam melius reboabat (Ruotlieb I. 27. J. Grimm lat. Gedichte des X. und XI. Jahrh. S. 130 und 232.)

In Wolframs von Eschenbach Wilhelm 356, 28 dient ein Grifen klâ als Schneide einer Lanze, im Wigalois kommt 6155 gar ein Schild von eines grifen klâ vor.

Im Athenäus finden wir eine Stelle, wo er eines Trinkgefässes Erwähnung thut, das die Form eines Greifen hatte — ῥέοντα δύο δὲ χρυσᾶ, γρύψ, τὸ δ' ἕτερον πήγασος.

(Athen. Ed. Schweighäuser T. IV. p. 342.)

Die Hörner waren, wie auch Böttiger in der Amalthea (I. B. S. 25) bemerkt, in der Vorwelt überall die ersten, von der Natur selbst dargebotenen Trinkgeschirre und sie spielten ihre Rolle eben so gut in den ältesten Symposien und Bachanalien, als in der Skandinavischen Edda und in Odins Hallen.

Nach dem Verhältnisse der zunehmenden Cultur eines Volkes erhielt das, zuerst in seinem natürlichen Zustande gebrauchte Horn, mannigfaltige Veränderungen in Stoff und Verzierung. Man verfertigte die Nachbildungen aus Thon, Glas, Elfenbein, unedlem und edlem Metall, dem man den Schmuck der Edelsteine, der Basreliefe und der Inschriften beyfügte.

Als eine der einfachsten Verzierungen ist es wohl anzusehen, wenn man des Hornes Mündung mit Silber einfaßte, wie uns Cäsar diesen Gebrauch von den Germanen berichtet, indem er erzählt: Cornua (urorum) studiose conquisita ab labris argento circumcludunt (Germani) (Bell. gall. Lib. VI. c. 28).

Im Verlaufe der Zeit machte die Kunst ihr volles Recht in den Verzierungen geltend, unter denen besonders Thierköpfe und ganze Thiergestalten beliebt waren. Die Bequemlichkeit beym Gebrauche ersann die Gestelle, wie wir aus einer auf der Akropolis gefundenen Steininschrift ersehen, wo ein als Weihgeschenk in dem Tempel befindliches silbernes mit einem Gestelle versehenes Horn aufgeführt wird κέρας ἔκπωμα ἀργυροῦν καὶ περισκελές πρόςεστι. (Athen. p. 264 Böckh Staatshaushaltung der Athener II. B. S. 320).

Als vollendeteste Kunstform des Hornes ist das Rhyton anzusehen, aus dessen engem untern Ende der Weinstrahl in den Mund strömte, wie man solches in Bronzen und auf herkulanischen Gemälden sieht.

Athenäus bemerkt über die Form und den Gebrauch des Rhyton (p. 345): ἐκαλεῖτο δὲ τὸ ῥυτὸν πρότερον κέρας; dann p. 261: διαμένει δὲ καὶ ἔτι νῦν ἡ τῶν κεράτων κατασκεύη, καλοῦσι γοῦν ἔνιοι ταῦτα ῥυτά; und p. 346: τὰ ῥυτὰ κέρασιν ὅμοια εἶναι, διατετρημένα δ' εἶναι· ἐξ ὧν κρουνιζόντων λεπτῶς κάτωθεν πινοῦσιν· ὠνόμασθαί τε ἀπὸ τῆς ῥύσεως.

Wie das Rhyton, so entlehnte auch der Holmos seine Form von dem Horne. Athenäus bemerkt hierüber: ποτήριον, κερατίου τρόπον εἰργασμένον und ὁ δὲ ὅλμος ἐστὶ ποτήριον κερατίου τρόπον εἰργασμένον, ὕψος ὡς πυγωνιαῖον (p. 332.).

Gleichsam als Erinnerung an den ursprünglichen Gebrauch der Hörner als Trinkgefässe behielt nach Athenäus die Sprache, die von Horn κέρας abgeleiteten Wortformen κεράσαι, κρατήρ, aus κερατήρ. Er bemerkt, worin wir ihm aber nicht beystimmen,

das Mischen des Weines habe seine Benennung von Horn: ὅτι δὲ τοῖς κέρασιν ἔπιον — schreibt er — δῆλον ἐκ τῦ καὶ μέχρι νῦν λέγεσθαι ὅταν συμμίσγωσι τῷ οἴνῳ τὸ ὕδωρ, κεράσαι φάσκοντες· καὶ τὸ ἀγγεῖον δὲ ἐν ᾧ κιρνᾶται ὁ οἶνος, κρατὴρ, ἀπὸ τῦ συγκιρνᾶσθαι ἐν αὐτῷ τὸ ὕδωρ, ἀπὸ τῦ κέρατος, οἷον κεράτηρ, ἀπὸ τῦ εἰς τὸ κέρας, ἐγχεῖσθαι τὸ πόμα. (p. 261.)

Das Etymologicum magnum (Ed. Sturzii. Lips. 1818 p. 315.) sagt: κεράσαι, τὸ ἐπιχέειν οἶνον ἀπὸ παλαιῦ ἔθυς· πάλαι γὰρ ἐχρῶντο κέρατι ἀντὶ τῦ πρόχυ.

Der Gebrauch der Hörner war im Alterthume ein allgemeiner, Athenäus sagt, p. 261: τὺς πρώτυς λέγεται τοῖς κέρασι τῶν βοῶν πίνειν. — Solinus nennt die Hörner: potuum gerula (I. 23). Ihr Gebrauch dauerte im Mittelalter fort und erstreckt sich sogar, bey einigen Völkern, bis auf die Gegenwart.

Für die Anwendung der Trinkhörner bey den Griechen und Römern haben sich eine große Anzahl von Beweisstellen bey den Klassikern erhalten.

Athenäus, sagt, wie wir oben schon bemerkten, daß bis auf seine Zeiten man sich der Trinkhörner bedient habe: Διαμένει δὲ καὶ ἔτι νῦν ἡ τῶν κεράτων κατασκευὴ (p. 262) und Ἀθηναῖοι δὲ καὶ ἀργυρᾶ ποιῦντες κέρατα ἔπιον ἐξ αὐτῶν.

Zwey auf der Burg von Athen gefundene Steinschriften, die Urkunden über die Ablieferung der Schätze der Göttin von Seite der Schatzmeister enthalten, führen 2 silberne Trinkhörner auf. Die erstere Inschrift nennt 138 silberne Geräthe und ein silbernes Horn (ΑΡ) ΓΥΡΑΙ ⁝ ΗΔΔΔΓΙΙΙ ⁝ ΚΕΡΑΣ ΑΡΓΥΡΟΝ (Böckh Staatsh. 2 B. S. 280 N. 7.), die zweyte ein ΚΕΡΑΣ ΕΚΠΩΜΑ ΑΡΓΥΡΟΝ ΚΑΙ ΠΕΡΙΣΚΕΛΕΣ ΠΡΟΣΕΣΤΙ (Böckh l. c. S. 320). Diese Inschrift ist wohl dieselbe, die Athenäus mit den Worten anführt: ἔστιν ὖν τῦτο (κέρας) ἐν τοῖς Δημιοπράτοις ἀναγεγραμμένον ὕτως, ἐκ στήλης ἀνακειμένης ἐν Ἀκροπόλει, ἣ τὰ ἀναθήματα περιέχει· κέρας ἔκπωμα ἀργυρῦν καὶ περισκελὲς πρόσεστι (p. 264).

Ein goldenes Trinkhorn finden wir unter den Gegenständen von Gold, in einer Inschrift von Milet aufgeführt, wo es heißt: κέρας ἐπιγεγραμμένον ΔΙΙ ΣΩΤΗΡΙ ἐν (Chishull Antiquitates Asiaticae. Londini 1728 p. 70 N. 7.)

Der Gebrauch der Trinkhörner wird besonders häufig von Dichtern erwähnt. Athenäus sagt p. 262 καὶ τῶν ποιητῶν δὲ πολλοὶ παράγυσι πίνοντας τὺς ἀρχαίυς κέρασι.

Nach einem bey Athenäus p. 262. erhaltenen Pindarischen Fragmente trinken die Centauren aus silbernen Hörnern; die Stelle lautet:

Ἀδάμαν δ᾽ ἐπεὶ φῆρες
δαὲν ῥιπὰν μελιηδέος οἴνυ,
ἐσσυμένως ἀπὸ μὲν λευκὸν γάλα
χερσὶ τραπεζᾶν ὤθεον αὐτόματοι δ᾽ ἐξ
ἀργυρέων κεράτων πίνοντες ἐπλάζοντο.

Vergl. Friedr. Thiersch Pindarus Werke Leipz. 1820 2. B. S. 282. N. 6.

Hermippus, bey Athenäus, p. 263, sagt in seinen Parzen;

οἶσθαι νῦν ὅ μοι ποίησον; τήνδε νῦν μή μοι δίδυ
ἐκ δὲ τῦ κέρατος αὖ μοι δὸς πιεῖν ἅπαξ μόνον

und Sophokles in einem bey Athenäus (p. 263) erhaltenen Fragmente der Pandora:

καὶ πλῆρες ἐκπίοντι χρύσεον κέρας
τρίψει γέμοντα μαλθακῆς ὑπ᾽ ὠλένες

Ferner Philoxenos aus Kythera, in seinem Gedichte Δεῖπνον (Athen. p. 264).

Ἔπινε τὸ νεκτάρεον πόμα ἐν χρυσαῖς προτομαῖς τε ἄλλων κεράτων ἔβρεχον δε κατὰ μίκρον.

In Verwandtschaft mit dem Gebrauche des Trinkhorns scheint der Name Ταῦρος zu seyn, den nach Athenäus p. 54 die Jünglinge führten, welche bey den Ephesiern am Feste Neptuns den Trank herumreichten.

Den Gebrauch, sich der Hörner als Trinkgefässe zu bedienen, trug man auch auf die Götter über. Man liess sie aus Hörnern trinken, goss ihnen aus diesen die Trankopfer auf ihre Altäre, und weihte Hörner als Anathemata in ihre Tempel.

Bey den Opfern des Bacchus bediente man sich vorzüglich der Hörner und Nonnus Panopolitanus bemerkt ausdrücklich, Bacchus habe aus einem Horne getrunken.

. . . . καὶ οἰνοχύτῳ Διονύσῳ
λευκὰ, διαινομένων ἐρυθαίνετο δάκτυλα χειρῶν
καὶ δέπας ἀγχύλον εἶχε βοός κέρας.
(Dionys. Lib. XII. p. 339.)

Dasselbe wird gleich darauf von den Satyren gesagt:

καὶ βοέοις ἀρύοντο κεράασιν ἀντὶ κυπέλλων,

womit Nemesianus in der dritten Ekloge v. 461, die Bacchus überschrieben ist, mit den Worten übereinstimmt:

Tum Satyri lasciva cohors sibi pocula quisque
Obvia corripiunt, quod sors dedit, hoc capit usus.
Cantharon hic retinet, cornu bibit alter adunco.

Was uns die Schriftsteller über den Gebrauch der Trinkhörner berichten, das bestätigen auch die uns erhaltenen plastischen Denkmäler und Gemählde.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniss

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 3. März bis Juni 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Imprimerie royale in Paris:

Journal des Savants. Novbr. Decbr. 1845. Janvier 1846. Paris 1845. 46. 4.

Von dem Herrn Professor Carl Halm in Speier:

M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sestio. Lipsiae 1845. 8.

M. Tullii Ciceronis in P. Vatinium Testem interrogatio. Lipsiae 1845. 8.

Durch Herrn de Caumont, Directeur de l'institut des provinces de France:

Institut des provinces de France. Mémoires. 2. Série. Tom. premier. Paris 1845. gr. 4.

Von dem Herrn Raoul-Rochette in Paris:

Mémoires d'archéologie comparée asiatique, grecque et étrusque. Paris 1846. 4.

Von der royal Irish Academy of Dublin:

Transactions. Vol. XX. Dublin 1845. gr. 4.

Durch Herrn Bibliothekar Merlin in Paris:

Bibliothèque de M. le Baron Silvestre de Sacy. Seconde livraison. Tom. II. Paris 1846. 8.

Von der Imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. Février. Mars 1846. Paris 1846. 4.

Von dem Herrn R. P. A. Dozy in Amsterdam:

Dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes. Amsterdam 1845. 4.

Durch die österreichische Gesandtschaft in München:

Wiener Jahrbücher der Literatur. Bd. 109 — 112 incl. Wien 1845. 8.

Von dem Herrn Heinrich Hoevfft in Amsterdam:

Χιφιας. Carmen. Amsterdam 1845. 8.

Von dem Herrn Bibliothekar Ferdinand Jos. Wolf in Wien:

Rosa de Romances ó Romances Sacados de las „Rosas" de Juan Timoneda. Leipsique 1846. 8.

Von dem Herrn J. F. Willems in Gent:

Belgisce Museum voor de Nederduitsche Tael- en Letterkunde en de Geschiedenis des Vaderlands. 4. Aflevering 1845. 1. Aflev. 1846. Gent 1845. 1846. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.
Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. Juni d. J. las Hr. Prof., v. Hefner folgende

Antiquarische Untersuchung über ein als Reliquien-Gefäß benütztes, in der k. Reichen Capelle in München befindliches Urhorn, und den Gebrauch der alten Völker, aus Hörnern zu trinken.

(Fortsetzung.)

Auf einem geschnittenen Steine bey Winkelmann (Description des pierres gravées du Cabinet de Baron de Stosch. Florence 1760 p. 144 N. 789) hält Amor in der Rechten ein Horn an den Mund, um zu trinken, in der Linken den Thyrsus.

Eine Kamee bey Buonarotti (Medaglioni antichi p. 432) zeigt den Bacchus mit einem Rhyton in der Hand, das in einen Widderkopf endigt.

Auf einer von Winkelmann (l. c. N. 1861) beschriebenen Paste trinken 2 Priester des Bacchus aus Hörnern.

Eine Lampe bey Bellori (Lucernae veterum sepulchrales iconicae, studio Begeri. Coloniae Marchiae 1702 Tab. XIII et XIV) zeigt zwey Männer, die aus Hörnern den Manen die Libation auf einen Altar gießen. Ein ähnliches Bild gibt dort l. c. eine zweyte Lampe.

Ein Vasenbild bey Schmidt (Recueil d'Antiquités trouvées à Avenches à Culm. Berne 1760 p. 41 Tab. VIII) zeigt eine Bacchantin, die in der Linken ein Horn hält.

Auf einem Herkulanischen Gemälde befinden sich zwey Neuvermählte, von denen jedes ein Horn in der Hand hat.

Das in Palestrina entdeckte Mosaik stellt einen Helden vor, der aus einem Horn trinkt, in das eine weibliche Person eine Flüssigkeit gegossen hat. Winkelmann erklärt Erstere als Menelaos, und die zweyte als Polydamna, die ihm Nepenthos einschenkt (Winkelmanns Gesch. der Kunst VI. B. 1. Abth. S. 197. §. 7. 8. Homer. Odyss. IV v. 228.)

Bey der Darstellung der Triklinien ist der Gebrauch der Trinkhörner kein ungewöhnlicher Gegenstand (Diss. di Andr. Bacci de Conviviis Antiq. in Gronovii Thes. graec. Tav. 59. 60.)

Eben so sieht man diese Hörner in den Händen der Pocillatoren (Pignorius de Servis. Ed. Amstel. 1674 p. 144.).

Nicht nur die Griechen und Römer bedienten sich der Trinkhörner, wie wir gesehen haben, sondern ihr Gebrauch dehnte sich, wie Plinius (Hist. Nat. Lib. XI. c. 37) mit den Worten sagt: Urorum cornibus barbari septentrionales potant, urnasque binas capitis unius cornua implent, auch auf die mitternächtlichen Völker aus. Wir finden diese Hörner bey den Galliern, Germanen, Britten, Dänen, Schweden, ja selbst im Oriente, und hätten wir, wie Caylus in seiner Abhandlung: Des Vases dont les An-

ciens faisoient usage dans les Festins, in den Hist. de l'Acad. des Inscr. T. XXIII. p. 342) bemerkt, die Specialgeschichten der einzelnen Völker, so würden wir den Gebrauch der Hörner noch verbreiteter finden.

König Philipp von Macedonien reichte, wie der Redner Lykurg bey Athenäus (p. 264) berichtet, denen ein mit Getränk gefülltes Horn, welchen er an seinem Hofe eine gastliche Aufnahme zugedacht hatte: *Λυκῦργος δ' ὁ ῥήτωρ ἐν τῷ κατὰ Δημάδυ, Φίλιππόν φησι τὸν βασιλέα προπίνειν κέρατι. τύτοις οἷς ἐφιλοφρονεῖτο.*

Derselbe König weihte das Horn eines wilden Stiers, den er am Fuße des Berges Orbelos erlegt hatte, in den Tempel des Herkules (Gessner Hist. Nat. Lib. I. p. 126.)·

Plutarch berichtet, daß Aemilius Paulus bey seinem Triumphe über den macedonischen König Perseus sich silberne Trinkhörner habe als Beute vortragen lassen: *Ἄλλοι δὲ κρατῆρας ἀργυρῦς καὶ κέρατα καὶ φιάλας* etc. (Plutarch. in vita Aem. Paulli. Ed. Reiske Vol. II. p. 310.)

Theopompus sagt, im zweyten Buche seiner Philippika, wie Athenäus p. 264 anführt, daß die Könige der Päonier sich der Hörner der im Lande erzeugten Ochsen, die sehr groß waren, bedient, und aus ihnen Trinkgefäße, die 3 oder 4 Congien gefaßt und deren Rand mit Silber eingefaßt war, hätten verfertigen lassen: *τὺς δὲ Παιόνων βασιλεῖς, φησὶ Θεόπομπος ἐν δευτέρᾳ Φιλιππικῶν, τῶν βοῶν τῶν παρ' αὐτοῖς γενομένων μέγαλα κέρατα φυόντων, ὡς χωρεῖν τρεῖς καὶ τέτταρας χόας, ἐκπώματα ποιεῖν ἐξ αὐτῶν τὰ χείλη περιαργυρῦντας καὶ χρυσῦντας.*

Suidas erzählt, daß der Kaiser Trajan, als er den König der Geten (Dazier) Dezebalus überwunden hatte, das unter dessen Schätzen aufgefundene Auerochsenhorn in den Tempel des Jupiter Casius geweiht habe: *Κάσιος Ζεὺς ἔνθα Τραϊανὸς ἀνέθηκε κρατῆρας ἀργυρῦς, τὸ κέρας βοὸς παμμεγέθες κεχρυσωμένον ἀκροθίνια τῆς κατά τε τῶν νίκης·* (Suidae Lex. Ed. Godofr. Bernhardy. Halis 1843 p. 88.)

Aeschylos läßt, nach einer Stelle bey Athenäus (p. 263), die Perrhäber sich der Hörner mit goldenen Mundstücken statt der Becher bedienen: *Αἰσχύλος δὲ ἐν περραιβοῖς παρίσησιν ἀντὶ ποτηρίων τοῖς κέρασι χρωμένυς διὰ τύτων ἀργυρηλάτοις κέρασι χρυσᾶ στόμα προβεβλημένοις.*

Ueber den Gebrauch der Trinkhörner bey den Thrakiern finden sich bey Xenophon in der Anabasis mehrere Stellen, wo er die gastliche Aufnahme, die er bey Seuthes, dem Könige dieses Volkes fand, beschreibt. Mundschenke reichten den Waffengefährten Xenophons die Trinkhörner: *κέρατα δ' οἴνυ περιέφερον καὶ πάντες ἐδέχοντο* (Lib. VII. c. 3. N. 4.) Dem Könige wurden aus solchen Hörnern Toaste ausgebracht, der sie aus solchen erwiederte: *ὁ δ' Ἀρύσας ἐπεὶ παρ' αὐτὸν φέρων τὸ κέρας ὁ οἰνοχόος ἧκεν καὶ εἶπεν* etc. (ib. N. 24). Ferner *Ἀνὴρ Θρᾴξ — λαβὼν κέρας μέσον εἶπεν* etc. (ib. N. 26.). Dann *ὁ δὲ Ἡρακλείδης ἐκέλευσεν αὐτῷ τὸ κέρας ἐρέξαι τὸν οἰονοχόον, ὁ δὲ Ξενοφῶν ἀνέστη θαῤῥαλέως δεξάμενος τὸ κέρας καὶ εἶπεν* etc. (N. 29.) und: *Ἀνασὰς ὁ Σεύθης συνεξέπιε καὶ κατεσκεδάσατο τῶν μετ' αὐτῦ τὸ κέρας, μετὰ ταῦτα εἰσῆλθον κέρασιν τε οἵοις σημαίνυσι* (ib. N. 32.).

Die Germanen bedienten sich als Trinkgefäße der Hörner des Urs, die bey ihnen in großem Werthe standen und deren Mündungen sie mit Silber einfaßten. Cäsar schreibt in seinem gallischen Kriege hierüber (Lib. VII. c. 21.): Cornua (urorum) studiose conquisita ab labris argento circumcludunt atque in amplissimis epulis pro poculis utuntur, wozu Salmasii Plinian. Exercitat. in Caj. Solini Polyhistor. Tom. I. p. 163 b zu vergleichen ist.

Irrt sich Plinius nicht in der oben angeführten Stelle, wo er von dem Maaße dieser Hörner redet und sagt: urnasque binas capitis unius cornua, so hatten diese einen ungemeinen Kubikinhalt, da nach Wurm (De ponderum, numorum, mensurarum etc. rationibus apud Romanos et Graecos. Stuttgart. 1821. p. 128) eine Urne 74, 812 würtembergische Maaß enthielt.

Isidorus schreibt in seinen Originibus Lib. XII. c. 1. Uri agrestes boves sunt in Ger-

mania, habentes cornua in tantum protensa, ut regiis mensis propter insignem eorum capacitatem ex eis pocula fiant.

Bey den Paphlagoniern erwähnt Xenophon (Anab. Lib. V. c. 9. N. 4.) ebenfalls des Gebrauches des Hornes zum Trinkgefässe: καὶ ἔπινον ἐκ κερατίνων ποτηρίων οἷς ἐτύγχανον ἐν τῇ χώρᾳ.

Odin bediente sich eines Trinkhorns, das Galliar heißt (Edda 8). Aus Hörnern tranken die Seligen (Einheriar) in der Walhalla mit Odin ihren Göttertrank, den die Valkyren reichen.

Der Gebrauch der Hörner erstreckte sich aber nicht bloß auf den Zweck, als Trinkgefässe zu dienen, sondern man verwendete sie auch zum Blasen. Bey den Opfern vertraten sie die Stelle des Lituus; auf der Jagd und bey dem Kampfe gaben sie das Signal. Mehrentheils scheinen sie so eingerichtet gewesen zu seyn, daß sie als Trinkgefässe und Blasinstrumente zugleich konnten verwendet werden.

In einem sächsischen Kalender, den Strutt (Horda-Angel-Cunan etc. traduit en français par C. Boulard Pl. X. et XI.) herausgab, sieht man einen Mann in ein Horn stossen, um die Ankunft eines Fremden anzuzeigen, und einen andern, der in ein Horn aus einem Kruge eine Flüssigkeit einschenkt, um dieses dem Ankömmling darzureichen.

Zu diesem doppelten Zwecke eingerichtete Hörner fand man in den Tempeln des Gottes Foseda und Weda bey den Friesen (Ersch Encykl. II. Sect. 11. Thl. in dem Artikel Horn).

Auf dem Harze entdeckte man in einem Tempel der Ostera ein sehr großes heiliges Horn (Dippel Meinungen von dem goldenen Horne Hamb. 1725.). Aus einem solchen trank man dem Gotte zu. Swantewit, das Licht der Sonne und der Gott des Krieges bey den Slaven und Wenden stand in kolossaler Gestalt in seinem Tempel zu Arkona auf Rügen, und trug in seiner Rechten ein metallenes Horn, das der Priester jedes Jahr an dem ihm geweihten Feste mit Wein anfüllte, der bis zum nächsten Jahre darin blieb. Cramer meldet in seiner Pommerschen Chronik (12. Kap. S. 52), daß zu Stettin Büffelhörner, die mit Gold und Perlen geschmückt waren, als Trinkgefässe verwendet worden seyen.

Solche heilige Trink- und Opferhörner waren das im J. 1639 bey Gallehuus unweit Tondern und das 1734 ebendaselbst gefundene Horn; wovon das letztere mit einer Inschrift geziert war (s. Müller Antiq. Untersuchung der unweit Tondern gefundenenen Hörner. Kopenhagen 1806. S. 3 und 18; dann Arnkiel Trog. Gulden-Horn 1693 bey Tundern gefunden. Kiel 1683 mit Kpf. Egardi Paul theol. und schriftmäßige Gedanken und Auslegung über das wunderbare etc. gülden Horn des durchl. Fürsten Christiani V. etc., welches nicht so gar vor langen funden etc. ist. Lüneburg 1644. Randulphi E. N. Tuba Danica de aureo Cornu in Cimbria invento. Holm. 1644. Wormii Ol. Dissertatio de aureo cornu Christiani V. in Cimbria invento Holm. 1644. Ejusd. Epistola responsoria de aureo cornu ad Fort. Licetum. Paulli Joach. Zuverläßiger Abriß des Anno 1734 bey Tundern gefundenen güldenen Horns Copenhagen 1734. Hannoverische Anzeigen 1751. S. 547 — 557. Lackmanns. Ad. Unvorgreifliche Gedanken bey Gelegenheit des 1734 den 21. April ohnweit Tundern etc. entdeckten güldenen Horns. Hommels Carl Erklärung des goldenen Hornes aus der Nordischen Theologie. Leipzig 1769. Ferner das Oldenburgische. Siehe darüber: Meyer Sibr. Muthmaßliche Gedanken von dem sogenannten Wunderhorn, welches Grafen Ottoni dem I. von Oldenburg eine unterirdische Jungfrau präsentirt haben soll. Bremen 1737. Hammelmann Herm. vom Oldenbugischen gülden Horn (in dessen Oldenburgischen Chronik. Oldenb. 1599). Heckelii Jo. Fr. Dissertatiuncula de Cornu Amaltheae. Rudolphopoli 1687. Tenzel von demselben (in den monatlichen Unterredungen 1694 u. 1696).

Der Monat Hornung hat wohl von dem Trinkhorn den Namen (vgl. J. H. Voß Kritische Bl. 2. B. S. 94. Rössig teutsche Alterth. S. 222).

In zwey Runischen Kalendern sieht man die Tage, an welchen solche Trinkgelage statt fanden, mit Hörnern, die aufrecht stehen, bezeichnet, die Tage aber, wo nicht gezecht wurde, mit einem

umgekehrten Horne (Keyßler Antiquitates selectae Septentrionales. Hannov. 1720. p. 367. Fig. XIV.)

Bey den Juden gehörten die Hörner unter die heiligen Geräthe, die zum Aufbewahren von Flüssigkeiten dienten. Im Buche Samuels lesen wir, daß dieser ein mit Oel gefülltes Horn genommen habe, um damit den von Gott erwählten König David zu salben. Man vergleiche über diese Stelle Buonarotti sopra alcuni Framenti etc. p. 22 e 23.

Die Sitte, sich der Hörner als Trinkgefässe zu bedienen, endigt nicht mit dem Untergange des Heidenthums, sie verpflanzte sich in das Christenthum fort, wie wir aus den Worten des hl. Ambrosius (De Jejunia c. 13 — Divi Ambrosii opera. Basileae 1555. T. IV. p. 330) sehen, da er schreibt: Cernas poculorum diversorum ordines — vasa exposita aurea et argentea — cornu in medio vini plenum und c. 17. Cornua etiam fluentia in fauces hominum vina decurrunt. Tief im Mittelalter finden wir noch ihren Gebrauch; ja selbst in der Gegenwart gibt es noch Völker, wie die Tartaren, die Isländer und Lithauer, die sich ihrer bedienen. Olaffen erzählt in seiner Reise durch Island (I. Thl. S. 27): Man findet noch einige Trinkhörner zum Theil mit Messing, zum Theil mit Silber beschlagen, die gerne nach hinten die Gestalt eines Drachen oder Otters haben, mit zweyen Kröten- oder Vogelfüssen unterm Bauch. Der Deckel stellt zuweilen den Kopf von einem Vogel, einem Drachen oder sonst etwas vor.

Der Adel des Frankenreichs liebte den Gebrauch der Trinkhörner, wie Odericus Vitalis (Lib. IV. p. 507) berichtet: Vasa aurea vel argentea, seu bubalina cornua fulvo metallo circa extremitates decorata attollebat (nobilitas Franciae.)

Da Oderik den Reichthum der Trinkgefässe Wilhelms von Poitiers rühmt, bemerkt er: Item vasa aurea sive argentea admirabantur, quorum de numero vel decore vere narrari possint incredibilia. His tantum ex poculis coenaculum ingens bibebat, aut cornibus bubalinis metallo deauratis circa extremitates utrasque (Mém. de l'Acad. T. VIII. p. 648 et 649.)

Ueber dieselbe Sitte in England berichtet uns Eadmer, eine Benediktinermönch, der ums Jahr 1121 lebte: Aliquando delectat hominem domus interius ornatam conspicere, ebriosos in ea decantantes audire, ibidem et vinum cornibus deauratis potare et flores per domum dispersos olfacere, ipsosque vel cornua aurea vel alia tactu delectabilia contrectare (De S. Anselmi Similitudinibus — labore et studio Gabr. Gerberon. Paris 1675. c. 18. p. 155.)

Gervasius Tilberiensis, der zu Anfang des XIII. Jahrhunderts als Canonicus in England lebte, schreibt in seinen Otiis Imperialibus (Ed. in Leibnitzii Scriptor. rer. Brunsvicens. T. I. p. 980): Ex improviso lateri propinator adstabat — manu exposita cornu grande gestans, auro gemmisque ornatum, sicut apud antiquissimos Anglos usus habet.

Johannes Gaius schreibt in seinem Libellus de rariorum animalium Historia. Londini 1739. p. 77: Multa hujus generis animalia (Uros agrestes) olim fuisse in nostra Anglia verisimile est, quod nobis adhuc pueris, multus erat usus hujusmodi animalium cornuum, in mensa, solemnioribus epulis, loco poculorum, ut olim uri cornuum in Germania, referente Caesare in Commentariis de bello Gallico libro sexto, sustinebantur pedibus ex argento tribus et ab oris item argento concludebantur (cf. Saxo Grammaticus, Historia Daniae recognovit Stephanius. Sorae 1644. p. 128.

Saxo berichtet (p. 94. No. 40) bey Beschreibung eines Gastmahls, das der König Frotho III. gab: Nec bubalinorum cornuum, quibus potio promeretur, usus aberat; und im VII. Buche wird in der Lebensbeschreibung des König Sigars ein Trinkhorn erwähnt, das dessen Gemahlin dem Herzog Halbert, der mit dem Tode bestraft werden soll, mit Getränk gefüllt bringt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. Juni d. J. las Hr. Prof. v. Hefner folgende

Antiquarische Untersuchung

über ein als Reliquien-Gefäß benütztes, in der k. Reichen Capelle in München befindliches Urhorn, und den Gebrauch der alten Völker, aus Hörnern zu trinken.

(Schluß.)

Da ein großer Theil der Trinkhörner aus dem Heidenthume stammte, so erhoben sich, weil sie dort zum Götterdienste verwendet wurden, bey den zum Christenthume übergegangenen Völkern Bedenklichkeiten, ob ihr Gebrauch ferner erlaubt sey. Die Kirche schlug sich hier ins Mittel und gebot den Gläubigen die Anwendung des Kreuzeszeichens und der Segenssprüche, wodurch das durch den Gebrauch im Heidenthume befleckte Gefäß gereinigt würde.

Für die Anwendung des Kreuzeszeichens liefert uns die Geschichte von Norwegen ein Beyspiel, da sie uns erzählt, daß sich einmal der König Haguinus oder Hacho das große Mißfallen seiner heidnischen Unterthanen zuzog, daß er bey einem Feste über ein Trinkhorn das Kreuzeszeichen machte.

Rücksichtlich der Segenssprüche und des Verfahrens der Reinigung solcher Trinkhörner, so sind uns sowohl in den Schriften der griechischen als der römischen Hagiographen eine große Menge Stellen erhalten; so im Euchologio graeco apud Jacob. Goarium Ed. 2. p. 482. Ἐυχὴ ἐπὶ σκεῦς μιανθέντος. χρὴ αὐτὸ πλύνεσθαι· καὶ βαλλομένυ ἁγιάσματος σαυροειδῶς λέγειν καὶ τὴν εὐχὴν ταύτην etc.

In dem Liber Sacramentorum Grimoaldi (Liturgicon ecclesiae latinae Tom. II. Coloniae Agrippinae 1571 p. 466.) heißt es unter der Aufschrift: Oratio super Vasa in loco antiquo reperta: Omnipotens semper aeterne Deus, insere et officiis nostris et haec Vascula arte fabricata gentilium, sublimitatis tuae potentia ita emundare digneris, ut, omni immunditia depulsa, sint tuis fidelibus tempore pacis et tranquillitatis utenda. Per. etc.

Dem Gebrauche der Hörner bey dem christlichen Gottesdienste glaubte die Kirche mit allem Nachdrucke begegnen zu müssen. Auf einer, in Calchutta in Nordhumberland im J. 787 unter Pabst Hadrian I. gehaltenen Kirchenversammlung, entschied diese im X. Canon: Vetuimus ne de cornu bovis calix aut patina fieret ad sacrificandum, quod de sanguine sunt. (Conciliorum Tom. XIII. Ed. Paris. 1644. p. 231.)

Dieses Verbot scheint unmittelbar nur den Gebrauch der Hörner und der aus ihnen verfertigten Gefässe an der Stelle des Kelches bey dem Meßopfer (ad sacrificandum) betroffen zu haben; denn wir finden häufige Beyspiele, daß die Mönche aus solchen Hörnern den Gläubigen an Festtagen und bey Krankheiten Wein reichten, daß sie dieselben als Reliquiengefässe benützten und daß sie sich ihrer zum häuslichen Gebrauche bedienten, nachdem ein großer

Theil derselben in Abteyen und an geistliche Corporationen gekommen war.

Wie die Griechen und Römer bey ihren Gastmählern drey Becher als Libation leerten, den ersten zu Ehren Jupiters, den zweyten dem Merkur und den dritten den Halbgöttern (Bos Antiquités de la Grèce p. 324) und die Nordischen Völker den ersten Becher oder das erste Horn dem Thor oder Thunar, den zweyten dem Wodan, oder Odin und den dritten zu Ehren der Helden austranken, so finden wir auch diesen Gebrauch auf die Christen übergegangen, die zur Ehre der hl. Dreyeinigkeit, der Jungfrau Maria und des Kirchenpatrons Becher leerten. Man bemerkt diesen Gebrauch vorzüglich an Orten, wo Trinkhörner aufbewahrt wurden.

Olaus Magnus erzählt uns hievon ein Beyspiel mit den Worten: Ad convivales mensas revertentibus mos talis institutus est, ut Senatoribus per deputatos ministros stolis candidis indutos ampla cornua electo potu repleta pro summa memoria Sanctae Trinitatis more antiquorum ebibenda successivo ordine praesententur. Deinde iisdem caeremoniis Deiparae Virginis et tertio patroni, cujus invocationi Parochialis ecclesia dedicata sit, cornua simili liquore plena et praesentata ebibantur (Lib. XVI. c. 17. p. 6061.).

Noch heut zu Tage reicht man in einigen katholischen Kirchen am Feste des hl. Johannes des Evangelisten, des hl. Stephans und des hl. Jacobs den Gläubigen einen Trank (Thomasini Diss. de poculo S. Johannis. Lips. 1675. Verhandlungen des hist. Vereins für den Regenkreis II. Jahrg. 1833. S. 204.).

Bey der Darreichung eines solchen, in der Kirche gebotenen Trunkes bediente man sich der Ausdrücke: amorem bibere, charitatem propinare, charitatis potus oder poculum.

Als die Trinkhörner sich von den Tafeln zurückzogen, fanden sie in den stillen Mauern der Abteyen als Reliquiengefässe oder in den Schatzkammern als Schaustücke ein ruhiges Asyl.

Mit den an die Klöster gemachten Schenkungen von Gütern und Ländereyen war großentheils auch die Darbringung des Trinkhorns des Donators verbunden; wobey der Umstand nicht unbeachtet bleiben darf, daß ein Begüterter dahin sein Trinkhorn vermachte, wo er seine ewige Ruhestätte suchen wollte.

Ingulph (p. 70) sagt: Conferebant primo praedia nudo verbo absque scripto vel charta, tantum cum domini gladio vel galea, vel cornu. (Ingulphi Abbatis Croylandensis hist. (in Rer. Anglic. Scriptoribus. Francf. 1601.).

Und Olaus Wormius berichtet in seiner Diss. de Cornu aureo c. 23, aus einem alten Chronicon: Ulphus Thoraldi filius Eboracum divertit, et cornu, quo bibere consuevit, vino replevit et coram altari Deo et beato Petro, Apostolorum principi, omnes terras et reditus flexis genibus propinavit (Saxo Notae p. 128. Archaeologia publiched by the Society antiquaries of London 1770. Vol. I. p. 169.)

Witlas, König der Mercier, vermachte unter andern kostbaren Sachen, womit er die Abtey Croyland, wo er begraben liegt, bereicherte, auch dahin sein Tafelhorn und seine Trinkschaale, damit die Religiosen sich deren an Festtagen bedienen und seiner im Gebete gedenken möchten. Offero et cornu mensae meae, ut senes Monasterii bibant in festis Sanctorum et in suis benedictionibus meminerint aliquando animae donatoris Witlafii (p. 857.)

Karl der Große gab sein Trinkhorn dem Dome zu Aachen (Eckhart Rer. Franc. Lib. XXIII. T. I. Abbild. in Noppins Aachner Chronik. Cölln. 1646. Taf. IV. No. 21.), Graf Konrad der Kirche zu Limpurg (Kremer in seiner genealogischen Geschichte des Salisch-Nassauischen Hauses in der Vorrede S. 64 und 65.), Heinrich der Löwe nach Braunschweig (Eckhardt l. c.). Edgar übergab bey seiner Schenkung an die Kirche von Glastonbury ein kunstreiches aus Elfenbein und Gold gefertigtes Horn (Hickes Thes. Vol. II. p. 84.). Wilhelm, Herzog der Normandie, schenkte ums Jahr 1068 nach dem Siege über den Engländischen König Herald den Klöstern seines Landes goldene und silberne Gefässe, auch Büffelhörner, die an der Spitze und an der Mündung mit Gold verziert waren: Cornua bubalina, sagt Odericus Vitalis in seiner Hist. Eccl. (Lib. IV. p. 507), inter thesauros reponebantur, quod uteumque colligi posse videtur ex loco Saxonis Lib. VIII. Sic

inter alia anathemata, quae Guielmus II. Angliae rex, sub annum Christi MLXVIII. Monasteriis Normanniae dono obtulit, fuerunt etiam vasa aurea vel argentea, item bubalina cornua fulvo metallo circa extremitates utrasque decorata.

In dem Monastico Anglic. T. I. p. 40 werden 3 aus Gold und Silber gefertigte Trinkhörner erwähnt (tria Cornua auro et argento fabricata, und ein Scyphus cum cornu et argento in Testamento S. Everardi apud Miraeum in Cod. Donat. Belgic. Cap. 21.).

Daß die Trinkhörner auch in der Kirche zuweilen ihre Anwendung fanden, dieß beweist, daß man in der Abtey Corneli-Münster bey Aachen sich des Hornes, das, wie wir oben anführten, vom Pabste Cornelius herrührte, bediente, um den Fieberkranken daraus einen Trunk zu reichen.

Aber auch für den häuslichen Gebrauch der Trinkhörner bey den Mönchen spricht die Stelle, wo der Probst Arnold an der Kirche Beatae Mariae Virg. ad gradus in Mainz im J. 1222 verordnet, es solle den Mönchen an bestimmten Tagen Wein gereicht werden, der Cornua hieß. (Adelung Lexic. med. et infim. Latinitat. T. II. p. 729.)

Die Hörner des Mittelalters stehen weder an Kunstwerth noch an Stoff denen des Alterthums nach. Das Horn, dessen sich der Bischof Assachboldt zum Trinken bediente, zeigte die hl. Dreykönige nebst 2 Geschlechtswappen. (Oliger Jacobaeus Mus. Reg. Danic.). Wormius führt in seinen Monumentis Danicis (p. 389. 394) drey Hörner an, davon das größte, 1598 verfertigte, unterschiedliche biblische Vorstellungen, das zweyte Christi Bildniß und das dritte die Worte: Mater Dei memento mei enthielt.

Ein mit schönen Sculpturen versehenes besaß Lord Bruce (Archaeologia T. III. p. 24.). Ein mit einer dänischen Inschrift geziertes fand sich in dem Collegium de Saint Pierre in Lille (Millin Antiq. National. T. V. Art. LIV. p. 75. Pl. VIII.); andere wurden in der Bibliothèque nationale in Paris (ib.) aufbewahrt.

Die Trinkhörner, welche den Klöstern anheimgefallen waren, wurden meistens ihres profanen Schmuckes beraubt, statt dessen bey ihrer neuen Verwendung als Reliquiengefässe, eine ihrem Inhalte angemessene Verzierung, so wie auch Inschriften an ihnen angebracht wurden.

Albert von Habsburg, genannt der Reiche, Landgraf in Elsaß, weihte im Jahre 1199 der Benedictiner-Abtey in Murten sein Trinkhorn und fügte die Inschrift bey: Notum sit omnibus, quod Comes Albertus Alsatiensis, Landgravius de Habsburg natus, sacris reliquiis cornu istud ditavit. Hec acta sunt anno MCXC VIII. (Schöpfl. Alsat. illustr. T. II. p. 499. Tab. I.)

Anlangend unser Trinkhorn, so wurde dieses, wie ein Kirchenregister von St. Emmeram anführt, im J. 1361 zum Reliquiengefässe bestimmt und daran von dem Abte Aldo Tannsteiner folgende Inschrift angebracht:

Post M(ille) post tria C(entum) post sexaginta monosque
Annos verbigenae jubet Abt Aldo fieri me.

Da das Horn im Jahre 1743 durch den Abt Johann Kraus eine neue Verzierung und Umgestaltung erhielt, setzte man folgende Inschrift auf den Deckel: In hoc vasculo inclusae sunt sequentes reliquiae. S. S. Gereonis et Soc. M. M., de vexillo S. Mauritii, XI. Mill. Virginum, septem Machabacorum, Achatii et socior., M. M., Sigismundi regis, Sebastiani M., Georgii Mart., Henrici Imperatoris, Caroli Magni Imperatoris, de terra sepulchri Domini, Gregorii et Bernardi.

Woher das Horn stamme und auf welche Weise es dem Kirchenschatze in St. Emmeram einverleibt wurde, läßt sich mehr vermuthen, als historisch bestimmen. Berücksichtigen wir die oben gemachte Bemerkung, daß Fürsten und begüterte Leute dahin ihr Trinkhorn vermachten, wo sie begraben zu werden wünschten, so ist es wahrscheinlich, daß dieses Horn von dem Kaiser Arnulph herrührt, der in St. Emmeram begraben liegt. Diese Vermuthung wird beynahe zur Gewißheit, wenn wir den Umstand berücksichtigen, daß mit der Schenkung des Hornes oft auch die der Trinkschaale verbunden war, wie wir bey Witlas gesehen haben; nun aber befand sich von Arnulph bis zum Jahre 1357 eine Trinkschaale im Stifte von St. Emmeram, welche der Abt Albert nebst andern Geräthen von Gold zu der

Statue des hl. Wolfgangs verwendete, die er in jenem Jahre gießen ließ.

Die dermalige Gestalt des Horns ist nicht seine ursprüngliche; wir kennen außer ihr noch zwey frühere. Die zweyte uns erhaltene Abbildung zeigt das Horn mit Einem Fusse, in Form wie sie bey Monstranzen vorkommen. Der Deckel womit es geschlossen ist, gibt die oben angegebene Inschrift: In hoc vasculo inclusa sunt etc. (Die Abbildung findet sich in einer Handzeichnung im kgl. Reichsarchive und auf einem Kupferstiche in dem Bericht von den hl. Leibern, welche in St. Emmeram aufbehalten werden. Regensburg 1761 Taf. VI Fig. 41.)

Die jetzige Gestalt des Horns ist die eines Delphins, der auf einem mit Steinen und Kräutern bedeckten Meeresgrund sich gelagert hat. Der auf demselben aufliegende Kopf des Delphins kann durch ein Gewinde in die Höhe gehoben werden. *)

Die erste zeigt das Horn mit theils goldner, theils silberner Verzierung, auf zwey Vogelkrallen, abgebildet, über der sich 2 Flügel, zwischen denen ein Kreuz sich befindet, erheben.

Die Abbildung in illuminirter Handzeichnung fand sich im St. Emmeranischen Kloster-Archive.

Das Horn ist von Farbe schwarz und durchsichtig. Es hat in seinem natürlichen Zustande mit der Biegung eine Länge von 1′ 4½″, oder wenn man eine Linie als Sehne des Bogens zieht, 10½″ 3‴ und einen Durchmesser von 3½″.

Seinen ursprünglichen Schmuck verlor das Horn im Jahre 1251 als sich die Abtey durch Aufopferung ihres Kirchensilbers von der ihr durch König Konrad zugedachten Plünderung loskaufte. Die damalige, wohl ursprüngliche Form des Hornes ist nicht bekannt, ich vermuthe jedoch, es sey jene als erste beschriebene d'Ure sous la forme d'un Dauphin qui se trouve d'ans L'Abbaye de St. Emmeram à Ratisbonne.

Das zwischen den Flügeln befindliche Kreuz wurde wahrscheinlich angefügt, als das Horn seinem profanen Zweck entnommen und zum Dienste der Kirche verwendet wurde. Dieselbe Form behielt wahrscheinlich auch Abt Alto Tannsteiner bey der im J. 1361 vorgenommenen neuen Fassung bey.

Die zweyte uns bekannte Wegnahme der Verzierung erlitt das Horn im J. 1633 als der schwedische Generål Herzog Bernhard von Sachsen das Stift zu einer Contribution veranlaßte.

Das Horn blieb ohne Schmuck, in seinem natürlichen Zustande bis zum J. 1743, wo ihm Abt Johann Kraus die als zweyte beschriebene Gestalt geben ließ. Das zur Verzierung nöthige Geld rührt aus einem Vermächtnisse des Mönches Wunibald Meiller her.

Im J. 1796 ward das Horn bey der Anwesenheit der französischen Generale Moreau und Jourdan abermals seines Schmuckes beraubt und blieb so bis zum letzten Abte des Stiftes Cölestin Steiglehner; der ihm seine dermalige als dritte beschriebene Form geben ließ, in welcher es, von seinem ehemaligen Inhalte leer, im J. 1812 durch eine kgl. Hofkommission in die kgl. Reiche Kapelle nach München kam.

*) Die oben beschriebenen Abbildungen des Hornes finden sich, in Kreidezeichnung, auf 3 Steinen, im Besitze des historischen Vereines von Oberbayern, wohin sie durch den Ankauf der Manuscripte Bernhard Starks, des ehemaligen Kapitularen von St. Emmeram, kamen. Im X. Bande dieses handschriftlichen Nachlasses finden sich auch Collectaneen von der im J. 1799 von Stark geschriebenen und in der Handschriften-Sammlung der k. Hof- und Staatsbibliothek unter Catalogus Manuscriptorum mixtorum latinorum, Gallicorum etc. p. 24 Cod. LIV a Bav. eingereihten und den Titel führenden Abhandlung Dissertation sur un Corne.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Juni las Hr. Staats- und Reichsrath von Maurer

Ueber das gerichtliche Weinen und Beweinen und die gerichtliche Beweinung.

Es ist vor einiger Zeit hier an dieser Stelle von dem Leitkaufe und Weinkaufe die Rede gewesen. Damit hängt offenbar auch das gerichtliche Weinen und Beweinen und die gerichtliche Beweinung zusammen. Und da dieser Worte in keinem Glossarium Erwähnung geschieht, so wird es erlaubt seyn, einige Bemerkungen darüber vortragen zu dürfen.

Das auch in anderer Beziehung sehr merkwürdige noch nicht vollständig gedruckte Weisenburger Mundatrecht erwähnt hin und wieder der Worte Weinen, Beweinen und Beweinung, welche meines Wissens sonst nirgends vorkommen. Und da dieses Recht keine Erklärung jener dunkelen Worte hinzufügt, so beginne ich mit einer Zusammenstellung der verschiedenen Stellen, welche darauf Bezug haben, um sodann eine Erklärung jener Worte zu versuchen. Ich gebe diese Stellen genau nach der Abschrift, welche ich mir schon vor Jahren von jenem Mundatrechte selbst gemacht habe.

Die Personen, welche die Beweinung vornehmen sollten, sind zuerst die Schultheiße. Der jedesmalige Schultheiß sollte nämlich drei Mal im Jahre bei jedem Vollgedinge die Tafel beweinen.

„Der Schultheiß soll alle Vollgeding die Taffel beweinen mit einem Viertel Wein, daß soll ein jeeder Weisser dem Gericht jm Jahr 3mahl von jhm empfangen, vnndt nicht nachgelassen werden.“

Die Hauptstelle aber lautet wie folgt:

„Wie der Schultheyß alle Vollgeding die Tafel zu beweinen schuldig ist.“

„Ein jeeder Schultheyß ist schuldig alle Vollgeding die Taffel zu rechten und zu beweinen, vnnd wann er beweint oder aufgeschrieben ist, zu dem hat der Schultheiß seyn recht, so lang er Schultheiß ist, und wann er nicht beweint, derselbig ist seiner Frevel, wetten, und unfugen frey ledig, nach dem Vollgeding, vnndt umb der beweinung willen, darff der Schultheyß kein Vrtheil Geldt geben.“

„Nota. Der Schultheyß soll die Beweinung selbst außrichten, ohne deß Vogts zuthun, ist von Gericht überkommen worden, den 7ten Februar ao. 75.“ (1575.)

Bey allen andern Gerichten und gerichtlichen Handlungen hatten aber die Weiser zu weinen, das heißt für die Beweinung zu sorgen.

Weiser nannte man nämlich den von den Schöffen aus ihrer Mitte erwählten Gerichtsvorstand, welcher Namens der übrigen Schöffen die Urtheile zu weisen und die anderen gerichtlichen Geschäfte zu besorgen hatte. Von seinem Amte redet das Mundatrecht an verschiedenen Orten. Die Hauptstelle lautet wie folgt:

„Vom Weiser Ambt und seinem Befelch.“

„Die sieben Schöffen am Staffel Gericht pflegen alle halb jahr Einen unter ihnen zu wehlen, nemblich zum Vollding auff den nächsten Montag nach der H. drey Königtag, und dann wieder auf den Montag nach St. Johannis deß Teuffers tag, derselbig wird genannt der Weiser, der ist ein halb jahr deß Gerichts fürsteher, und hat auch ein Sitz, gehen und stehen, den fürgein für andere, im Sitz am Gericht sitzet er neben dem Schultheissen.“

„Dieser Weisser der das Ambt zu jederzeit trägt, fragt im Gericht umb in allen Sachen, und zuletzt giebt er sein Stimm auch.“

„Wann er daß Staffelgericht bedarf, daß ihme amtshalben etwas fürfallt, so er dann dem Gericht durch ein Buttel laßt zusammen gebiethen, und ein Malstatt ernennen thut, so seyendt sie schuldig bey ihren Eyden zu erscheinen, undt die fürgefallene Geschäft helffen verrichten.“

„Der Schultheiß soll alle Vollgeding die Tafel beweinen mit einem Viertel Wein, daß soll ein jeeder Weisser dem Gericht im jahr 3mahl von ihm empfangen, vnndt nicht nachgelassen werden.“

„Wann ein Weisser durch ein Burgermeister erfordert wird, wann man vnmündtigen Kindern will Vögt ziehen, wie ihme die Stundt ernennt wird, soll er sambt dem Gerichtschreiber undt Büttel gehorsamblich erscheinen, damit kein Klag geschehe.“

„Deßgleichen wann er zu einer Vogtey Rechnung beruffen wird, soll Er und der Gerichtschreiber gleichfalls erscheinen. Da hat der Weiser von einer jeeden Rechnung acht d. und der Gerichtschreiber ein schilling pfennig.“

„Wann er erfordert wird Gerichtsbrief zu fertigen, so soll er dasselbig fürderlich thun.“

„Es wird ihm auch, alsbald er zu einem Weisser gezogen wird, befohlen das Gerichts gefäll und Einkommen treulich zu verwahren und auffzuheben, dann es ein vertraut und unverechend Ambt ist, damit er zu ausgang seines Ambts daß Gericht lieffere damit von ihm kein Klag geschehe.“

„Es werden ihm und dem alten Weiser deß Gerichts Schlüssel über die Gewölb, da deß Gerichts Brieff und Bücher, darzu über die Truchen da das hinterlegt Geldt, so von Partheyen hinterlegt wird, ihnen ist übergeben, daß sie es können verwahren, vnndt daß auch keiner Allein mag darüber kommen.“

„Es soll auch ein jeeder Weiser, wann daß Gericht beysammen umb etwas verzehren, Es sey auf Gerichtstag oder sonsten, den würth fürderlich bezahlen.“

„Nota. Das zehren am Gerichtstag ist abgethan.“

„Nota. von einem Währschaft oder Gülth-Brieff hat das Gericht 20 d.“

Insbesondere sollte nun dieser Weiser auch bei Vornahme mancher gerichtlichen Handlungen weinen, bald an der Spitze seines Gerichtes bald wenigstens mit seinem Büttel. Oder vielmehr richtiger gesagt, es sollte, wie wir sogleich sehen werden, in seiner Gegenwart und unter seinem Vorsitze die Beweinung vorgenommen werden. Das Mundatrecht enthält darüber folgende Bestimmungen:

„Von der Frag eines Weisers.“

„Wann ein Weiser gefordert wird zu Weinen und weisen, so soll er ein jeedn fragen, ob er auserklagt oder außerwarth oder verjahen Schuldt hab, welches dann der Kläger ja sagt, so solle ihme der Weiser Rechts gestatten.“

„Von jeeder Beweinung, die vor Gericht beschiehet, gebühret dem Gericht 1 Virtl Wein.“

„Wie ein Kläger den Weiser fordern soll.“

„Wann ein Kläger will gewiesen haben, so soll er ein Weisser fordern, alsdann nimbt der Weiser ein Büttel mit ihme und gehet wo ihn der Kläger hinführet, es geschehe auff liegendt Guth oder auff fahrende Haab, darnach soll der Büttel den Kläger fragen, ob er will gewießen haben, sagt er dann ja, so soll der Büttel sprechen, ich weiß und wehr, undt gebieth friedt undt Bann, und thue daß von der Herren undt Gerichts wegen.“

„Von Weisung in der Stadt und derselben Belohnung Merckh hienach.“

„Wer auff einen in der Stadt weiset, derselbig

der es thut, der giebt dem Gericht ein Viertel Wein zu beweinen, und ein Maaß zu weisen, und dem Büttel auch ein Maß."

„Von Weisen auswendig der Stadt."

„Wann ein Weiser weiset außwendig der Stadt, in dem Burgbann, so giebt der Kläger ein Viertel Weins zu Beweinen und zu Weisen, dem Gericht ein halb Vierteln, und den Bütteln auch ein halb Viertel."

„Von Weissungen außwendig des Burgbanns in der Mundat."

„Wann ein Weiser außwendig deß Burgbanns in der Mundat weiset, so giebt der welcher weiset dem Gericht ein Viertel Wein zu Beweinen, und ein Viertel Wein zu Weisen, den Bütteln vor ihre Belohnung auch ein Viertel Weins."

An einer andern Stelle heißt es:

„Zum dritten, wann sie mit dem Weyser in oder außerhalb der Stadt gehen, Weisen, weinen, abgebiethen oder anders wäs da verdient wird, daß dem Weyser und dem Gericht zuständig ist, soll allwegen durch den Büttel, in Welches gängen es geschehen, am andern tag einbracht und alßobaldt dem Weisser geliefert werden, es wäre dann sach, das es geschäften halber nicht geschehen möchte, so soll im nächsten Gerichts tag beschehen, oder aber wo sie fahrlässig wären, und nicht einbracht hätten, sollen sie es aus ihren Seckel darlegen, und nicht weiter geborgt werden."

Sodann noch:

„Ein Weiser pflegt das Gericht vor seine Belohnung das halbe jahr zu geben 1 β d. und nicht mehr, jedoch wann er außerhalb der Stadt und Mundat gehet weisen und weinen, was er verzehrt, das bezahlt er aus des Gerichts Gefällen u. s. w."

Im Grunde genommen waren es demnach die Partheien, welche die Beweinung, und zwar in folgenden Fällen vornehmen sollten:

1) Bey allen Klagen auf Vermögens-Auspfändung und auf Versteigerung der ausgepfändeten Güter, bei dem sogenannten Ausklagen des Schuldners und bei anderen Arrestklagen mußte der klagende Gläubiger seine Klage beweinen.

Von diesem Falle handeln folgende Stellen:

„Von verjähen Schuld wie es gehalten soll werden."

„Wenn ein Schuldner vor Gericht verjähen hat, und nicht bezahlt, daß mag der Kläger beweinen, und darnach weisen dene Schuldner auff seyn Guth, darnach drey Gericht uffbiethen, und darnach vor ein Weiser verkauffen vor seyn Schuldt und allen Gerichtskösten, den Kauff soll er eim Schuldtner verkündten, der stehet alsdann vierzehn Tag ohne Schaden, weißt aber eim der Kläger in sein Haus uf fahrend Haab oder sonst, die soll er im Gericht ufbiethen, und die verkaufen vor dem Spital auf dem Brett, den Kauf verkünden wie vorstehet, der soll stehen 8 tag ohne Schaden. Wird der Kläger dann nicht bezahlt, so soll er dem Schuldner mit dem Weiser abgebiethen, als von Alter Herkommen ist, und die Pfandt mit Erlaubniß eines Schultheisen zu seinen Handen und damit erobert haben."

Sodann:

„Welcher ein ausklag thut, die soll von eim Schreiber von geheiß deß Schöffen vffgeschriben undt davon 4 d. gegeben werden, die gehören ihme allein zu, darnach seyn außklag beweinen, thut er daß nicht, so hat er seyn außklag nicht befestiget."

Endlich:

„— so dann auf jemand von dieser Tagen einem ein Arestklag ist geschehen, so thut er auf den Vollgedingstag ein Ausklag und beweinet dieselbe vor den beeden Weisern und Schreiber sobald die Vrtheil ausgesprochen seyndt, davon gebührt dem Schreiber 4 d. aufzuschreiben und dem Schultheissen 12 β d. davon er niemandt nachlassen soll."

„So einer die aufklag also gethan und beweinet wie gemelt, so soll er zwischen dem nächsten Gericht weisen, ist die Handlung umb Zinß und Gülthen und liegend Guth, so muß er drey ufbiethungen thun, trift es aber Schuld oder fahrende

Haab, so thut er nicht mehr denn eine Aufbiethung am nechsten Gericht, so er gewießen hat, hernach besehen und außgewießen werden. Ist es auch fahrende Hab, so thut er nicht mehr dann eine Vfbiethung, vnndt verkauft alßbald am Brett, und bleibt der Kauf 14 tag still stehen, doch gebühret dem Gerichtschreiber 4 d. den Kauf aufzuschreiben, undt den Bütteln ein Gottspfenning und ein Maaß Wein."

Auch hatte dieses Verfahren nicht bloß bey Immobilien, sondern namentlich auch bei dem Ausklagen der fahrenden Habe statt. Das Mundatrecht sagt es ausdrücklich:

„Nota. Solcher Proceß wird gleicher maßen geführt umb Schulden, alß vorgeschriebenen, außer daß man auf fahrende Haab weißt und weint, und gleichselbige nicht mehr dann ein Gerichts ufbeuth, und gleich verkauft, solcher Kauf stehet nicht mehr alß 8 Tage, so erlaubt der Schultheyß die Execution dem Schuldherren dieselbe fahrende Haab durch deß Gerichts Büttel auszutragen, vnnd auf dem Markt zu verkauffen, so lang biß der Schuldherr bezahlt wirdt."

2) Dasselbe Verfahren sollte dann eintreten, wenn ein gesprochenes Urtheil nicht vollzogen worden und deßhalb eine neue Versteigerung nothwendig war.

„So ein Vrtheil von Ritter und Mann gesprochen wirdt, und wann alßdann derselb Vrtheil nicht gelebt wirdt, so mag darnach daß wiedertheill solches beweinen, weissen und auffbiethen, und alles daß thun, daß sich nach Ordnung deß Gerichts Herkommen und Gewohnheit gebührt."

3) Bei Versteigerungen der von einem ausgewanderten (von einem Uffbrüchigen und Räumigen) Schuldner hinterlassenen Güter unter den Gläubigern bis zum Betrage der Forderung eines Jeden sollte jeder mitsteigernde Gläubiger die Beweinung vornehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate Januar — Juni 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg:

Einige Nachrichten über den Bezirk des Kreisamts Altenburg. Für die fünfte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zusammengestellt. Altenburg 1843. 8.

Die Parochie Treben im Altenburgischen Kreisamte des Herzogthums Sachsen-Altenburg von Ferd. Höckner, Diakonus. Altenburg 1844. 8.

Frühlings-Festsitzung der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg. 8.

Das Stiftungsfest des Kunst- und Handwerksvereins d. 4. Febr. 1845. 8.

II. IV. Jahresbericht über den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Schriften; von Dr. Döhner. Zwickau 1843 — 45. 8.

Von dem k. Württembergischen statistischen Bureau in Stuttgart:

Württembergische Münz- und Medaillenkunde von Christian Binder, k. Hofrath. Ergänzt und herausgegeben vom topographischen Bureau. Stuttgart 1846. 8.

Württembergische Jahrbücher. Jahrgang 1843. 1. u. 2. Heft. Stuttgart und Tübingen 1845. 46. 8.

Beschreibung des Königreichs Württemberg. 21. Heft. Oberamt Eßlingen. Stuttg. und Tüb. 1845. 8.

Von dem k. Württembergischen Alterthumsverein zu Stuttgart:

Jahreshefte. Erstes Heft. Stuttgart 1844. gr. 4.

Erster Rechenschaftsbericht für das Jahr 1844. Stuttg. 1844. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juli.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluss.)

D. Schenkel, Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters. Bd. 1. Schaffhausen 1846.

Dr. W. Paley, Uebersicht und Prüfung der Beweise und Zeugnisse für das Christenthum. Th. 1. 2. Leipz'g 1797.

Die Kirche Christi in ihrer Gestaltung auf Erden. Zürich 1844.

Dr. J. B. Hirscher, Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart. Freib. 1846.

Dr. P. Schlener, Der Puseyismus nach seinem Ursprunge und als Lehrsystem dargestellt. Freib. 1845.

Dr. Aug. Neander, Worte des Friedens unter den Gegensätzen. Berlin 1845.

Der römische Katholizismus in Deutschland in seiner Selbstauflösung begriffen, oder die katholische Kirchenreform in Deutschland. Wesel 1845.

Dr. F. A. Staudenmaier, Das Wesen der katholischen Kirche. Freiburg 1845.

Keleph Ben Nathan, Die himmlische Philosophie. Im Auszuge mitgetheilt von Dr. C. B. Schlüter. Münster 1845.

Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Herausg. von Fr. Pfeiffer. Bd. 1. Herman von Fritslar und Nicolaus von Straßburg. David von Augsburg. Leipzig 1845.

Fr. R. Bezdeka, Nowá kniha modlici. W Praze 1845.

Sazavo-Emmauntinum Evangelium, vulgo „Texte du Sacre." Prag 1846.

Fil. Gualterio, Corrispondenza segreta di Gian Matteo Giberto datario di Clemente VII. col Cardinale Agostino Trivulzio dell anno 1527. Torino 1845.

Sim. Leboucq, Histoire ecclésiastique de la ville et comté de Valencienne. Valenciennes 1844.

Sydney Smith, A fragment on the Irish roman catholic church. London 1845.

Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni compilato da Gaetano Moroni Romano. Vol. 30. 31. Venezia 1845.

Dr. Fr. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. I. Lief. 2. 3. Geschichte der einzelnen fränkischen Bisthümer enthaltend. Götting. 1846.

R. Bouillevaux, Les moines du Der etc. Montier-en-Der 1845.

John Kirkpatrik, History of the religious ordres and communities and of the hospitals and castle of Norwich. Norwich 1845.

Dr. J. A. Schäffner, Geschichte des Ordens und der Heilanstalt der Elisabethiner-Klosterfrauen in Prag. Wien 1845.

Dr. Wittmann, Jesuitica. I. Augsb. 1845.

Amtliche Berichte über die in neuerer Zeit in England erwachte Thätigkeit für die Vermehrung und Erweiterung der kirchlichen Anstalten, erstattet von Gerlach, Uhden, Sydow und Stüler. Potsdam 1845.

G. E. Biber, The English church on the continent, or an account of the foreign settlements of the English church. Lond. 1845.

O. von Gerlach, Ueber den religiösen Zustand der anglicanischen Kirche in ihren verschiedenen Gliederungen im J. 1842. Amtlicher Bericht an den Minister der geistlichen Angelegenheiten. Potsdam 1845.

Magnin, Histoire de l'établissement de la réforme à Génève. Paris 1844.

Dr. A. L. Richter, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechts und der Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. Bd. I. Vom Anfange der Reformation bis zur Begründung der Consistorialverfassung im Jahre 1542. Weimar 1846.

Dr. Runde, Kurze Darstellung der Verhandlungen über die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten im großherz. oldenburg. Fürstenthume Birkenfeld. Birkenfeld 1844.

Dr. W. Böhmer, Ueber die Geistesrichtung der protestantischen Freunde insonderheit zu Breslau. Breslau 1845.

Van der Monde, Jets over het verval in der hervormde kerk en den toenemenden invloed der roomsche geestelijkheid in ons vaderland. Utrecht 1840.

Die Kirchenverbesserung zu Bern im Jahre 1528. Bern 1845.

Chr. H. Rennecke, Die Lehre vom Amt der Schlüssel nach ihrer principiellen Begründung. Malchin 1845.

Die Reformation in Trier. Bonn 1845.

Chr. v. Rommel, Landgraf Philipp der Hochherzige und die Reformation. Darmstadt 1845.

Thom. Stephen, The history of the church of Scotland from the reformation to the present time. Vol. 3. Lond. 1844.

Jos. v. Orsbach, Leben der heiligen Clara, der ersten Clarissen-Aebtissin. 1193 — 1253. Aachen 1844.

J. v. Gumpach, Ignaz Loyola und seine Gefährten. Darmstadt 1845.

Dr. F. G. Ad. Grosch, Grundzüge des Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen. Breslau 1845.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Dr. Th. Voemel, Die christliche Gymnasialbildung. Frankf. 1843.

A. Fuchs, Grundriß der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der romanischen und germanischen Völker. Halle 1846.

Bibliografia italiana. Milano 1845.

Th. Wright, Biographia Britannica literaria. Anglo-Norman Period. Lond. 1844.

L. Clarus, Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Bd. 1. 2. Mainz 1846.

H. Bouman, Geschiedenis van de voormalige Geldersche Hoogeschool en hare Hoogleeraren. Deel I. Utrecht 1844.

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. I. Section. Th. 41. 42. Fas-Ferchard. II. Section. Th. 24. Irland-Ismuc. Leipzig 1845.

Compte-rendu des séances de la commission royale d'histoire ou recueil de ses bulletins. T. I. 4. Aout 1834 — 5. Aout 1837. 2. édit. Bruxelles 1844.

Het instituut of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier klassen van het k. nederl. instituut van wetenschappen cet. over den Jare 1845. No. 1 — 3. Amsterd. 1844.

Mittheilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. Heft 6 — 8. Zürich 1845.

Mémoires de l'académie royale des sciences morales et politiques de l'institut de France. Tom. IV. Paris 1844.

Atti della reale accademia delle scienze. Sezione della Societa Reale Borbonica. Vol. I — V. Napoli 1825 — 1843.

Archaeologia or miscellaneous tracts relating to Antiquity. Vol. 29 — 30. Lond. 1841 — 1845.

Nova acta regiae societatis scientiarum Upsaliensis. Vol. XI. Upsal. 1839.

Delle prose e poesie liriche di Dante Allighieri, prima edizione per cura del Dottore Aless. Torri I. Vita nuova di Dante Allighieri. Livorno 1843. Epistole ed inedite. Livorno 1842.

J. Pontanus, opera. Venetiis 1501.

Works of Daniel de Foe, with a memoir of his life and writings by Will. Hazlitt. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften, neue und verbesserte. II. Abtheilung. Zur Archäologie oder zur Geschichte und Erklärung der alten Kunst. Besorgt von J. Kayser. Leipzig 1846.

F. Genin, Des variations du langage français depuis le XII. siècle. Par. 1845.



C. Schoebel, Analogies constitutives de la langue allemande avec le grec et le latin expliquées par le sanscrit. Paris 1845.

Ch. Tutschek, Dictionary of the Galla Language. Munich 1844.

— —, A grammar of the Galla Language. Munich 1845.

Dr. J. v. Remele, Lehrbuch der ungarischen Sprache. Wien 1846.

Revue de philologie, de littérature et d'histoire anciennes. T. I. Paris 1845.

Oeuvres complètes d'Hippocrate, trad. par E. Littre. Vol. 4. Paris 1846.

Index to the Mahabharata. 4 Hefte. Calcutta.

'Abdu-R-Razzaq, Dictionary of the technical terms of the Sufies, edited in the arabic original by Dr. Al. Sprenger. Calcutta 1845.

Inayah, a comentary on the Hidayah: a work on Mohammedan law. Compiled by Muhammad Akmulooddeen, Ibn Muhmood, Ibn Ahmudonil Hunufee. Edited by Moonshee Ramdhun Sen. Vol. II — IV. Calcutta 1830 — 1837.

Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le douzième siècle de l'ère Chrétienne. Texte arabe imprimé en 1811 par les soins de feu Langlès, publiée . . par Reinaud. T. 1. 2. Par. 1845.

Fr. von Rougemont, Geographie des Menschen. A. d. Franz. übers. von Hugendubel. Bd. 1. 2. Bern 1843.

G. Wilkinson, Modern Egypt and Thebes: being a description of Egypt. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

J. Weitbrecht, Meine Rückreise von Deutschland nach Ostindien über England und Aegypten. Stuttgart 1846.

Ch. Lyell, Travels in North America, with geological observations on the united states, Canada and Nova Scotia. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Ch. Johnston, Travels in Southern Abyssinia through the country of Adal to the kingdom of Shoa. Vol. 1. 2. London 1844.

J. Johnson, A journey from India to England. Lond. 1818.

J. C. Fremont, Narrative of the exploring expedition to the Rocky Mountains in the year 1842 and to Oregon and North California in the years 1843 — 44. London 1846.

J. Forbes, Travels through the Alps of Savoy and other parts of the Pennine chain with observations on the phenomena of glaciers. Edinb. 1845.

C. L. F. Panckoucke, L'ile de Staffa et sa grotte Basaltique. Livr. 1 — 3. Paris 1831.

A. A. Paton, Servia. Lond. 1845.

Ch. Didier, Promenade au Maroc. Par. 1844.

E. J. Eyre, Journals of expeditions of Discovery into Central-Australia and Overland from Adelaide to King George's Sound in 1840 — 41. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Dr. Wilh. Havemann, Geschichte des Ausgangs des Tempelherrnordens. Stuttgart 1846.

L. Roß, Die Demen von Attika und ihre Vertheilung unter die Phylen. Nach Inschriften. Halle 1846.

G. Mutzl, Ueber die Verwandtschaft der germanisch-nordischen und hellenischen Götterwelt. Ingolstadt 1845.

Jos. Finestres et de Monsalvo, Sylloge inscriptionum Romanarum, quae in principatu Catalauniae vel exstant vel aliquando exstiterunt. Cervariae 1762.

Gaet. Pinali, Relazione degli Scavi dell' antico romano teatro di Verona. Milano 1845.

Sobranie Russkioh medalei, isdannoje po wiissotschaischemu poweleniju archeografitscheskoju kommissieju. Wiipusk 1. 2. 3. 4. St. Petersburg 1840 — 1841.

F. Fr. v. Pfaffenhofen, Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Carlsruhe 1845.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. T. 11. 12. Paris 1845.

T. Arnold, History of the Later Roman Commonwealth from the end of the 2. Punic War to the Death of Julius Caesar and of the reign of Augustus with a life of Trajan. Vol. 1. 2. London 1845.

Sam. Laing, Notes of a traveller on the social and political state of France, Prussia, Switzerland, Italy. Lond. 1842.

J. Fontanus, de bello Rhodio libri tres. Paris 1540.

Alb. de Circourt, Histoire des Mores, Madejares et du Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des chrétiens. Vol. 1 — 3. Par. 1846.

N. Corcia, Storia delle due Sicilie dall' antichità piu remota al 1789. Fasc. 18. 19. Neapel 1845.

Gius. Borghi, Sulle storie italiane dall' anno primo dell' era cristiana al 1840 discorso. Vol. 4. 5. Firenze 1845.

Relazione di Leonardo da Ca' Masser alla serenissima repubblica di Venezia sopra il commercio dei portoghesi nell' India dopo la scoperta del capo di buona speranza. 1497 — 1505. Firenze 1845.

Annib. de Saluzzo, Le Alpi che cingono l'Italia, considerate militarmente. P. I. Vol. I. Torino 1845.

Rome as it was under Paganism and as it became under the popes. Vol. 1. 2. London 1843.

Duc de Dino, Chroniques Siénnoises. Par. 1846.

Gius. Checchetelli, Memorie della storia d'Italia considerata nei suoi monumenti. Disp. 1 — 8. Roma 1842.

Alf. de Nore, Coutûmes, mythes et traditions des provinces de France. Paris 1846.

Richer, histoire de son temps, texte reproduit d'après l'édition originale donnée par G. H. Pertz, avec traduction française par J. Guadet. T. II. Schluß. Paris 1845.

M. Vivien, Etudes administratives. Paris 1845.

Archives historiques et littéraires du Nord de la France et du Midi de la Belgique. Vol. V. Livr. 1 — 4. Valenciennes 1845.

L. Raynal, Histoire du Berry depuis les temps les plus anciens jusqu'en 1789. T. I — III. Paris 1845.

J. D. Magalon, Histoire du Languedoc depuis les temps les plus reculées jusqu'à nos jours. T. I. Paris 1846.

A. J. Ferrand et J. de Lamarque, 1789 — 1830. Histoire de la révolution française suivie du consulat, de l'empire, de la restauration et de la révolution de Juillet. Vol. 4 — 6. Schluß des Werkes. Paris 1845.

M. de Genoude, Histoire de France. Vol. 5 — 8. Paris 1845 — 46.

J. A. Dulaure, 1814 — 1830. Histoire des cent-jours de la restauration et de la révolution de 1830. Continuée par Auguis. Vol. 1 — 8. Paris 1845.

Alex. Dumesnil, Epreuves sociales de la France depuis Louis XIV. jusqu'à nos jours. Paris 1845.

H. Köhler, Beyträge zur Kenntniß der Militärverhältnisse Deutschlands. Heft 1. 2. Leipzig 1845.

J. P. Mathieux, Geschichte der Stadt Köln. Köln 1845.

E. Fr. v. Gok, Die römischen Heerstraßen und Alterthümer der schwäbischen Alp und am Bodensee. Stuttgart 1846.

F. A. Wolter, Geschichte der Stadt Magdeburg von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart. Magdeburg 1845.

L. Völter, Geschichte und Statistik der Rettungsanstalten für arme verwahrloste Kinder in Würtemberg. Stuttgart 1845.

Dr. K. Simeons, Freimüthige Bemerkungen und Reflexionen über die Medizinal-Organisation des Großherzogthums Hessen. Mainz 1845.

Dr. W. R. Weitenweber, Die medizinischen Anstalten Prags. Prag 1845.

H. Altgelt, Geschichte der Grafen und Herren von Moers. Düsseldorf 1845.

M. Schuler, Geschichte des letzten Jahrhunderts der alten Eidgenossenschaft. Bd. 1. Zürich 1845.

Dr. E. Herzog, Geschichte des Berner Volkes. Abth. 2. Schluß. Bern 1845.

C. van der Vijver, Geschiedkundige Beschrijving der Stad Amsterdam. Aflevering 1 — 23. Amsterd. 1844 — 45.

Arch. J. Stephens, The statutes relating to the Ecclesiastical and eleemosynary Institutions of England, Wales, Ireland, India and the colonies. Vol. 1. 2. London 1845.

Rich. Rush, A residence at the court of London, comprising incidents official and personal from 1819 to 1825 amongst the former, negotiations on the Oregon territory between the united states and Great Britain. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Matth. O'Conor, Military history of the Irish nation. London 1845.

R. Montgomery Martin, Ireland before and after the union with Great Britain. London 1844.

Will. Hewett, The history and antiquities of the Hundred of Compton, Berks. London 1844.

Chronicon Angliae Petriburgense. Iterum post Sparkium cum cod. Mss. contulit J. A. Giles. London 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juny 1846.

(Fortsetzung.)

Sainte-Beuve, Ecrivains critiques et historiens littéraires de la France. XV. Charles Labitte. — Rev. des deux Mondes 1846. T. II. Livr. 2. p. 202.

Navarrete (Eust. Fernandez de), Historia literaria de España en la edad media. Art. X. — Revista de el Español 1846. No. 43.

Fontenelle, Revue des éditions de l'histoire de l'académie des sciences. (1. Art.) — Journ. des Savans 1846. Avril p. 256. 2. Art. Ebendas. Mai p. 270.

Vincent, Sur le mot φιλός. — Revue de philologie Vol. II. No. 1. p. 37.

Guessard, Examen critique de l'ouvrage de M. Génin, sur les variations du langage français depuis le douzième siècle. — Bibl. de l'école des chartes T. II. 1846. Livr. 4. p. 289.

Franquinet, Proeve van woordafleidingen. — Belgisch Museum. 1846. Aflev. 1. p. 33.

Jacobs, Corrections inédites dans les declamations que Libanius a mises dans la bouche de Démosthène. — Revue de philologie Vol. II. No. 1. p. 1.

Poeme grec inédit attribué au médecin Aglaias, publié d'après un manuscrit de la bibliothèque royale de Paris par Sichel. — Ebendas. p. 7.

Letronne, Sur la dedicace du Phare d'Alexandrie. — Ebendas. p. 29.

Histoire Romaine de Dion Cassius par G. Gros. T. I. Par. 1845. — Ebendas. p. 60.

Dübner, Notice d'un manuscrit de Probus, commentaires sur Virgile. (2. Art.) — Ebendas. p. 45.

Extrait de l'ouvrage intitulé: Traité de la conduite des rois et histoire des dynasties musulmanes. Traduit en français par A. Cherbonneau. — Journ. asiat. 1846. Avril p. 297.

Tarikhi-Asham, Recit de l'expédition de Mir-Djumlah au pays d'Assam, traduit sur la version hindoustani de Mir-Huçaïni par Theodore Pavie. Paris 1846. — Ebendas. p. 361.

Les séances de Haïdari, recits historiques et élégiaques sur la vie et la mort des principaux martyrs musulmans, ouvrage traduit de l'hindoustani par l'abbé Bertrand, suivi de l'élégie de Miskin, traduite de la même langue par Garcin de Tassy. Par. 1845. — Ebendas. p. 377.

Parry and Barrow, On the practicability of reaching by sea the North Pole. — Edinb. new. philos. Journ. 1846. April. p. 294.

Didron, Le mont Athos. (Suite). — Annal. archéol. T. IV. 1846. Livr. 4. p. 223.

Vivien de Saint-Martin, Rapport sur la relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX. siècle. Texte arabe etc. publié par Reinaud. 2 Vols. Par. 1845. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Avril. p. 197.

Maury (L. — F. Alfred) Examen de la route que suivaient au IX. siècle les Arabes et les Persans pour aller en Chine, d'après la relation

arabe traduite successivement par Renaudot et Reinaud. — Ebendas. p. 203.

Figari et Husson, Deuxième suite du journal d'un voyage géologique à Gebel-Zeyt etc. — — Ebendas. p. 238.

Wilkes, Narrative of the United States' exploring expedition during the years 1838—1842. 5 Vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. 1846. April. p. 431.

D'Avezac, Note sur la première expédition de Béthencourt aux Canaries, et sur le degré d'habileté nautique des Portugais à cette époque. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Mars. p. 167.

Corn-Laws of Athens and Rome: Dureau de la Malle, Economie politique des Romains. 2 Vols. Par. 1840. — Edinb. Rev. 1846. April p. 351.

Dareste, Etudes sur l'antiquité. Babrius et la fable grecque. — Rev. des deux Mondes 1846. T. II. Livr. 1. p. 80.

Lenormant, Cours d'histoire moderne. 1845—1846. 4 leçon. — Revue de Brux. 1846. Livr. 5. p. 299. 5 leçon. Ebendas. Livr. 7. p. 425.

Moeller, Précis de l'histoire du moyen âge. Louvain 1846. — Revue de Bruxelles 1846. Livr. 5. p. 315.

Santarem, Rapport sur l'ouvrage de Lopes de Lima, intitulé: Essais statistiques sur les possessions portugaises en outre — mer. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Mars. p. 141.

Mignet, Nouveaux documents inédits sur Antonio Perez et Philippe II. (2. Art.) — Journ. des Sav. 1846. Avril. p. 201.

Macchiavelli, The florentine histories. Translated by Edw. Lesters. 2 Vols. New York 1845. North Am. Review. 1846. April. p. 507.

Michelet, History of France. Translated by G. H. Smith. Vol. I. New York. 1846. Ebendaselbst p. 294.

Douet d'Arcq, Siége de Carcassonne. 1240. Bibl. de l'école des chartes T. II. 1846. Livr. 4. p. 363.

Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire. T. 1. 2. Paris 1845. Thiers, Hist. du consulat et de l'empire. T. 1—5. Par. 1845. (2. Art.) — Bibl. univ. 1846. No. 4. p. 520.

Decker (P. de) Quinze ans. (1830—1845.) Bruxelles 1846. — Rev. de Brux. 1846. Livr. 6. p. 325.

Soultrait, Etudes archéologiques en Angleterre. — Annal. archéol. T. IV. 1846. Livr. 4. p. 197.

Walpole's memoirs and Cavendish's debates. — North Am. Review. 1846. April. p. 269.

Perdicaris, The Greece of the Greeks. 2 Vols. New York. 1845. — Ebendas. p. 429.

Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Buch I—III. Hamb. 1845. Lepsius, Auswahl der wichtigsten Urkunden des aegypt. Alterthums. Lpz. 1842. (2. Art.) — Journ. des Sav. 1846. Avril. p. 233. Edinb. Rev. 1846. April. p. 391.

Daniell, On the natives of Old Callebar, West coast of Africa. — Edinb. new philos. Journ. 1846. April. p. 313.

Veuillot (Eug.) Madagascar. Dexième art. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 8. p. 252.

O'Callaghan, History of New Netherland, or New York under the Dutch. New York 1846. — North Am. Review 1846. April p. 447.

The americain fisheries. (Despatches of Lord Stanley. 1845.) — Ebendas. p. 350.

Arioste, gouverneur de la Garfagnane. (Suite et fin.) — Bibl. univ. 1846. No. 4. p. 493.

Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England. First. series. 3 Vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. 1846. April. p. 275.

Costanzo, Vida publica y privada de Domingo Sciná. — Revista lit. de el Español. 1846. No. 44.

Troch (I. de,) Biographie de Joseph-Marie Jacquard. — Revue de Brux. 1846. Livr. 6. p. 378.

Cromwell's letters and speeches with elucidations. By Th. Carlyle. 2 Vols. New York 1846. — North Am. Review 1846. April. p. 380. Christian Remembrancer 1846. April. p. 243.

Malmesbury's diaries and correspondence. Lond. 1845. — Rev. des deux Mondes 1846. T. II. Livr. 2. p. 240.

The marquess Wellesley. — Blackwood's Magaz. 1846. April. p. 385.

Van Duyse, Justus Harduyn. — Belgisch Museum. 1846. Aflev. 1. p. 5.

Waterman, Foci of parabolas. — Am. Journ. of sc. and arts 1846. March. p. 200.

La Provostaye (F. de) et P. Desains, Mémoire sur le rayonnement de la chaleur. (Fin.) — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Avril. p. 385.

Marianini, De l'aimantation produite par les courants électriques momentanés. Trad. de l'Ital. par Usiglio. Deuxième mémoire. Ebendas. p. 436.

Wartmann, Sur les causes des sons produits par les courants électriques discontinus. — Bibl. univ. 1846. No. 4. p. 419.

Redfield, On three several hurricanes of the American seas and their relations to the Northers. — American Journal of science and arts 1846. March. p. 153.

Lane, On the law of electric conduction in metals. — Ebendas. p. 230.

Page, Axial galvanometer. — Ebendas. p. 242.

Agassiz, Durocher and Schimper on the erratic phenomena of Scandinavia. — Edinb. new philos. Journ. 1846. April. p. 234.

Rowell, On the cause of storms. — Ebendas. p. 281.

Biot, Sur les modifications qui s'opèrent dans le sens de la polarisation des rayons lumineux, lorsqu' ils sont transmis à travers des milieux solides ou liquides, soumis à des influences magnétiques trèspuissantès. (3. Art.) — Journ. des Sav. 1846. Avril p. 214.

Brown (William) On the oscillations of the barometer. — Philos. Mag. 1846. April. p. 241.

Sabine, On the cause of remarkably mild winters which occasionally occur in England. — Ebendas. p. 317.

Stokes, On the aberration of light. — Ebendas. p. 335.

Peyrone, De l'action de l'ammoniaque sur le protochlorure de platine. Deuxième mémoire. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Avril. p. 462.

Leblanc, Sur la dissolution de l'oxygène dans la litharge en fusion et sur quelques circonstances qui accompagnent la production de la litharge dans la coupellation en grand. — Ebendaselbst. p. 480.

Boussingault, Sur le développement de la substance minérale dans le système osseux du porc. — Ebendaselbst. p. 486.

Levol, Mémoire sur le dosage de l'arsenic dans les métaux usuels et dans leurs alliages, à l'aide d'une nouvelle méthode. — Ebendas. p. 493.

Silliman, On the chemical composition of the calcareous corals. — Am. Journ. of sc. and arts 1846. March. p. 189. Edinb. new philos. Journ. 1846. April. p. 243.

Connell, Analysis of the volcanic dust which fell in the Orkney islands on the 2d of Sept. 1845. — Edinb. new philos. Journ. 1846. April. p. 217.

Pelouze, Mémoire sur un nouveau mode de dosage du cuivre. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Avril. p. 241.

Prévost et Morin, De la nutrition dans l'oeuf. — Ebendas. p. 249.

Graham, Reply to the observations of M. Pierré, on the proportion of water in the magnesian sulphates and double sulphates. — Philos. Mag. 1846. April. p. 289.

Donny, On the cohesion of liquids and their adhesion to solid bodies. — Ebendas. p. 293.

Explanations; a sequel to the „Vestiges" of the naturae history of creation. New York 1846. — Am. Journ. of sc. and arts 1846. March. p. 250. North Am. Review 1846. April p. 465.

Walton, Notes on the genus of insects Sitona, with descriptions of two new species. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. April. p. 227.

Murchison, Habitation and destruction of the Mammoths. — Edinb. new philos. Journ. 1846. April. p. 344.

Dana, Notice of some genera of Cyclopacea. — Am. Journ. of sc. and arts 1846. March. p. 225.

Duvernoy, Cours d'histoire nat. des corps organisés. (Suite) Type des mollusques. — Revue zoolog. 1846. Avril. p. 113.

Lafresnaye, Mélanges ornithologiques. (Suite.) Sur les genres Aviceda etc. — Ebendas. p. 124.

Pucheran, Observations sur les types peu connus du Musée de Paris. — Ebendas. p. 134.

Brisout de Barneville, Note sur les Diodoniens et sur le groupe des Gobiésoces. — Ebendaselbst. p. 136.

Récluz, Description de plusieurs animaux mollusque bivalves. (Suite.) — Ebendas. p. 146.

Notaris, Observations on the tribe Sphaeriaceae. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. April. p. 217.

Damour, Analyse du jade oriental, réunion de cette substance à la trémolite. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Avril. p. 460.

Domeyko, Sur la géologie du Chili. — Annales des Mines. T. IX. 1846. Livr. 1. p. 3.

Genera of fossil corals of the family Cyathophyllidae. — Am. Journ. of sc. and arts 1846. March. p. 178.

Conrad, Observations on the Eocene formation of the United States. — Ebendas. p. 209.

Loomis, An account of the geology of Harpeth Ridge, Davidson Co. — Ebendas. p. 222.

Joguet, Notice sur les origines, l'état primitif et l'état religieux actuel de l'Arabie. — Univ. cathol. 1846. Avril. p. 366.

Weil's biblical legends of the Mahometans. Translated by **Douglas**. Lond. 1846. — Christ. Remembrancer 1846. April. p. 435.

Valon (Alexis de), La decima corrida de toros. — Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 6. p. 764.

Bourgeat, Cours sur l'histoire de la philosophie. Philosophie de l'Inde. Du Bouddhisme; suite et fin. — Univ. cathol. 1846. Avril. p. 318.

Examen de l'article de J. **Simon** (dans la Revue des deux Mondes) sur Abeillard et la philosophie au XII. siècle, par **Rémusat**. — Ebendas. p. 354.

Lerminier, Les destinées de la philosophie antique. (I. **Ravaisson**, Essai sur la métaphysique d'Aristote. II. **Simon**, Hist. de l'école d'Alexandrie.) — Rev. des deux Mondes 1846. T. II. Livr. 2. p. 220.

Nicolas, Estudios filosoficos sobre el cristianismo, traducido por Don Francisco **Puig y Esteve**. — Revista lit. de el Español 1846. No. 41—43.

Lombia, El teatro. Origen, indole e importancia de esto institucion etc. (Art. II.) — Ebendas. No. 41. 44.

Lerminier, Du pamphlet. — Revue des deux Mondes. 1846. T. I. Livr. 6. p. 717.

Dante, The vision; or hell, purgatory and paradise. Translated by H. F. Cary. New York 1845. — North Am. Review. 1846. April. p. 323.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. — Annal. archéol. T. IV. 1846. Livr. 4. p. 215.

Didron, L'autel chretien. — Ebendas. p. 238.

Fernandez-Guerra y Orbe (Luis), Reseña historica de las nobles artes en España. — Revista lit. de el Español. 1846. No. 33. 40. 43. 44.

Duveyrier, La pairie dans ses rapports avec la situation politique, son principe, ses ressources, son avenir. Par. 1842. Lettres politiques. Par. 1843. — Edinb. Rev. 1846. April. p. 453.

Lewis, (G. Cornewall), An essay on the government of dependencies. Lond. 1841. — Ebendas. p. 512.

Cochut, Etudes sur les économistes. II. **Malthus**. (Essai sur le principe de la population, précédé d'une introduction par **Rossi** etc. Paris 1846. — Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 6. p. 738.

Willems, Vervolg der oude stadsregten van Brussel. 1368—1386 (cf. Belg. Mus. Deel VII. 1843. p. 294.) — Belg. Mus. 1846. Aflev. 1. p. 99.

Bouthors, Antiquités du droit français, féodalité, communes, coutumes, et en particulier coutumes du bailliage d'Amiens. — Revue de législation etc. 1846. T. I. p. 5.

Marion, Procès criminel intenté à Jean de Bauffremont par la commune de Dijon pour violation du droit d'asile dans la personne d'un alchimiste. 1455—1472. — Bibl. de l'école des chart. T. II. Livr. III. Janv. — Févr. 1846. p. 254.

Quinti saeculi scriptorum ecclesiasticorum qui ad S. Hieronymum usque floruerunt; nonnullis tantum exceptis melius alibi collocandis, . . . opera omnia. Tomus unicus (**Migne**, Cours de patrologie T. XX.) Petit-Montrouge 1845. 4. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 971.

Jager, Cours d'histoire ecclésiastique. Discours d'ouverture. Grégoire VII. en lutte avec l'Empire d'Allemagne. — Univ. cathol. 1846. Jan. p. 29. Févr. p. 117. Mars p. 197. Avril. p. 293.

Bedae historia eccl. gentis Anglorum, cura R. Hussey. Oxon. 1846. — Christ. Remembrancer 1846. April p. 331.

D'Aubigné, (J. H. Merle) The history of the great reformation of the sixteenth century in Germany etc. 3 vols. Lond. 1841. — Dublin Review 1846. March p. 31.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.
Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Juni las Hr. Staats- und Reichsrath von Maurer

Ueber das gerichtliche Weinen und Beweinen und die gerichtliche Beweinung.

(Fortsetzung.)

„So einer uffbrüchig und Räumig worden ist, und Gebott auf das sein geschehen ist, so sollen dieselben Schuldner“ (so werden hier die Gläubiger genannt) „auf ihr Gebott undt Schuldt auserklagen, wie viel ihr seyendt, so soll der erst, der in dem Gebott ist, thun alles, daß ihm von Gerichts wegen gebührt, mit beweinen, weisen, verkauffen und uffbiethen, wie Gerichts Recht ist, biß uff Verkündigung deß Kauffs, dann soll er nit weiter verkünden, dann vor sein Schuldt, so viel der ist, und Gerichtskosten, verstehet jhme dann der Kauff, so soll man jhm davon bezahlen, so weit es gereichen mag, ist dann übrig und mehr da, so soll der Nächst der in dem Gebott nach ihm ist zugelassen werden, und darf auch nicht mehr dann beweinen und verkünden, so lang und viel sein Geld an der Summa ist, also und zum andern, zum dritten und nach Lauth der Gebott, je einer nach dem andern beweinen undt verkündten, so lang und viel von dem Haabe bezahlt werden mag. Doch soll dem Schultheyssen nicht mehr dann ein Außklag werden, bleibt aber an solcher Haab etwas übrig und die Schuldner gar bezahlt wären, so giebt man des Räumigen Frauen, Kindern oder nächsten Erben, es wieder ohn alle gefährde.“

Ueberhaupt scheint

4) das Weinen und Beweinen bei jeder Veräußerung, jedoch nur bei gerichtlichen Veräußerungen, vorgekommen zu seyn. Denn bei außergerichtlichen Zustellungen und Traditionen sollte die Ausklage und die damit verbundene Beweinung nebst den übrigen Gerichtskosten wegfallen.

„Item so der Zinnßherr oder Zinnßreicher sich vereinigen dem Zinnßherren die unterpfandt sonder Gericht gutlichen zuzustellen, daß soll vor Gericht geschehen ohn weiter außklagen, beweinung, weisen, und ander Gerichtskosten u. s. w.“

Daher sollte jede vom Gerichte ausgestellte Erwerbungsurkunde (jeder Erkoberungsbrief) unter Anderem auch des stattgehabten Beweinens erwähnen.

„Von Erkobrungs Brieffen.“

„Ein jeeder Erkoberungs-Brieff soll haben die nachfolgende Puncten und Articul zum Ersten soll der Kläger außerklagt haben, es seye von Zinnß oder Schuldt wegen, deßgleichen Verjähen darnach beweint. Ist es liegendt Guth, so soll er drey Gericht ufgebotten werden, ist es aber Haußrath oder fahrende Haab, daß soll niemahl ufgebotten werden, undt thut das Vollgeding gericht an einer jeeden Afbiethung nicht mehr dann sonst ein Ge-

richt, darnach verkauffen, den Kauf mit einem Büttel verkündten, der soll stehen 14 Tag, so fern es liegendt Guth ist, ist es Hausrath oder fahrende Haab, so stehet es 8 Tag, darnach soll er abgebiethen, und alles das gethan haben, was jhme von Gerichtswegen gebühret hat, alles unwersprochen, von allermänniglichen, wie recht ist, wie es in gedings pfanden ist, oder in Verlassung der Räumig Güther."

Die Beweinung sollte ferner

5) auch dann eintreten, wenn der Gläubiger seinen zahlungsunfähigen Schuldner verhaften lassen und denselben sodann verkaufen oder an Zahlungsstatt annehmen wollte. Das Mundatrecht enthält hierüber folgende sehr merkwürdige Bestimmung:

„Wann einer Schuld wegen in die Käffig oder Schloß genannt gelegt wird."

„Wer also von Schuldt in die Käffig gelegt wird, so soll der Kläger daß nechst Gericht ein Klag thun auff jhne, darnach die andere, die dritte, darnach die Außklag, so darzwischen kein Vollgeding sey, ausgeschieden die erste Klag, wann in der dritten oder vierten Klag vollgeding ist, so thut er auch ein Außklag, darnach ein Beweinen, vnndt auf jhne in der Gefängnuß weisen, darnach daß nechst Gericht, einmal vor dem Weisser am Staffel auffbiethen, darnach im Spithal bey dem Brett jhne verkauffen vor seine Schuldt, Kosten, und Schaden, der von Gerichts wegen auffgangen ist, und ihme den Kauff in die Käffig verkündten, der Kauff soll stehen acht Tage, ohne Schaden, lösset er sich dann nicht, so gibt man jhn dem Kläger heim, in sein Hauß, also ist er verstanden, so mag er ihne dann brauchen vor seyn eigen Guth, und dieweil er in der Käffig liegt, so soll ihme der Kläger zu allen zeithen zimlich Essen und Trincken geben."

Endlich trat das Weinen

6) auch noch bei dem Ausbleiben des gehörig geladenen Schuldners oder bei dem sogenannten Auswarten (bey der Warthung oder Auswarthung, wie es im Mundatrechte heißt) und bei dem darauf folgenden Contumacial-Verfahren ein. Wenn nämlich der vor Gericht geladene Schuldner auf eine drei- oder nach Umständen auch viermalige Vorladung nicht erschienen war, so durfte am letzten, also am dritten oder vierten Gerichtstage der erschienene Gläubiger, nachdem derselbe lange genug auf seinen Gegner gewartet hatte, die Beweinung vornehmen, um damit sein eigenes Erscheinen so wie das Ausbleiben seines Schuldners zu beurkunden und sodann in contumaciam zu dem Real- oder Personal-Arreste zu schreiten. Dieses geht aus folgenden Stellen hervor.

„Heilgen Gericht Auswarthung."

„Eim jeeden, dem ein recht in einer Vrtheil erkannt ist, der hat sich biß auff daß nechst Heilgengericht zu bedenken ob er solch recht thun will oder nicht, dagegen so mag daß wiedertheil, gegen dem daß Recht gethan werden soll, obgemelte Zeith sich zu bedencken, ob er solch Recht haben will, hierum soll ein jeeder alle Gericht, wann anderst heilgen Gericht ist, seine Warthung alle Heilgengerichtstag lassen aufffschreiben, dann Welcher zum letzten auff das dritt Heilgen Gericht aussen bleibet, und daß andertheil da wäre, und beweint daß, daß er daß Dritte außgewarth hätte, darumb bricht der außbleibendt dem Schultheyssen ein Weth 8 ß hlr. Unndt umb seyn ungehorsamb, und hat auch einer seine Sach verlohren, er brächte dann glaublich ehehafften noth seines außbleibens, so geschehe was Recht wäre."

Sodann:

„Von den Mundat Sässen wie sie einander in der Stadt gebieten mögen."

„Ein jeeder, der in der Mundat gesessen ist, ob derselben einer dem andern in der Stadt begriffen, der mag ihm umb sein außstehendt Schuldt an daß Staffel-Gericht gebiethen, undt jhme da beklagen, darumb solle er ihme gehorsamb seyn, recht zu geben und zu nehmen, gleich ob es in seinem Dorf oder Flecken und Gericht darunter er gesessen wäre, ob aber einer nicht gehorsam wäre,

so mag der Gehorsame den Ungehorsamen beweinen undt beweisen uff daß seine in der Mundat, wo er daß findet, wann er aber an der Weisung nicht habung hat, so er jhme dann wieder begreiffen mag mit dem Staab, so mag er jhm daß seyn bekümmern und verbiethen, oder seyn Leib in die Käffig führen, dieweil er sich selbsten der Mundat Freyheit begeben, umb sein Ungehorsamb, doch so ist ein jeeder dem Schultheyssen sein Recht darumb schuldig."

„Laut deß Vertrags anno 1491 auff St. Thomas Abend."

„Ferner vom Gebiethen wie ein Burger eim jeeden Mundatsässer in der Stadt mag gebieten."

„Merckh ein jeeder Burger in der Stadt mag eim jeden seßhaftigen in der Mundat, umb sein ausstehendt Schuldt begriffen, an das Gericht gebiethen, undt auf ihne klagen, ist er dem Gebott gehorsam, so geschehe was recht ist."

„Ist Er dann dem Gebott nicht gehorsam, wann er dann jhme oder daß sein in der Stadt begreiffen mag mit dem Staab, mag er dasselbig verbiethen oder ihm auff das sein Weinen und weisen in der Mundat, wo er daß sein weiß, oder so er das seyn nicht weiß, so er ihn in der Stadt wieder begreiffen mag, so mag er jhme daß sein bekümmern und verbiethen, oder seinen Leib in die Käffig führen, wie in vorgemelten Articul, dieweil er sich der Mundat Freyheit auß Ungehorsamb begeben, doch ist ein jeeder dem Schuldheissen sein Recht darumb schuldig."

Endlich:

„Den vierten Gerichtstag, so der Schuldner nicht erscheint, thut der Zinßherr vor dem Weiser sein Ausklag, kostet 4 d. aufzuschreiben, beschiehet eine Beweinung auf der Tafel, giebt dem Weisser ein viertel Wein, verfallt hiemit der ungehorsamb dem Schultheissen 12 β d. die soll er keinem nachlassen, mit sambt den vorigen 8 β hlr. in der andern Klag vermelt, und von dem nächstfolgenden Gerichtstag, ruft der Kläger den Gerichtsweiser an, begehrt er wolle mit jhm uf sein unterpfandt gehen zu weisen, hierauf gehet der Weiser mit dem Kläger und Bittel uf das unterpfandt laut seines Briefes oder Zinßbuchs, so er das unterpfandt finden kann, wo aber solches nicht zu finden ist, und man jhme das auch nicht anzeigen wollte so weiset er, der Weiser den Schuldner in sein Hauß, uf liegendes und fahrendes was er hat."

Dieses gerichtliche Auswarten ist demnach ganz buchstäblich dasselbe gewesen, was bei den Altgermanen placitum suum custodire, placitum suum adtendere, placitum usque ad occasum solis observare, solsatire und nach Jakob Grimm auch solem collocare genannt worden ist. (Vrgl. meine Geschichte des altgermanischen Gerichtsverfahrens, p. 51. ff. Grimm, R. A. p. 817 u. 846.).

Unter ausgewarteten Schulden, deren zuweilen erwähnt wird, können daher nur solche Schulden verstanden werden, welche nach gehörigem Auswarten in contumaciam zuerkannt worden sind. Deßhalb werden denn auch die ausgewarteten Schulden den ausgeklagten und eingestandenen Schulden völlig gleichgestellt.

„Wann ein Weiser gefordert wird zu Weinen und weisen, so soll er ein jeeden fragen, ob er ausgeklagt oder außerwarth oder verjahen Schuldt hab" u. s. w.

Fragt man nun, was unter diesem Weinen, Beweinen und unter der Beweinung zu verstehen sey, so gibt zwar das Weisenburger Mundatrecht selbst keinen genügenden Aufschluß. Aus den angeführten Stellen folgt aber doch so viel, daß das Weinen mit dem Wein Geben zusammenhängt. Denn es heißt mehrmals:

„Die Taffel beweinen mit einem Viertel Wein" . . . . .

„Von jeeder Beweinung, die vor Gericht beschiehet, gebühret dem Gericht 1 Vrl. Wein."

„Der gibt dem Gericht ein Viertel Wein zu beweinen . . . . .

„so gibt der Kläger ein Viertel Weins zu Beweinen und zu Weisen" . . . . .

„so giebt der welcher Weiset dem Gericht ein Viertel Wein, zu Beweinen und ein Viertel wein zu Weisen“ . . . . .

„beschiehet eine Beweinung auf der Tafel, giebt dem Weisser ein Viertel Wein“ . . . . .

Und wenn der Wein nicht gleich in Natura gegeben werden konnte, sollte derselbe aufgeschrieben und sodann später erhoben oder durch den Büttel beygetrieben werden.

„Die Taffel zu rechten, und zu Beweinen, und wann er beweint oder aufgeschrieben ist . . . . .

Sodann:

„Merck von Beweinungen vffzuschreiben.“

„Item all die Beweinungen und Weisungen; so nicht auff dem Brett vor dem Spithal beschehen, sollen die Büttel eygentlichen aufschreiben, und versorgen, damit die Gerechtigkeith, und die Fäll davon eingebracht werden.“

Endlich:

„Zum Dritten, wann Sie mit dem Weyser in oder außerhalb der Stadt gehen, Weisen, weinen, abgebiethen, oder anders wäs da verdient wird, daß dem Weyser und dem Gericht zuständig ist, soll allwegen durch den Büttel in Welches gängen es geschehen, am andern Tag einbracht, und alßobaldt dem Weisser gelieffert werden,“ . . . . .

Wann jedoch und warum und von wem der Wein gegeben werden sollte ist nirgends klar und deutlich bestimmt. Vergleicht man indessen die angeführten Stellen des Mundatrechtes unter sich und mit anderen ähnlichen Vorschriften, so gelangt man mit ziemlicher Gewißheit zu folgendem Resultat.

Bei den drei Mal im Jahre zu haltenden Vollgedingen hatte der Schultheiß den Vorsitz zu führen, also daselbst wie jeder andere Richter das Gericht feierlich zu hegen, den Gerichtsfrieden zu wirken, und sodann die übrigen gerichtlichen Handlungen vorzunehmen (Vergleiche meine Gesch. des altgerman. Gerichtsverf. p. 195, 219—221 und 267. Grimm, R. A. p. 853. .), namentlich auch bei jedem Vollgedinge dem Weiser ein Viertel Wein und außerdem noch dem gesammten Gerichte einen Imbis zu geben. Das Mundatrecht sagt dieses ausdrücklich:

„Der Schultheiß soll alle Vollgeding die Taffel beweinen mit einem Viertel Wein, daß soll ein jeeder Weisser dem Gericht im jahr 3mahl von jhm empfangen“ . . . .

Sodann:

„Von den Vollgedings Imbssen.“

„Alle jahr werden drey Vollgeding gehalten, daß eine auff Montag nach Trium Regum, daß ander auff Montag nach St. Geörgen Tag, daß dritte auf Montag nach Johannis Baptiste Tag, auff die drey Tag pflegt der Schultheyß daß Gericht zum Morgen-Imbiß zu laden, sambt allen Gerichtsverwandten, den ist er schuldig aus den Gerichtsgefällen zu bezahlen, und gibt jhm daß Gericht nichts zu steuer.“ Vrgl. noch meine Geschichte des altgerman. Gerichtsverfahrens, p. 300—301.

Diese feierliche Hegung des Gerichtes und die damit verbundene Weinspende nannte man nun in Weisenburg die Tafel rechten und beweinen. Und nur der Schultheiß, nicht aber der Weiser bei den von diesem zu präsidirenden Gerichten hatte diese Verpflichtung.

Von diesem Beweinen der Gerichtstafel verschieden war nun das bei den übrigen gerichtlichen Handlungen und Verhandlungen vorkommende Weinen, Beweinen und die sogenannte Beweinung. Denn der bei einer solchen Veranlassung zu reichende Wein sollte allzeit von den Partheien dem Gerichte, niemals aber von dem Weiser selbst gegeben werden, wie dieses in dem Mundatrechte ausdrücklich bemerkt wird, mit den Worten:

„Von jeeder Beweinung, die vor Gericht beschiehet, gebühret dem Gerichte 1 Vrtl. Wein.“

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 52.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Juni las Hr. Staats- und Reichsrath von Maurer

Ueber das gerichtliche Weinen und Beweinen und die gerichtliche Beweinung.

(Schluß.)

„Der es thut, der gibt dem Gericht ein Viertel wein zu beweinen u. s. w.“

„so gibt der Kläger ein Viertel Weins zu beweinen und zu weisen“ . . . . .

„beschiehet eine Beweinung auf der Tafel, giebt dem Weisser ein Viertel Wein . . . . .

„ein Ausklag und beweinet dieselbe vor den beeden Weisern und Schreiber“ — u. dergl. mehr.

Meistentheils wird zwar dieses Beweinen, wie wir gesehen haben, nur entweder dem Weiser oder den Partheien zugeschrieben. Dieses ist jedoch in keiner Beziehung buchstäblich wahr. Denn, da in den Vollgedingen der Schultheiß den Vorsitz zu führen hatte, so konnten auch unter seinem Vorsitze daselbst gerichtliche Handlungen und Verhandlungen vorgenommen werden, bei denen eine Beweinung nothwendig war, wie dieses schon aus den unter Nr. 3 und 6 angeführten Stellen hervorgeht. Des Weisers wird deßhalb nur darum öfters Erwähnung gethan, weil die gerichtlichen Handlungen und Verhandlungen meistentheils nicht in den Vollgedingen und daher unter dem Vorsitze des Weisers oder wenigstens unter dessen Mitwirkung vorgenommen zu werden pflegten. Anderentheils wurde aber auch die Beweinuug selbst weder von dem Schultheiß noch von dem Weiser, vielmehr immer nur von den Partheien vorgenommen, der Wein also allzeit von ihnen gegeben. Außer den bereits angeführten Stellen geht dieses klar und deutlich auch noch aus folgenden Verfügungen des Mundatrechtes hervor:

„Von einem jeeden Vrthell so ausgesprochen wird, soll der Weiser dem Gericht empfang Ein Viertel weins.“

„und ist deß weisers Lohn 1 Maaß wein.“ . . .

Sodann:

„Von Abgebiethen.“

„Wann ein Weiser gefordert wird abzugebiethen, so soll ein Weiser und ein Büttel mit dem Kläger gehen, ist es in der Stadt, so gibt man dem Gericht ein Viertel Weins, dem Weiser ein Maaß, dem Büttel ein Maaß. Ist es im Burgbann, so giebt man dem Gericht ein Viertel, dem Weiser ein halb Viertel, dem Büttel ein halb Viertel. Ist es im Staab in der Mundat auswendig des Burgbanns, so giebt man dem Gericht ein Viertel, dem Weiser ein Viertel, den Bütteln auch ein Viertel, von einem jeglichen so viel man abgebieth, und soll ein Weiser sagen zu dem Schuldner, ich gebiethe Dir ab, zu einmahl, zum andern mahl, zum dritten mahl, und thue das von der Herren und Gerichts wegen.“

Endlich noch folgende etwas längere Stelle:

„Nach verscheinung solcher 14 tagen nimbt der Kläger abermahls den Weiser und Büttel, gehet zu dem Schuldner, und gebeut ihme von dem Vnterpfandt ab, davon gibt man dem Gericht ein Viertel, dem Weiser ein Maaß, und den Bütteln ein Maaß, sofern er in der Stadt abgebeut, ist aber der Schuldner im Burgbann, gibt man dem Gericht ein Viertel, dem Weiser ein halb Viertel, und den Bütteln auch ein halb Viertel Wein, ist er am Staab der Mundat auswendig des Burgbanns, so giebt man dem Gericht, dem Weiser, und den Bütteln, jedem ein Viertel von einem jeglichen dem man abgebeut.“

„Darnach begehrt der Kläger ein Ercoberungsbrief über solche Handlung und Prozeß, der wird ihme auf seine Handlung mitgetheilt, kost zu schreiben und siegeln 18 β, darnach zu verkaufen ein Maß Wein, zu verkundten ein Gebothgeldt, und so dieselbe Ercoberung verstanden, verkauft der Kläger das Unterpfand, nach der Stadtrecht, oder mag er die erkoberte Güther zu seinem Gefallen, als sein eigen Guth behalten, vnndt von demselben Kaufgeldt bezahlt er sich selbsten seines Kostens, aller verfessenen Zinnß und Hauptgeldts, so fern es sich erstrecken mag.“

„Falls der Schuldner nach vollendtem Gerichtsproceß von dem Unterpfand nicht abweichen, oder solches folgen lassen wollte, wird die Obrigkeit der Endts umb Handbiethung der Execution ersucht, wie gemeiniglich beschieht.“

„Würde sich aber das Haubtgeld so weit nicht erstrecken, alsdann greift der Kläger weiters zu des Schuldners güthern, so lang biß sein Mangel erstattet wird, innhalt deß Haubtbriefs und Siegels.

„Nota. Solcher Proceß wird gleicher maßen geführt umb Schulden, alß vorgeschriebenen, außer daß man auf fahrende Haab weißt und Weint, und gleichselbige nicht mehr dann ein Gerichts ufbeuth, und gleich verkauft, solcher Kauf stehet nicht mehr als 8 Tage, so erlaubt der Schultheyß die Execution dem Schuldherrn, dieselbe fahrende Haab durch deß Gerichts Büttel auszutragen, vnnd auf dem Markt zu verkauffen, so lang biß der Schuldtherr bezahlt wirdt.“

„Vndt daß solcher verkauften Pfandten wegen gebührende Rechnung beschehen, undt was nach bezahlter Schuldt übrig verbleibet, dem Schuldtmann wiederumb gefolgt werden solle, wie billig, auch in liegenden Güthern, nicht ausser acht zu lassen, daß keiner mit deß andern Schaden sich bereichern soll.“

Aus welcher Stelle zu gleicher Zeit klar und deutlich folgt, daß das Abgebieten und Wein Geben auch Weisen und Weinen genannt worden ist.

Diese Beweinung kommt demnach hauptsächlich bei gerichtlichen Veräußerungen und bei gerichtlichen Traditionen von Gütern und Personen, insbesondere auch bei Vermögens Auspfändungen oder bey dem sogenannten Ausklagen des Schuldners, sodann bey jeder Verhaftung des zahlungsunfähigen Schuldners und bei dessen Verkaufe und Uebernahme an Zahlungsstatt vor.

Und dieses gerichtliche Weinen hatte zur Folge, daß nun die Ausklagung, Versteigerung und Tradition oder der gerichtliche Zuschlag definitiv und unabänderlich wurde. Daher sollte die Ausklagung des Schuldners ohne diese Beweinung nicht befestiget seyn.

„Welcher ein ausklag thut — darnach seyn außklag beweinen, thut er daß nicht, so hat er seyn Außklag nicht befestiget.“

Und aus demselben Grunde sollte bei Vollgerichten, bei welchen keine zweite und dritte Klage nothwendig und zuläßig war, gleich nach dem ersten gerichtlichen Zuschlage geweint werden.

„Es seyndt zum Jahr drey Vollgeding am Staffelgericht, das ein auf den nächsten Montag nach St. Georgentag, das ander auf den nächsten Montag nach St. Johannis Papiste, das dritte auf den nächsten Montag nach der H. drey König Tage, so dann auf jemand von dieser Tagen einem ein Arestklag ist geschehen, so thut er auf den Vollgedingstag ein Ausklag und beweinet dieselbe vor den beeden Weisern und Schreiber sobald die Urtheil ausgesprochen seyndt, dann ein jeedes Vollgeding darff kein zweit oder dritte Klag.“

Dieses Weinen, Beweinen und die Beweinung ist daher nach dem Weisenburger Mundatrechte dasselbe gewesen, was anderwärts z. B. in Schwerin den Namen Weinkauf geführt hat. Ueber diesen bei gerichtlichen Häuserverkäufen vorkommenden Weinkauf liest man nämlich in dem Schwerinischen Rechte von 1593 von Christian Hövischen (Westphalen, monum. inedit. I. 2032—2033) was folgt:

„Zum Vierten sein allezeit die Haußkauffe von E. E. Rath bestätiget, und in Beyseyn der Cammerherren von wegen E. E. Raths vollenzogen worden, und nach einen Weinkauff das ist, mit einer grossen Kannen voll Biers (so stets offen stehen muß, und umbher ausgetruncken wird, der es aber versiehet, und die Kanne zuthut, ist seine Strafe, die halbe Kanne auszutrincken, dabey dan auch geruffen wird: Weinkauff, Weinkauff) also bestättiget, damit angezeiget wird, daß es nicht ein heimlich sondern öffentlicher Kauff sey, umb derjenigen willen, so vermeinen, Zuspruch darin zu haben, oder ob einer wäre von der Freundschafft, der in den Kauff treten wolte, alß der nechste, lautbar würde, ehe es in das Stadtbuch geschrieben und verlassen würde. Dan wan Wilköhre, Käuffe und Verträge, Verpfändungen — oder sonsten Contract für E. E. Rath in Beysein beyder Partheyen geschehen, so darin willigen und also in das Stadtbuch in Gegenwart zweyer Zeugen geschrieben wird, das ist unwiederrufflich; darüber wird fest gehalten u. s. w.“

Die Identität dieses Weinkaufes mit dem erwähnten Weinen und Beweinen kann aber um so weniger bezweifelt werden, als auch im Weisenburger Mundatrechte selbst das Weinen zuweilen ein Weinkauf genannt wird. Nachdem nämlich von der Auspfändung und dem damit verbundenen Weisen und Weinen die Rede war, heißt es daselbst:

„So dann der Proceß undt Koberung wirdt kräftig erkannt und versiegelt wird, so nimbt Sie der dem Sie zugehöret, und trägt Sie in ein offen Wirthshauß oder Herberg und verkauft die Güther und Verkoberung umb sein Haubtguth versessen Zinß, und allen gerichtlichen Unkosten, bey solchem Kauf wird zu Weinkauf nicht mehr geben, dann ein Maaß Weins, und so sich dann der beklagte mit dem kläger in 14 Tagen nicht vergleicht, mag er die Erkoberung zu seinen Handen wehren, und fürther mit den Güthern thun und handlen als mit seinen eigenen Güthern, dabey soll jhne der Schultheiß handthaben u. s. w.“

Dieser für die gerichtliche Bestätigung oder für die gerichtliche Tradition und Einweisung in den Besitz dem Gerichte zu gebende Weinkauf ist demnach in Weisenburg und Schwerin ganz dasselbe gewesen, was man in Bremen, Braunschweig u. a. m. einen Friedewein oder Friedeschilling und Friedepfenning genannt hat. Unter dem Einen wie unter dem Anderen versteht man nämlich diejenigen Abgaben in Wein und in Geld, welche bei gerichtlichen Güter-Uebertragungen dem Gerichte entrichtet werden mußten, um dafür die gerichtliche Bestätigung und den Gerichtsfrieden gewirkt zu erhalten. („undt gifft finen Fredewin dem Rahde und dem Vagede, undt de Vaget schall deme de dat Erue koft heft einen frede werken.“)

(Glossar. ad statuta Bremensia antiqua, p. 152. Vrgl. noch Haltaus, h. v. p. 525—526. Scherz, h. v. p. 429 u. 430, und Estor, bürgerl. Rechtsgel. §. 4166. Eben so heißt es in einer Friesischen Verordnung von 1464 bei Soc. pro exc. jur. pat. II, p. 411. Item soe sullen die Grietmans nemen ene Kanne Wyns van des Landes Segell van elcker brief to besegelen.)

Daß aber auch in Weisenburg das Gericht bei gerichtlichen Güter Uebertragungen den Frieden zu wirken und zu handhaben hatte, das geht, außer der über das Weiser Amt angeführten Stelle, auch noch aus folgender Verfügung des Mundatrechtes hervor.

„Wann sich aber zutrüge, daß etwan einer von den Erkoberten Güthern nicht weichen wolte, und der Kläger also zu der seinigen nicht kommen möchte, solle er den Schultheißen umb Handthabung anrufen, so der Schultheiß zu schwach wäre, so soll er den Vogt ansuchen, wo der Vogt zu schwach sein wolt, soll der Schultheiß umb

Handthabung den Landtvogt anrufen, damit der Kläger möge gehandhabt werden, wie dann solches ein alter Brauch und Herkommen ist, und haben die Schöffen des Staffelgerichts ferner mit solcher Handthabung nicht zu thun."

So weit von dem gerichtlichen Weinen! Von diesem gerichtlichen Weinen, Weinkauf und Friedewein verschieden ist nun die symbolische Anwendung des Weintrunks zur Feier und zur Befestigung eingegangener Verträge, welche man ebenfalls Weinkauf, aber auch Leitkauf u. s. w. zu nennen pflegt, und worüber Haltaus (v. Weinkauf, p. 2057—2060.), Jakob Grimm (R. A. p. 191.), Andreas Schmeller (h. v. II, 521.) und Frhr. Richthofen (v. Winkap, p. 1151.) nachgesehen werden können.

Auch kommen die Worte Weinen und Beweinung zuweilen noch in einem anderen als dem vorhin erwähnten Sinne vor. Und darüber erlaube ich mir nun zum Schlusse noch Einiges zu bemerken.

Unter den mannigfaltigen Leistungen, welche die Bauern zu entrichten hatten, und hin und wieder heute noch entrichten müssen, kommen nämlich auch sogenannte Weinbeden vor. In einer Dorfschaft im Hamme an der Saar z. B. mußte jeder daselbst ansäßige Bauer eine Wynbedde leisten.

Daher hießen die bedepflichtigen Leute bald beddegeldien Lude bald aber auch Leute, dye da waynent. Und eine solche Leistung in Wein nannte man das Waynen. (Grimm, Weisth. II, 83 u. 84.)

Endlich wird auch noch in der ungedruckten Formelsammlung Lutzenbergers aus dem 17. Jahrhundert (p. 175. a.) in einem eigenen Kapitel, welches die Ueberschrift führt:

„Vberige beweinung Zuetrinckhen vnnd fullerey. Auch vermeitung der darauß folgenden laster betreffent."

von der Beweinung gehandelt, darunter aber, wie schon die Zusammenstellung mit dem Zutrinken und mit der Völlerei zeigt, das Betrinken in Wein verstanden, wovon jedoch hier nicht weiter gehandelt werden kann, da hier nur von dem gerichtlichen Weinen die Rede seyn sollte.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Februar und März 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Landerer, Universitätsprofessor und Leibapotheker in Athen:

Εγχειρίδιον τῆς Ιατρικο-φαρμακευτικῆς Ζωολογίας. Ἀθήναις 1844. 8.

Εγχειρίδιον τῆς φαρμακολογίας. Ἀθήναις 1845. 8.

Εγχειρίδιον τῆς βοτανικῆς. Ἀθήναις 1845. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXI. No. 20 — 26. Novembre, Decembre 1845. T. XXII. No. 1. 2. Janv. 1846. Paris 1845.

Von dem Hrn. Dr. Jäger in Stuttgart:

Ehrengedächtniß des k. Würtembergischen Staatsraths v. Kielmeyer. Stuttgart. 4.

Von der Accademia Gioenia di Scienze naturali di Catania:

Atti dell' accademia. Tom. I — XIX. Catania 1827 — 1842. 8.

Von dem Hrn. M. Alexis Perrey, Professeur à la faculté des sciences de Dijon:

Mémoire sur les tremblements de terré ressentis dans le bassin du Rhône. Lyon. 8.

Mémoire sur les tremblements de terre ressentis en France, en Belgique et en Hollande. 4.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat November und December 1845 und Januar 1846. Berlin 1845. 46. 8.

Von dem Koninklijk-Nederlandschen Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam:

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse. Elfde Deel. Amsterdam 1845. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Centralsonne. Von Dr. J. H. Mädler, Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat. Dorpat 1846.

Auf seiner ersten Reise durch Italien, im J. 1461 besuchte der berühmte Regiomontanus auch Ferrara. Was ihn vorzüglich dorthin zog, das war der ehrwürdige Johann Bianchini, der Altmeister in der Erkenntniß des Sternenhimmels; der Freund alles tiefer gründenden Wissens. Als Regiomontanus Lehrer, Peurbach, zehn Jahre vorher nach Ferrara gekommen, da hatte jener damals nahe 80jährige Greis den 25jährigen Deutschen mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen, und ihn veranlaßt Vorlesungen über die Sternkunde zu halten, deren eifrigster Zuhörer der Alte selber war. Regiomontan fand den fast neunzigjährigen Greis noch geisteskräftig und munter; „es ist," so versicherte derselbe, „die Süßigkeit dieser neu aufblühenden Erkenntniß des Sternenhimmels gewesen, welche meine Seele seit zehn Jahren noch am Leibe gehalten *)." In ähnlicher Weise sprach später Matthias Corvinus in Ungarn es aus, daß er der geistigen Erhebung, welche die Betrachtung der Gestirne unter Regiomontans Anleitung ihm gewährte, die Erhaltung seines Lebens verdanke. Denn jener geistreiche Fürst, der vorhin an langer Kränklichkeit gelitten, war durch die Beschäftigung mit einem Gegenstand, der sein ganzes Wesen mit Bewunderung und mit Freude erfüllte, zuerst heiter, dann gesund geworden *).

Auch jene ersten Entdeckungen, welche nach Erfindung der Fernröhre im Gebiet der Sternkunde gemacht worden, fanden im ganzen gebildeten Europa eine so rege Theilnahme, daß bis herab zu den Schulen der Bürger die Kunde drang von dem Ring des Saturnus, von den Flecken an der Scheibe der Sonne, aus denen eine Bewegung dieses leuchtenden Centralkörpers um seine eigene Axe mit Sicherheit sich herleiten lasse.

In unsern Tagen haben die Entdeckungen dieser Art den Reiz der Neuheit verloren, auch giebt es auf Erden so viel Neues zu sehen und zu hören, daß zum Nachforschen und zur Nachfrage nach dem, was des Himmels ist, nur wenig Zeit und Lust bleibt; selbst die erhabene Entdeckung der Doppelsterne und ihres Umlaufes um einen gemeinsamen Schwerpunkt hat außer dem engeren Kreise der eigentlichen Sternkundigen nur wenig Theilnahme gefunden. Dennoch giebt es in unsern Tagen eine Neuigkeit aus der Sternenwelt, von der man mit Sicherheit erwarten darf, daß sie Jeder, der auch nur die Bildung der geringsten Bürgerschule hat, mit dem lebhaftesten Interesse vernehmen wird: das große Räthsel der eignen Bewegungen der Fixsterne ist gelöst, die Centralsonne, der Thron jener Naturkräfte ist entdeckt, deren Macht die Welt der Sterne bis hinaus zu den äußersten Gränzen der

*) Georgii Peurbachii et Joannis Mulleri, Regiomontani, vita, in Petri Gassendi miscellaneis T. V. 526. (Lugd. 1658.)

*) Ebendas. 527.

Milchstraße zusammenhält und bewegt. Und diese größeste Entdeckung im Gebiet der physischen Astronomie hat ein Deutscher, J. H. Mädler in Dorpat gemacht.

Seitdem man auf die eigenen Bewegungen der Fixsterne aufmerksam geworden war, hatte man vor Allem aus diesen den Ort zu erforschen gesucht, wo die tragende und anregende Mitte all dieser Bewegungen zu finden sey. Man dachte zunächst an das Vorhandenseyn eines Centralkörpers, welcher, so wie die Sonne die Planeten, die um sie ihre Bahnen beschreiben, alle Fixsterne an Masse ganz überaus weit überwöge. Sirius, dem viele Freunde der Sternkunde diesen hohen Rang zugedacht hatten, konnte die Centralsonne nicht seyn, denn er selber, wie dieß Argelander zeigte, hat eine sehr deutliche, eigne Bewegung und diese Bewegung bezieht sich, dieß erwies Bessel, in höchst merkwürdiger Weise auf einen dem Sirius ziemlich nahe stehenden großen, unsrem Auge jedoch nicht sichtbaren (dunklen) Weltkörper.

Vielleicht, so konnte man aus dieser von Bessel aufgefundenen Thatsache schließen, ist dann auch der übermächtige Centralkörper, auf den sich die sämmtlichen Bewegungen des Fixsternenhimmels beziehen, ein für unser Auge unsichtbarer, dunkler?

Uebermächtig an Masse, in einer jede Berechnung übersteigenden Weise, müßte derselbe allerdings seyn, denn man hat gefunden, daß, wenn die eignen Bewegungen von 61 Cygni und *α* Centauri, welche beyde zu den in größester Nähe bey uns stehenden Fixsternen gehören, von einem Centralkörper ausgingen, der nicht weiter von ihnen abläge als unsre Sonne, dieser Körper eine Masse haben müßte, welche, um die Bewegungen von 61 Cygni zu bewirken, mehr denn 3 Millionen mal, um die des näher stehenden *α* Centauri zu verursachen, 370000 mal größer wäre als die der Sonne. Wenn aber überhaupt ein solcher Centralkörper, der durch anziehende Kraft alle Sterne des Himmels überwöge, vorhanden wäre, wie könnte uns die Gegend, in der er sich befände, unbekannt bleiben? Müßten sich nicht in dieser Gegend die überwiegend raschesten eignen Bewegungen der Fixsterne wahrnehmen lassen und es auffallend seyn, wie von jenem Punkte weiter abgelegen die Bewegungen immer unmerklicher würden, mit Ausnahme jener wenigen Sterne, die in der Nähe unsrer Sonne durch das Fortbewegen von dieser im Weltenraume eine scheinbar stärkere Bewegung erhielten? Aber eine solche Beobachtung wird nirgends, an keiner Stelle des Himmels gemacht; wir dürfen nach keiner einzeln überwiegenden Centralmasse der Fixsternenwelt suchen, denn es ist keine solche vorhanden.

Eine andre Möglichkeit ist vorhanden. Wir pflegen, wenn wir von der Wirkung der Schwere auf unserm Planeten handeln, von einer anziehenden Kraft des Erdmittelpunktes zu reden, obgleich wir wissen, daß es nicht ein einzelner Theil des Erdinnern, sondern daß es die ganze, gesammte Masse des Planeten sey, welche die Erscheinungen des Falles der Körper so wie alle Aeußerungen der Schwere bewirken. Diese Gesammtmasse übrigens in beständiger Beziehung aller ihrer Theile auf eine gemeinsame Mitte (Schwerpunkt), vollendet an allen ihren Punkten den täglichen Umschwung um die Axe in gleicher Zeit; eine Stelle, welche an der Oberfläche des Erdäquators, $859\frac{1}{2}$ Meile vom Mittelpunkt entfernt liegt, gebraucht zu dieser Umdrehung, ebenso wie irgend ein Punkt des Erdinnren, der nur eine oder etliche Meilen vom Centrum abstehet, nicht mehr und nicht weniger als 23 Stunden und 56 Minuten, obgleich der erstere dabey einen viel weiteren Weg zu beschreiben hat, mithin ungleich geschwinder sich bewegen muß als der andre. Die Zusammenhäufungen der Fixsterne um eine gemeinsame Mitte bilden freylich keine so fest verbundene Masse wie die Theile unsres Weltkörpers, sondern sie alle sind um eine gemeinsame Mitte frey beweglich, aber das Band der gemeinsamen Anziehung und Schwere, das sie alle vereint, bewirkt in Beziehung auf ihre Bewegungen dennoch etwas Aehnliches. Und wie an einem Schneeballen, der beym Weiterrollen an Masse immer zunimmt, so wächst auch, da nicht ein einzelner Stern, sondern die Gesammtmenge aller näher nach dem Mittelpunkte hin gelegenen Sterne es ist, welche als anziehende Masse wirkt, die Kraft der Anziehung mit der weitern Entfernung vom Mittelpunkte, anstatt daß sie da, wo ein einzelner Centralkörper, wie in unserm Planetensysteme, die Bahn-

bewegungen begründet, im Verhältniß der weitern Entfernung abnimmt. Hören wir hierüber, was Mädler sagt:

„Nehmen wir einen Augenblick die Massen um das allgemeine Bewegungscentrum herum im sphärischen Raume so vertheilt an, daß jede Region desselben gleich dicht besetzt ist, so daß es außer dem eigentlich nothwendigen Schwerpunkt nirgend einen dynamisch überwiegenden Punkt giebt, so wird (da für jeden Punkt O dieses Systems die Gesammtwirkung der Massen, welche weiter als O vom Centrum liegen, sich gegenseitig aufhebt), die für ihn wirksame Attractionsmasse dem Cubus seiner Entfernung proportional. Durch die Zusammensetzung der Kepler'schen Regel $T^2 (M) : T'^2 (M') = R^3 : R'^3$ mit der aus dieser Bedingung folgenden Proportion $M : M' = R^3 : R'^3$ erhält man T als Constante, folglich werden hier alle Umlaufszeiten gleich und die Bewegung selbst rascher, im directen Verhältniß der Entfernung."

„Nimmt man zweytens statt eines sphärischen Raumes eine Sternenschicht von verhältnißmäßig geringer Dicke an und vertheilt in dieser die Massen auf gleiche Weise, so wird genähert: $M : M' = R^2 R'^2$ und folglich $T^2 : T'^2 = R : R'$, oder die Umlaufszeiten verhalten sich wie die Quadratwurzeln aus den Entfernungen direct, und die Geschwindigkeit der Bewegung wie eben diese Quadratwurzeln."

Die Gestaltung des uns sichtbaren Sternenhimmels entspricht namentlich der zweyten, so eben erwähnten Voraussetzung, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit. Demgemäß werden wir in der Nähe des Centralpunktes nur schwache eigne Bewegungen zu suchen haben, diese Bewegungen müssen mit der Entfernung von jenem Punkte an Stärke und Geschwindigkeit zunehmen und sie müssen uns bey den jenseits unserer Sonne gelegenen Sternen als übereinstimmend mit der Richtung erscheinen, welche die Bewegung unsrer Sonne nimmt, bey den diesseits nach dem Centralpunkt zu stehenden, langsamer fortrückenden, müssen sie eine scheinbar entgegengesetzte Richtung nehmen.

Der Zug der Milchstrasse darf mit vollstem Rechte als bezeichnend für die Ebene betrachtet werden, welche die Grundebene des ganzen Firsternensystems bildet und in welcher nothwendiger Weise der Centralpunkt dieser Ebene seine Lage haben muß. Von den beyden Hälften, in welche die Milchstrasse für unser Auge den Himmel theilt, ist diejenige, in welche der Frühlingspunkt fällt, die kleinere, für uns mithin die entferntere, unsere Sonne steht etwas außerhalb dieser Ebene, nach der Seite der scheinbar größern Hälfte hin und wir haben den Centralpunkt in der kleineren zu suchen und zwar, wie aus andern Wahrnehmungen hervorgeht, im nördlichen Theile dieser kleineren Hälfte, nicht in der Milchstrasse selber, sondern zwischen ihr und dem Aequator. Nach der Seite jenes Cenzralpunktes hin läßt sich eine größere Sternenfülle erwarten, als, mit Ausnahme der Milchstrasse, wo die Zusammendrängung noch dichter ist, nach andren Gegenden des Himmels. Unter den gedrängteren Gruppen der Firsterne ist keine, die auch nur entfernt an Glanz und Reichthum den Plejaden gleich käme. Diese stehen aber zugleich in einer sternenreichen Gegend und ein genau hindurch geführter Vergleich der eigenen Bewegungen jener Sterne, welche diesseits unsrer Sonne nach den Plejaden hin stehen, mit denen der jenseitigen Sterne führt zu einem Resultat, das aufs Beste mit der oben angeführten Behauptung übereinstimmt.

Die eigne Bewegung unsrer Sonne durch den Weltraum nimmt ihre Richtung nach Norden auf einer Bahn, die sich auf der Himmelskarte durch den Pegasus, die Andromeda und den Perseus hindurchführen läßet. Liegt der Centralpunkt, von dem dieses Bewegen abhängt, in den Plejaden, dann wird uns das schwächere, langsamere Bewegen der näher an diesen stehenden Sterne als ein rückgängiges — südliches — erscheinen müssen. Und so ergiebt sich auch für 95 bis zum 21. Grad von diesem Centralpunkt entfernte Sterne eine durchgängig südliche und bis zum 30. Grad des Abstandes, rings um die Mitte der Plejadengruppe herum finden sich gegen 173 Sterne von entschieden südwärts gehender Bewegung, nur 5, deren sehr schwaches Bewegen als ein mehr nördliches erscheint. Bey den jenseits unsrer Sonnenbahn gelegenen Sternen wird das Bewegen, je größer ihr Abstand vom Centrum ist, desto stärker, und sobald es neben dem eignen Fortrücken unsrer Sonne durch seinen viel größern Betrag sich bemerkbar machen kann, ein augenfällig nördliches. Die stärksten eignen Bewegungen finden sich offenbar in der Nähe des um

Alcyone, den hellen Mittelstern der Plejaden beschriebenen größesten Kreises, wie denn im Abstand von 92° eine Eigenbewegung von 6″, 974, im Abstand von 84° eine von 5″, 143 beobachtet wird.

Nachdem in solcher Weise, auch nach andren Richtungen hin, der scharfsinnige Verfasser der erwähnten Abhandlung seine große Entdeckung gegen mögliche Einwürfe aufs kräftigste sicher gestellt hat, spricht er es als Resultat seiner Forschungen und Berechnungen aus, „daß die Plejadengruppe als die Centralgruppe des gesammten Fixsternsystems bis in seine äußersten, durch die Milchstrasse bezeichneten Gränzen hin zu betrachten sey und Alcyone, der in der Mitte der Gruppe gelegene, hellste Stern derselben, als derjenige, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, die eigentliche Centralsonne zu seyn.“

Dieser höchste Rang unter allen Sternen des Himmels kommt übrigens der Alcyone nicht wegen seiner überwiegenden Masse, sondern wegen seiner Stellung in der vermuthlichen Mitte seines Sternhaufens zu, denn so wie selbst in unserm Planetensystem, dessen Centralkörper vorzugsweise durch seine Masse zum tragenden und bewegenden Mittelpunkt geworden ist, der Schwerpunkt außerhalb der Sonne fällt, so oft Jupiter und Saturn um weniger als einen Quadranten auseinander stehen, so kann noch vielmehr der Schwerpunkt des Fixsternensystems, in Folge der im Laufe der Jahrtausende veränderten Constellationen, zu Zeiten außerhalb Alcyone fallen, und vielleicht eine Zeit lang selbst auf einen benachbarten Stern übergehen.

Aus der eigenen Bewegung von 61 Cygni und der bekannten Parallaxe desselben berechnet nun der glückliche Entdecker der Centralsonne, freylich nur noch in annähernder Weise, den Abstand des Schwerpunktes der Fixsternwelt von unsrer Sonne zu 34 Millionen Sonnenweiten, ein Raum, welchen der Lichtstrahl erst in 537 Jahren durchmessen würde. Unsre Sonne durchläuft in ihrer Bahn um den Centralpunkt in jeder Secunde eine Strecke von nahe 8 geogr. Meilen, um aber die ganze Bahn zurückzulegen, würde sie eines Zeitraums von 18 Millionen Jahren bedürfen. Die Summe aller Massen, welche, aus der Bewegung unserer Sonne zu schließen, innerhalb einer mit dem Radiusvector jener Bahn um Alcyone beschriebenen Kugel stehen, muß 117 Millionen mal größer seyn als die unsrer Sonne. Die Gesammtbildung des Fixsternensystemes scheint nach kurzem Abriß folgende:

Die Mitte ist bezeichnet durch eine sehr sternreiche und mit bedeutenden einzelnen Massen erfüllte Gruppe. Um sie herum folgt eine schmale, verhältnißmäßig sternleere Zone, hierauf eine breite, ringförmige, sternenreiche Schicht, dann abermals eine sternenarme Zwischenzone und sofort eine unbestimmte Anzahl von ringförmigen Gliedern, deren beyde äußersten die Milchstrasse bilden. Brückenartige Zwischentheile verbinden an einzelnen Stellen diese großen, nicht überall gleich mächtigen und sterndichten Ringe und diese Zwischentheile zeigen nur hin und wieder eine Art von Gruppenbildung, meist bestehen sie bloß aus isolirten einfachen Fixsternen und Fixsternenpaaren (Doppelsternen).

Das schöne Siebengestirn oder die Plejaden zum wichtigsten, bedeutungsvollsten Punkt des ganzen Sternenhimmels erhoben zu sehen, muß Jeden erfreuen, der diese Sterngruppe oft mit einem Wohlgefallen betrachtet hat, das auf eine tief in der Menschenbrust liegende Ahnung sich zu gründen scheint. Eine Ahnung, welche schon den Blick der frühesten Völker des Alterthums namentlich auf diese „Gluckhenne mit der Schaar ihrer Küchelchen“ (Hiob 9. V. 9), auf Alcyone und ihre Begleiter hingezogen hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII., XIV. et XV. Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade. Première Partie, 480 p. avec neuf planches etc. Deuxième Partie 299 p. Par J. A. C. Buchon. Imprimé aux frais de l'Auteur. Paris 1840.

2) La Grèce Continentale et la Morée. Voyages, Séjour et Etudes historiques, en 1840 et 1841. Par J. A. Buchon. Paris 1845. 1 Vol. VII. 567.

Ein Paar Decennien lang hat man es in Deutschland für möglich gehalten, und übelberathene Litteraten machten sogar wiederholt den Versuch, Sinn und Gemüth des Occidents in nachhaltiger Weise für das byzantinische Griechenland zu erwärmen und anzuregen. Man zog wunderliche Dinge ans Licht und spielte auf Ereignisse an, die neu, unerhört, ja unglaublich schienen und die man hier mit frostigem Erstaunen vernahm, dort mit Unwillen zurückwies, überall aber kalt und gleichgültig überging und wieder vergaß. Aber auch Reisen und Localbeschreibungen, die zur Erläuterung hellenischer Zustände in reichlicher Fülle Mitteleuropa überschwemmten, lohnte kein besserer Erfolg und die fabelhaften Concepte träumerischer Phantasie eckelten am Ende selbst die Deutschen an. Sey das neue Griechenland an und für sich was und wie viel es wolle, für Europa ist und bleibt es auf immer und unwiederbringlich todt. Keine Kunst, keine Wissenschaft vermag den Bann zu lösen, mit welchem das abendländische Publikum Menschen und Dinge im Gesammtumfang des illyrischen Landtriangels schlug. Während man europäische Geduld und Neugier mit Erzählungen aus dem eintönigen Nillande, mit Berichten von Theben mit hundert Thoren, von dem Zodiacus in Tentyra, von den Memnonsäulen und ihrer melancholischen Einsamkeit im Schlammgefilde von Medinet-Habu kaum zu sättigen vermag und über das jämmerlich bestellte Palästina, über das üppige Damascus, über das liebliche Sichem, über das steinige Jerusalem, über die wasserlose Kedronschlucht und ihr ausgebranntes Gestein selbst mittelmäßige und geistlose Broschüren noch Leser, Käufer und Bewunderer finden, geht man mit unerhörter Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit Beleidigung und Verachtung an Schriften vorüber, welche die Summe europäischen Wissens thatsächlich vermehren und zum politischen Verständniß byzantinischer Gegenwart anerkanntermassen der Schlüssel sind. „Was redet ihr uns da ein Langes und Breites von Slaven-Zupanien im Eurotasthal, von Franken-Baronen und lateinischen Ritterburgen in Arkadien und von Albanesendörfern am Isthmus von Korinth? Was gehen uns eure **Bulgaren**, euer **Akamir**, euer **Beligosti**, euer moraitisch **Warsawa**, euer **Ville-Hardouin** und eure **Schkypetaren** an? Mache der treffliche und originelle **Amy Boué** noch so ergiebige Forschungen, noch so überraschende und gründliche Entdeckungen in der Länderbeschreibung Illyricums und copire ihn der wortreiche **Cyprien Robert** noch so heimlich und geschickt, wir kümmern uns um **Amy Boué** eben so wenig als um

Cyprien Robert, um J. A. Buchon und um die Wanzen-Chronik des klugen Greverus von Oldenburg. Wir kennen überall nur das alte Hellas, seine Geistesgröße und sein Genie. Von Byzanz wollen wir nichts hören, wollen nichts wissen von seiner Langweile und seinem mittelalterlichen Geschick.“ So ungefähr würde es lauten, würde man die öffentliche Meinung Europas über die byzantinisch-griechischen Studien unserer Zeit in Worte kleiden. Vorlorne Zeit! undankbare Mühe! nutzlos verschwendete Summen an Kraft und Gold! — Hoffentlich ist Hr. Buchon doch wenigstens das letzte Opfer dieser unseligen Selbsttäuschung europäischer Wissenslust und zugleich des unbesiegbaren europäischen Byzantinerfrostes. Denn auch Hr. Buchon, wie sich's wohl denken läßt, hat für Durchführung seines gelehrten Unternehmens bedeutende Geldmittel eingesetzt und sich selbst nebenher mit der sichern Hoffnung geschmeichelt, Patriotismus und Begeisterung seiner Landsleute für französische Glorie des Mittelalters werde ihm bey seiner Arbeit hülfreich unter die Arme greifen, werde ihm nachher Aufwand und Mühe mit Zinsen, Ehren und Capital reichlich und vollständig zurückerstatten. Bey aller Achtung für Hrn. Buchons Privatverhältnisse darf es der Leser doch schon wissen, der kluge Buchon fand sich in seiner Erwartung aufs grausamste getäuscht und hat noch weit verderblicher und weit heilloser speculirt als andere, die neben der ursprünglichen Thorheit und Unfruchtbarkeit des Unternehmens auch noch die Gefühle der Epoche zu verletzen kein Bedenken trugen. Wenige nur wußten es in Frankreich Hrn. Buchon Dank, daß er alte Diplome hervorgesucht und abgedruckt, adelige Stammbäume angelegt, fürstliche Siegel, Münzen und Medaillen in Kupfer gestochen, das Netz französischer Feudal- und Ritterherrschaft von Thermopylä bis Cap Matapan dem Leser kunstreich auseinander gefaltet und vorgeflochten, und sogar die verfallenen Burgverließe auf öden Felsenspitzen und in entlegenen unbesuchten Schluchten des wiedergeborenen Hellas pilgernd heimgesucht, ihre Lage, ihren Bau, ihre Namen mit den alten Documenten verglichen und die noch lebenden Sagen der Umgegend aus dem Munde des Volkes gesammelt und aufgeschrieben hat. Alles dieses ist vergeblich gewesen. Das Werk Nro. I. hat nur erst den Urheber zu Grunde gerichtet, Nro. II. aber Verleger und Verfasser zugleich ins Verderben gebracht. Die freundlichen Worte und Auspicien, mit welchen der sel. Herzog von Orleans die Forschungen des Hrn. Buchon zu fördern geruhte, waren bey der Lässigkeit des französischen Publicums doch nicht kräftig genug, um den Erfolg auch nur in seinem geringern Belang zu sichern. In Frankreich kümmert man sich leider um Rheingränze, um Eisenbahnactien und um politische Geltung des Augenblicks mehr als um documentirten Nachweis, wie sich einst die rohen aber tapfern Gesellen der gallischen Feudalzeit im tumultuarisch eroberten „Neu-Frankreich“ (Hellas und Morea) eingerichtet, wie sie sich daselbst gegenseitig befehdet und wie sie nachher die Frucht ihres ritterlichen Muthes spurlos und unrühmlich an Byzantiner und Türken verloren haben. Die Russen wären in solchen Dingen klüger als ihre Nebenbuhler und würden selbst einigen Ehrensold nicht scheuen für gründliche Auseinanderstellung daß z. B. die Reiche Halitsch und Wladimir (Galizien und Lodomerien) altes Erbgut der Rurikfürsten von Kiew sind. Dem Thätigen bringt ja auch leeres Wissen schon Gewinn. Denn wo man früher war und was man weiland hatte, dahin kann man ja mit einigem Rechte wiederkommen und es nochmal besitzen.

Ist es ein Unglück, daß sich der gelehrte Forscher und Restaurator an seinen eigenen Landsgenossen in seiner Rechnung irrte, so ist es doch eine kaum zu entschuldigende Thorheit, wenn Hr. Buchon nebenher selbst auf die mitleidigen Börsen der „Neuhellenen“ zählte und ihnen durch ein Manöver eigener Art, aber doch in erlaubter und wohlbeachteter Weise, seine Waare anzuempfehlen suchte. Wenn wir an Ort und Stelle selbst recht gehört haben, declamirte Hr. Buchon in Athen und auf Euböa mit heftiger Entrüstung über die sonderbaren Einfälle eines armen Deutschen, der zwar weniger gelehrt als Hr. Buchon, aber schon zehn Jahre früher als er nicht nur von einer Frankenherrschaft über Griechenland gesprochen, sondern im Unglück noch weiter zurückgegangen und sogar über völlige Slavinisirung des hellenischen Continents deutliche Winke fallen ließ. „Die Haltlosigkeit dieser ehrenrührigen

Aubeotten-Thesis wolle er (Hr. Buchon) bis zur Evidenz beweisen," natürlich mit der stillschweigenden Bedingung, daß man ein für hellenische Adelsinteressen so wichtiges Buch auch in Athen geneigtest lese und bezahle. In so weit wäre Alles in bester Ordnung; nur hätte Hr. Buchon wissen sollen, daß die „Hellenen" um Geld nicht einmal das theure Gut der Gesundheit kaufen mögen, viel weniger denn ein Buch, dessen Nützlichkeit sogar im gelehrten Europa nicht überall begriffen wird. Was die Drohung selbst betrifft, ist Hr. Buchon in der That selbst weit glimpflicher verfahren als man erwarten durfte. In beyden Eingangs genannten Werken wird des Gegenstandes kaum mit einer Sylbe gedacht; ja der arme Deutsche, seine Thesis und sein Buch werden — wie unlängst in St. Petersburg der Frankenprotest gegen Hunkiar-Iskelessi — gewissermaßen als gar nicht seyend betrachtet und gänzlich ignorirt. Vielleicht glaubt Hr. Buchon, in einem gallischen Buche auch nur ernstlich genannt und widerlegt zu werden, sey für einen kleinen deutschen Litteratus schon zu große Ehre *)! Ueber diese Praxis wird ihm hier etwa kein Vorwurf gemacht, noch hat die schneidende Kälte, mit der uns Hr. B. behandelt, im geringsten auf die kurze Analyse seiner beyden mühevollen und gelehrten Arbeiten eingewirkt. In Beziehung auf Nro. I. und seine beyden Abtheilungen sagen wir indessen doch nur ein Paar flüchtige Worte, weil genauere Angabe und kritische Prüfung des Inhaltes an sich selbst schon eine widerliche und, beym gegenwärtigen Zustande deutscher Wissenschaft und Sympathie, eine völlig nutzlose Arbeit wäre. Die Deutschen ahmen jetzt die andern Völker nach und kümmern sich wie die Athenäer des Euripides mit früher ungebräuchlicher Strebsamkeit um den eigenen Haushalt, um eigenes Wohlergehen und um eine glückliche Gegenwart weit mehr, als um die fremde That und um die leere Vergangenheit *).

Im Allgemeinen jedoch weiß Jedermann, daß die französisch-wälsche Ritterschaft des vierten großen Kreuzzugs (1203 n. Chr.), statt Kurden und Seldschuken in Palästina anzugreifen, das christliche Constantinopel stürmte, das byzantinische Reich zertrümmerte, und wenigstens auf die europäische Hälfte desselben mit unbildsamer Härte und Barbarey die abendländische Staatseinrichtung übertrug. An der Spitze des Ganzen stand der „lateinische Imperator von Byzanz," dem natürlich von den eigenen Leuten Niemand gehorchte und dem nach kaum sechzig Jahren die Beute selbst wieder entrann. Der zweyte im Rang war der „König von Thessalonich," der aber schon nach etlichen Jahren unter den Schlägen der Einheimischen unrühmlich und jammervoll verschwand. Die dritte Ehrenstufe im eroberten Lande hatte der „Princeps von Achaja und Morea," der am längsten bestand und dem der Idee nach das übrige Hellas innerhalb der Pylä mit den Cykladen und jonischen Inseln als „Pärien des Principates von Achaja" gehorchen sollte. Die jonischen Eilande weggerechnet war der abendländische „Princeps von Achaja" im Mittelalter genau was heute der lateinisch glaubende „Basileus der Hellenen" ist. Eine historische Nebeneinanderstellung dieser beyden Schöpfungen des intervenirenden Occidents böte in einer weniger aufgeregten und weniger mit sich selbst beschäftigten Zeit neben vielfachem Nutzen politischer Lehren auch eine Fülle romantischer Abentheuer und gemüthlicher Scenen dar. Die Deutschen lesen aber Auerbachs Mährchen aus dem Schwarzwalde und Gfrörers Leben Gustav Adolphs weit lieber als die galante Hauschronik der Gräfin „Trudelude von Sula," und selbst in Frankreich genießen „Juif

---

*) S. 63 wird neben Tafel zwar auch F.... vorübergehend genannt, dagegen S. 61 noch von „Toparques grecs de Trébizonde" geredet, als hätte die „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt" gar keine neue Wendung in Umlauf gebracht.

*) . . . . . ὥστ' ἤδη νοεῖν
ἅπαντα καὶ διειδέναι
τά τ' ἄλλα καὶ τὰς οἰκίας
οἰκεῖν ἄμεινον ἢ πρὸ τοῦ,
κἀνασκοπεῖν, πῶς τοῦτ' ἔχει;
ποῦ μοι τοδί; τίς τοῦτ' ἔλαβε;

Aristoph. „Frösche" 974 ff.

errant" und „Fleur de Marie" weit reichere Gunst als die längst verschollenen und fruchtlosen Waffenthaten der Feudalbarone von Budonitza und Negrepont. Buchons moralischer Zorn über solche Geringschätzung altvaterländischen Heldenthums vermag die Franzosen nicht zu erweichen und sogar Sully und Napoleon werden vergeblich zu Hülfe gerufen, um diesen undankbaren Galliern einigen Respekt für franco-moraitische Vergangenheit aus der Tasche zu locken. Wird es bey diesem eiteln Volke vielleicht mehr fruchten, wenn Hr. B. mit kluger Schmeicheley in den Frankenrittern die indirecten Nachfolger der Centauren der Mythenwelt erkennt, und wenn er in der Feudalordnung des griechischen „Neu-Frankreichs" geradezu das Zeitalter der homerischen Könige wiederfindet? Princeps Ville-Hardouin ist in diesem Falle natürlich Agamemnon, und die Ritter Thierry von Ostrevant, Eustach von Saarbrück und Berthold von Katzenellenbogen (II. 16) entsprechen in der Parallele dem Protesilas, dem Perithous und dem Philoktet eben so gründlich als der Marquis von Bodonitza mit Recht die Stelle des Achilles vertritt.

Glaube man indessen ja nicht, Hr. Buchon sey ein Phantast und schwebe wie ein unpraktischer Schulmann mit seinen Theorien in der Luft. Hr. Buchon ist ein ganz nüchterner Mann und weiß sehr gut, was er will. „Seht! ihr seyd schon einmal Herrn im byzantinischen Reich gewesen und die Länder des Königs Otto hat man einst „Nouvellè France" genannt. Warum kann das nicht wieder seyn, wenigstens in Gesinnung, Neigung und Politik?" Diesen Gedanken will Hr. B. im französischen Volke wach erhalten, während er den Griechen und den übrigen Mischlingsstämmen Illyriens zu verstehen gibt, „wahre Freundschaft mit Freyheit und physischem Wohlergehen könne nur von den alten Bekannten im Abendland zu ihnen hinüberkommen." Alle Studien der französischen Litteratur über den byzantinischen Orient sind von einem feststehenden politischen Gedanken durchdrungen, der sich bey Buchon nur milde äußert, desto heftiger und entschiedener aber bey Cyprien Robert zu Tage tritt. Eine Conföderation gräko-slavischer Staaten soll sich in der illyrischen Halbinsel als Gegengewicht der latino-gallischen Civilisation des Occidents und zwar unter ausschließlicher Protection und Oberleitung der französischen Regierung bilden, so daß Frankreich — das ist der Hauptgedanke — nicht bloß im Occident die erste Rolle spiele, sondern daß es, mit Beseitigung der übrigen Großmächte, auch im Morgenlande als „Summus arbiter" der neuen Gräko-Slaven-Conföderation das Uebergewicht besitze und somit sich gleichsam zum Vorsitz des ganzen europäischen Festlandes erschwinge*). Etwas behutsamer und gemäßigter als der ungestüme Robert nähert sich Hr. Buchon auf weiten Umwegen dem patriotischen Ziel. Um seine Landsleute für die byzantinische Sache gründlich zu erwärmen, muthet er ihnen zu, sie sollen sich vorerst durch seine 800 Pagina Klein-Quarto mit zahlreichen Noten, Tabellen, Tafeln, Listen und andern Anhängen durcharbeiten, um durch dieses — wie er selbst meint — etwas „pedantische" Thor in die lieblichen und belebten Scenen seiner griechischen Wandertour hineinzutreten.

Daß dieser umfangreiche und auf Kosten des Verf. mit großer Eleganz gedruckte Documentenband aus zwey Abtheilungen bestehe und Alles in sich fasse, was im Staub der Archive Frankreichs und Italiens über die französische Herrschaft im byzantinischen Reiche noch aufzufinden war, haben wir schon oben bemerkt. Zur Beruhigung der Leser wollen wir noch hinzufügen, daß sich der Hauptgedanke des gelehrten Sammlers doch nur auf das „Fürstenthum Achaja" in seiner idealen Ausdehnung concentrire und als Ecclaircissemens sur la Morée française fast den ganzen Inhalt (416 Seiten) der ersten Abtheilung bilde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Einleitung zu Cyprien Roberts „Les Slaves de Turquie."

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	7. August.
Nro. 157.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1846.

1) **Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII., XIV. et XV. Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.**

2) **La Grèce Continentale et la Morée.**

(Fortsetzung.)

Diese Eclaircissemens sind eigentlich eine aus gedruckten und ungedruckten Quellen mit unendlichem Fleiße zusammengetragene „räsonnirende" Abhandlung, wie man sie in Deutschland als zweyten Band der Geschichte Morea's im Mittelalter bereits früher kannte. Freylich hat Hr. Buchon, was Genauigkeit der Angaben, Vollständigkeit des Materials und archivalische Begründung der Haupt- und Nebensachen betrifft, seinen deutschen Vorgänger weit hinter sich gelassen und vermuthlich das Beste geleistet, was über dieses mittelalterliche, im Occident völlig vergessene Factum fränkischer Herrschaft in Byzanz noch aufzubringen ist. Nur hält es Hr. B. nach Art und Vorgang anderer Litteraten des Abendlandes für möglich, ohne Zulassung des slavischen Elementes die historische Frage des byzantinischen Orient zu lösen. Aus Patriotismus — denken wir — nicht aus Schwäche des historischen Blickes, ignorirt Hr. B. Alles, was auf dem illyrischen Continent während der zwölf ersten Jahrhunderte christlicher Aera geschah, so gänzlich und so vollständig, daß er seine fränkische Ritterherrschaft über Griechenland unmittelbar an das klassische Zeitalter, ja an die homerischen Heldenkönige und selbst an die thessalischen Centauren knüpft. Der gediegenen und umsichtigen Arbeit fehlt im Grunde nichts als eine gesunde historische Unterlage mit etwas umfassenderen Kenntnissen in der byzantinischen Geographie, ohne die sich weder Leser noch Forscher je zu erwünschter Klarheit erheben kann. Auf Erklärung der barbarischen Topographie Morea's und ihres Ursprunges läßt sich Hr. B. ebenfalls nirgend ein, und auch der bekannte Theilungsvertrag der byzantinischen Landschaften durch die Ritter wird — weiß Gott zum wievielten Male — mit allen seinen Mängeln und ohne alle Berichtigung der bis zur Unkenntlichkeit entstellten Eigennamen Romaniens wieder abgedruckt. Und doch bedarf es vor allem hier besonders scharfer Medicin!

Wenn wir die erste Abtheilung des Documentenbandes, wenigstens im benannten Punkte der byzantinischen Geschichte und Erdbeschreibung, etwas kräftiger und umfassender wünschten, so hätten wir dagegen den Inhalt der zweyten Abtheilung dem Herrn Verf. lieber ganz erlassen. Die altfranzösische Chronik des Jeoffroi de Villehardoin und seines Fortsetzers Henry de Valenciennes, die ohne wesentlichen Zusatz den ganzen Raum der zweyten Abtheilung (297 S.) füllt, gehört ja zu den wiederholten, jedermann geläufigen und beynahe alltäglichen Erscheinungen der litterarischen Sammlungen unserer Zeit,

Notior ut non sit canibus jam Delia nostris.

Wer indessen weder Du-Cange noch Michaud,

noch irgend eine frühere Ausgabe dieser Chroniken besitzt oder wenigstens zu seiner Verfügung hat, wird freylich anderer Meinung seyn und Hrn. B. insbesondere noch für manche gute, freylich meistens fremder Mühe entlehnte Note unterhalb des Jeoffroi-Textes dankbar seyn. Näheres Eingehen in den Inhalt dieser Documente jedoch wäre eben so nutzlos als eine streng kritische Sichtung barbarischer Feudal-Conflicte, deren Andenken selbst in Frankreich nur geringen Anklang findet.

Willkommner dürfte dagegen dem Leser eine kurze Skizze der gelehrten Reise seyn, die Hr. Buchon für schärfere Begründung seiner geschichtlichen Thesen in Griechenland selbst unternommen und in einem Octavband von 567 Seiten zur Belehrung und Ergötzung des geneigten Publicums beschrieben hat. Obgleich man uns Deutschen unlängst ohne viel Umstände in Hellas die Thür gewiesen, Hr. B. und seine Landsleute aber für die Griechenstudien deutscher Muse auch nicht sonderlich viel Wärme zu Tag legen, ja sie kaum eines mitleidigen Blickes würdigen, sind wir doch neugierig zu erfahren, wie ein geistvoller und alles unpraktischen Nebelhaschens lediger Pariser Litterat eine Tour verrichtet und beschreibt, die schon einem Hrn. Greverus diesseits des Rheines bekanntlich so großen Ruhm gebracht. In Frankreich — wie man weiß — haben die Gelehrten, im Gegensatz und zu merklicher Beschämung cisrhenanischer Muse, durchaus nur klare und inhaltsreiche Gedanken nnd allzeit eleganten Styl. Das Mittelmäßige und das Abgeschmackte findet man in ihren Schriften eben so wenig als das Verworrene und Ueberschwängliche tüdesker Gemüthlichkeit. Hr. B. macht natürlich keine Ausnahme von der Regel, und wir glauben den geschmacklosen Bücherschreibern germanischer Zunge keinen unwesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir zu ihrer Belehrung eine auch nur flüchtige Musterkarte gallischer Kraftgedanken zusammenstellen.

Auf der Insel Syra, wo er von Malta kommend Anfangs December 1840 zuerst den Boden Griechenlands betrat, erkannte Hr. Buchon ohne weiters gleich die „neugierigen und schwatzhaften Landsleute des Aristophanes mit ihrem rothen Fes, ihrer weißen Fustanella und ihrer langen Pfeife in der Hand (45).“ Eine wälsche Oper in Syra gab Hrn. B. über die raschen Fortschritte Griechenlands auf dem Wege der Civilisation viel zu denken, wobey er in „sanften Schlummer versank (47).“ Von Syra ist Hr. Buchon nach Athen gezogen.

Das Dampfboot, welches zwischen Syra und Piräus schiffte, war zwar schlecht, Hr. B. nahm es aber doch, weil sich Hr. B. „auf der Reise um keinen Zufall kümmert und allzeit vorwärts geht (54).“ Dafür kutschirten ihn „die improvisirten Tiphys und Automedon der neuen Piräusstrasse in reißender Geschwindigkeit mitten unter Staubwolken nach Athen hinauf, wo Hr. B. im Vorüberfliegen dem Theseustempel die „legitime Bewunderung“ zollte und dann „von der Höhe der Vergangenheit plötzlich in das Erdgeschoß der Gegenwart herunterfiel (60);“ denn der erste Anblick von Athen sey eher auffallend als angenehm zu nennen (61). Doch erholte sich Hr. B. gleich beym ersten Gang durch die oft beschriebene und in Deutschland allgemein bekannte Stadt von seinem Fall, „weil schon die bloße Form und die blaßrothe Farbe des Akropolis-Felsens der Einbildungskraft Flügel geben (66).“ Auf der Burg selbst lernte Hr. B. natürlich den achtbaren und thätigen Hrn. Pittakis, Conservator der Alterthümer, kennen und ward von der Anhänglichkeit dieses redlichen Mannes an die Akropolis so erbaut, daß er die Ueberzeugung ausspricht, „man werde Hrn. Pittakis nach dem Tode gewiß in eine der fehlenden Karyatiden des Erechtheums verwandelt finden (71).“

Eine öffentliche Volksbelustigung, bey welcher Hr. B. als strenger Beobachter fremder Sitten und Gebräuche natürlich auch zugegen war und als „Franzose“ allgemeine Aufmerksamkeit erregte, veranlaßt die höchst anziehende Bemerkung, daß in Athen die Anführerin des Reigentanzes „nach alter Sitte und zum Zeichen persönlicher Würde den Bauch bedeutend vorwärts halten müsse wie die Aldermänner von London (82).“ Wespenschlankgeschnürte Bursche und „albanesische“ Mädchen mit schöner Stirne und schönen Augen habe er bey diesem Feste zwar viele gesehen, der reine Typus antiker Schönheit dagegen sey in Athen viel seltener als es Hr. B. erwartet hatte (83).

Hr. B., wie der Leser sieht, ist billig genug,

in der heutigen Bevölkerung Griechenlands neben dem ursprünglich „hellenischen“ noch ein zweytes, wesentlich verschiedenes Element — das albanische — anzuerkennen. Dieses Zugeständniß macht dem Scharfsinn und der Unpartheylichkeit des Hrn. B. die größte Ehre. Glaube man aber ja nicht, Hr. B. sey in seinen Zugeständnissen voreilig, leichtsinnig und unbedacht! Nein! Hr. B. geht äußerst behutsam zu Werke und bewilligt nur, was er nicht verbergen kann und was in Deutschland schon bald seit zwanzig Jahren behauptet und verkündet wurde. Aus dem Umstande, daß er die Stadt Athen zum Theil, das platte Land umher sammt vielen andern Provinzen des Königreiches aber ganz von albanisch Redenden bevölkert sah, zieht Hr. B. vorerst den klugen Schluß, „es müssen doch zu verschiedenen Zeiten albanische Einwanderungen nach Hellas statt gefunden haben,“ weil Platons Dialogen und die Reden des Demosthenes „hellenisch,“ und nicht „albanesisch“ geschrieben sind. Nur fällt Hr. B. in den etwas unkritischen Irrthum, das epirotische Urvolk der Albanier für einen Zweig der Slaven zu erklären (83), und statt der großen Katastrophe des sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts ohne allen geschichtlichen Grund schon damals ein schwaches Albanesen-Contingent mitten unter die Hellenen hineinzuschieben. Und eben weil althomerischer Geist auch jetzt in Griechenland noch überall herrsche und bis heute Alles — „selbst die stumpfen Rundköpfe der Albanesen“ — ungeschwächt durchdringe, findet es Hr. B. ganz naturgemäß, wenn die Hellenen des neuen Königreichs wie ihre Urahnen vor allen materiellen Dingen zuerst die Cultur der Intelligenz entwickeln, wenn sie gleich vorweg in ihrem Staate „Akademiker, Philosophen und Poeten“ wollen und dann erst später einmal an „Stühle, Tische, Schuhe, Hüte und Matratzen“ denken (85) *).

Hr. B., nicht zufrieden, über hellenische Vergangenheit so weise Lehren aufzustellen, läßt es auch an klugen Betrachtungen über die jetztzeitige politische und sociale Ordnung Griechenlands und ihre geheimen Ursachen nicht ermangeln (S. 92).

Nachdem sodann Hr. B. noch in einem längern Abschnitt die gesellschaftlichen Verhältnisse Neu-Athens im Allgemeinen und das Hofleben insbesondere mit französischer Artigkeit und Kennerschaft aufs anziehendste geschildert hat, geht er auf das eigentliche Thema seiner Wanderschaft — auf die socialen Zustände Athens im Mittelalter, d. i. während der französischen Herrschaft über. Glaube aber ja Niemand, Hr. B. sehe Alles rosenroth und male das neue Athener Leben optimistisch blind durchweg im schönsten Farbenspiel. Hr. B. ist ein gerechter Mann und sieht nebenher auch die Schattenseite von Athen, gesteht sogar Mängel ein und läugnet nicht, daß es mit deren Besserung äußerst langsam geht. Hr. B. tröstet uns aber und mahnt zur Geduld durch die ungemein sinnreiche, feine, neue, pikante und geistvolle Bemerkung, daß sich „nicht Alles an Einem Tage machen lasse (114).“

In Paris bemühten sich zwar Hrn. B.'s Freunde, ihm diese Reise nach Griechenland mit der Versicherung auszureden, „es sey doch alle Mühe vergeblich, und er werde auch nicht die geringste materielle Spur der Ritterherrschaft im heutigen Hellas wieder finden.“ Hr. Buchon ließ sich aber zum größten Glück des gelehrten Abendlandes in seinem Vorhaben nicht abschrecken und wir sagen es hier im Vorbeygehen, Hr. B. hat die ungläubigen Pariser Litteraten durch Entdeckung dreyer wenigstens denkbarer Franken-Monumente thatsächlich widerlegt, wie er sich selbst mit gerechtem Stolze in seinem Berichte rühmt (127 — 134). „Das erste dieser Monumente ist auf der Akropolis selbst, das zweyte unten in der Stadt, das dritte jenseits des Olivenwaldes auf dem Wege, der von Athen nach Eleusis führt.“

Außer dem hohen viereckigen Burgverlies sind Propyläen, Pinakothek, Tempelchen der unbeflügelten

---

*) „Zu Homers Zeiten, sagt Hr. B., war sogar das Eisen, noch unbekannt, während die Sprache — das Instrument des Geistes — bereits die geheimsten Regungen des Gefühls und der Leidenschaft malen konnte (85).“ Wir wollen Hrn. B. nicht pedantisch widersprechen, bitten ihn aber neben sieben namentlich anzuführenden Stellen des Homer bloß Odyssee XIX. 494 anzusehen, wo die schweigsame Eurikleia spricht:

ἕξω δ', ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος, ἠὲ „σίδηρος.“

Siegesgöttin und Erechtheum Gegenstände, die in Deutschland Jedermann als Bestandtheile der athenischen Akropolis kennt und wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch wenigstens im Bilde gesehen hat. Hr. B. weist nach, und zwar wie uns scheint nicht mit unsichern Gründen, daß diese ehrwürdigen Reste des Alterthums insgesammt im dreyzehnten Jahrhundert dem Residenzschloß des Frankenherzogs von Athen als Bestandtheil und Unterlage dienten. Zur Hut dieser abendländischen Ritterburg ward etwas später der vorgenannte große viereckige Steinthurm hinzugebaut, der heute noch besteht und Hrn. B. als Hauptbeweis seiner Thesis gilt.

Daß aber auch das kleine, unter dem Namen „Katholikon" bekannte Sacellum der untern Stadt ein Frankenbau aus dem dreyzehnten Jahrhundert sey, hätte man ohne den Scharfsinn und ohne die Vorliebe und die speciellen heraldischen Studien Hrn. B.'s freylich nicht leicht errathen können. Sogar das Datum des Baues (1218) dieser Kapelle weiß Hr. B. durch weise Conjectur und kluge Deutung der Wappenschilde auf der äußern Tempelwand herauszubringen, freylich nicht ohne Neid und Widerspruch von Seite der eigenen Landsleute, gegen deren Gründe übrigens wir selbst bey der letzten Anwesenheit in Athen zu Ehren unseres gelehrten Feindes zwar mündlich, aber tapfer zu Feld gezogen sind.

Eben so viel Nachhalt und Geduld war nöthig, um aus Architektur und leerem Sarkophag der Klosterruine von Daphne (zwey gute Stunden von Athen) als drittes Ritter-Monument die Benediktinerstiftung und herzoglich fränkische Begräbnißstätte „Delfine" der abendländischen Diplome zu erkennen. Wir sind dem gallischen Forscher auf allen diesen Punkten selbst nachgegangen und beugen uns gerne vor seiner Wissenschaft und Conjectur, so lange sie auch nur eine halb sichere materielle Unterlage hat. Aber zur Divinationsgabe vermochten wir uns bey aller Vorliebe für Hellenisches selbst in Griechenland nirgend zu erheben. Hr. B. ist in diesem Punkte wahrhaft wunderbar! Daß eine Sammlung alterthümlicher Waffenrüstungen, Helme, Arm- und Beinschienen, die man eben damals (1840) zufällig in einem vermauerten Gewölbe der venetianischen Citadelle zu Negroponte fand, in die Zeiten vor Einführung des neuen Kriegswesens hinaufzurücken sey, hätte allenfalls auch ein Laie der Alterthumswissenschaft errathen. Daß aber diese Rüstungen dem Ende des dreyzehnten und dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts angehören, ja geradezu dem Datum 1309 entsprechen und nach der Catalanenschlacht am Cephisus in das zu jener Frist noch nicht erbaute Schloß Negroponte gekommen seyen, hätte außer Hrn. B. nicht leicht Jemand herausgebracht. Weder Jahrzahl noch Wappen noch irgend das leiseste Zeichen oder Sinnbild führen den Forscher auf eine Spur, und doch ward durch Hrn. B.'s intuitive Schärfe das Geheimniß offenbar. Welche Helme auf den Köpfen der Katalanen saßen, welche den Turkopolen und welche den französischen Rittern angehörten, weiß Hr. B. im verworrenen Haufen trefflich auszuscheiden. Sogar Kleinkinder-Schenkelschienen erkannte der penetrante Mann, wo Andere freylich nur eiserne Armbekleidung erwachsener Ritter sahen.

Nach diesen Proben archäologischer Einsichten ergeht sich Hr. B. in allgemeinen Betrachtungen über die Constituirung des königlichen Griechenlands, dessen Lage nach der Revolution sinnreich mit den Zuständen der helvetischen Republiken im Jahre 1803 verglichen wird (147). Wie die Schweiz, hat auch Griechenland Berge und Thäler, alte Erinnerungen und neue Gewohnheiten; und gleichwie einst Napoleon die helvetische Republik in ein erbliches „Landammanat zu verwandeln gedachte und später doch auf andere Ideen kam, so beriethen auch die Staatsmänner dieser Epoche, was etwa mit dem befreyten Hellas zu beginnen sey. „Soll es Gott, Tisch oder Waschtrog werden?" „Sera-t-il Dieu, table ou cuvette?" fragt Hr. B. ziemlich witzig mit Boileau und Horaz.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII., XIV. et XV. Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.

2) La Grèce Continentale et la Morée.

(Fortsetzung.)

Hr. B. schwankt nicht lange und findet, daß Hellas ein „Gott," das ist ein Königreich oder Staat „ersten Ranges" zu seyn das Recht besitze, obgleich es vorerst kaum 800,000 Bewohner zählt. Eine flüchtige, mit gallischer Redseligkeit gezierte Skizze der byzantinischen, von Franken, Türken und Venetianern gleichmäßig belassenen Municipalverwaltung, so wie aller Regierungsversuche, die vom Jahre 1821 bis zur gegenwärtigen festen Ordnung der Reihe nach in Hellas unternommen wurden, fehlt neben mancherley Tabellen und statistischen Notizen in diesem Abschnitt des Buches natürlich nicht.

Die „régence bavaroise" wird in herkömmlicher Weise auch durch Hrn. Buchon der größten Unkunde des griechischen Charakters so wie der muthwilligen Verschleuderung der Finanzen angeklagt und nebenher die unbarmherzige Thesis aufgestellt, daß erst seit Austreibung der deutschen Minister ein wahrer Nationalkönig in Griechenland bestehe (165).

Doch ist Hr. B. billig genug zu bekennen, daß Attika ein äußerst dürres Ländchen und in Athen selbst zur Sommerzeit die Hitze unerträglich sey. Deßhalb müsse einer, will er im Sommer kühle Lüfte athmen, eilend die Stadt verlassen und wenn nicht nach Kephisia, doch wenigstens nach Piräus ziehen. Dieser diätetische Gedanke veranlaßt Hrn. B., von den leider wenig reizenden Umgebungen der Stadt Athen und besonders von den Landstrassen zu reden, auf welchen man „die Räder irgend eines Wagens hinauslenken könne (168)." Die Bemerkungen, welche Hr. B. bey dieser Veranlassung niederschreibt, gehören ohne Zweifel zu den gehaltvollsten, belehrendsten und zugleich pikantesten des ganzen Werkes (173).

Mit vieler Bescheidenheit gibt Hr. B. zu verstehen, was massen er durch sein viermonatliches Gelehrtenleben in Athen eine bedeutende Revolution in der öffentlichen Denkweise daselbst veranlaßt habe. Auf einmal ersahen die Athenäer aller Orten Ueberbleibsel aus der Frankenzeit, von denen Anfangs in Athen Niemand etwas wissen wollte. Hr. B. verdiente aber auch diesen Triumph durch die gewissenhafte Strenge und durch die wahrhaft erschöpfende deutsch-philologische Gründlichkeit seiner Frankenforschung in Griechenland. Besonders accurat erscheint Hr. B. in der Chronologie seiner Reisebegebenheiten. So lesen wir (184), daß die griechischen Vögel am 19. Januar schon um 6½ Uhr Morgens ihr Concert begannen und rosige Tinten bey Sonnenaufgang auf dem Hymettus lagen. Auf der Berghöhe selbst habe Hr. Buchon die schöne Aussicht eine „halbe Stunde" lang bewundert, und nachdem dieß geschehen, „sey ihm nichts mehr übrig gewesen als herabzusteigen (190)," was auch sofort unternommen

wurde und ohne Gefahr zu Stande kam. Am Fuße des Hymettus setzte sich Hr. B. bey der Brunnquelle des schattenreichen Klosters Cäsariani auf das Gras und verzehrte in freudigem Gefühle, unter Lorbeerbusch und Rosmarin, das ersehnte Mahl. Die Hymettusquelle, in deren Baumkühle Hr. B. das Abendbrod verzehrte, war übrigens schon im grauen Alterthume als eine der lieblichsten Stellen der Umgebung von Athen berühmt, und es wundert uns nur, wie Hr. B., der so gerne klassische Stellen cirtirt, hier nicht der lieblichen Cephalus-Mythe und der farbigen Schilderung der Oertlichkeit bey Ovid (Art. Amat. Lib. III. v. 687 ff.), gedenkt, wie es doch Andern auf derselben Stelle begegnet ist:

Est prope purpureos colles florentis Hymetti
Fons sacer et viridi cespite mollis humus.
Silva nemus non alta facit, tegit arbutus herbam,
Ros maris et lauri nigraque myrtus olent.
Nec densae foliis buxi fragilesque myricae,
Nec tenues cytisi, cultaque pinus abest.
Lenibus impulsae Zephyris auraque salubri,
Tot generum frondes herbaque summa tremunt.
Grata quies Cephalo, famulis canibusque relictis
Lassus in hac juvenis saepe resedit humo.

Bekanntlich liest man bey dem Athenäer Chalkokondylas (15. Jahrh.) wie in gleichzeitigen Schriften des Abendlandes öfters von einem fränkischen Grafen Louis de Soula (Souli) in Griechenland. Dieses „Soula" ward von den Auslegern bisher einstimmmig auf Stadt und Festung Salona hinter Delphi gedeutet. Hr. B. weist (194) unwiderleglich nach, daß dieses Sula nicht in Phocis, sondern auf der Ebene Marathon und zwar in den beyden Ortschaften „Epano" und „Kato-Suli" zu suchen sey. Diese Entdeckung sammt Nachweis über wahre Gestalt und Deutung einer corrupten Stelle des besagten Chalkokondylas scheint uns viel nützlicher und viel lehrreicher als die zum hundertsten Mal wiederholte Beschreibung der Schlacht bey Marathon, die auch Hr. B. nicht unterlassen kann. Auch darf man es Hrn. B. durchaus nicht übel nehmen, wenn er Schreibart und Uebersetzung der hieher bezüglichen Stelle des genannten Byzantiners in der Bonner Ausgabe für völlig unkritisch und fehlerhaft erklärt. Statt δὲ λουῆ ἡγημόνος τοῦ ντὶ Σουλᾶ schreibt und übersetzt benannte Ausgabe ohne Sinn und Tact „Delvis, Delphorum ducis, Trudeloudae (Τουντεδουλᾶ)."

Nach viermonatlichen Alterthumsforschungen in Attika wollte Hr. B. den Kreis seiner gelehrten Untersuchungen auch über die entlegeneren Provinzen des Königreichs ausdehnen und kam sofort über Oropo und „Ungria" nach Theben, wo er die drey lateinischen Basreliefbuchstaben H—H—P unterhalb eines segnenden Christusbildes durch Hiesus Hominum Pater erklärt (212) und auf seinem Ritt nach Karditza das Gequacke der Kopaisfrösche mehr als dritthalb Stunden weit vernahm (220). Livadia, Chäronea, Kloster St. Lucas und Delphi wurden der Reihe nach, aber ohne wesentliche Ausbeute besucht. Auch das reiche und lieblich bestellte Kloster St. Elias (zwey Stunden von Salona) gab nicht den erwarteten Gewinn, weil sich die gastlichen Mönche, wie überall im byzantinischen Lande so auch um Salona, viel eifriger auf Landwirthschaft und zeitlichen Gewinn als auf Gelehrsamkeit und Sammlung alter Manuscripte verlegen, was aber wiederholter Täuschungen ungeachtet die Europäer noch immer nicht glauben wollen.

Von Salona führt ein viel betretener Engweg über das Waldgebirge in das Kephisusthal der alten Landschaft Doris hinüber direct nach Thermopylä und Zitun. Die Ortschaften dieser rauhen Alpengegend — Hr. Buchon merkt es freylich nicht — haben durchweg rein slavische Benennung*), und Budonitza, auf lustiger Laubholzhöhe der wasserreichen Landschaft Lokris, war im Mittelalter sogar Hauptsitz und Waffenplatz einer fränkischen Markgrafschaft zu Schirm und Hut des feudalisirten Griechenlands. Auf dem Zug durch dieses Bergrevier ward unser Tourist in plötzlichem Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt und trocknete seine Wäsche am Feuerherde des Einkehrstalles in Gravia. Man müßte ungemein bedauern, wenn Hr. B. ein

*) z. B. Topulia, Kolo, Petinitza, Dernitza, Budonitza, Glunista, Damasta, Gravia, Selo, Gardinitza, Subala.

so wesentliches, für die Kunde Griechenlands so wichtiges und für die künftige Gestaltung des hellenischen Staates so einflußreiches und entscheidendes Intermezzo seiner Fahrt nicht sorgfältig aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert hätte

. . . . . . καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι.

Als ein höchst wohlwollender und aufs Allgemeine bedachter Mann versäumt Hr. B. keineswegs, diese Begebenheit zum Vortheil und Nutzen seiner Mitmenschen fruchtbar auszubeuten. Mit vollkommener Menschenfreundlichkeit und gewiß nicht ohne vieles und strenges Nachdenken bringt Hr. B. seine bey diesem Ereigniß gesammelten Erfahrungen in ein System und stellt gewissermassen eine Platzregen-Abtrocknungstheorie in drey Artikeln auf, nach welchen künftige Touristen im wirthshauslosen Hellas bey ähnlichen Fällen ihr Verhalten regeln können:

„Ist einer in Griechenland wohl durchnäßt," sagt Hr. B., „so warte er bis der Regen vorüber ist, um dann im Freyen ein großes Feuer anzumachen und sich zu trocknen und die Kleider zu wechseln, im Falle sie die Feuchtigkeit nicht durchdrungen hat;"

„Ist einer übermäßig müde und erschöpft, legt er sich unter einem Baume nieder;"

„findet man aber einen Einkehrstall in der Nähe, so flüchtet man sich eilig in seinen Schutz, wie es Hr. B. selbst Andern zum Exempel in Gravia gethan (261)."

In einem deutschen Reisebuch würden diese theoretischen Vorschriften ohne Zweifel als ziemlich alltäglich gelten und als wenig sagend; in einem französischen Werke aber hat nach deutscher Denkweise Jegliches, selbst das anscheinend Geringe, hohe Bedeutung und Wichtigkeit, weil bekanntlich ein Franzose im Concepte allzeit geistreich und in Gedankenfülle überwiegend ist. Diese Selbstdemüthigung und geistige Unterordnung des Einheimischen unter das Fremde ist von unserer Seite kein Scherz, am wenigsten könnte sie in der Vorstellung des Hrn. B. als solcher gelten, da Hr. B. nicht zufrieden mit dem Lob der Sterblichen, seiner Größe und seinem Genie sogar durch die todte Natur schmeichelnde Anerkennung zollen läßt. Mitten im lieblichen Thale Bodonitza, sagt Hr. B. (284), erhebt sich „gleichsam absichtlich mir zu gefallen" eine Hochebene mit dem weitläufigen, jetzo freylich zerstörten altgothischen Frankenschloß der Markgrafen weiland desselben Namens. Wundert es den Leser noch, wenn Hr. B. sich auf dem Wege von der Burgruine Bodonitza zur französischen Runkelrübenzuckerfabrik Känurio gar modest mit Achilles vergleicht? Wie einst der Skamandros dem griechischen Heros seine schäumende, mit Blut und Leichen geschwellte Fluth entgegenstemmte, aber doch sein Ungestüm nicht hemmen konnte, ebenso ritt auch unser Tourist standhaft und unbesiegt über einen reißenden Wildbach, der abgeschwemmtes Buschwerk von Asphodill und Lorbeerrosen führte, zu seinen zuckersiedenden Landsleuten in Känurio (291). Die Landschaft um Känurio (weiland das epiknemidische Lokris) ist zwar großentheils unbewohnt, gehört aber zu den üppigsten und fruchtbarsten Gegenden des Königreichs, voll dunkelgrüner Laubwälder, voll Wassersprudel, voll Fettgründe und malerischer Fernblicke über den Golf von Negroponte und Zitun. Hr. B. machte in Begleitung der Fabrikleute lustige Waldpartien zu den Ruinen von Thronium, zu den romantisch belegenen Klostertrümmern „Metamorphosis," zum mittelalterlichen Felsenpaß „Sideroporta" und gab beym fetten Mahl und die volle Flasche in der Hand den griechischen, albanischen und bulgarischen Arbeitern Unterricht über die Heerzüge des gallischen Brennus und Ville-Hardouin. Hr. B. ist in diesem Theile des Buches besonders gefühlvoll und zeichnet Landschaftsbilder voll Anmuth und Lieblichkeit, hat aber als entschiedener Lobredner der „Hellenen" nicht erfahren, daß es die christlichen Albanier der Umgegend (Martini und Mali-Sina) im Freyheitskriege, wie ihre Landsleute zu Menidi in Attika, mit den Türken hielten und als Kundschafter und Führer gegen die griechisch Redenden sich brauchen ließen. Auch die Ehre, das „Sideroporta" der griechischen Frankenchronik entdeckt zu haben, möchten wir ihm in weitläufiger Erörterung gerne streitig machen, wenn nicht auch hier der unbesiegbare Widerwille europäischer Leser gegen byzantinische Einzelheiten dieser Art zu fürchten wäre.

„Sidero-Porta" (Eisenthor) ist ein höchst allgemeiner und vager Ausdruck der spätern Byzantiner für Engpässe jeder Art und bezeichnet folglich dieselbe Terraingestaltung, die anderswo Derbend,

Derbeni, Clisura, Defilé und Klause heißt. Von einer solchen „Sideroporta" redet auch die oft genannte Frankenchronik von Morea (13 sec.) und bezeichnet sie als das gemeinsame Thor, durch welches die Feudalcontingente der Burgritter von Athen, Theben, Salona, Euböa und der Eilande Skiathos und Skopelos auf die große Ebene Thessaliens hervorgebrochen sind, um sich dort mit den Streitkräften des westlichen Griechenlands zu vereinigen, die über Lepanto, Akarnanien und Jannina zum gemeinschaftlichen Kampf gegen das Heer des Michael Paläologus herangezogen waren. Vom östlichen Griechenland nach Thessalien gibt es aber, wie jedermann weiß, nur einen Weg, nur ein Thor, nur einen Paß, und zwar die Thermopylen, welche Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert neu befestigen und durch eisenbeschlagene Thore schließen ließ. Demnach wäre der Thermopylen-Paß vorzugsweise die „Sidero-Porta" der griechischen Franken-Chronik.

Es mag seyn, daß der wenig besuchte und schwer zugängliche Engweg im lokrischen Gebirge seitwärts von Känurio bey den Eingebornen ebenfalls die allgemeine barbarische Benennung „Sidero-Porta" trage und zur Ritterzeit durch ein Castell den Durchgang gehütet habe. Dieser locrische Paß liegt aber völlig abseits vom Heerwege, auf welchem man von Theben und Euböa kommend nach Thessalien zieht. Hr. B., mit byzantinischem Sprachgebrauch offenbar zu wenig vertraut, nimmt hier ein gewisse Terränbildungen bezeichnendes gemeines Nennwort irrthümlich für das Nomen proprium eines bestimmten Ortes. Um den Namen zu erfahren, fragte Hr. B. einen Ziegenhirten, „ob diese Felsenenge nicht Sidero-Porta heiße?" Natürlich bejahte der Ziegenhirt die Frage und Hr. B. glaubte einen großen Fund gemacht zu haben. Hr. B. beweist aber durch dieses einzige Wort, daß er die Natur des byzantinischen Orients ebenso wenig als seine Sprache kennt. Hätte Hr. B. den Ziegenhirten gefragt, ob der Paß nicht „Löwenzahn," „Ziegenmilch" oder „Rehfuß" heiße, hätte der Hirte ebenfalls „ja" gesagt, und wäre ihm auch hundertmal das Gegentheil bekannt gewesen. Im Byzantinischen sowie überhaupt im Morgenland ist der Gefragte — sey es Höflichkeit, Disciplin oder Redescheue — immer der Meinung des Fragenden und bedarf es, um die Wahrheit zu erfahren, eigenthümlicher Wendungen, die — mit Verlaub zu sagen — unseren Touristen noch nicht ganz geläufig sind. Vielleicht verdrießt es Hrn. B., daß ihm ein Fremder, den er seiner Unbedeutendheit wegen mit Recht ignorirt, solche Spitzfindigkeiten entgegenstellt und ihm beym Publicum das wohlverdiente Lob verkümmern will. Hr. B. ist gewiß ein sehr gelehrter Mann; Hr. B. citirt Sophokles und Homer; auch an alt- und neugriechischen Phrasen fehlt es seinem Buche nicht; Hr. B. hält aber bey all seinem Wissen das slavische „Arachova" für ein hellenisches Wort und übersetzt das alte Nomen αὐλὼν (Thalenge, Hohlweg) mit „Ellenbogen" (311), was auch seine Bedenklichkeiten hat, da αὐλὼν und ἀγκὼν im Grunde doch verschiedene Worte sind.

Auf diese und ähnliche Bemerkungen hin könnte der Leser am Ende glauben, Hr. B. sey bey aller Gelehrsamkeit am Ende doch kein sonderlich scharfer Grammatikus oder nehme es wenigstens in solchen Dingen leichter als es in Deutschland üblich ist. Freylich wollen die Gelehrten zuweilen auch bey uns Dinge und Sprachen wissen, die sie nicht gelernt haben. Um solche Auswüchse eitler Schwäche und täuschungsvoller Usurpation zu zügeln und in das gehörige Maaß zurückzutreiben, hat man in Europa die Kritik ausgedacht — eine Macht, deren Gewicht jedermann anerkennt, aber von sich und seinen Werken gerne fern hält. Ist aber auch Hr. B. in der byzantinischen Philologie bey weitem nicht so gewaltig als er uns glauben machen will, so besitzt er doch um so größere Reichthümer an „Esprit," an schwungvollem Gedankenspiel und an praktischer Lebensweisheit, wie seine oben bezeichnete höchst menschenfreundlich und klug ausgedachte Platzregenabtrockungstheorie beweist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII., XIV. et XV. Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.

2) La Grèce Continentale et la Morée.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hat der Leser auch nicht vergessen, weßwegen Hr. B. eigentlich nach Griechenland gegangen ist. Architektonische und wo möglich auch schriftliche Denkmäler der französischen Feudalherrschaft in Griechenland aufzusuchen, sagten wir oben, sey Hauptzweck der Wanderschaft gewesen. Besonders hatte es Hr. B. auf ein Buch abgesehen, auf welches sich die oftgenannte Frankenchronik unter dem barbarischen Titel „βιβλίον τῆς κουγγίστας“ (libro della conquista) wiederholt bezieht. Dieses Buch enthielt ein genaues und vollständiges Wortverzeichniß sämmtlicher Ritterlehen, in welche die abendländischen Feudalbarone das eroberte Griechenland zerschlugen. Sogar die Häuserzahl der einzelnen Orte ist im Register eingetragen, wie es ungefähr im gleichen Maaßstabe auch nach der türkischen Eroberung zum Behelf der Kopfsteuerumlage durch die neuen Gebieter geschehen ist. Hr. B.'s erste Frage in Griechenland, besonders in den Klöstern, war überall nach diesem βιβλίον τῆς κουγγίστας, das sich aber unglücklicher Weise nirgend fand. Zu Theben, wo er auch fragte, nannte man ihm das Kloster „Pursos“ im obersten und wildesten Theile des Akarnanischen Gebirges mit leiser Hindeutung auf alte Documente, die sich in jenem entlegensten und unzugänglichsten Winkel des Königreichs erhalten haben sollen. Insbesondere versicherte ein Palikaren-Officier daselbst wirklich eine Handschrift gesehen zu haben, worin „seiner Vermuthung nach“ von vertheilten Ländereyen geschrieben stehe. Diese Vermuthungen und unbestimmten Sagen höflicher Ignoranten nahm Hr. B. sogleich als sichere Unterpfänder seiner Wünsche hin und „bildete sich ein,“ es müsse hier durch den Palikaren-Officier ganz gewiß das berühmte „libro della conquista“ gesehen worden seyn. Der Entschluß diese kostbare Reliquie aufzusuchen ward schnell gefaßt und sofort nach flüchtigem Ritt durch die Thermopylen und nach Zitun die Probefahrt herzhaft angetreten.

In den nur wenige Stunden von Känurio entfernten Thermopylen fand Hr. B. natürlich was so viele andere auch gefunden haben, auf der einen Seite die steile Felsenwand, auf der andern aber den jetzt eingetrockneten und mit steifer Salzkruste überzogenen Meersumpf, und nebenbey die Trümmer der von Justinian erbauten Paß-Clause wider die Einbrüche der nordischen Völker. Den vierstündigen Weg von den heißen Quellen des Passes bis zur Gränzstadt Zitun (Lamia) fand auch Hr. B. schlecht gebahnt und ungemein „monoton,“ aber die Freude über zwey Pariser Zeitschriften, Corsaire und Charivari, die er nebst Billard und Speisezettel (324) im Kaffeehaus des Städtchens fand, erstickten schnell die üble Laune und das tadelnde Wort.

Von Zitun zum romantisch wilden Pursos hinauf mögen es einige und zwanzig Stunden seyn,

die Hr. B. in weiser Oekonomie auf vier Nachtlager vertheilte. Am ersten Tag ritt er nur vier Stunden weit nach Neu-Patras (Padradschik d. i. Klein-Patras) auf die andere Seite des großen, schönen, tiefeingeschnittenen Längenthales hinüber, welches bekanntlich von West nach Ost laufend das Königreich Griechenland vom türkischen Paschalik Thessalien trennt. Beyde Thalränder sind „hellenisch" und der wasserreiche Fluß, der in der Mitte rinnt, wird von den Europäern „Sperchios," von den Eingebornen aber nach einem ärmlichen Dorf der untern Thalebene „Bach von Alamani" genannt. Weiter oben dagegen trägt ein mächtiger, brückenloser, wildreißender Beystrom den slavischen Namen Vistritza (Feistritz der Deutschen), den Hr. B. auf der zweyten Tagreise nur mit Noth durchwaten konnte. Die prachtvolle Platane vor der Dorfkirche des obst- und schattenreichen Alt-Vracha, kaum fünf Wegstunden von Neu-Patras, lud den Pursospilger schon um drey Uhr Nachmittags zum Nachtlager ein. Dagegen war Hr. B. des andern Morgens um vier Uhr schon auf den Beinen, verglich den Hirten seiner Hütte, weil auch er die Ziegen nach einander aus der Hürde nahm und molk, mit dem melkenden Riesen Polyphem und ritt eilend seines Weges im Thal hinauf. Die Entfernung von Vracha nach Karpenisi, wo er am dritten Tage schlief, beträgt eilf volle Stunden — großentheils fette, triftige, aber unheimlich-menschenleere Waldöde, die dem Ritter vielerley zu bedenken gab. Karpenisi, an der Quelle eines Nebenbaches des Achelous belegen, ist ein trauriger Ort, hoch, rauh, baumlos, mitten im schneeigen Gebirgsknoten, wo sich der Epirus von Thessalien trennende Pindus mit dem querlaufenden Berggürtel Akarnaniens schürzt und seine perennen Wasser (Sperchios und Achelous oder Aspropotamos) in entgegengesetzter Richtung sendet. Drey Stunden weiter ändert sich die Scene und liegt in quellenreichem, schluchtig durchrissenem Revier zwischen duftenden Rosen-, Lilien- und Gaisblatthecken und von blühenden Quitten- und Apfelbäumen lieblich eingeschlossen das Dorf Mikro-Chorio, der letzte bewohnte Ort vor der Alpenwildniß, in deren unzugänglichstem Felsengewirre, acht Wegstunden von Karpenisi, das Kloster Pursos liegt. Aus der Beschreibung der Oertlichkeit, wie sie Hr. B. gibt, kann sich der Leser zwar kein klares Bild von der Klosterlage machen; im Allgemeinen weiß aber jedermann, daß berühmte Wallfahrtsorte und Mirakelbilder meistens in abgelegenen, steinigdürren und unheimlichen Gegenden entstanden sind. Und wie an so vielen andern Orten griechischer und lateinischer Christenheit, hat auch in der Akarnanischen Alpenregion um die Quellen des weißschäumenden Achelous ein wunderthätiges Marienbild, ἡ Προυσιώτισσα (Madonna von Prusa) zubenannt, Felsen gesprengt, Wege gebahnt und schauerliche Steinöden in Sitze stiller Ruhe und beseligenden Trostes für bedrängte Gemüther umgewandelt. Solche Wunder hat überall nur die Religion gethan. Pursos liegt so wild und die Zugänge sind so beschwerlich und so leicht zu verwahren, daß während des griechischen Freyheitskampfes selbst die beutelüsternen Arnautenschaaren von jedem Versuche in Pursos einzudringen ferne blieben. Freyheit und Friede sind aber ein so großes Gut, daß man den Mönchen selbst ihre harmlosen Schwänke und ihren Legendenkram um diesen Preis gerne verzeihen möchte. Zur Zeit des Bildersturms, d. i. der vom byzantinischen Hofe ausgehenden, vom Volke aber zurückgewiesenen Kirchenverbesserung, habe man das Madonnenbild aus Prusa in Bithynien über den Hellespont gegen das von nordischen Ueberzüglern bewohnte Hellas geflüchtet. Zu Kallipolis sey aber das Bild dem frommen Träger davon geflogen und nachher miraculös auf der gegenwärtigen Stelle wiedergefunden worden, wo es bald Kirche und Kloster mit reichem Besitz und weitverbreitetem Credit begründet habe. Ein Gendarme in der Begleitung unseres Touristen war ein besonders eifriger und warmer Klient der „Prusiotissa" und zeigte Hrn. B. auf dem Weg vom letzten Dorf zum Wallfahrtsort einen riesigen Felsenspalt, „den das fliegende Madonnenbild durchgebrochen habe (354)." Selbst ein durch Flügelschlag auf glatter hoher Steinwand eingedrücktes Conterfey der Panagia mit dem Christuskind auf den Knien und von lächelnden Engelsköpfen umgeben, sah und wies mit dem Finger der gläubig erhitzte Mann. Wie aber der freundliche und humane Abendländer durchaus nichts der Art am Felsen entdecken konnte und sich höflich mit Augenschwäche entschuldigte, forderte der andächtige Gen-

darme die übrigen Gefährten und besonders die Pferdeführer als Zeugen auf, von denen aber auch nur Einer die Umrisse zu entdecken vermochte; alle übrigen, sagt Hr. B., blieben „dans un doute respectueux (355).“ Im Kloster selbst ward Hr. B. als „Franzose“ mit der größten Zuvorkommenheit bewirthet und aufgenommen; von den vermeintlichen Manuscripten aber und besonders vom βιβλίον τῆς κουγγίστας fand sich leider nicht die geringste Spur. Hr. B. klagt mit keinem Worte über getäuschte Hoffnung, über verlorne Zeit und Mühe. Die Freundlichkeit der Pursos-Mönche, ihr guter Wein, ihr weiches Fremden-Sofa und ihre nahrungsreiche Kost wirkten so vortheilhaft und die hohe Achtung, mit der man in Hellas den französischen Namen nennt, übte über Hrn. B. solchen Zauber, daß er über dem süßen Klang mönchischer Schmeichelreden den verfehlten Hauptzweck seiner Pursosfahrt schnell und leicht vergaß. Dafür schildert Hr. B. mit lebhafter Farbe den Widerwillen und den Mißcredit, den sich ein deutscher Volksstamm in Pursos wie in ganz Griechenland aufgeladen habe. Allerley Verfängliches wird uns von Hrn. B. nachgesagt und nebenher erzählt, wie kurz vor seiner Ankunft ein b. . . . . Beamter unter dem Vorwand, er sey ein Franzose, die Gastlichkeit der Mönche erschlichen und sich in ihrem besten Weine weidlich vollgetrunken habe (356).

Nicht ohne Gemüthsbewegung der freundlichsten Art trennte sich der empfindsame Tourist von den gastlichen Mönchen und ritt wohl genährt, aber mit leeren Mappen denselben Weg, auf dem er gekommen war, über Karpenisi und Neu-Patras wieder nach Zitun, und von dort über Euböa nach Athen zurück.

Im Grunde genommen war dieser erste große Ausflug Mr. Buchon's in das Continental-Griechenland an historischer und antiquarischer Ausbeute ziemlich unergiebig. Es ergieng ihm eben wie es Andern vor ihm ergangen ist und Vielen auch künftig noch ergehen wird: er fand überall nichts, wenigstens dasjenige nicht was er suchte und erwartet hat. Der Anblick alten Grundgemäuers, das Niemand verbrennen oder forttragen konnte, war außer der Befriedigung natürlicher Wanderlust fast, der einzige Gewinn mehrwöchentlicher Mühseligkeit und Entbehrung aller Art. Was von seiner Sidero-Porta-Entdeckung zu halten sey, ward oben schon bemerkt. Ueber Euböa und andere Inseln verspricht Hr. B. in einem besondern Werke zu verhandeln, hat aber sein Versprechen bis heute nicht erfüllt. *) Natürlich fällt die Zögerung auch in diesem Falle nicht ihm, sondern dem verzweifelten Frost des Publicums zur Last, das einem weitern Bande Buchon'scher Hellas-Abenteuer nicht so heißbegierig entgegensah, wie der Criticus in den Wiener Jahrbüchern dem zweyten Theil von T . . . ſs Reise in den Orient. Kluge Leser fragen vielleicht, ob Hr. B. seine gelehrte Frankenruinen-Tour etwa in Zitun schon geschlossen habe, und warum er nicht auch nach Morea gegangen sey, wo sich die Feudalbarone viel länger behaupteten und viel deutlichere Spuren ihrer Macht zurückgelassen haben als jenseits des Isthmus von Korinth? Die Richtigkeit dieser Bemerkung konnte einem Manne vom Scharfsinne und von der stricten Gelehrsamkeit des Hrn. B. unmöglich verborgen bleiben. Kaum hatte Hr. B. sich durch mehrwochentliche Rast und „causerie“ in Athen wieder gekräftiget und erfrischt, als er mitten in der Sommerglut des griechischen Himmels (2. Juli 1840) seine Morea-Tour begann. Eine Morea-Tour beschreiben ist aber unserer Vorstellung nach ein höchst mißliches Unternehmen, und nebenher vielleicht eine der bedenklichsten Proben, die ein abendländischer Litterat vor dem Publicum bestehen kann. Der Contrast zwischen der classischen Größe des Alterthums und der jämmerlichen Nichtigkeit der Gegenwart ist so erdrückend daß selbst die Macht des geübtesten Federkünstlers am Thema zu Schanden wird. Und gewiß sieht mancher Leser neugierig auf die Grazie hin, mit der sich ohne Zweifel der feine und taktvolle Franzose auf der schlüpfrigen Arena fortbewegt. Denn daß er uns Deutschen in der Kunst allzeit nur Schickliches zu reden überlegen sey, bezweifelt Hr. B. selbst am wenigsten; und sicherlich hat er auch des Dichters goldene Vorschrift,

*) Nach neuesten Berichten ist Herr J. A. Buchon zu großem Leidwesen seiner gelehrten Freunde Anfangs May d. J. in Paris mit Tod abgegangen. Nachträgl. Bemerk. d. E.

das Geheimniß jeder guten Composition, „Unbedeutendes zu übergehen und alles Glanz- und Farblose aus der Erzählung wegzulassen“

(et quae
Desperat tractata nitescere posse, relinquit)
in seiner — Morea — Odyssee kundiger und praktischer durchgeführt als weiland die moraitische „Wein- und Wanzenchronik“ aus Oldenburg.

Gleich zu Epidaurus, wo Hr. B. auf einer Barke aus dem Piräus kommend in herkömmlicher Weise Morea zuerst betrat, wird der schlechte Einkehrstall und die bedeutende Peripherie des kleinstimmigen Wirths beschrieben, wie er heimlich Oel aus der Lampe nahm und für den fremden Gast Eyer schmorte. Milch brachte Hr. B. selber auf, aß und legte sich auf der Erde zum Schlafen nieder, „schaute aber um“ vier Uhr Morgens „schon wieder zum Fenster hinaus (369).“ Um 6 Uhr ritt Hr. B. fort zu einer Tagpartie, um zuerst das citronenreiche Gartenthal von Piada mit zwey halbfränkischen Schloßruinen und nachher, drey Stunden weiter fort, Dorf und Burgverlies in Angelo-Castro anzusehen, wo er die Gegend steinig, dürr und ausgebrannt, die Rede der Bewohner aber zu nicht geringer Bestürzung „albanesisch“ fand. Doch tröstete ihn über diese gräßliche Entdeckung das Streben der jungen Angelocastro-Generation die griechische Sprache durch Schulunterricht zu erlernen. Auf dem späten Heimritt nach Epidaurus schien der Mond „zauberisch und warm wie bey uns die Sonne (374)“ hinter dem Berg hervor und blitzte der helle Meeresspiegel geheimnißvoll und stille das Mondlicht auf die dunkeln Pomeranzenhaine wieder.

Von Epidaurus ritt Hr. B. auf wohl bekanntem, von Jedermann betretenen und schon oft beschriebenen Wege nach Nauplia, machte von dort Ausflüge nach Tirynth, nach Argos, nach Mycene und Kolon, sah überall dieselben Ruinen, dieselben ausgedorrten Steppen und dieselbe Langweile und Noth, die auch Andere gesehen und empfunden haben, und macht über alles dieses auch ungefähr dieselben Bemerkungen, die man auch schon anderswo gelesen hat und hier nicht wiederholen will. Nur die kurzen unzusammenhängenden Notizen, die Hr. B. über die Feudalbarone und ihre zerstörten Felsennester in sein Reisebuch verwebt und die aber Niemand beachten will, gehören ihm zugleich mit der „Baronie des Diomedes (393)“ eigenthümlich an.

Von Nauplia schiffte er dann nach Astros hinüber in „deliciöser Fahrt“ und ritt noch fünf Stunden weiter ins Gebirg hinauf gegen die Marken der Zakonen, um das in einheimischen Balladen jetzt noch besungene „Castell der Schönen“ aufzusuchen. Die Mauerreste auf steilem Felsen, ein Thor, ein Fenster und auf der höchsten Spitze das Verlies; die Bäume und das Gesträuch malerisch aus den Trümmern brechend; die schöne Fernsicht auf den Taygetus und auf Hydra, die Erinnerung an die Vergangenheit und an die alte Frankenpracht im verlassenen Schlosse und zugleich das Lied des singenden Ziegenhirten erweichten das Gefühl und melancholisch-träumend saß der Pilger auf den umrankten Trümmern, wo ihn „balsamisch und lieblich“ die Sommernacht überfiel. Erst des andern Morgens früh ritt der Träumer wieder zu seiner Segelbarke nach Astros hinab und lenkte den Kiel in schwärmerischer Vollmondnacht südwärts gegen die Felsenfestung Monembasia auf baumlosem, ausgedorrtem, fast menschenleerem Eilande dicht an der Küste von Lakonien. Zu finden und zu sehen war auf Monembasia freylich wieder nichts als unfruchtbares Gestein, leere Trümmer, Verlassenheit und jammervolle Oede, so weit das Auge reicht. Hr. B. kam aber doch zufrieden trotz vieler Plage durch Gegenwind und Wellen nach Nauplia zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	12. August.
Nro. 160.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1846.

1) Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII., XIV. et XV. Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.
2) La Grèce Continentale et la Morée.

—

(Fortsetzung.)

Erst nach diesen Präludien unternahm Hr. F. eine größere Wanderschaft durch das Innere von Morea und kam, von Nauplia zu Lande über Myli und Tripolitza reitend, in raschem Zuge bey den Ruinen von Sparta an. „Amtliche Berichte," sagt Hr. B. (416), „reden wiederholt von einer neu angelegten Fahrstrasse zwischen Nauplia und Tripolitza. Glaubt es ja doch nicht! es besteht auf besagter Strecke nicht bloß keine „route carossable," sondern überhaupt keine Route und bis Myli muß man häufig durch Sand, Sumpf und Brandung reiten." In unserer Vorstellung gäbe es kein peinlicheres Geschäft, als über eine Tour von Nauplia nach Lacedämon ohne tödtliche Langweile für den Leser Bericht zu thun. Was sah und bemerkt aber auch Hr. B. auf seiner Sparta-Fahrt? Zu Myli etwas Ruinen, zu Alt-Muchli kaum Ruinen, zu Tripolitza wenig Häuser und viel Ruinen, zu Nikli wieder Ruinen, in Sparta abermals Ruinen und selbst im nahen Mistra zwey Drittheile in Ruinen und vorher im Einkehrstall zu Burlia als einzige Labung rohe Garten-Zwiebel. Das Eurotasthal hat freylich Reichthum an fettem Grunde, an Feigen-, Maulbeer-, Limonien- und Orangenbäumen, an Hecken von Lorbeerrosen, blauen Lilien und Narcissen; an dichtem Graswuchs, an Strauchwerk und Blumenflor; auch an hellem Wasser fehlt es in Sparta nicht und besonders hoch, üppig, dunkel und warmgrün ist der Oelbaum dieses Landes. Nur der Mensch fehlt hier, die gute Ordnung und der nachhaltige Trieb, den Naturreichthum ergiebig und gerecht zu beschicken und auszubeuten. Das officielle Sparta will indessen auch nicht wachsen, und unserem Wanderer fehlt entweder der unpartheyische kräftige Wille oder vielleicht gar die nöthige Wissenschaft, sein Thema auch für uns fruchtbar und erquickend zu behandeln. Nirgend will Hr. B. über die Epoche seiner Feudalbarone hinaus, die doch im Eurotasthal keine andere Spur zurückgelassen haben, als die halb zerstörte Citadelle auf dem konischen Mistra-Hügel. Nirgend fällt ihm der Gedanke ein, was und wieviel geschehen mußte, bis um Sparta und in seiner Nachbarschaft Ortschaften mit Namen Opschina, Mistra, Sagan, Lukow, Magula, Lewetzow und Warschau entstehen konnten? Daß die Regierung von Byzanz nach Unterwerfung der Landschaft „Morea" dicht an den Trümmern des alten durch Alarich verwüsteten und in den langwierigen Slavenkriegen völlig demolirten Sparta eine barbarische Ortschaft zur Stadt erweitert, befestigt und Lacedämon genannt, der Franke Ville-Hardouin aber im dreyzehnten Jahrhundert dieses byzantinische Lacedämon wieder abgebrochen und die Bevölkerung in das eine Wegstunde entfernte und von ihm befestigte Mistra übersiedelt habe, ist für uns Deutsche eben so wenig eine Neuigkeit als der Beysatz des gelehrten Hrn.

B., daß der Name „Sparta“ in den byzantinischen Schriften nach Umständen von jeder der drey genannten Localitäten zu verstehen und folglich ein dreyfaches Sparta zu unterscheiden sey. Mistra ist aber kein französisches, sondern ein russisches Wort und bedeutet nicht, wie Hr. B. (480, Note 2) meint, „Maîtresse ville,“ sondern eine in das Flachland hineinragende „Berghöhe,“ was die Lage der Stadt auch wirklich ist und unser gelehrter Gegner Dr. Zinkeisen am besten nachgewiesen hat *).

Der kürzeste Weg von Mistra nach Calamata in der fruchtbaren und baumreichen Landschaft Messenien beträgt nur eine Tagreise, führt aber durch einen rauhen Bergspalt des Taygetus und wird nicht ohne Mühe zurückgelegt. Hr. B., der sich bekanntlich aus Schwierigkeiten nicht viel macht und allzeit vorwärts geht (54), kam in bester Laune und ohne alle Gefährde „um 7 Uhr Abends“ in Calamata an, was ihn um so mehr freute, als sein viel gepriesener Wilhelm Ville-Hardouin hier geboren ward und das Städtchen selbst in der Phantasie des Wanderers mehr einen französisch-berry'schen als griechisch-messenischen Zuschnitt hatte. Hr. B. glaubte „ohne gerade zu wissen warum (442),“ Moulins en Bourbonnais zu sehen. Zu Calamata aß und trank Hr. B. sehr gut in den Häusern vornehmer reicher Leute, wo es schöne, französisch gekleidete Frauenzimmer und meistens auch französische Möbeln gab. Der Abend hingegen ward in „aimables causeries“ hingebracht, an deren Schlusse „Jedermann wie zu Moulins seinen Diener rufen und sich nach Hause leuchten ließ, indem vermuthlich jeder seine spitzigen Bemerkungen über die Bekanntschaften des Tages machte, wie es ebenfalls en Bourbonnais, en Berry und en Champagne üblich ist.“ Durch die weise Fürsorge der Madame Nicolaïdi konnte sich zwar der müde Hr. B. zwischen zwey frischen Bettüchern ausstrecken, wachte aber dennoch am frühesten Morgen schon wieder auf, weil die Hitze zu Calamata erschrecklich ist (443). Eben dieser Hitze wegen verließ Hr. B. Calamata bey Nacht und war mit Sonnenaufgang bey der berühmten Ruine von Messene, in deren Bereich das gastliche Kloster Volcano liegt, wo einst der deutsche Hr. Greverus, nachdem sämmtliche Weinkrüge ausgetrocknet waren, für Linderung des Durstes noch „griechische Abendluft getrunken hat.“ Ueber die oft beschriebenen Messene-Mauern gar nichts sagen durfte Hr. B. freylich nicht. Hr. B. macht es aber gnädig und reitet ohne langes Präambulum und Wortgepränge friedlich weiter über Nisi und Petalidi nach Coron, Modon und Navarin, wo er überall und zwar mit Recht das Lob der Franzosen singen hörte. Dagegen stellt Hr. B. auch seinerseits Tugenden und Vorzüge der Griechen, ihre Höflichkeit, ihre Dienstwilligkeit und ihren natürlich ehrenhaften Sinn gewaltig hoch; desto tiefer aber und partheyischer werden bey jeder Gelegenheit les Bavarois und ihre Staatscapacität herabgesetzt.

Zu Navarino wird Hr. B. freylich wieder etwas geschwätzig und redebreit, was man einem Franzosen wahrlich nicht verübeln darf. Denn was immer an jenem trübseligen Strande und im fruchtbaren Messenien, ja vielleicht in Hellas überhaupt Gutes, Kräftiges und Geordnetes besteht, wem verdankt man es im Grunde, wenn nicht dem hochherzigen und freygebigen Zuthun der französischen Regierung unter dem unglücklichen Charles X.? Nicht etwa bloß die Arbeiten und Bauten am Strande zu Navarin sah Hr. B. kundig an, er suchte auch den französischen Garkoch Kleber auf und ritt nachher in das Dorf Meso-Chori hinaus, wo die Bauern Getreide droschen und erzählten, daß sie häufig leichte Münzen im Acker finden, die natürlich wieder nichts anderes als „deniers tournois“ der Feudalbarone waren. Von zwey Kirchen des Ortes, sagt Hr. B., sey die eine byzantinisch und alt, die andere ebenfalls byzantinisch und ebenfalls auf altem Grund erbaut. Abends war Hr. B. wieder in der Stadt und schlief im Hause des Gouverneurs auf einem langen Canape (463).

Nach diesen wichtigen Nachrichten verließ Hr. B. schon um 4 Uhr Morgens Navarin und ritt an demselben Tage über Gargaliano und Philiatra eilf Stunden weit in das neu erbaute Städtchen Arcadia, wo er eine von den Türken halb verbrannte Kirche mitten im Orte und einen alten viereckigen

*) Gesch. Griechenl. S. 857.

Frankenthurm oben im Schlosse fand. Schon um Gargaliano ist die Landschaft wundervoll und von einem Baumreichthum, von einer Ueppigkeit und Schattenfülle, deren Labsal man Sommers in Morea doppelt fühlt. Vor Philiatra schenkte ein Grieche dem nüchtern und matt vorbeyreitenden Hrn. B., „bloß weil er ein Franzose war," ein große süße Korinthentraube und im Orte selbst bot ihm aus demselben Grunde ein Steinguthändler sein Haus zum Ruhen an und sorgte mit der größten Freundlichkeit und zu den billigsten Preisen für die Mittagskost. Wenn Hr. B. bey dieser Veranlassung neuerdings Politur und Dienstlichkeit der Griechen für ihren Nächsten rühmt, wird man es natürlich finden und lobenswerth, wären nur nicht unter allen Völkern — seiner Angabe nach — les Bavarois allein von dieser Praxis griechischer Menschlichkeit ausgeschlossen. Einem „Bavarois," meint Hr. B., hätte man in Philiatra weder Traube noch Ruheplatz angeboten. Hr. B. benützt sein Glück und seinen Credit aufs unbarmherzigste, um den armen Bayern im Allgemeinen, der „régence" aber insbesondere grausam und schonungslos den Text zu lesen. Unkunde der Sprache und Säumniß, die Localgewohnheiten in Beziehung auf Bewässerung, Forstcultur und Weideland, auf Ackerbestellung und Municipalverfassung zu sammeln und weise zu benützen, rechnet Hr. B. unter die größten Sünden der „régents Bavarois," die sich um Alles in der Welt, aber nur um Griechen und Griechenland nicht im geringsten bekümmert haben (465)." Diese Anschuldigungen wären gar zu leer und unerträglich, würden sie nicht einigermaßen durch das Lob gesühnt, das Hr. B. dem König Otto I. spendet.

Nach dieser scharfen Strafpredigt auf die armen Bavarois und ihr Griechenregiment ritt Hr. B. über Sidero-Castro und die wilde Neda-Schlucht zu den großartigen Ruinen von Phigalia ins Gebirg hinauf, besah die riesigen Mauertrümmer Nachts im Vollmondlicht und stand des andern Tags in noch rauherer und noch wilderer Höhe, herkömmlich erstaunend, drey Stunden lang am Apollo-Säulentempel zu Bassä bey Dragoï und kam endlich über Andritsena und Lauda, zum Theil durch dürr und schluchtig ausgebrochenes Terrain, glücklich nach Caritena im Alpheus-Thal herab.

H. B. gesteht zwar redlich ein, daß die Bewohner des Gebirgsstockes zwischen Sidero-Castro und Andritsena in mehr als zwanzig namentlich aufgeführten barbarischen Ortschaften nur albanesisch sprechen, vergißt aber nicht beyzufügen, daß die slavische Bevölkerung Morea's „viel weniger intelligent" als die griechische ist (472). Hr. B. hat bekanntlich das Unglück, die Albanesen überall für Slaven zu halten und vom Griechenland des byzantinischen Zeitalters nichts weiter zu kennen als die Namen der fränkischen Feudalbarone und ihrer öden Burgverliese. Unter diesen spielte Schloß und Baronie „Caritena" in den Geschichten Morea's im Mittelalter freylich eine besonders wichtige Rolle, und Hr. B. war über den Anblick der Burg um so mehr entzückt, als sie in der Hauptsache noch ganz wohl erhalten, weitläufig, bewohnbar und Eigenthum der Familie Colocotroni ist und selbst von Ibrahim Pascha ihrer Festigkeit wegen nicht angegriffen wurde. Hr. B. begnügt sich aber nicht, dem Leser diesen gallischen Ritterbau bündig und anschaulich vorzumalen; Hr. B. hält sich auch verpflichtet über persönlich Erlebtes Bericht zu thun und insonderheit ein kleines, aber doch ungemein merkwürdiges Abenteuer zu beschreiben, das er unten im Städtchen Caritena mit den Hennen zu bestehen hatte (S. 476).

„Endlich," sagt Hr. B., „brachte ich es dahin, Hausfrau und Hennen aus dem Zimmer hinauszuschaffen, wo sie gemeinschaftlich ihre Wohnung hatten. Ich öffnete meinen Koffer, fährt Hr. B. in der Erzählung fort, und breitete, nachdem ich umgekleidet war, das Necessär auseinander, um zu schreiben und Notizen einzutragen; aber kaum hatte ich mich gesetzt, als eine der ausgetriebenen Hennen zuerst ihren Kopf unterhalb der Thüre hereinsteckte, dann zwischen Thür und Schwelle gepreßt sich leise hereindrückte und vollends in das Zimmer drang; eine zweyte folgte bald, dann eine dritte und am Ende waren sie alle da, trieben sich um, flatterten, pickten überall, schlüpften mir zwischen den Beinen durch und stiegen sogar auf den Tisch hinauf."

Hr. B. begann eine neue Jagd und brachte nicht ohne Mühe und Erhitzung, wie er sagt, die ungebetenen Gäste endlich zur Thüre hinaus, ging dann heftig aufgeregt wieder herein und setzte sich zu seinen Papieren hin. Aber sieh da! die Noth war

noch nicht zu Ende: im Zimmer war auch eine kleine Fensteröffnung und die Hennen in ihrer Bosheit zogen um das Haus herum und flatterten eine nach der andern durch dieses einzige Fenster wieder zu Hrn. B. in das Zimmer herein. Neue Jagd, neue Noth und Hitze, und Hr. B. fand keine Rettung vor den Hennen zu Caritena, bis er endlich den Fensterladen schloß und seine Notizen im Dunkeln schrieb (476 ff.).

Daß dieses Hennen-Intermezzo an und für sich ein nachhaltiges und tiefgreifendes Ereigniß sey, könnte eigentlich doch Niemand behaupten, wenigstens diesseits des Rheinstroms. Jedenfalls aber stellt es die Natur des arkadischen Hausgeflügels und den unbezwingbaren Muth unsres Wanderhelden neben überreicher Fülle an zweckmäßigen und schnell wirkenden Auskunftmitteln in kritischen Augenblicken in ein schönes neues Licht. Unwillkührlich denkt man hier an ein wohlbekanntes, das Wesen der politischen Geschäftsleute plastisch malendes Dictum des Chefs vom ersten März: „Jaget ihr mich bey der Thüre hinaus, komme ich beym Fenster wieder herein,“ ganz wie die Hennen von Caritena.

Unmittelbar nach dieser denkwürdigen Begebenheit machte Hr. B. einen Ausflug oder eigentlich eine historisch-geographische Entdeckungsfahrt, die ihm allein angehört und die ihm des sichern Taktes und des vollständigen Erfolges wegen die größte Ehre macht. Hr. B. ritt über den Platz, wo einst das große Megalopolis stand, gen Lundari hinauf und ruhte nicht, bis er die Stelle der beyden Slavenstädte Weligosti und Gardichi aufgefunden hatte, die in der moraitischen Frankenzeit eine große Rolle spielen und heute fast bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Weligosti (zu deutsch Wolgast) war eine große Stadt, zugleich Hauptort einer der wichtigsten Zupanien im slavischen Morea und lag auf der Feldebene unweit des heutigen Lundari am Xerillopotamo. Stadt und Schloß sind zwar völlig demolirt, und bis auf Weniges selbst die Trümmer fortgetragen, aber die Gegend selbst mit den spärlichen Ruinen, eine halbe französische Meile in der Ausdehnung, heißt bey den umwohnenden Landleuten noch immer "Weligosti." Noch sinnreicher und schlagender weist Hr. B. die Lage von Macri-Plagi und Gardichi nach, wo die Feudalritter einst große Thaten verrichtet und später die Türken (1460) schaudervolle Denkmale ihrer Barbarey und Eroberungskunst zurückgelassen haben. Was in solchen Fällen die Kenntniß der Landessprache und der unmittelbare Verkehr mit den Eingebornen der untern Volksklassen nütze, kann der sorgliche Leser aus diesem Theil des B.'schen Reiseberichts am besten lernen. Leider ist, wie man wiederholt bemerkt, die Theilnahme der Abendländer an Dingen des byzantinischen Griechenlands so kalt und unbedeutend, daß man, ohne Verdruß und Langeweile zu erregen, die Sache hier nicht umständlicher besprechen könnte. Wer von uns verlangt auch zu wissen, was und wo Weligosti und Gardichi in Morea sind? Die Stätten von Megalopolis und Weligosti indessen sind nur zwey Wegstunden von einander entfernt und die Ueberbleibsel beyder ungefähr von gleichem Belang; und doch ist der Name „Megalopolis“ zu merklicher Betroffenheit des Hrn. B. im Gedächtniß der Umwohner völlig erloschen, während Jedermann wußte, wo einst Weligosti stand. Nichts Zäheres gibt es in der Welt als Namen und Redeweise. Zerstöre man immerhin die Städte und breche man auch noch den Grund heraus, der Name lebt dennoch fort, so lange dieselbe Menschenrace im Lande bleibt, die den Ort noch gesehen hat. Was muß erst vorgegangen seyn, bis sich das Bleibende, das Unzerstörbare, das alle politischen Umwälzungen Ueberlebende einer Landschaft, bis sich der Hügel, der Bach, das Gesträuch, die Haide und der Gebirgsknoten so vollständig etymologisch verwandeln konnten, wie man es z. B. im heutigen Elis, Lacedämon und Arkadien, ja in der ganzen Morea findet, sobald man nur die Landkarte von heute mit der Beschreibung des Pausanias zusammenhält?

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von Joseph Mathias Grafen von Thun, mit einer Einleitung von P. J. Schafarik und Anmerkungen von Fr. Palacky. Prag 1845. 183 Seiten gr. 8.

Wie jedes einzelne Geschlecht so blickt auch ein ganzes Volk gerne auf die ersten Spuren seines Auftretens zurück. Je älter diese sind, je weiter sie zurückreichen in die Vergangenheit, zu so höherem Maaße von Selbstschätzung glaubt es sich berechtigt, und um so viel mehr glaubt es auch in den Augen Anderer gelten zu dürfen. Es ist dies freylich ein Werthanschlag, der nicht selten von dem, welchen die bare Gegenwart ergibt, bedeutend abweicht, der aber auf einer Schwäche beruht, die wir alle einander zu verzeihen haben, und auch, je weniger sie etwa zu weitern Ansprüchen verführt, recht gerne einander verzeihen. Ohnehin zollen wir allem, was irgend alterthümlich heißt, in der Regel schon an sich eine Verehrung, die durch die Frage, ob es sich geschichtlich eben auf uns selbst oder ob auf Andre beziehe, nur wenig vergrößert oder verringert werden kann.

Unter den Alterthümern eines Volkes sind zwar weniger anschaulich als es Reste körperlicher Kunst- und Bauwerke seyn können, aber gewiß sprechender jene andern, die da erkennen lassen, wie es bey denselben um das bestellt gewesen, worin sich noch mehr als in Werken der Hand das innere Leben ausprägt, Zeugnisse seines Sinnens und Empfindens, in Worten seiner eignen Sprache aufbewahrt. Sehr alte Denkmäler dieser Art gehören bey allen Völkern zu den Seltenheiten. Haben sie allein durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht die Gegenwart erreicht, so können sie nicht anders als ihrer ursprünglichen Gestalt äußerst unähnlich seyn, und nur wenn sie geschrieben vorliegen, mögen sie wenigstens diejenige Form festgehalten haben, die ihnen zu der jedenfalls spätern Zeit geworden, in welcher bey einem Volk, je nach dem schnellen oder langsamen Entwicklungsgange desselben, von Schreiben überhaupt die Rede seyn konnte.

Von dem, was wir Deutschen der letztern Art besitzen, einigen wenigen meist kleinen und zum Theil unganzen Stücken reicht mit Wahrscheinlichkeit nur eines über die Zeit Karls d. Gr. und ins Heidenthum hinauf: dennoch durften wir unsern Nachbarn rings gegenüber uns etwas auf sie einbilden, bis vor Kurzem diejenigen dieser Nachbarn, von welchen es am wenigsten zu erwarten stund, die Böhmen mit einer Reihe alter in ihrer Sprache verfaßter Dichtungen auftraten, unter denen drey sind, die sie als noch in der vorchristlichen Zeit ihres Volkes entstanden betrachten.

Wenzel Hanka, gegenwärtig Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseum, sah im J. 1817 den Eifer, mit welchem er die Bibliotheken Prags und der Umgegend zum Behuf seiner Ausgabe von ältern böhmischen Dichtungen (Starobylá skládanie, man hatte damals Kunde von mehrern, die aber in der Regel nicht über das XIV. Jahrhundert zurückreichen) durchsucht hatte, durch einen glücklichen, fast seltsam zu nennenden Zufall belohnt, der ihn in einer Kirche der Stadt Königinhof aus einem

unter dem Thurme liegenden Gerümpel von Geräthen, Waffen (Pfeilen noch aus der Hussitenzeit), alten Papieren und Schriften zwölf böhmisch beschriebene Pergamentblättchen in 12., die kleinen Reste eines Ganzen, das früher theilweise zur Befiederung von Pfeilen und nach der Hand in andrer Weise verbraucht und vernichtet worden war, herausfinden ließ.

Die Wichtigkeit dieses Fundes konnte gleich anfangs durch keine für die ganze gelehrte Welt vollgültigere Stimme ausgesprochen werden als durch die des großen Sprachforschers Dobrowsky, der im Anhang zur zweyten Ausgabe seiner Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur S. 385 von den auf diesen Blättchen enthaltenen „lyrisch-epischen ungereimten Nationalgesängen" sagt, „daß sie durch Leichtigkeit des Vortrags, Reinheit und Correctheit der Sprache, durch Kraft und Anmuth alles übertreffen, was man bisher von alten Gedichten aufgefunden." Aus der Schrift der geretteten Capitel, die als das 25. 26. 27. und 28. des dritten Buches überschrieben sind, urtheilte er, die ganze Sammlung müsse zwischen den J. 1290 und 1310 angelegt worden seyn, so wie aus jenen Ueberschriften, daß sie wenigstens aus drey Büchern bestanden habe, deren drittes solchen kürzern ungereimten Volksliedern gewidmet gewesen sey.

Nach Hanka's Schätzung, die auch Palacky, der ständische Historiograph Böhmens, sowohl in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. 48 v. 1829 als in seiner Geschichte Böhmens II. 2. 339 mit beachtenswerthen Gründen unterstützt hat, ist die Sammlung, deren nun im böhmischen Museum aufbewahrte Reste zwar sehr fein und dicht, aber dabey ausnehmend schön geschrieben, mit rothen, blauen und grünen Anfangsbuchstaben verziert, und trotz bedeutender Verblassung gut zu lesen sind, zwischen den Jahren 1280 und 1290 für Kunigunde, Wittwe Přemysl Otakar's II. von dem geistreichen Zawiš von Rosenberg ihrem zweyten Gemahle veranstaltet worden. Da das erhaltene aus vier, zwey ganzen und zwey unvollständigen, Kapiteln des dritten Buches bestehende Fragment vierzehn Gedichte in sich begreift, so ist zu ermessen, wie viele Stücke es, ein Manessischer Coder seiner Art, enthalten haben muß und welch großen Verlust nicht der Böhme allein, sondern auch jeder Freund der Literatur zu bedauern habe. Indessen bleibt noch immer die Hoffnung, daß sich, wie sich zu unserer Manessischen nun Parisischen auch eine Heidelberger, eine Weingartner nun Stuttgarter und eine Jenaer und andre Liederhandschriften gefunden haben, auch diese Königinhofer nicht die einzige gewesen und geblieben seyn werde, wie denn in der That im J. 1823 ein Beamter der Prager Bibliothek, J. Zimmermann, in noch älterer Schrift (v. 1230 — 1250) nebst einem Minnelied König Wenzels I. wenigstens eines der Königinhofer Stücke (den Hirsch) auch auf dem Deckel eines alten Coder entdeckt hat, nachdem im Jahre 1817 von Linda das Bruchstück eines Liedes an den Wyšehrad gefunden, und im Jahre 1818 das Fragment mit Libuša's Gericht zum Vorschein gekommen war.

Diese siebzehn Stücke nun sind es, welche als die ältesten Denkmale böhmischer Dichtkunst das vorliegende Buch sowohl in der Ursprache als in gegenüberstehender deutscher Uebertragung des edlen Grafen darbietet. Sie sind gereiht nach der Zeitfolge ihrer Entstehung, insoferne dieselbe theils aus der Eigenthümlichkeit und Haltung der Sprache, theils aus der Stelle, welche die in den historischen Stücken berührten Begebenheiten in der böhmischen Geschichte einnehmen, zu ermitteln schien, worüber vor jedem durch eine Bemerkung von Palacky Auskunft gegeben ist, während sich eine dem Ganzen vorgesetzte Einleitung Schafariks über die Auffindung der verschiedenen Handschriften namentlich der von Königinhof, über den Werth und die Eigenthümlichkeit der Dichtungen selbst und ihren Bau, über die allgemeine durch Uebersetzung in verschiedene Sprachen Europas bethätigte Würdigung derselben verbreitet, endlich auch, und wohl mit Recht, nur ganz kurz die Zweifel berührt, die in Böhmen selbst, wie weiland von Dobrowsky gegen die Aechtheit des ältesten Stückes, von Andern sogar gegen die des Königinhofer Fundes erhoben worden sind.

(Fortsetzung folgt.)



1) Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII., XIV. et XV. Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.

2) La Grèce Continentale et la Morée.

(Schluß.)

Bey der politischen Engherzigkeit und beym kurzen Blick des Hrn. B. ist es ein Glück, daß er die Bedeutung der Namen nicht versteht, die er mit eben so viel Eifer als Geschick geographisch zu bestimmen weiß. Ein einziges Beyspiel zeigt dem Leser aufs anschaulichste, wie weit die Einsicht des Hrn. B. in dieser Sache reicht. „Vostitza," sagt er (525), „ist das alte Aegium des Agamemnon," was auch sicher Niemand bestreiten wird. „Auf das alte Aegium des Agamemnon," fährt Hr. B. im Argumente fort, „folgte die Baronie Vostitza der (französischen) Familie Charpigny." Auf die Franzosen folgten die Türken, und heute endlich sind die Griechen in ihr altes Besitzthum wieder eingetreten. „Die Spuren dieser vier Occupationen," bemerkt Hr. B. zum Schluß, „sehe man deutlich in den vier verschiedenen Lagen, die Vostitza nacheinander eingenommen hat." Alles zugegeben, was der weise Politicus hier besagt, scheint uns der Sprung von Agamemnon auf den Freyherrn von Charpigny herab doch etwas bedenklich, und Hr. B. hätte auch sagen sollen, wie gerade in dieser Zwischenzeit aus dem Aegium Agamemnons ein fränkisches Vostitza wurde und dieses Vostitza sich in allen nachfolgenden Verwandlungen gleich geblieben ist! *). Wir wollen Hrn. B. und seine politischen Glaubensbrüder durch derley Verfänglichkeiten nicht weiter ärgern und es dem Leser selbst zu bedenken überlassen, wie Hr. B. auf seinem Ritt von Caritena das Alpheusthal hinab gegen Olympia und über Patras durchs Gebirge längs dem Golf nach Korinth Namen wie Zatuna, Isora, Prinitz, Achova, Arachova, Chlomutz, Klarenz, Kamenz, Chulm, Glogova und noch einmal Warsava treffen konnte, ohne daß ihn diese Klänge weder durch ihre Zahl, noch durch ihre Form, noch durch ihre Bedeutung ins Gedränge bringen? Und doch bemerkt Hr. B. sinnig und richtig, daß sich die Sprache der barbarisch-griechischen Frankenchronik von Morea (1307) mit allen ihren Gallicismen im heutigen Volksdialekt der Provinz Elis noch vollständig erhalten habe, weil die Herrschaft der französischen Barone in Elis am längsten und am kräftigsten gewesen sey (506). Hr. B. ist aber doch nicht ganz auf der Höhe der Wissenschaft, ohne die man die gegenwärtigen Zustände Griechenlands weder vollständig erkennen noch gehörig deuten kann. Voll Kümmerniß und Niedergeschlagenheit, daß ihm selbst griechische Ortsobrigkeiten die Trümmer des alten Aegira als Reste einer Frankenburg bezeichneten, legt Hr. B. das Bekenntniß ab, „es sey doch ein betrübender Gedanke, mitten unter großartigen Ruinen einer Stadt herumzuwandeln, von der die Nachkommen der einstigen Bewohner nicht einmal den Namen wissen (545)." Der gute Hr. B. meint noch immer, zwischen Agamemnon und Plaputas haben sich nur Baron Charpigny und Churschid-Pascha vorübergehend eingeschlichen!

In der Doppelabsicht, etwa noch altes Hellenengemäuer zu sehen und zugleich die Stelle aufzusuchen, wo sich die französischen Barone um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts gegenseitig eine Schlacht geliefert haben, ging Hr. B., der in Griechenland nur Hellenisches und Französisches kennt, von Korinth nicht auf dem nächsten Weg über Megara und Eleusis nach Athen zurück, sondern streifte seitwärts über das isthmische Gebirg gegen Vilia und Gyphtocastro (Zigeunerburg) bis an die böotische Gränze hin. Daß er im stark bevölkerten Vilia nur Albanesen gefunden habe und den Einkehrstall zu Chora unweit Kundura auch ein

*) Vostitza ist eben so rein slavisch wie die gegenüber liegenden Bergnamen Varsava, Glogova und Veternitza.

Albanese hatte, der die fremden Wanderer tapfer schröpfe, sagt Hr. B. allerdings. Hr. B. hat aber nicht bemerkt oder sagt es vielleicht nicht gerne, daß die ganze Landschaft um den Isthmus nur von Albanesen bevölkert sey und in mancher großen Ortschaft sogar Niemand ein Wort griechisch rede, z. B. in Perachora und Nachbarschaft. Ueber das Einzelne thut Hr. B. überall guten und gewissenhaften Bericht; zum allgemeinen Begriff und zum übersichtlichen Bilde erhebt er sich selten oder nie. Sonst hätte uns Hr. B. gestehen müssen, daß vom griechischen Königreich, wie es heute ist, die eine gute Hälfte albanesisch spricht und das Neugriechische erst noch lernen muß, von der andern Hälfte aber ein bedeutender Distrikt sogar die slavische Zunge noch bewahrt.

Von diesen griechischen Albanesen, die Hrn. B. auf seinen Wanderungen allenthalben begegneten und die ihm auch überall starke Zechen schrieben, wird eben deßwegen keine besonders günstige Schilderung gemacht. „Heißhunger nach Thalari" sey zwar gemeinsamer Fehler der ganzen Albaneserrace (564), der Stall-Albanese von Chora aber habe es hierin zur Virtuosität gebracht und könne selbst seinen Genossen in Phigalia, Korinth und Vilia noch als Muster dienen. Damit reiseliebende Abendländer voraus wissen, was ihnen das Uebernachten in einem hellenischen Roßstall koste und wie billig man vergleichungsweise in Gasthäusern lateinischen Bekenntnisses behandelt werde, soll zum Schlusse noch der Conto figuriren, den Hr. B. für ein Nachtlager im Stall von Chora oberhalb Eleusis zu bezahlen hatte. Zu essen hatte Hr. B. ein zähes Huhn, alten Käse und frische Trauben; zum Schlafen aber ward eine Thür ausgehoben und der herbstlichen Lüfte wegen ein Feuer neben dem Lager unterhalten. In der Frühe kam der Albanese mit der Rechnung, auf welcher jegliches gewissenhaft und mit einer strengen, selbst für abendländische Contoschreiber exemplarischen Analysis verzeichnet war:

für ein lebendiges Huhn	soviel;
um es zu tödten	soviel;
um es zu rupfen	soviel;
um es zu putzen	soviel;
um es an den Spieß zu stecken und eine halbe Stunde lang zu wenden	soviel;
um Feuer anzuzünden	soviel;
um das Feuer zu unterhalten	soviel;
für einen Platz im Roßstall	soviel;
um die Thür auszuheben	soviel;
um sie wieder einzuhängen	soviel;
um sie die ganze Nacht liegen zu lassen	soviel;
für die Rohrdecke als Unterlage	soviel ꝛc.

In gleicher Weise wurden auch die übrigen Reichnisse in schönster Gliederung zu Papier gebracht, so daß am Ende bey aller Mäßigung der einzelnen Posten im Ganzen doch eine Rechnung von nahe 15 Franken zu Stande kam, was für eine zähe Henne und eine attische Roßstallnacht allerdings nicht wenig ist. Statt dieses albanesische Wirthsmanuscript zuerst in seiner Form philologisch-grammaticalisch zu prüfen und durch berichtigende Zusätze zu einer zweyten verbesserten Auflage vorzubereiten, statt sodann die einzelnen Ansätze nach den Principien der Moralphilosophie und des Naturrechts sorglich abzuwägen, was in dieser Art sicherlich unter Zank, Gemarke und Ermahnungen jeder Lage ein sparsamer Deutscher thäte, bezahlte Hr. B. mit der seiner Nation angebornen „Generosität" die verlangte Summe und ritt denselben Tag — an Erfahrung schwer, an Thalari aber ziemlich leicht — über Eleusis nach Athen zurück, das er vor bald drey Monaten verlassen hatte.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

In der That scheinen dergleichen Zweifel einer gewissen Ungunst gegen die Erstarkung des eingebornen Elements in Böhmen weit mehr als irgend haltbaren Gründen zuzuschreiben. So viel ist sicher, daß an einen Mac Pherson und Ossian in slawischer Gestalt nicht wohl zu denken ist da, wo Beweismittel vorhanden sind wie die Pergamente, die im böhmischen Museum zu Jedermanns Ansicht, und außerdem der allgemeinen Prüfung vorliegen in treuen Facsimiles, welche sich der kritischen Abhandlung „die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache" von P. J. Schafarik und Fr. Palacky Prag 1840 und der bereits in vierter Auflage erschienenen Hanka'schen Ausgabe der Königinhofer Handschrift angefügt finden.

Das als das älteste Denkmal böhmischer Dichtkunst an der Spitze stehende Bruchstück, das auf einem allerdings unter seltsamen Umständen ins böhmische Museum gekommenen Pergament aus dem Ende des IX. Jahrhunderts enthalten ist, bezieht sich auf eine Begebenheit, die zu Anfang schon des VIII. Jahrhunderts statt gehabt haben muß, nemlich auf eine Art Landtages, auf welchem unter dem Vorsitze Libuša's (Liubuša's) über einen aus der Geschichte bekannten Streit zweyer böhmischen Herren verhandelt wird und ist überschrieben: Gericht der Libuša (Libušin saud, Libušin súd). Die Haltung ist durch ihren Reichthum an natürlichen Bildern und Figuren durch und durch poetisch, obgleich sich, abgesehen von einem, wie im böhmischen Idiom überhaupt vorherrschenden, dem Accente nach trochäischen Gange, weder Reim, Assonanz und Alliteration noch nothwendige Abtheilung der Verse erkennen läßt. Nach einigen Sätzen über Erbrecht, die nur der Schluß vorausgegangener zu seyn scheinen, heißt es, nach Gr. Thun's Verdeutschung:

„Wltawa *), was trübest du dein Wasser?
trübest deine silberschäum'gen Wogen?
Hat ein wilder Sturm dich aufgewühlet,
hat ein Wolkenbruch sich ausgegossen,
der die Gipfel grüner Berge spülend
ausgeschwemmt den goldsandhalt'gen Lehmgrund? —
Muß ich da nicht meine Wogen trüben,
wenn sich Brüder Eines Stammes streiten
rechte Brüder um des Vaters Erbe?" u. s. w.

Am Schluß des Fragmentes heißt es:

„Ratibor vom Riesenkamm erhebt sich,
und beginnt in solcher Art die Rede:
Schmählich wär's, bey Deutschen Recht zu suchen:
Uns nur gilt das Recht nach heil'ger Satzung,
wie es mitgebracht schon unsre Väter
als in . . . . .
(Wsta Ratibor ot gor Krkonoši **),
je sě tako slowo goworiti;
nechwalno nám w Němcěch iskat prawdu:
U nás prawda po zákonu swatu,

*) Moldau.

**) krkonoš noch jetzt die b. Benennung des Riesengebirges.

juže prinesechu otci naši
w sieže . . . .)

Schade, daß vor dem, was hier folgen und von willkommener historischer Bedeutung seyn konnte, das Pergament zu Ende geht. Bezeichnend auch die Rücksicht, unter der hier die Němci zur Sprache kommen. Dies möchte leicht die älteste Stelle seyn, in welcher diese den Slawen und nach ihnen dem anstoßenden Orient eigene Benennung für ihre westlichen Nachbarn zu finden ist, falls hier nicht etwa Nichtslawen, im antiken Sinne Barbaren überhaupt, gemeint seyn sollen. Wäre dies eine der Stellen, die an der Aechtheit des Stückes zu zweifeln Anlaß gegeben?

Das zweyte Stück (das 6. der K. HS.), betitelt Záboj und Slawoj, besingt den Sieg dieser beyden über den götterfeindlichen Ludiek (Ludwig?) Feldherrn eines fremden Königs, und kann, da es noch aus Böhmens Heidenzeit stammt, nicht später als im IX. Jahrh. verfaßt seyn.

Aus dem schwarzen Walde ragt ein Felsen,
Auf den Felsen steigt der starke Záboj,
sieht nach allen Seiten in die Gaue,
tief betrübet ihn der Gaue Anblick
und er klaget mit der Taube Weinen.
. . . .
Durch den Wald den langgedehnten
eilt von Mann zu Mann er rastlos weiter,
durch das ganze Land zu all den Starken.
Kurze Worte heimlich sagt er allen,
neigt sich vor den Göttern,
eilt von da zum Freunde.
. . . .
Und in dritter Nacht als Luna sich erhebt *),
sammeln Männer sich im schwarzen Wald
Hiezu Záboj,
führt sie zum Thale,
in das tiefste Thal im weiten dunkeln Walde.
Záboj steigt hinab zur tiefsten Stelle,
dort ertönt sein Warit *):
„Männer mit dem Bruderherzen und dem Flammenblick!
singe hier für euch im Thale:
aus dem Herzen kommt das Lied,
aus dem Herzen das von Kummer tief gebeuget:
„„Sterbend schied ein Vater,
alles Erbe seinen Kindern und Geliebten hinterlassend,
Auch hat keinem er gesagt:
Bruder sprich zu ihnen mit des Vaters Wort.
Doch ein Fremder kommt und dringt ins Erbe ein,
gibt in fremder Sprache dort Befehle:
Was von früh bis Abend Sitte ist im fremden Lande,
sey von Kindern wie von Frauen hier gethan,
und nur Eine Gattin sey erlaubt
für die Pilgerschaft durchs ganze Leben.
Auch die Sperber scheucht er aus den Hainen;
Götter, wie sie dort im Lande sind,
soll man hier verehren und nur ihnen soll man Opfer weihen;
nicht die Stirne schlagen darf man vor den Göttern,
noch im Zwielicht ihnen Speisen reichen.
Wo der Vater hingelegt die Götterkost,
wo sie anzurufen er gepflegt
Sind die Bäume umgehauen,
jedes Götterbild zerstört.““
Ha du Záboj! ja du singest
recht von Herz zu Herz dein Lied des Kummers.
So wie Lumír, welcher oft mit Wort und Lied
so Land wie Wišehrad begeisternd weckte,
so du mich und alle Brüder.
Gute Sänger sind den Göttern lieb;
singe! sie erfüllten gegen Feinde so dein Herz!
u. s. w.

Man sieht hier den Helden und den Sänger in Einer Person, Leyer und Schwert vereint; und

*) i kdaž za třetiem Luna bieše. Das Wort für Mond nicht etwa erst den Lateinern entlehnt, sondern schon den alten Slawen, wie noch jetzt den Russen geläufig.

*) wze warito zwučno nimmt das klingende w. (σάρσιτον?)

auch ein früherer Sänger der Art wird rühmend erwähnt. Was die Begebenheit selbst betrifft, so hat Swoboda an Samo's Kampf gegen die Franken 628 — 638, Meinert an den unglücklichen Zug Ludwigs des Deutschen von 849 gedacht, Palacky dagegen findet dafür in der wirklichen Geschichte keinen erklecklichen Anhaltspunkt.

Das dritte Stück (das 4. der K. HS.) Čestmir und Wlaslaw handelt von der bey Cosmas und andern Chronisten besprochenen in die erste Hälfte des IX. Jahrh., also gleichfalls in die böhmische Heidenzeit fallenden Besiegung Wlastislaw's Fürsten von Saaz durch Čestmir, einen Heerführer Neklan's Herzogs zu Prag, einer Begebenheit, deren Schauplatz der Uebersetzer im Thale der Eger bey Klösterle, der ältesten Besitzung der Grafen Thun in Böhmen, zu erkennen glaubt.

Folgt als viertes Stück (das 10. der K. HS., das sich, wie schon gesagt, auch in einer andern HS. des XIII. Jahrh. gefunden hat) der Hirsch (jelen), nemlich Klage über einen erschlagenen Heldenjüngling, der sinnig mit einem Hirsche verglichen wird.

Fünftes St. (das erste der K. HS., von welchem zu Anfang mehr als die Hälfte fehlt) Oldrich und Jaromir oder die Niederlage Boleslaw's des Kühnen, Königs von Polen, und Befreyung Böhmens von der polnischen Herrschaft im Jahre 1004.

Sechstes St. Fragment eines Minneliedes, das mit einer Begrüßung des Wyšehrad (der alten hohen Burg bey Prag) beginnt, auf einem Pergament aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh. gefunden.

Anfang:

Ha du unsre Sonne, fester Wyšehrad!
(Ha ty naše slunce, Wyšegrade twrd!)

Siebentes St. (7. auch der K. HS.) Zbyhon raubt eine Jungfrau und hält sie auf seiner Burg gefangen, bis der Geliebte sie mit List und Gewalt ihm entreißt. Wie im vierten St. der Hirsch, so dienen hier Taube und Sperber zur poetischen Folie.

Anfang:

Eine Taube flieget hin von Baum zu Baume,
(Poletowa holub *) se dřewa na dřewo,)
girret, ach so kläglich, ihren Gram dem Walde
(žalostiwo wrka hoře wšemu lesu.)

Achtes St. (das 2. der K. HS.). Beneš Hermanns Sohn schlägt im J. 1203 die Sachsen, nemlich ein Heer des Markgrafen Dietrich von Meißen, der, während König Přemysl Otakar I. zum Kaiser Otto IV. gezogen war, Böhmens Grenzen überschritten hatte, um die Verstoßung seiner Schwester, der Königin Adelheid, zu rächen. Beneš war, wie Palacky zeigt, 1217 — 1220 Kastellan zu Bautzen; von ihm und seinem Bruder Markwart stammen die noch in Böhmen blühenden Herren (jetzt Grafen) von Waldstein.

Anfang:

Ai du Sonne, liebe Sonne,
bist du auch von Schmerz erfüllt?
warum scheinest du auf uns,
uns das arme Volk?
(Aj ty slunce, aj slunečko,
ty-li jsi žalostiwo?
čemu ty swietiš na ny,
na biedné ludi?)

Neuntes St. (das 5. der K. HS.) Ludiše und Lubor oder, wie im Original die Ueberschrift lautet, von dem berühmten Turniere. Da solche Spiele erst unter Wenzel I. (1230 — 1253) in Böhmen eingeführt worden, kann das Gedicht nicht anders als in der zweyten Hälfte des XIII. Jahrh. verfaßt seyn.

Anfang:

Vernehmt die Kunde Alt und Jung
von Kämpfen und von Kampfesspiel.
(Znamenajte staři, mladi
o pótkách i o sědáni).

Ein Fürst an der Elbe, Vater der schönen Ludiše, ladet zu einem Feste. Nach dem Mahle spricht er zu den Gästen:

Ich, wackre Männer, wüßte gern,
wer mir der nützlichste von euch.

*) Unverkennbar ist das slawische holub, golub, golob dasselbe Wort mit dem lat. columba.



Im Frieden sey der Krieg bedacht,
denn Nachbar bleibt der Deutsche uns.
(Statni mužie, jáz chcu zwiesti,
kaci z wás mi najplzněji.
W miře wálku mudro ždáti;
wezdy nám súsědé Němci.)

Vor der Burg auf weiter Au kämpfet Paar nach Paar um den Siegeskranz von Eichenlaub, der endlich von der Fürstentochter Lubor'n aufgesetzt wird.

Das zehnte St. (das 3. der K. HS. und überschrieben: von den großen Kriegen der Christen mit den Tataren) bezieht sich auf den Sieg Jaroslaw's von Sternberg über die Tataren bey Olmütz im Jahre 1241. Da in diesem Gedichte von einer nach dem Westen pilgernden durch Deutsche beraubten Tochter des Chanes Kublaj die Rede ist, und dieser erst von 1259 bis 1294 geherrscht hat, so kann es nicht früher als gegen Ende des XIII. Jahrh. verfaßt seyn, und muß jedenfalls als das jüngste der Sammlung angesehen werden, in welche demnach mit einer Unbefangenheit, die zu jener Zeit noch nicht allenthalben zu finden war, Heidnisches wie Christliches gleich bereitwillig aufgenommen worden ist.

Auf diese zehn Stücke mehr epischer Haltung folgen nun sechs niedliche kleinere der K. HS. lyrischen Inhalts, die wohl auch eigentliche Volkslieder gewesen sind.

11) Das Sträußchen (kytice), schon von Göthe in „Kunst und Alterthum" (sämmtl. W. 12. Ausg. 1827 Bd. 3. S. 217) in deutschem Gewande mittheilt. — 12) Die Erdbeeren (Jahody), 13) die Rose (Růže), 14) der Kukuk (Zezhulice), 15) die Betrübte (Zarmaucena), 16) das Mädchen und die Lerche (Diwką a skřiwánek).

Den Schluß endlich macht ein Stück, das, wie gesagt, mit dem Liede vom Hirsch auf einem Reste Pergament gefunden worden und für uns Deutschen in so ferne von besonderm Belange ist, als es,

zwar gegen Ende nicht vollständig, entweder das Vorbild oder aber die Uebersetzung eines Minneliedes seyn muß, das sowohl in der manessischen als in der Weimarer Handschrift unsrer Minnesinger enthalten und nebst noch zweyen andern dem König Wenzel von Beheim*) zugeschrieben ist.

In der deutschen Fassung lautet die erste der fünf zehnzeiligen Strophen (V. d. Hagen Minnesinger I. S. 8) folgendermaßen:

Uz hoher aventiure ein sueze werdekeit
hat Minne an mir ze liehte betaht,
ich siufte uz herze liebe, swenne ich denke dar,
do si mir gap ze minneklicher arbeit
als ich in wunsche hete gedaht,
so zart ein wip, des ich mich iemer ruemen tar,
und doch also, daz ez ir niht ze vare ste:
si gab in grozer liebe mir ein richez we,
daz muoz ich tragen iemer me,
in' ruoche **), wem ez ze herzen ge.

(Schluß folgt.)

*) Ob Wenzel I. oder aber sein Enkel Wenzel II. gemeint sey, wird noch gestritten. Für jenen erklärt sich auch Palacky (Gesch. von B. II. 1. S. 97). H. v. d. Hagen (Minnesinger IV. 13 — 19) ist für Wenzel II.

**) Das neprose im hier nachfolgenden böhmischen Texte scheint einen bessern Sinn zu gewähren als in' ruoche (ich bekümmere mich nicht).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Lœbe. Vol. I. Altenburgi et Lipsiae in libraria Schnuphasiana 1836. XXXX. 360 S. 4. — Vol. II. pars prior glossarium linguae gothicae continens. Lipsiae apud F. A. Brockhaus 1845. XVIII 244 S. 4.

So anerkennenswerth die Bemühungen eines Junius, Stiernhielm, Ihre, Benzel, Gordon, Fulda, Zahn sind und bleiben werden, so war doch bei dem ernsten Studium, dessen sich die germanischen Sprachen in unsern Tagen zu erfreuen haben, eine neue sorgfältige Ausgabe Ulfilas *) längst zu einem dringenden Bedürfnisse geworden. Mit freudigem Danke begrüßt daher gewiß jeder Forscher ein Werk, das uns sämtliche Überreste der gothischen Sprache zum ersten Male vereint darbietet. Zum Behufe dieser Arbeit ward nicht nur die in Upsala aufbewahrte silberne Handschrift von den Hrn Herausgebern sorgfältig verglichen, sondern auch das in Italien Aufgefundene von dem Grafen Kastiglione an sehr vielen Stellen einer neuen Durchsicht unterworfen. — Der erste Theil umfaßt den gothischen Text, die erste Abtheilung des zweiten Theiles dagegen besteht aus einem den gothischen Wortschatz enthaltenden Glossare. Möge die zweite Abtheilung uns recht bald die Grammatik bringen.

*) Rectissime sine dubio, quia ita indole linguae gothicae commendatur, Vulfila scriberetur, quod verbum, nomen deminutivum vocis vulfs (lupus), proprie lupulum significat. Prolegomena IX. S. 1. Anm.

Was den gothischen Text betrifft, so könnten wir eine nicht geringe Anzahl von Stellen anführen, welche durch die neue Vergleichung berichtigt worden sind; doch da jeder Leser das von selbst sieht, so laßen wir dieselben unberührt und versuchen vielmehr durch Beleuchtung dunkler, durch Heilung kranker Stellen zum beßern Verständnisse Ulfilas ein Scherflein beizusteuern.

Matthäus.

5, 23 ith jabai nu bairais aibr thein du hunslastada] ἐὰν οὖν προσφέρῃς τὸ δῶρόν σου (Vulgata munus tuum) πρὸς τὸ θυσιαστήριον. — Das Wort aibr, welches nur an dieser Stelle vorkömt, erregte von jeher viel Anstoß. Ihre wollte bair lesen, Zahn libr. Jak. Grimm (Mythol. 36. Seite, Grammatik I. 43. 63. S. 3. Ausg.) möchte tibr setzen. — Was bair betrifft, so sehen wir auch in gaggast (Mark. 14, 13) st. gaggats (ὑπάγετε), vaits (II. Timoth. 1, 15) st. vaist (οἶδας), abrjans (Gal. 3, 29) st. arbjans (κληρονόμοι) Buchstaben versetzt; allein das Wort entbehrt aller Begrün-

dung. — Noch weniger Beachtung verdient libr, worauf Zahn lediglich durch die zwischen *Λ* und *Λ* obwaltende Ähnlichkeit gebracht ward. — übr dagegen, das an Ludwig Ettmüller (Hallische Allgem. Lit. Zeit. 1838. 224. Nr.) einen warmen Fürsprechen fand, hätte an dem angelsächsischen tifer über, althochd. zebar (victima hostia sacrificium) eine Stütze; eine Verwechselung des *T* mit *Λ* ist jedoch kaum denkbar.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte aus Böhmens Vorzeit rc.

(Schluß.)

Ihr entspricht

im Böhmischen:	nach des Grafen Verdeutschung:
Z welikých dobrodružstwie	Aus manchem Abenteuer
milost mi wyjewi	hat Liebe mir gezeigt
sladinkú dóstojnost.	die Würde süßer Lust.
Jáz steniu srdečenstwiem,	Ich seufze froh beklommen
kehdy pomniu na to;	in Rückerinnerung;
ó kaké laskawosti	o wie mit ihren Hulden
želeje mysl moje!	sie meinen Sinn durchglüht!
jež tako lepú děwú	ich mich des holden Liebchens
chlubiti sě mohu:	zu rühmen auch vermag:
obako bez úhony	und dennoch unbeschadet.
swé lásky, da žel krut,	der Huld, auch schafft sie Leid,
jeiž wesdě nositi drbju,	und dieses stäts ich tragen muß,
neprose, koho rwe.	sie frägt nicht, wen es drückt.

Es wird mit Recht gefragt, welche Fassung man dem gekrönten Dichter als die ursprüngliche zuzuschreiben habe, die böhmische oder die deutsche. Für jene spricht, außer einem Grunde, der sich von selbst versteht, eine freylich nicht ganz klare Kürze und Gedrängtheit, welche sich, wie sehr sie dem Genius der Sprache überhaupt zu verdanken seyn möge, der Umständlichkeit des deutschen Textes gegenüber als Früheres ausnimmt. Dagegen aber hat die deutsche Fassung, wie man sieht, den Vorzug eines künstlichen Reimbaues, von welchem in dieser so wenig als in den übrigen bisher erwähnten ältesten böhmischen Dichtungen auch nur eine Spur zu erkennen ist. Die Herausgeber gehen so weit, eine solche Uebertragung nicht dem König selbst, sondern irgendeinem an seinem Hofe lebenden Deutschen zuzutrauen, welcher es sogar darin versehen habe, daß er in seiner vierten Strophe einen bezeichnenden altböhmischen Ausdruck seines Originales durch einen deutschen wiedergegeben, der mit jenem nur den Laut, keineswegs aber die, der Haltung des Ganzen zusagende, zarte Bedeutung gemein habe. Es entspricht nämlich der böhmischen Stelle:

že objiech jejie stwúcie,
ladné, sladké, luzné,
roztomilé tělicko

die deutsche:

Swie gar ich umbevangen het
ir klaren, zarten, suezen, losen, lieben lip.

Während nun luzný die unschuldige Bedeutung: reizend, anmuthig habe, sey die von

lose hier auffallend und störend. Indessen kommt dem ältern lose, losen allerdings auch die mildere Bedeutung blandus, blandiri *) zu, in welcher es in die romanischen Ausdrücke lusinga, lusingare, lusinghevole, lisonja, lisongear, lisongero übergegangen seyn mag.

Gerade auch daß diese böhmischen Dichtungen zu einer Zeit, wo den Romanen und Deutschen längst eine äußere Ausschmückung durch Reim und Maaß und Zahl der Sylben Bedürfniß war, ihrem Volke, neben der Pracht der Worte, einzig durch ihren innern Gehalt an Gedanken, Bildern und

*) So sagt Ottokar von Horneck in seiner österreichischen Reimchronik

Cap. 627. Wa die minne hat phlicht
zwischen weib und mannes leib,
da gesiget daz weib,
wie fest des mannes mut ist . . . .
Wie schult sich nu erwern hie
von Beheim chunig Wenzla,
wenn er vont bei im na
die chunigin losen zart,
alda er von ir wart
gechusst und getrawtet.

Cap. 684. Von Behaim die chunigin
dew chert darzu al ir sin,
spat und frue traib si darzue
mit trewten und mit losen,
mit manigen chosen
den chunig Wenzlan,
daz er die heirat trug an.

Cap. 640. heißt es von Vater und Tochter, die sich wiedersehen:

mit maniger red losen
vertriben si die weil.

Und so wird in Maier Helmbrecht (982) gesagt:

Der losen unde liegen (schmeicheln und lügen) kan,
der ist zu hofe ein werder man.

Wendungen zu erheben und zu ergetzen vermochten, scheint für ihr Alterthum, für einen Zeitraum zu zeugen, in welchem jene westeuropäischen Traditionen sich der slawischen Welt noch nicht mitgetheilt oder ihr noch nicht so ganz eingeleuchtet hatten. Sind die bisherigen Herausgeber gleichwohl bemüht gewesen, jene Denkmäler, in Verse oder gar Strophen abgetheilt, vorzuführen, von jambischem, trochäischem, daktylischem Gange, von indoeuropäischen und semitischen Gliederungen zu sprechen, so sehen wir dazu weniger einen innern Grund als wir die dankenswerthe Bereitwilligkeit anerkennen, mit welcher sie unsern Angewöhnungen entgegenkommen.

Da für den Urtext und seine Kritik durch Hanka's Ausgaben, durch Schafariks und Palacky's Untersuchungen gesorgt ist, so konnte das Böhmische der gegenwärtigen ganz nach dem Ertrage jener Kritik und mit der gewöhnlichen neuern Orthographie gegeben werden.

Was nun die deutsche Uebersetzung betrifft, so bleibt das Verdienst der erste eine solche versucht zu haben, dem Humanitätsprofessor W. A. Swoboda. Beyde Uebertragungen, sowohl jene, die den bisherigen Hanka'schen Ausgaben beygefügt ist, als die vorliegende zeigen, daß ihre Verfasser bestrebt waren, den Urtext so treu wiederzugeben, als es möglich ist, Gold von seltenem, uraltem Gepräge durch heutige Alletagsmünze zu ersetzen. Beyde haben geglaubt, für den bey solchem Wechselgeschäfte unvermeidlichen Verlust durch Einhaltung eines metrischen Ganges einigermaßen schadlos zu halten, haben sich aber dadurch die Erreichung jenes Hauptzweckes selber nicht wenig erschwert. Wir thun wohl nicht unrecht, wenn wir dem Leser zu einiger Vergleichung der beyderseitigen Leistungen wenigstens eines der Blümlein aus dem altböhmischen Strauße, das kleinste, unzerpflückt darreichen.

Zezhulice:
W šírém poli dubec stojí,
na dubci zezhulice,
zakukáše, zaplakáše,
že nenie wezdy jaro.
Kakby zrálo žitko w poli,
by wezdy jaro bylo?
kakby zrálo jablko w sadě,
by wezdy léto bylo?
kakby mrzli klasi w stoze,
by wezdy jeseň byla?
kakby děwě težko bylo,
by wezdy sama byla?

Nach Swoboda:
Steht eine Eich im weiten Felde,
auf der Eiche sitzt ein Kukuk,
und er schlägt, hebt an zu klagen,
daß der Lenz nicht immer währet.
Wie möcht Korn im Felde reifen,
wenn es immer Frühling bliebe?
Wie im Garten Aepfel reifen,
wenn es immer Sommer bliebe?
Wie im Schober frieren Aehren,
wenn es immer Herbst nur bliebe?
Und wie bange wär' der Dirne,
wenn sie immer einsam bliebe?

Nach Gr. Thun:
Im weiten Feld die Eiche steht,
ein Kuckuck auf der Eiche,
der kuckuckte sein Klagelied,
daß stäts nicht Frühling wäre.
Wie würde reif des Feldes Saat,
wenn immer Frühling wäre?
im Garten wie der Apfel reif,
wenn immer Sommer wäre?
wie hätten Aehrenschober Frost,
wenn immer Herbst nur wäre?
Wie bange müßt' dem Mädchen seyn,
wenn stäts allein es wäre?

Graf Thun, der „weder ein Čeche noch ein Deutscher, sondern ein Böhme ist, der, von inniger Vaterlandsliebe durchglüht, das Unterdrückenwollen einer von diesen beyden Nationalitäten — gleichviel welcher — als das unheilvollste Mißgeschick betrachtet *), und für seine čechischen Brüder das Wort ergreift, weil er es für Ritterpflicht hält, auf der Seite des Schwächern zu stehen," konnte in dieser ehrenhaften Richtung kaum irgend Wirksameres vornehmen als was er thut, indem er diese Denkmäler bey seinen andern, den deutschen, Landsleuten an eigner Hand, in einer zunächst auf sie berechneten Gestaltung einführt **). „Als mir das Glück wurde, sagt derselbe in seinem Vorwort, diese Heiligthümer im Urtexte lesen und verstehen zu können, ergriff mich eine unnennbare Wehmuth, und lebhaft erwachte der Wunsch in mir, dieses Zeugniß nichtgeahnter Cultur auch deutschen Augen, die sehen wollen, vorzulegen . . . Diese eben durch ihre Seltenheit um so werthvollern Reliquien geben dem Čechen ein volles Recht, auf seine Urväter stolz zu seyn, und Heil ihm, wenn sie auch ferner als Sporn wirken zu nationeller Ausbildung; aber auch dem Nichtčechen müssen dieselben um so merkwürdiger erscheinen, je mehr ihn universelle Bildung über nationelle Einseitigkeit erhebt."

*) Hat solche Gesinnung Lebenskraft genug, auf beyden Seiten eine Wahrheit zu werden, so ist wenig Gefahr für das friedliche Nebeneinanderbestehen der beyden durch Gesetz und Geschichte gleich berechtigten Nationalitäten, denen gegenseitiges Kennen und Anerkennen sogar ein Hebel werden mag des Wetteifers im gemeinsamen Voranschreiten zu allem, was ein Volk groß und glücklich macht.

**) Für die Böhmen erscheinen sie neuerdings mit an der Spitze einer vom Nationalmuseum veranstalteten Auswahl aus der böhmischen Literatur (Wýbor z literatury České), in welcher Musterstücke sowohl in Versen als in Prosa aus allen Jahrhunderten vorgeführt werden. Der bereits ausgegebene erste Band, Lexiconformat über 1200 Seiten stark, enthält Stücke aus der ältesten Zeit bis zu Ende des XIV. Jahrh. Zunächst folgen soll der vierte, der ein Bild der neuesten Literatur gewähren wird. Der zweyte und dritte sind dem dazwischen liegenden Zeitraume gewidmet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Fortsetzung).

Es kann allerdings ein Schreibfehler obwalten; dann liegt aber unserer Ansicht nach die Heilung viel näher. Wie wir nämlich Luk. 6, 1 in bnauandans st. bnauandans (ψώχοντες, fricantes) und Mark. 9, 42 in bals st. hals (τράχηλος) h mit b verwechselt sehen, so könnte auch aibr st. aihr stehn. aihr gehörte mit aihts (Mehrheit aihteis τὰ ὑπάρχοντα, bona, opes) zu dem Stamme eihan *) aih aihum aihans (lat. ic-ere), bedeutete also das Erlegte, das Erbeutete, die Habe. — So leicht diese Änderung wäre und so gut aihr seiner Bedeutung nach paßte, so halten wir aibr gleichwol für echt. Dasselbe steht nicht einsam, sondern hat an dem althochd. eibar (austerus acerbus immanis durus), so wie an dem niedersächs. und schweizerischen iver (aemulatio fervor ira), neuhochd. Eifer, so ferne diese auch zu liegen scheinen, seine Verwandten. Ihr gemeinschaftlicher Stamm ist eiban aif ibum ibans, das buchstäblich dem griech. οἴφειν (concumbere, οἴφ. γυναῖκα, inire feminam) entspricht, vorausgesetzt, daß diß in seinem Anlaute nicht gelitten hat. eiban (Wurzel ib if) wird mit aban (Wurzel ab af. Grimm II. 42. 43) mehr oder weniger dasselbe bedeutet haben. Unter aban aber stoßen wir auf die Begriffe proles fructus studium. Wir möchten daher kaum irren, wenn wir aibr für Erzeugniß, Frucht nehmen. — Der Übergang von studium aemulatio zu austerus acerbus immanis durus aber ist sehr einfach.

*) eihan hat man mit ἔχειν zusammengestellt; diß lautete jedoch ursprünglich Fέχειν, ist also buchstäblich das goth. vigan, ahd. wigan (movere), lat. vehere, sanskr. vah, send. vaz, slaw. vez.

5, 29 ith jabai augo thein thata taihsvo marzjai thuk, usstagg ita jah vairp af thus] εἰ δὲ ὁ ὀφθαλμός σου ὁ δεξιὸς σκανδαλίζει σε, ἔξελε αὐτὸν (Vulg. erue eum) καὶ βάλε ἀπὸ σοῦ. — Für den Imperativ usstagg ließe sich II. Kor. 7, 5 ana-praggana i (θλιβόμενοι), das dem Verbum staggan staistagg gleich praggan paipragg forderte, anführen. Allein dort ist sicher anaprugganai (Partizip von priggan pragg pruggum) zu lesen. Wir stimmen daher mit den Herausgebern Jak. Grimm bei, der (II. 190) auf das altnordische stinga (pungere) gestützt usstigg vorschlägt. i und a sind auch sonst mit einander verwechselt. So steht Luk. 6, 38 st. mitid (μετρεῖτε) mitad, Joh. 11, 24 st. spedistin (ἐσχάτῳ) spedistan, und umgekehrt Luk. 1, 5 st. gudja (ἱερεύς) gudji, Mark. 10, 29 st. attan (πατέρα) attin. — Dazu kömt noch, daß an dem a geschabt sein soll.

5, 40 thamma viljandin mith thus staua jah paida theina niman aflet imma jah vastja] τῷ θέλοντί σοι κριθῆναι (Vulg. judicio contendere) καὶ τὸν χιτῶνά σου λαβεῖν ἄφες αὐτῷ καὶ τὸ ἱμάτιον. — Hinter staua fehlt offenbar das Verbum. Wahrscheinlich schrieb Ulfila dem lat. judicio contendere entsprechend stauai haifstjan. Da stauai durch den Ausfall des Wortes haifstjan vor jah zu stehn kam, i aber in einem

darauf folgenden j gerne aufgeht, ward stauai zu staua. Vgl. Luk. 2, 21 in vamba. jah . . . st. in vambai. jah (ἐν τῇ κοιλίᾳ. καὶ . . . Vulg. in utero. et), Luk. 5, 4 ana diupitha jah . . . st. ana diupithai jah.

6, 3 ith thuk taujandan armaion ni viti hleidumei theina hva taujith taihsvo theina] σοῦ δὲ ποιοῦντος ἐλεημοσύνην μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου τί ποιεῖ ἡ δεξιά σου. Man könnte sagen, durch thuk taujandan habe Ulfila die lat. Übersetzung te facientem wiedergegeben, so daß wir hier keinen accusat. absolutus hätten; allein auch Mark. 6, 22 jah atgaggandein inn dauhtar Herodiadins (καὶ εἰσελθούσης τῆς θυγατρὸς τῆς Ἡρωδιάδος), und Luk. 9, 42 tharuh nauhthan duatgaggandan ina gabrak ina sa unhultha (ἔτι δὲ προσερχομένου αὐτοῦ ἔρρηξεν αὐτὸν τὸ δαιμόνιον) kehrt der accusativus absolutus wieder.

6, 25 niu saivala mais ist fodeinai?] οὐχὶ ἡ ψυχὴ πλεῖόν ἐστι (Vulg. plus est) τῆς τροφῆς; — Wol heißt es auch Luk. 7, 26 akei hva usiddjeduth saihvan? praufetu? jai qvitha izvis, jah mais praufetu (Matth. 11, 9 managizo praufetau): ἀλλὰ τί ἐξήλθατε ἰδεῖν; προφήτην; ναὶ λέγω ὑμῖν, καὶ περισσότερον προφήτου. Gleichwol müßen wir mais, da es das Adverb (μᾶλλον, magis) ist, für falsch erklären. Ulfila schrieb ohne Zweifel maizo (περισσότερον, plus), dessen o vor dem folgenden i abfiel. z (sanftes s) gieng dann von selbst in s über. Vgl. thatist karist nist fritan u. s. w. st. thata ist kara ist ni ist fraitan. — Zu maizo sehe man Luk. 9, 13 (maizo fimf hlaibam, πλεῖον ἢ πέντε ἄρτοι, Vulg. plus quam quinque panes) nach. — Luk. 7, 26 ist mais einer der vielen Schreibfehler.

6, 26. niu jus maisve athrizans sijuth thaim?] οὐχὶ ὑμεῖς μᾶλλον διαφέρετε αὐτῶν; Lat. Übers. nonne vos magis pluris estis illis (avibus)? — Statt maisve athrizans, das offenbar falsch ist, schlug Gordon mais vairthizans vor. Das Richtige zeigt uns Gal. 2, 6. Dort heißt es hvileikai simle vesun, ni vaiht mis vulthris ist (ὁποῖοί ποτε ἦσαν, οὐδέν μοι διαφέρει, Vulg. nihil mea interest). Man lese mais vulthrizans, wie die Herausgeber in ihrer Note zu jener Stelle ganz richtig andeuten. — Es ist in der That zu bedauern, daß die schwierigern Stellen nicht genau durchgezeichnet sind. — Was den doppelten Komparativ mais vulthrizans betrifft, so findet sich derselbe auch sonst noch. Zu der von den Herausgebern angeführten Stelle (II. Kor. 8, 22 brothar filaus mais usdaudozan, ἀδελφὸν πολὺ σπουδαιότερον) fügen wir noch Mark. 5, 26 qvinono suma mais vairs habaida (Vulg. mulier magis deterius habebat), Phil. 1, 23 und filu mais batizo ist (πολλῷ μᾶλλον κρεῖσσον, Vulg. multo magis melius). — In einer Anmerk zu Gal. 2, 6. desgleichen im Wörterbuche, um diß noch zu bemerken, erklären die Herausgeber vulthris für den Komparativ des Adverbes. Diß ist ein Irrthum. vulthris ist vielmehr der von vaiht abhängige Genitiv des Adjektives vulthrs. So Gal. 5, 10 ik gatraua in izvis — thatei ni vaiht aljis hugjith (ἐγὼ πέποιθα εἰς ὑμᾶς — ὅτι οὐδὲν ἄλλο φρονήσετε). II. Kor. 13, 7 aththan bidja du gutha, ei ni vaiht ubilis taujaith (εὔχομαι δὲ πρὸς τὸν θεὸν μὴ ποιῆσαι ὑμᾶς κακὸν μηδέν, Vulg. nihil mali). Luk. 18, 34 jah eis ni vaihtai this frothun (καὶ αὐτοὶ οὐδὲν τούτων συνῆκαν). — Die Lesart vulthrais der andern Handschrift ist eben so falsch, als das sogleich darauf folgende andsitaith st. andsitith, das Substantiv vulthrs daher gleich verschiedenen andern, z. B. fulleiths, im Wörterbuche zu streichen.

7, 23 afleithith fairra mis jus vaurkjandans unsibjana. 24 hvazuh nu saei hauseith vaurda meina] ἀποχωρεῖτε ἀπ' ἐμοῦ οἱ ἐργαζόμενοι τὴν ἀνομίαν (Vulg. iniquitatem). 24 πᾶς οὖν ὅστις ἀκούει τοὺς λόγους μου —. Die Endsilbe von unsibjana, das nicht τὴν ἀνομίαν, sondern τὸν ἄνομον bedeutet, halten die Herausgeber für verschriebenes sa, und lesen unsibja. sahvazuh u. s. w. In Bezug auf sa st. na stimmen wir ihnen völlig bei. Vgl. Mark. 6, 2 hvono handugeino so gibano imma st. hvo so handugeino so g. imma (τίς ἡ σοφία ἡ δοθεῖσα αὐτῷ)? Skeireins Ia us-aunein st. us(l)ausein (ἀπολύτρωσιν), VIIb ganohjands (ἀρκῶν) st. gasothjands (χορτάζων). unsibja aber ist nicht Substantiv (diß bedeutete nicht ἀνομία, sondern Un-

oder Nichtverwandtschaft. Vgl. Gal. 4, 5 sunive sibja, Röm. 9, 4 frasti-sibja υἱοθεσία, Vulg. adoptio filiorum); es ist vielmehr das neutrum plur. num. des Adjektives un-sibis, also τὰ ἄνομα, iniqua. Danach ist der Artikel im Wörterbuche zu berichtigen. — ἀνομίαν hätte Ulfila durch unsibjein (Vgl. anaviljei τὸ ἐπιεικές Phil. 4, 5) zu geben gehabt.

7, 28 biabridedun manageins ana laiseinai is] ἐξεπλήσσοντο (Vulg. admirabantur) οἱ ὄχλοι ἐπὶ τῇ διδαχῇ αὐτοῦ. Das nur hier erscheinende Wort biabrjan erregt gerechtes Bedenken. Wie der Augenschein zeigt, ist es aus der Präposition bi und abrjan, einer Ableitung von abrs (ἰσχυρός, validus), zusammengesetzt. Wie nun hrainjan (von hrains καθαρός) rein machen (καθαρίζειν), hauhjan (von hauhs ὑψηλός) hoch machen bedeutet, so abrjan (von abrs ἰσχυρός) stark machen oder stärken, mit der Präposition bi: bestärken: — eine Bedeutung, die nicht paßt. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so schrieb Ulfila bibridedun, d. i. sie bebten, ein Wort, das sich unter den Formen biwwern bewern (mit hellem e) auf dem Eichsfelde bis zur Stunde erhalten hat. Was das eingeschlichene a betrifft, so steht Joh. 11, 18 auf dieselbe Weise st. Iairusaulymim Iairusaulymiam.

9, 2 than usatberun du imma uslithan ana ligra ligandan] καὶ ἰδοὺ προσέφερον (Vulg. et ecce offerebant) αὐτῷ παραλυτικὸν ἐπὶ κλίνης βεβλημένον. — Da die Partikel than an der Spitze des Satzes alle Mal relative Bedeutung (ὅτε) hat und daselbst nur in Verbindung mit uh demonstrativ (τότε) ist, so waltet an unserer Stelle offenbar ein Versehen ob. Die Herausgeber erblicken jenes uh in der Präposition us, welche hier nicht stehn kann, und lesen thanuh atberun. Eine sehr einfache nicht üble Änderung. Unserer Ansicht nach schrieb Ulfila jedoch thanuh sai atberun. Indem h vor s regelrecht in s übergieng (Vgl. nis-sijai st. nih sijai, μὴ γένοιτο), ward thanuh sai zu thanussai. Diß aber verlor, wie denn Vokale vor Vokalen nur zu gerne ausfallen, die Laute ai, und so entstund nothwendig thanus atberun. Vgl. Joh. 7, 14 ana midjai dulth (st. dulthai) usstaig Iesus in alh (τῆς ἑορτῆς μεσούσης ἀνέβη Ἰησοῦς εἰς τὸ ἱερόν). — Zum Schluße sei noch II. Kor. 12, 10 erwähnt, wo es heißt: unte than siuka, than mahteigs im (ὅταν γὰρ ἀσθενῶ, τότε δυνατός εἰμι). Dort möchte die Handschrift st. des zweiten than wol thanuh bieten.

9, 16 ni hvashun lagjith du plata fanan tharihis ana snagan fairnjana. unte afnimith fullon af thamma snagin] οὐδεὶς ἐπιβάλλει ἐπίβλημα ῥάκους ἀγνάφου ἐπὶ ἱματίῳ παλαιῷ. αἴρει γὰρ τὸ πλήρωμα (Übers. plenitudo s. plenitudinem) αὐτοῦ ἀπὸ τοῦ ἱματίου. — Dem griechischen αὐτοῦ hinter πλήρωμα sollte ein gothisches is gegenüberstehn. Die Herausgeber sind daher der Ansicht, dasselbe sei hinter tharih gerathen, st. tharih aber habe tharihana gestanden, dessen Ende durch die darauf folgende Präposition ana verschlungen worden sei. „Ceterum *tharihs*," fügen sie hinzu, „Ulf. videtur a graeco verbo τραχύς mutuatus esse."

Sie lesen daher fanan tharihana ana snagan fairnjana. unte afnimith fullon is af thamma snagin. — Ludwig Ettmüller findet diese Konjektur „scharfsinnig und ganz annehmbar."

Dagegen ist zu bemerken: 1) steht in der Handschrift nicht tharihis, sondern thar^{i}his. Da nach gothischem Lautgesetze, das Ludwig Ettmüller so gut wie den Herausgebern bekannt sein wird, i vor h in ai übergeht, das übergeschriebene i aber eben so wol vor als hinter r gehören kann, so ist offenbar nicht tharihis, sondern thairhis zu lesen. 2) wäre τραχύς, das übrigens nicht ungewalkt (ἄγναφος), sondern rauh roh hart bedeutet, Begriffe für welche der Gothe seine Wörter gewiß eben so gut wie für weiß (hveits) und schwarz (svarts) hatte, sicher zu trakus geworden. Vgl. Tukeikus (Τυχικός), Zakarias (Ζαχαρίας), Iaireiko (Ἱεριχώ), paska (πάσχα). Sollte das Wort mit dem griech. τραχύς in der That ein und dasselbe sein, so wäre es der mit t vorgegangenen Verwandlung zufolge nicht entlehnt, sondern ein urgermanisches. Die Konjektur ist demnach unbedingt zu verwerfen.

thairhis ließe sich etwa durch die Annahme erklären, daß ein Leser vor fullon, st. dessen fullo stehn sollte, thairh is an den Rand geschrieben hätte, diß aber (wie so manche Glosse, z. B. in gard is Luk. 19, 7. raginondin Saurim Luk. 2, 2. fadreina is Luk. 2, 4. taihun tevjam I. Kor. 15, 6. aggan Mark. 9, 42) an die Stelle von ἀγνάφου (niujana? Mark. 2, 21) in den Text gerathen wäre. Diesem nach könnte es geheißen haben fanan niujana ana snagan fairnjana. unte afnimith [thairh is] fullon af thamma snagin.

Nach dem bekannten Wechsel zwischen b und h (Vgl. unsere Bemerk. zu Matth. 5, 23) ist jedoch st. thairhis wahrscheinlich thairbis zu lesen. Unserer Ansicht nach lautete die Stelle ni hvashun lagjith plat fanins thairbis ana snagan fairnjana. Indem der Abschreiber aus plat (ἐπίβλημα) du plata machte, ward fanins nothwendig zu fanan. thairbis aber, das thairbana hätte werden sollen, ward durch Unverstand in thairhis verwandelt. Daß der Begriff ungewalkt roh durch derb (thairbs) sehr passend wiedergegeben ist, sieht Jeder. Das Wort thairbs findet sich bei Ulfila sonst freilich nicht, ist jedoch durch die andern germanischen Sprachen gesichert.

9, 21 qvathuh auk in sik] ἔλεγε γὰρ ἐν ἑαυτῇ, Vulg. intra se. Man lese qvathuh auk in sis. So heißt es Luk. 16, 3 qvath than in sis sa fauragaggja, εἶπε δὲ ἐν ἑαυτῷ (Vulg. intra se) ὁ οἰκονόμος, und Luk. 18, 4 afaruththan thata qvath in sis silbin (sa staua), μετὰ δὲ ταῦτα εἶπεν ἐν ἑαυτῷ, Vulg. intra se.

10, 25 jabai gardavaldand Baiailzaibul haihaitun, und hvan filu mais thans innakundans is?] εἰ τῷ οἰκοδεσπότῃ Βεελζεβοὺλ ἐπεκάλεσαν, πόσῳ μᾶλλον τοῖς οἰκιακοῖς αὐτοῦ; — Da gards (Mehrheit gardeis) zu der zweiten oder zu der auf i ausgehnden Deklination gehört, in der Zusammensetzung (Vgl. mati-balgs πήρα, gastigods φιλόξενος) st. garda also gardi haben sollte, so verlangen die Herausgeber in ihren Berichtigungen garda valdand. Ebenso ändern sie Luk. 14, 21 gardavaldands in garda valdands. Da sich indessen Ephes. 2, 14 in midja gardavaddju (μεσότειχον, Vulg. medium parietem) garda von vaddju nicht trennen läßt, an unserer Stelle aber der Dativ garda, st. dessen der Genitiv gardis stehn sollte, sich äußerst gezwungen ausnähme, so halten wir an der Zusammensetzung gardavaldands fest. Das Wort gards entspricht buchstäblich dem lat. hortus, griech. χόρτος, lautete also ursprünglich garda-s, hatte folglich a, nicht i zum Endlaute. Vgl. aivs (αἰών) aivam aivins, vegs (κῦμα κλύδων) vegos vegim.

10, 29 niu tvai sparvans assarjau bugjanda?] οὐχὶ δύο στρουθία ἀσσαρίου πωλεῖται, Vulg. veneunt? — bugjan heißt kaufen (emere), verkaufen (πωλεῖν, vendere) aber heißt frabugjan. Wie wir Luk. 9, 56 st. fra-qvistjan (ἀπολέσαι) qvistjan, Joh. 19, 6 st. us-hramjith (σταυρώσατε, cruci figite) hramjith, Luk. 8, 42 st. gasvalt (ἀπέθνησκε) svalt, Mark. 7, 32 st. ana-lagidedi (ἐπιθῇ) lagidedi, Mark. 3, 2 st. gau-hailidedi (εἰ θεραπεύσει) hailidedi, Joh. 18, 22 st. atstandands (παρεστηκώς, Vulg. adsistens) standands lesen, so ist auch hier durch die bekannte Nachläßigkeit des Schreibers vor bugjanda die Präposition fra ausgefallen.

11, 2 ith Iohannes gahausjands in karkarai vaurstva Xristaus insandjands bi siponjam seinaim qvath du imma] ὁ δὲ Ἰωάννης ἀκούσας ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ τὰ ἔργα τοῦ Χριστοῦ πέμψας διὰ (Andere δύο) τῶν μαθητῶν αὐτοῦ (Vulg. duo de discipulis suis) εἶπεν αὐτῷ. — Die Präposition bi hat niemals die Bedeutung durch (διά, per). Skeir. Vc andnimands bi attin tho sveritha, das man etwa anführen könnte, ist st. bi wahrscheinlich at zu lesen.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

Wie uns dünkt, schrieb Ulfila an unserer Stelle der lat. Übers. folgend insandjands .b. us siponjam seinaim (duos ex disc. suis). Wurden die Punkte übersehen (Vgl. Nehemias 5, 18 gaitsa st. gaits .a.), so ward bus vor siponjam gleichsam von selbst zu bi. Wie hier das eine s ausfiel, so oben 9, 2 than usatberun st. thanus-sai atberun, desgl. Mark. 6, 16 Iohanne sa ist st. Iohannes sa ist. Wie hier ferner i in u verwandelt ward, so Luk. 19, 7 (in gard ussaljan st. in gard is saljan) und 19, 28 (fram usgaggands st. framis gaggands) umgekehrt u in i. Vergl. die Bemerk. zu Mark. 6, 19.

11, 14 jah jabai vildedeith mithniman, sa ist Helias saei skulda qviman] *καὶ εἰ θέλετε δέξασθαι* (lat. Übers. recipere audire scire), *αὐτός ἐστιν Ἡλίας ὁ μέλλων ἔρχεσθαι.* Statt des unpassenden mithniman, das nur hier erscheint, stund vermuthlich andniman. Ebenso ist Mark. 7, 31 mith tveihnaim markom (*ἀνὰ μέσον τῶν ὁρίων*, Vulg. inter medios fines) wahrscheinlich aus ana midjaim markom entstanden; ana aber steht and sehr nahe.

11, 19 sai manna afetja jah afdrugkja] *ἰδοὺ ἄνθρωπος φάγος καὶ οἰνοπότης*, Vulg. potator vini. Von afdrugkja soll nur der erste Buchstab erhalten sein. So passend afetja gebildet ist, so wenig will uns afdrugkja, wodurch I. Kor. 5, 11 *μέθυσος* (Vulg. ebriosus) übersetzt ist, zusagen. Wir vermuthen, dort wie hier ist anadrugkja (Ephes. 5, 18 ni anadrigg(k)aith izvis veina, *μὴ μεθύσκεσθε οἴνῳ*) zu lesen. Oder sollte jener einzelne Buchstab etwa ein v sein, so daß vein(a)-drugkja gestanden hätte?

11, 23 jah thu Kafarnaum *thu und h*imin ushauhida, *dalath und hal*ja galeithis] *καὶ σὺ Καφαρναούμ, μὴ* (Elzevir 1624 *ἡ*) *ἕως οὐρανοῦ ὑψωθήσῃ* (Elzevir *ὑψωθεῖσα*); *ἕως Ἅιδου καταβήσῃ.* Das mit liegender Schrift Gedruckte ist ergänzt. Luk. 10, 15 heißt es thu und himin ushauhido. Wegen der starken Form ushauhida können wir in jene Ergänzung nicht ganz einstimmen. Sollte Ulfila etwa jah thu Kafarnaum, ibai (*μή*) vairthis und himin ushauhida geschrieben haben? Vergl. Phil. 1, 20 ni in vaihtai gaaiviskoths vairtha (*ἐν οὐδενὶ αἰσχυνθήσομαι*), Joh. 16, 20 jus saurgandans vairthith (*ὑμεῖς λυπηθήσεσθε*). Jedoch wollen wir nicht verschweigen, daß sich Mark. 9, 25 thu ahma thu unrodjands jah bauths usgagg us thamma (*τὸ πνεῦμα τὸ ἄλαλον καὶ κωφόν* — Vulg. surde et mute spiritus — *ἔξελθε ἀπ' αὐτοῦ*) ebenso statt der schwachen die starke Form findet. — Luk. 1, 28 fagino anstai audahafta (*χαῖρε κεχαριτωμένη*) läßt sich audahafta als Nominativ fassen.

27, 3 Iudas — gavandida thans thrinstiguns silubrinaize gudjam jah sinistam] *Ἰούδας — ἀπέστρεψε τὰ τριάκοντα ἀργύρια τοῖς ἀρχιερεῦσι καὶ πρεσβυτέροις.* — Das Substantiv tigus (Mehrheit tigjus), fast buchstäblich das griech.

δεκάς, schreiben die Herausgeber mit den voranstehnden Zahlwörtern tvai threis fidvor fimf saihs alle Mal zusammen. Ebenso halten sie es mit hunda, der Mehrheit des ungebräuchlichen hund (centum), während sie thusundjos (χιλιάδες) trennen*). Mit demselben Rechte, womit sie thrinstiguns schreiben, verbänden sie auch liubans attans. Halten sie aber liubans attans auseinander, so müßen sie auch thrijetigive (Luk. 3, 23), tvaimtigum (Luk. 14, 31), fidvortiguns (Mark. 1, 13. Luk. 4, 2. II. Kor. 11, 24), fimftiguns (Luk. 7, 41. 9, 14. 16, 6. Joh. 8, 57), saihstigum (I. Timoth. 5, 9), desgl. tvaimhundam (Joh. 6, 7), thrijahunda (Mark. 14, 5), fimfhunda (Luk. 7, 41. I. Kor. 15, 6), niunhunda (Esdras 2, 36) trennen. Im Vorbeigehn erinnern wir an die falsche Schreibung einmal, zweimal, dreimal u. s. w., zum erstenmale, zu wiederholtenmalen, die Langeweile, der Geheimerath, der Hohepriester u. s. w. st. ein Mal, zwei Mal, drei Mal, zum ersten Male, zu wiederholten Malen, die lange Weile oder Langweile, der geheime Rath oder Geheimrath, der hohe Priester oder Hochpriester u. s. w.

27, 5 jah atvairpands thaim silubram in alh aflaith] καὶ ῥίψας τὰ ἀργύρια (Vulg. projectis argenteis) ἐν τῷ ναῷ ἀνεχώρησε. Im 3. und 9. Verse gibt Ulfila τριάκοντα ἀργύρια durch thrins tiguns silubreinaize (nämlich skatte), nicht durch thr. tig. silubre. Höchst wahrscheinlich schrieb er auch hier st. silubram (argentis) silubreinam (argenteis). Die Silbe ein fehlt auch anderwärts. So lesen wir Joh. 8, 14 sunja (st. sunjeina) ist so veitvoditha meina (ἀληθής ἐστιν ἡ μαρτυρία μου), Joh. 8, 17 tvaddje manne veitvoditha sunja (st. sunjeina) ist (δύο ἀνθρώπων ἡ μαρτυρία ἀληθής ἐστιν). — Joh. 17, 3 soh than ist so aiveino libains ei kunneina thuk ainana sunja guth (αὕτη δέ ἐστιν ἡ αἰώνιος ζωή, ἵνα γινώσκωσί σε τὸν μόνον ἀληθινὸν θεόν, Vulg. solum verum deum) dagegen ist sunja in sunjeinana zu ändern.

*) Man sehe Mark. 5, 13. 8, 9. 19. Luk. 9, 14. 14, 31. Joh. 6, 10. (Esdras 2, 14 thrija thusundja).

27, 42 atsteigadau nu af thamma galgin] καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ. Mark. 15, 32 lesen wir dieselben Worte. — Das gothische Passivum ist bekannt; hier stoßen wir denn auf ein Mal auf ein Medium. Spuren desselben findet man in ustiuhada (κατεργάζεται. II. Kor. 7, 10), nauthjada (βιάζεται. Luk. 16, 16), vaurkjada (ἐργάζεται. II. Kor. 4, 17), gavasjada (ἐνδύσηται. I. Kor. 15, 54), ufkunnanda (γνώσονται. Joh. 13, 35), lausjadau (ῥυσάσθω. Matth. 27, 43), atsteigadau (καταβάτω. Matth. 27, 42. Mark. 15, 32), und liugandau (γαμησάτωσαν. I. Kor. 7, 9). — Wie man sieht, steht außer Matth. 27, 42. Mark. 15, 32 und I. Kor. 7, 9 im Griech. alle Mal ein Medium. Joh. 13, 35 bi thamma ufkunnanda allai thei meinai siponjos sijuth (ἐν τούτῳ γνώσονται πάντες, ὅτι ἐμοὶ μαθηταί ἐστε) könnte ein Schreibfehler obwalten, so daß Ulfila ufkunnand geschrieben hätte. Man sehe Luk. 1, 73 svor vithra Abrahama (st. Abraham) attan unsarana (ὤμοσε πρὸς Ἀβραὰμ τὸν πατέρα ἡμῶν), und vgl. Luk. 19, 8 halbata aiginis meinis gadailjau (st. gadailja) unledaim (τὰ ἡμίσεα τῶν ὑπαρχόντων μου δίδωμι τοῖς πτωχοῖς). — I. Kor. 7, 9 ith jabai ni gahabaina sik, liugandau (εἰ δὲ οὐκ ἐγκρατεύονται, γαμησάτωσαν) ließe sich liugandau leicht in das passive liugaindau (dem lat. nubant entsprechend) umändern. — I. Kor. 15, 54 thanuth - than thata divano gavasjada undivanein (ὅταν δὲ τὸ θνητὸν τοῦτο ἐνδύσηται ἀθανασίαν, Vulg. induerit immortalitatem) nähme man ohne das Griech. und Lat. geradezu passivisch (vestitur immortalitate). — Auch Luk. 16, 16 thiudangardi guths vailamerjada jah hvazuh in izai nauthjada (ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ εὐαγγελίζεται καὶ πᾶς εἰς αὐτὴν βιάζεται, Vulg. vim facit) läßt sich, wie die Herausgeber es thun, passivisch faßen. Was aber atsteigadau und lausjadau betrifft, so könnte man sich versucht fühlen atsteigai thau, lausjai thau zu lesen. Schreibfehler sind ja nicht selten. Vgl. unter Anderm Mark. 1, 6 gairda filleina st. gairdai filleinai, desgl. Skeir. IVc veitvodida st. veitvoditha. Auch thau, dem nicht gerade ein griech. Wort gegenüber zu stehn braucht (Luk. 16, 4 ei thau andnimaina mik, ἵνα δέξωνταί με. Phil. 3, 13 ik mik silban ni thau

man gasahan, ἐγὼ ἐμαυτὸν οὐ λογίζομαι κατειληφέναι), fände sich ganz an seinem Platze. Doch jene Änderung wäre gewaltsam. Da sich atsteigadau überdiß wiederholt, so müßen wir beide Ausdrücke wie sie sind stehn laßen. Noch schlagender aber, woferne Ulfila nicht sinnlos, wie z. B. der Übersetzer der Benediktiner-Regel, den passiven (Medial-) Formen passive Formen gegenüberstellen wollte, spricht II. Kor. 7, 10 unte so bi guth saurga idreiga du ganistai gatulgidai ustiuhada, ith this fairhvaus saurga dauthu gasmithoth (ἡ γὰρ κατὰ θεὸν λύπη μετάνοιαν εἰς σωτηρίαν ἀμεταμέλητον ἐργάζεται, ἡ δὲ τοῦ κόσμου λύπη θάνατον κατεργάζεται), so wie II. Kor. 4, 17 unte thata andvairtho — aglons unsaraizos bi ufarassau aiveinis vulthaus kaurein vaurkjada unsis (τὸ γὰρ παραυτίκα — τῆς θλίψεως ἡμῶν καθ' ὑπερβολὴν εἰς ὑπερβολὴν αἰώνιον — Ulfila las αἰωνίου — βάρος δόξης κατεργάζεται ἡμῖν) für ein gothisches Medium.

Damit Niemand sage, wir hätten eine Stelle ausgelaßen, so erwähnen wir zum Schluße auch noch Röm. 9, 19 hva nauh faianda (τί ἔτι μέμφεται; Vulg. quid adhuc queritur?)? — faianda, st. dessen wenigstens der Singular faiada stehn sollte, ist ohne allen Zweifel in fairinoth zu ändern. Lesefehler gibt es in den mailändischen Bruchstücken zu vielen Dutzenden. — Vgl. Kol. 3, 13 fairina (μομφή, Vulg. querela), Phil. 3, 6 usfairins (ἄμεμπτος, Vulg. sine querela), I. Thessal. 3, 13. 5, 23 unfairinods (ἄμεμπτος), I. Thessal. 2, 10 unfairinodaba (ἀμέμπτως).

27, 52 jah managa leika thize ligandane veihaize urrisun] καὶ πολλὰ σώματα τῶν κεκοιμημένων ἁγίων (lat. Übers. sanctorum dormientium s. qui dormierant) ἠγέρθησαν. Statt der starken Form veihaize erwartete man die schwache veihane. Wahrscheinlich schrieb Ulfila nach der lat. Übersetzung veihaize thize ligandane.

Markus.

1, 6 vasuth-than Iohannes gavasiths taglam ulbandaus jah gairda filleina bi hup seinana] καὶ ἦν Ἰωάννης ἐνδεδυμένος τρίχας καμήλου καὶ ζώνην δερματίνην περὶ τὴν ὀσφὺν αὐτοῦ, Vulg. et erat Iohannes vestitus pilis cameli, et zona pellicea circa lumbos ejus. Dem griech. ζώνην δερματίνην gegenüber sollte gairdai filleinai, abhängig von gavasiths, stehn. Der Vulg. ist Ulfila nicht gefolgt, sonst hätte er gairda filleina bi hupins is gesetzt. Rührt gairda filleina wirklich von ihm her, so hatte er habands oder ein ähnliches Wort vor Augen.

1, 10 jah suns usgaggands us thamma vatin gasahv usluknans himinans] καὶ εὐθέως ἀναβαίνων ἐκ τοῦ ὕδατος εἶδε σχιζομένους (ἀνεῳγμένους D, Vulg. apertos) τοὺς οὐρανούς. Dieser einzigen Stelle halber ein Adjektiv uslukns anzunehmen wäre mehr als voreilig. Wie in abne st. abane (virorum) I. Kor. 11, 3. 4, (Vgl. abnam st. abanam? Ephes. 5, 22. 24) desgl. in auhsne st. auhsane (boum) Luk. 14, 19 das a ausgefallen ist, so wird auch usluknans st. uslukanans (apertos) stehn. Indessen wäre auch möglich, daß es st. usluknandans stünde. Vgl. Matth. 26, 73 standans st. standandans.

1, 17 hirjats afar mis] δεῦτε ὀπίσω μου. Vor r und h geht im Goth. i bekanntlich in ai über, so daß man st. hirjats hairjats, st. hirjith hairjith und st. hiri hairi erwartete. i erklärt sich nur dann, wenn wir es, wie es auch sonst vorkömt, für e nehmen. Vgl. birusjos st. berusjos (γονεῖς) Luk. 2, 41, qvimi st. qvemi (veniret) Luk. 7, 3, qvitheith st. qvetheith (diceretis) Luk. 17, 6, qvitheina st. qvetheina (dicerent) Luk. 8, 56. 9, 21. Dafür spricht zugleich das verwandte her (ὧδε). Freilich sollte dann nicht hiri hirjith, sondern hirei hireith stehn. Dagegen bemerken wir, daß ei auch anderwärts durch i vertreten wird, z. B. in gabigs (πλούσιος), laisaris (διδάσκαλος, Luk. 6, 40). hirjith aber, das nur Mark. 12, 7 erscheint, könnte wie hropjith Luk. 9, 39 st. hropeith (κράζει) verschrieben sein.

1, 21 jah suns sabbato daga galeithands in synagogen laisida ins] καὶ εὐθέως τοῖς σάββασιν εἰσελθὼν εἰς τὴν συναγωγὴν ἐδίδασκεν

αὐτούς. Eigene Schwierigkeiten bietet das Wort sabbato. Wie hier so erscheint auch Mark. 2, 23. 3, 2. Luk. 6, 5. 7 sabbato daga, Mark. 2, 27 in sabbato dagis, Luk. 6, 2. 9 sabbato dagam das Wort in Verbindung mit dags. Ohne dags steht es Mark. 2, 27 sabbato in mans varth gaskapans, Mark. 6, 2 bithe varth sabbato, Joh. 9, 14 vasuh than sabbato, Mark. 15, 42 vas paraskaive saei ist fruma sabbato, Joh. 7, 22. 23 in sabbato, Mark. 2, 28 frauja ist sa sunus mans jah thamma sabbato, Mark. 16, 9 frumin sabbato, Luk. 6, 1 in sabbato antharamma frumin. Offenbar ist hier dags hinzugedacht.

Wie ist sabbato zu faßen? — Die Herausgeber führen es im Wörterbuche als ein unabänderliches Maskulinum auf. Gegen das männliche Geschlecht spricht jedoch der Ausgang auf o. Eben so wenig ist anzunehmen, daß die Gothen ein so häufig vorkommendes Wort nicht abgeändert hätten. Das Einfachste wäre, sabbato (Vgl. faiho Mark. 10, 23 st. faihu, vidovo Luk. 7, 12 st. viduvo, ushofon Luk. 17, 13 st. ushofun, gavondondans Luk. 20, 12 st. gavundondans, fraistobnjo Luk. 4, 13 st. fraistubnjo) für sabbatu zu nehmen, so daß wir ein zusammengesetztes sabbatodags hätten. Daß sabbatus (Mehrheit sabbateis) im Gebrauche war, sehen wir aus Luk. 18, 12 sabbataus τοῦ σαββάτου, I. Kor. 16, 2 ainhvarjanoh sabbate κατὰ μίαν σαββάτων, Mark. 16, 1 sabbate dagis, Joh. 9, 16 sabbate daga, Kol. 2, 16 sabbatum σάββασι, Mark. 2, 24. 3, 4. Luk. 4, 31 sabbatim σάββασι, Mark. 16, 2 this dagis afarsabbate. — Gegen sabbatodags (st. sabbatudags) spricht indessen Luk. 4, 16 in daga sabbato (ἐν τῇ ἡμέρᾳ τῶν σαββάτων, lat. Übers. in die sabbati s. sabbato), so wie Luk. 6, 6 in antharamma daga sabbato (ἐν ἑτέρῳ σαββάτῳ, Vulg. in alio sabbato). Hier scheint sabbato der genit. plur. von sabbata zu sein, wobei jedoch auffällt, daß sich σάββατον in ein starkes Feminin (sabbata) verwandelt haben sallte.

2, 8 ufkunnands Iesus ahmin seinamma thatei sva thai mitodedun sis, qvath du im] ἐπιγνοὺς ὁ Ἰησοῦς τῷ πνεύματι αὐτοῦ, ὅτι οὕτως διαλογίζονται ἐν ἑαυτοῖς (Vulg. intra se), εἶπεν αὐτοῖς. — Vor sis ist in ausgefallen. Vgl. Luk. 18, 4 laggai hveilai st. du laggai hveilai, Luk. 18, 11 sa Fareisaius standands sis (st. du oder in sis) tho bad, Luk. 20, 26 andavaurdeis st. in andavaurdeis.

3, 2 vitaidedun imma, hailidedi sabbato daga] παρετηροῦντο αὐτόν, εἰ σάββασι θεραπεύσει, Vulg. si sabbato curaret. — Die Fragepartikel εἰ (si) läßt Ulfila sonst nirgend unübersetzt. Wahrscheinlich hieß es hier ganhailidedi. Vergl. Luk. 6, 7 vitaidedunuh than thai bokarjos jah Fareisaieis, jau in sabbato daga leikinodedi, εἰ ἐν τῷ σαββάτῳ θεραπεύσει, lat. Übers. curaret.

3, 7 jah filu manageins us Galeilaian laistidedun afar imma] καὶ πολὺ πλῆθος ἀπὸ τῆς Γαλιλαίας ἠκολούθησεν (ἠκολούθησαν) αὐτῷ. Man lese us Galeilaia. Luk. 2, 4 urrann Iosef us Galeilaia, Joh. 7, 41 ibai thu (thau?) us Galeilaia Xristus qvimith? Luk. 8, 26 atfaridedun in gavi Gaddarene thatei ist vithravairth Galeilaia, Joh. 7, 1 hvarboda Iesus afar thata in Galeilaia, Mark. 1, 14 qvam Iesus in Galeilaia merjands aivaggeljon thiudangardjos guths, Mark. 15, 41 jah than vas (Iesus) in Galeilaia. — Galeilaian ist der Akkusativ. Mark. 9, 30 thairh Galeilaian, Mark. 1, 39 and alla Galeilaian, Luk. 2, 39 gavandidedun sik in Galeilaian, Luk. 4, 14 gavandida sik Iesus — in Galeilaian, Luk. 17, 11 jah is thairhiddja thairh midja Samarian jah Galeilaian. — Der Genitiv (Galeilaias) findet sich Mark. 1, 9. 28. 6, 21. Luk. 3, 1. 4, 31. 44. 5, 17. — Wie hier st. Galeilaia Galeilaian steht, so Joh. 6, 40 st. vilja viljan, Luk. 8, 55 st. ahma ahman, Mark. 1, 29. Luk. 3, 2. 7, 18. 22 st. Iohanne Iohannen, Joh. 11, 5 st. Lazaru Lazarun.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Grundlinien der physiologischen und pathologischen Chemie. Von Dr. Hermann Hoffmann, correspondirendem Mitglied der Gesellschaft hessischer Aerzte zu Darmstadt, auswärtigem Mitgliede der botanischen Gesellschaft zu Edinburg. Heidelberg 1845. Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter.

Daß es bis vor Kurzem nicht möglich war, an den Entwurf einer physiologischen und pathologischen Chemie zu denken, dieß lag offenbar nicht an einem Mangel an Untersuchungen, welche das nothwendige Material dazu liefern konnten, sondern an der Methode, nach welcher diese Untersuchungen angestellt wurden. Lange schon besitzen wir namentlich durch Berzelius' Arbeiten eine sehr vollständige Uebersicht der Zusammenstellung aller Körpertheile. So verdienstvoll und wichtig für die organische Chemie die früheren Untersuchungen waren, so konnten sie doch, da ihre Resultate nur die qualitative Kenntniß der verschiedenen Substanzen gaben, keine Aufklärung der gegenseitigen Beziehung der Organe, der Functionen zu den einzelnen Stoffen bilden und somit für den Physiologen und den Arzt nicht befriedigend seyn.

Durch Liebig wurde der Wissenschaft ein neuer bisher nicht betretener Weg eröffnet. Indem er die quantitativen Untersuchungen auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen suchte und dieß ist am Ende nichts Geringeres, als die Nachweisung der stöchiometrischen Gesetze im beweglichen Organismus, gelang es ihm, die nothwendige Stellung der einzelnen Organe, der Systeme zu dem ganzen Organismus in das wahre Licht zu stellen. Wie oft und mannichfaltig auch im weiteren Fortschritte der Wissenschaft die bis jetzt gewonnenen Resultate geändert werden mögen, das steht fest, Liebig's Methode ist die richtige, sie wird nicht verloren gehen. Turner sagt sehr wahr: „The true path has been opened up and it only remains for experimenters, to pursue it with energie and perseverance.“ Und doch so reißend die Fortschritte der physiologischen und pathologischen Chemie in der neuesten Zeit auch gewesen, wir können und dürfen es uns bey unparteyischer Betrachtung nicht verhehlen, daß sie nur geringen und zum Theil einseitigen Anklang im ärztlichen Publikum gefunden habe, namentlich wenn wir vergleichen, welche glänzende Aufnahme die Liebig'schen Ansichten in ihrer Anwendung auf Agricultur und Technik gefunden haben. Der Hauptgrund liegt wohl in der Richtung unserer Zeit, welche eine absolut praktische zu nennen ist; die praktischen Resultate aber, welche die Anwendung der Chemie auf Medicin dem Arzte besonders in therapeutischer Hinsicht geliefert hat, sind bis jetzt noch unbedeutend. Andererseits ist der bisherige Mangel an chemischen Kenntnissen der Aerzte ein wesentliches Hinderniß der fruchtbringenden Aufnahme der physiologischen und pathologischen Chemie gewesen. Man hat angefangen, Lehrstühle der auf Medicin angewendeten Chemie an Universitäten zu errichten; doch nur wenig kann auch der ausgezeichnete Lehrer dieses Faches wirken, wenn bey den Zuhörern nicht eine gewisse Summe allgemein chemischer Begriffe vorausgesetzt werden darf. Indem es den Studirenden zur Pflicht gemacht ist, allgemeine Chemie in den

Bereich ihrer Studien zu ziehen, ist die Einführung der physiologischen und pathologischen Chemie gesichert worden, und die Früchte werden an einer jüngeren Generation unverkennbar seyn. Gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, die einige Kenntnisse der allgemeinen Chemie von jedem Gebildeten erheischt. So wie es für eine Schande gehalten wird, den Unterschied zwischen Fixsternen und Planeten nicht zu kennen, nicht vertraut zu seyn mit der Ursache der Ab- und Zunahme des Mondes, so scheint es auch unstatthaft, keinen Begriff von der Zusammensetzung des Wassers, der Luft, des Ammoniak ꝛc. zu haben. Erst dann, wenn die Chemie eine mehr eingebürgerte Stellung, wie sie dieser Wissenschaft bey ihrer innigen Beziehung zu den meisten Verhältnissen gebührt, gewonnen hat, erst dann wird die Anwendung der Chemie als einer nicht mehr fern stehenden Doctrin, auf specielle Zweige von dem größten Erfolge seyn.

In dem vorliegenden Werke hat es der Verf. sich zur Aufgabe gemacht, die Beobachtungen und Thatsachen, deren Masse sich beständig mehrt und beynahe unübersehbar zu werden droht, in einem zum Lehren und Lernen geeigneten Leitfaden zusammenzufassen, insbesondere dem Arzte zu zeigen, wie groß bis jetzt die wirkliche Errungenschaft ist. Der Verf. behandelt das vorliegende Material in drey Gruppen.

A. Grundstoffe. In diese Abtheilung werden nicht nur alle anorganischen Stoffe des Organismus, sondern auch die festen organischen, wie z. B. Zucker, Leim, die Farbestoffe ꝛc. gebracht. B. Säfte des Körpers, wozu in einer Unterabtheilung die pathologischen als Eiter, Exsudate ꝛc. gezählt werden, und endlich C. feste Theile, wohin Knochen, Muskeln, Drüsen ꝛc. gehören. Diese Eintheilung, obgleich sie keine durchaus streng wissenschaftliche ist, scheint uns eine sehr zweckmäßige zu seyn, da für den Layen nichts störender ist, als Körper nach einer systematischen Eintheilung in eine Klasse geworfen zu sehen, welche in ihren äußeren Eigenschaften auffallend differiren.

(Schluß folgt.)

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

3, 14 jah gavaurhta tvalif du visan mith sis jah ei insandidedi ins merjan, 15 jah haban valdufni du hailjan sauhtins jah usvairpan unhulthons, 16 jah gasatida Seimona namo Paitrus, 17 jah Iakobau thamma Zaibaidaiaus jah Iohanne brothr Iakobans, jah gasatida im namna Bauanairgais, thatei ist sunjus theihvons, 18 jah Andraian jah Filippu u. s. w.] καὶ ἐποίησε δώδεκα ἵνα ὦσι μετ' αὐτοῦ, καὶ ἵνα ἀποστέλλῃ αὐτοὺς κηρύσσειν, 15 καὶ ἔχειν ἐξουσίαν θεραπεύειν τὰς νόσους καὶ ἐκβάλλειν τὰ δαιμόνια, 16 καὶ ἐπέθηκε τῷ Σίμωνι ὄνομα Πέτρον (Vulg. et imposuit Simoni nomen Petrus), 17 καὶ Ἰάκωβον τὸν τοῦ Ζεβεδαίου καὶ Ἰωάννην τὸν ἀδελφὸν τοῦ Ἰακώβου, καὶ ἐπέθηκεν αὐτοῖς ὀνόματα Βοανηργές, ὅ ἐστιν υἱοὶ βροντῆς, 18 καὶ Ἀνδρέαν καὶ Φίλιππον κ. τ. λ. — Zuvörderst bemerken wir, daß vor καὶ ἐπέθηκε im 16. Verse etwas ausgefallen ist, zum wenigsten der Name Σίμωνα (Luk. 6, 14), mit den folgenden Akkusativen Ἰάκωβον Ἰωάννην von ἐποίησε abhängig. — Paitrus (16. V.), statt dessen die Grammatik, wie die Herausgeber ganz richtig bemerken, Paitru verlangte, ward durch die Vulg. herbeigeführt. Außer Luk. 1, 13 haitais namo is Iohannen hätte noch Luk. 1, 31 gabairis sunu jah haitais namo is Iesu (τέξῃ υἱὸν καὶ καλέσεις τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦν, Vulg. et vocabis nomen ejus Iesum) angeführt werden können. — Daß der Schreiber im 17. Verse st. der Akkusative Iakobu thana Z. jah Iohanne brothar Iak. die Dative Iakobau thamma Z. jah Ioh. brothr Iak. setzte, darin folgte er der durch den 16. Vers bekommenen Richtung, ohne zu bemerken daß hier das Verbum ἐποίησε (14. Vers) fortwirkt.

3, 28 allata afletada thata fravaurhte sunum manne jah naiteinos sva managos svasve

vajamerjand] *πάντα ἀφεθήσεται τοῖς υἱοῖς τῶν ἀνθρώπων τὰ ἁμαρτήματα καὶ αἱ βλασφημίαι ὅσας ἂν βλασφημήσωσιν.* — Statt svasve ist sve zu lesen. Im Wörterbuche 117a führen die Herausgeber unter sva managś svasve außer unserer Stelle noch Luk. 4, 40 an; dort heißt es jedoch allai sva managai sve habaidedun siukans (*πάντες ὅσοι εἶχον ἀσθενοῦντας*), nicht svasve hab. siukans.

4, 2 jah laisida ins in gajukom manag] *καὶ ἐδίδασκεν αὐτοὺς ἐν παραβολαῖς πολλά.* — Jak. Grimm (IV. 621) vermißt bei laisjan (lehren, *διδάσκειν*) den doppelten Akkusativ. Wir haben ihn nicht nur hier, sondern auch Joh. 14, 26 aththan sa parakletus ahma sa veiha — sa izvis laiseith allata (*ὁ δὲ παράκλητος, τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον — ἐκεῖνος ὑμᾶς διδάξει πάντα*), und Phil. 4, 9 thatei jah galaisideduth izvis — thata taujaith (*ἃ καὶ ἐμάθετε — ταῦτα πράσσετε*). Im Neuhochdeutschen wird bei dem Worte lehren nicht selten gefehlt, indem Manche die Person des Objektes, welche alle Mal im Akkusative stehn muß, in den Dativ setzen, z. B.

Jene (die Musen) lehreten auch dem Hesiodos schönen Gesang einst.

Hesiodos Theog. 22. V. von J. H. Voß.

4, 28 silbo auk airtha akran bairith, frumist gras, thathroh ahs, thathroh fulleith kaurnis in thamma ahsa] *αὐτομάτη γὰρ ἡ γῆ καρποφορεῖ, πρῶτον χόρτον, εἶτα στάχυν, εἶτα πλήρη σῖτον* (Andere *πλήρης σῖτος*, Vulg. plenum frumentum) *ἐν τῷ στάχυϊ.* Auf diese Stelle hin führen die Herausgeber im Wörterbuche ein Substantiv fulleiths mit der Bedeutung Fülle, Menge auf. Wir finden diß sehr bedenklich; *πλήρη σῖτον* hätte der getreue Ulfila sicher durch full kaurn übersetzt. Wollte er sich jedoch eine seltenere Freiheit gestatten (Vgl. Mark. 4, 5 diupa airtha *βάθος τῆς γῆς*), warum dann das sonderbare fulleith und nicht fullitha? — Ulfila hatte die Lesart *πληρη σιτον* vor sich, vertauschte aber, wie uns scheint, den Endlaut von *πληρη* in Folge des Itazismus mit *οι*, so daß *πληρη* (plenum) zu *πληροι* (implet) ward. *σιτον* gieng dann leicht in *σιτου* über. So las er II. Kor. 4, 17 st. *αἰώνιον αἰωνίου* und umgekehrt Luk. 4, 33 statt *ἀκαθάρτου ἀκάθαρτον.*

4, 33 jah svaleikaim managaim gajukom rodida du im thata vaurd svasve mahtedun hausjon] *καὶ τοιαύταις παραβολαῖς πολλαῖς ἐλάλει αὐτοῖς τὸν λόγον καθὼς ἐδύναντο ἀκούειν.* Zwar erscheint hausjon noch drei Mal (Luk. 5, 15. Joh. 6, 60. II. Timoth. 2, 14); gleichwol werden wir einen Schreibfehler (st. hausjan) darin zu sehen haben. Vgl. Luk. 14, 28 manvitho st. manvitha (*δαπάνη*, sumtus s. impendia), Luk. 8, 5 gatrudon varth st. gatrudan varth (*κατεπατήθη*), Luk. 8, 42 ainoho (*μονογενής*) st. ainaho, und Luk. 10, 19 ainohun (ulla) st. ainahun.

5, 25 jah qvinono suma visandei in runa blothis jera tvalif, 26 jah manag gathulandei fram managaim lekjam jah fraqvimandei allamma seinamma, jah ni vaihtai botida ak mais vairs habaida, 27 gahausjandei bi Iesu atgaggandei in managein aftana attaitok vastjai is] *καὶ γυνή οὖσα ἐν ῥύσει αἵματος ἔτη δώδεκα 26 καὶ πολλὰ παθοῦσα ὑπὸ πολλῶν ἰατρῶν καὶ δαπανήσασα τὰ ἑαυτῆς πάντα καὶ μηδὲν ὠφεληθεῖσα, ἀλλὰ μᾶλλον εἰς τὸ χεῖρον ἐλθοῦσα, 27 ἀκούσασα περὶ τοῦ Ἰησοῦ ἐλθοῦσα ἐν τῷ ὄχλῳ ὄπισθεν ἥψατο τοῦ ἱματίου αὐτοῦ,* Vulg. 25 et mulier quae erat in profluvio sanguinis annis duodecim 26 et fuerat multa perpessa a compluribus medicis et erogaverat omnia sua nec quidquam profecerat, sed magis deterius habebat, 27 cum audisset de Iesu, venit in turba retro et tetigit vestimentum ejus. — Da die Wörter *οὖσα παθοῦσα δαπανήσασα ἀκούσασα ἐλθοῦσα* (27) durch die entsprechenden Partizipe visandei gathulandei fraqvimandei gahausjandei atgaggandei wiedergegeben sind, so sollte man bei *ὠφεληθεῖσα* und *ἐλθοῦσα* (26) dasselbe erwarten. In der That nehmen auch die Herausgeber botida und habaida für Partizipe. Gegen botida wäre Nichts einzuwenden, st. habaida aber müßte habandei stehn. Vgl. Mark. 2, 17 ni thaurbun svinthai lekeis, ak thai ubilaba habandans (*οὐ χρείαν ἔχουσιν οἱ ἰσχύοντες ἰατροῦ, ἀλλ' οἱ κακῶς ἔχοντες,* Vulg. qui male habent). Mark. 5, 23 dauhtar

meina astumist habaith (τὸ θυγάτριόν μου ἐσχάτως ἔχει). Wollen wir unsere Augen nicht absichtlich verschließen, so müßen wir gestehn, daß Ulfila den letzten Theil des 26. Verses nicht nach dem Griechischen, sondern wir möchten sagen buchstäblich nach dem Lat. übersetzt hat. Oder steht vairs habaida dem Griech. εἰς τὸ χεῖρον ἐλθοῦσα etwa näher als dem Lat. deterius habebat? botida und habaida erklären wir daher mit Stiernhielm, Benzel und Zahn, selbst auf die Gefahr hin gleich ihnen des Irrthumes geziehen zu werden, für verba finita (profecerat habebat). Findet Jemand das Wörtchen jah vor ni vaihtai an ungeeigneter Stelle, so nehme er jah ni vaihtai botida, ak mais vairs habaida als Klammersatz. Man vergleiche jedoch Matth. 8, 14 jah qvimands Iesus in garda Paitraus jah gasahv svaihron is ligandein in heitom (καὶ ἐλθὼν — εἶδε). Was übrigens das plötzliche Verlaßen der Konstruktion betrifft, so erinnern wir an Luk. 18, 9 qvath than du sumaim, thaiei silbans trauaidedun sis ei veseina garaihtai, jah frakunnandans (st. frakunthedun) thaim antharaim (εἶπε δὲ πρός τινας τοὺς πεποιθότας ἐφ' ἑαυτοῖς, ὅτι εἰσὶ δίκαιοι, καὶ ἐξουθενοῦντας τοὺς λοιπούς), und Joh. 6, 45 hvazuh nu sa gahausjands at attin jah ganam, gaggith du mis (πᾶς οὖν ὁ ἀκούσας παρὰ τοῦ πατρὸς καὶ μαθὼν ἔρχεται πρός με).

6, 16 gahausjands than Herodes qvath thatei thammei ik haubith afmaimait Iohanne sa ist, sah urrais us dauthaim] ἀκούσας δὲ ὁ Ἡρώδης εἶπεν Ὃν ἐγὼ ἀπεκεφάλισα Ἰωάννην, οὗτός ἐστιν· αὐτὸς ἠγέρθη ἐκ νεκρῶν, Vulg. quem ego decollavi Iohannem. Dem Griech. und Lat. entspräche allerdings der Akkusativ Iohanne. Da dieser hier jedoch ganz ungothisch wäre, Ulfila aber dergleichen möglichst meidet (Vgl. Mark. 12, 10 stains thammei usvaurpun thai timrjans, sah varth du haubida vaihstins, λίθον ὃν — Vulg. lapidem quem — ἀπεδοκίμασαν οἱ οἰκοδομοῦντες, οὗτος ἐγενήθη εἰς κεφαλὴν γωνίας), und da überdiß s vor s leicht ausfällt (Mark. 16, 1 invisandin sabbate dagis st. invisandins s. dagis, 10, 44 frumist sijai st. frumists sijai), so werden wir schwerlich fehlen, wenn wir st. des Akkus. Iohanne den Nomin. Iohannes setzen.

6, 19 ith so Herodianai svor imma] ἡ δὲ Ἡρωδιὰς ἐνεῖχεν αὐτῷ, Vulg. insidiabatur illi. — Leider ist das Blatt, worauf sich diese Stelle befand, verschwunden. Was sollen wir mit dem kranken Herodianai svor anfangen? Da st. s öfters n erscheint (Bemerk. zu Matth. 7, 23), ein doppelter Buchstab aber gerne einfach gesetzt wird, so wollen die Herausgeber mit ihren Vorgängern Benzel, Lye und Zahn Herodias saisvor lesen. Zur Stütze von saisvor (Vergangenheit von sveran) führen sie mit Lye das ags. syrvan an. Sie hätten aber wißen sollen, daß syrvan (sirvan), richtiger searvan (servan), unmöglich einem goth. sveran entsprechen kann, daß es vielmehr ein gothisches sarvjan (Vgl. sarva ὅπλα Röm. 13, 12, πανοπλία Ephes. 6, 11. 13. ahd. saro) voraussetzt. — Oben (Bemerk. zu Matth. 11, 2) sahen wir u mit i verwechselt. Sollte Ulfila demnach etwa Herodiada usvor geschrieben haben? Der Nominativ Herodiada ist durch den Genitiv Herodiadins 17. und 22. V. gesichert. Wegen des n st. d vgl. I. Thessal. 3, 13. 5, 23 unfairinona st. unfairinoda (ἄμεμπτα). Das Verbum varan vor, freilich ohne Beleg, hätte an vars (νήφων, νηφάλιος. I. Thessal. 5, 6), varei (πανουργία, Vulg. astutia. II. Kor. 4, 2) varjan (κωλύειν), so wie an dem ahd. und altsächs. war giwar wara waron werjan, dem altsächs. wôrig, ags. vêrig (fessus fatigatus depressus) u. a. seine Verwandten.

6, 21 jah vaurthans dags gatils — 22 qvath thiudans du thizai maujai] καὶ γενομένης ἡμέρας εὐκαίρου — εἶπεν ὁ βασιλεὺς τῷ κορασίῳ, Vulg. et cum dies opportunus accidisset, — rex ait puellae. — Ein unerhörter nominativus absolutus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Grundlinien der physiologischen und pathologischen Chemie.

(Schluß.)

In der ersten Abtheilung „Grundstoffe" werden zuerst die einzelnen, d. h. die mittelbaren Bestandtheile der organischen Körper abgehandelt, ihre verschiedenen Darstellungsweisen und die analytischen Mittel zu ihrer qualitativen und quantitativen Erkennung angegeben. Wir müssen die Einzelnheiten dieses Abschnittes um so mehr übergehen, da die analytischen Methoden unorganischer Körper schon längst durch H. Rose's analytische Chemie ein abgeschlossenes Ganzes bilden und deßhalb auch nichts Neues geboten werden konnte. Von Interesse sind die bey jeder Substanz angeführten Beziehungen zum thierischen Organismus im gesunden und kranken Zustande. Beym Artikel Kohlenstoff ist die Respiration mit großem Fleiße und unter Benützung der neuesten Arbeiten über diesen Gegenstand abgehandelt. Die Respiration gehört zu den Lebensvorgängen, welche, obgleich schon lange und vielfach untersucht, noch stets einer vollständigeren Aufklärung bedürfen. Die betreffende Darstellung in dem vorliegenden Werke gibt ein deutliches Bild der feststehenden Resultate, von denen aus das Wesen der Respiration beurtheilt werden muß.

Es folgt hierauf die Abhandlung der unmittelbaren Bestandtheile des Thierkörpers, Stärke, Gummi, Zucker, Fette, Albumin, Leim, Harnsäure rc. Es wird vielleicht nie gelingen, so genaue und unfehlbare analytische Methoden für diese organischen Substanzen aufzufinden, besonders für ihre qualitative Bestimmung, wie dieß bey den unorganischen der Fall ist. Der Verf. hat sich bemüht, die besten Methoden kurz darzustellen, indem in Bezug auf weitere Einzelnheiten auf Simon's medizinische Chemie verwiesen wird. Sehr zweckmäßig ist es, daß der Verf. ungeachtet der praktischen Tendenz dieses Werkes die Citate bey den analytischen Methoden der organischen Körper nicht weggelassen hat, denn nirgends wie gerade in der physiologischen Chemie kömmt es vielleicht so sehr darauf an, zu wissen, wann eine Angabe erschienen und von wem sie herrührt. Für diejenigen, welche selbst zoochemische Analysen ausführen, sind die Citate der Methoden nicht nur wichtig, sondern geradezu unentbehrlich.

Unter den Säften des Körpers ist vor allen das Blut mit besonderer Ausführlichkeit und Präcision abgehandelt. Obgleich die Säfte des Körpers so vielfältig und von ausgezeichneten Chemikern untersucht wurden, so ist doch in physiologischer und pathologischer Beziehung nirgends weniger Aufklärung gewonnen worden. Der Verf. macht sehr treffend auf einige bedeutende Mängel und Lücken in diesem Abschnitte der physiologischen und pathologischen Chemie aufmerksam Der Beleg der Zunge z. B. ist für den Arzt eines der wichtigsten diagnostischen Momente und doch fehlen genaue Untersuchungen dieser Absonderung, so daß wir von deren chemischer Natur und Zusammensetzung fast nichts wissen. Da der Zungenbeleg nicht allein von gestörter Verdauung, sondern eben so gut von dem Catarrh der Lungen oder Branchien herrühren kann, so dürfte die Analyse dieser pathologischen Secretion

über die Beziehung derselben zur krankhaften Affection sehr entscheidend werden. Bey der Abhandlung über den Speichel gibt der Verf. den Gehalt von Schwefelcyankalium im Speichel als noch immer nicht entschieden an. Unseres Wissens ist ein Gehalt von Schwefelcyankalium im Speichel schon lange erwiesen und durch Gmelin's Arbeit außer allen Zweifel gesetzt.

In einem besonderen Abschnitte, unter dem Titel Extracte, behandelt der Verf. einige Körper wie z. B. Ptyalin, Mucin ꝛc. Da diese Substanzen nur in den betreffenden Säften des Körpers vorkommen, so wäre es wohl angemessener gewesen, sie auch bey den Säften selbst abzuhandeln. Besonders störend ist die Trennung des Pepsin vom Magensafte. Wenn der Verf. das Pepsin für „zerstörtes Albumin" hält, so wäre statt dieses allgemeinen Ausdruckes wenigstens eine etwas speciellere Bezeichnung wünschenswerth gewesen, da wir von keinem Körper wohl die Veränderungen, welche er durchläuft, besser kennen, als gerade von dem so genau untersuchten Albumin. Noch merkwürdiger, als dem Verf. die Versuche erscheinen, „wo man mit wenigen Granen Pepsin viele Unzen Ochsenfleisch auflöste und hinterher das Pepsin aus der Masse wieder in integro herausfischte," erscheint uns die allerdings leichte Methode, mit einigen unpassenden Worten einen Gegenstand abzufertigen, für dessen Realität schon der Name des Entdeckers, J. Müller, spricht und über dessen Bedeutung seitdem durch die Arbeiten deutscher und französischer Chemiker hinlänglich entschieden worden ist.

Nach den Säften handelt der Verf. noch von einigen pathologischen Secreten, Eiter, Jauche ꝛc. und geht hierauf zu den festen Organen über. Durch eine Reihe gut ausgeführter Analysen besitzen wir eine Uebersicht der Zusammensetzung der menschlichen Knochen, wie sie bey keinem andern Theile der Zoochemie in gleicher Vollständigkeit geboten wird. Weniger bekannt ist die Zusammensetzung des Knochenmarkes. Es enthält wahrscheinlich Schwefel, ob auch Phosphor, ist zweifelhaft; ferner Kalksalze, deren Menge in Folge der Säuerung des Fettes im todten Knochen allmählig zunimmt.

Der Verf. ist mit Recht bey der Abhandlung des Gehirns nicht in die specielle Beschreibung der vielen aus demselben dargestellten Körper, des Eleencephal, Cerebrot, Cephalot ꝛc. eingegangen, um so mehr, da diese Substanzen eines Theils noch nicht einmal genügend bekannt sind, andern Theils auch für den Arzt keinen praktischen Werth erhalten können. Couerbe's Angabe, daß bey Wahnsinnigen mehr Phosphor im Gehirn sey, als bey Gesunden, wäre wohl einer neuen Bestätigung werth. Am meisten scheint der Wassergehalt des Gehirns bey Geisteskranken zu variiren, wie dieß aus der folgenden Tabelle des specifischen Gewichtes des Gehirns erhellt.

Wasser	=	1000
Geisteskranke		1030
Maniaci.		1031
Dementia		1032
Monomania		1034
Gesundheit		1028

Der Verf. schließt mit einigen allgemeinen Betrachtungen der Ernährung und Secretion dieses Werk, welches seiner Vollständigkeit und praktischen Tendenz wegen sowohl dem Chemiker, als dem Arzte einen erwünschten und sehr bedeutenden Leitfaden an die Hand gibt.

Vogel jun.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

Sollte dem griech. γενομένης ἡμέρας εὐκαίρου gegenüber vielleicht vaurthanis dagis gatilis gestanden, der Schreiber aber das dreifache nicht angenehm lautende i ausgestoßen haben? Vgl. Luk. 1, 5 Aharons st. Aharonis, 3, 25 Ammons st. Ammonis, 3, 30 Symaions st. Symaionis, I. Kor. 1, 12 Apaullons st. Apaullonis. — In Bezug auf den Genitiv bei Zeitbestimmungen erwähnen wir gistradagis (χθές), nahts (νυκτός, nocte) I. Thessal. 5, 7, dagis hvizuh (εἰς ἡμέραν

μίαν) Nehemias 5, 18. — Wahrscheinlicher aber schrieb Ulfila jah than varth dags gatils.

6, 22 jah atgaggandein inn dauhtar Herodiadins — qvath thiudans du thizai maujai] *καὶ εἰσελθούσης τῆς θυγατρὸς αὐτῆς τῆς Ἡρωδιάδος — εἶπεν ὁ βασιλεὺς τῷ κορασίῳ.* — Es wäre ungemein leicht den Akkusativ dauhtar in den Dativ dauhtr zu verwandeln und so den dativus absolutus herzustellen; diß hieße jedoch dem Schriftsteller Gewalt anthun. Obwol selten, ist der absolute Akkusativ dennoch sicher. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 6, 3.

7, 19 in urrunsa usgaggith. gahraineith allans matins] *εἰς τὸν ἀφεδρῶνα ἐκπορεύεται καθαρίζων* (D *καθαρίζει*, lat. Übers. purgans) *πάντα τὰ βρώματα.* Um das Verbindungslose zu entfernen könnte man sich versucht fühlen gahraineith in jah hraineith zu verwandeln (Vergl. Joh. 11, 25 gaba st. jaba); aber auch anderwärts vermissen wir jah nicht selten. Statt *καθαρίζων* las Ulfila, wie es scheint, *καθαρίζει*.

7, 23 tho alla ubilona innathro usgaggand] *πάντα ταῦτα τὰ πονηρὰ* (Vulg. omnia haec mala) *ἔσωθεν ἐκπορεύεται.* Die Worte tho alla ubilona sind offenbar versetzt st. alla tho ubilona. So Mark. 10, 27 akei fram mannam unmahteig ist, ni fram gutha st. fram m. unm. ist, akei ni fr. gutha. Luk. 9, 36 jah varth miththanei so stibna st. jah miththanei varth so stibna. Luk. 14, 28 izvara hvas raihtis st. hvas raihtis izvara (*τίς γὰρ ἐξ ὑμῶν*)? Joh. 9, 30 auk in thamma sildaleik ist st. in thamma auk sildaleik ist (*ἐν γὰρ τούτῳ θαυμαστόν ἐστιν*). Mark. 1, 7 qvimith svinthoza mis sa afar mis st. qvimith sa svinthoza mis afar mis (*ἔρχεται ὁ ἰσχυρότερός μου ὀπίσω μου*). Luk. 8, 12 thathroh qvimith diabulus jah usnimith thata vaurd af hairtin ize ei galaubjandans ni ganisaina st. ei ni galaubjandans ganisaina (*ἵνα μὴ πιστεύσαντες σωθῶσιν*). — Joh. 14, 11 ith jabai in thize vaurstve ni galaubeith mis st. ith jabai ni, in thize vaurstve galaubeith mis (*εἰ δὲ μή, διὰ τὰ ἔργα αὐτὰ πιστεύετέ μοι*) ist durch die Versetzung der Sinn ganz verkehrt worden.

7, 26 Saurinifynikiska] *Συροφοινίκισσα.* Das Blatt mit dieser Stelle ist verschwunden. Junius und Stiernhielm lasen Sauraifyniska, Benzel Sauraifynikiska. Die Herausgeber sprechen sich für Benzel aus. Da aber Ulfila das fremde o durch au wiedergibt, so ist wahrscheinlich Sauraufynikiska zu lesen. Woher Saurinifynikiska?

7, 31 qvam (Iesus) at marein Galeilaie mith tveihnaim markom Daikapaulaios] *ἦλθεν εἰς τὴν θάλασσαν τῆς Γαλιλαίας ἀνὰ μέσον τῶν ὁρίων* (Vulg. inter medios fines) *Δεκαπόλεως.* Eine in der That freie Übersetzung. Sollte Ulfila nicht vielmehr ana midjaim markom geschrieben haben? Vgl. Matth. 11, 14, wo and, das dem ana sehr nahe steht, in mith (mithniman st. andniman) verwandelt ist. Statt tveihnaim aber, das sich auch Luk. 9, 3 (tveihnos paidos haban, *ἀνὰ δύο χιτῶνας ἔχειν*) findet, sollte dem ahd. zwênê, mhd. zwêne gegenüber tvaihnaim stehn. Vergl. Luk. 14, 32 eithau statt aiththau, und, da st. ei so oft e erscheint, tehund (sibun-, ahtau-, niun-tehund) st. taihund.

Das ahd. zwênê erinnert uns an das Adjektiv wênag (miser), mhd. wênec, nhd. wênig. Wie zwênê st. zwêhnê, so steht wênag st. wêhnag, goth. vaihnahs (*ταλαίπωρος*), st. dessen aber Röm. 7, 24 vainahs erscheint. Es ist von dem Substantive vaihn (*μάχη, ἆθλος*, pugna. Vgl. thraihn von threihan) abgeleitet, entspricht also genau dem griech. *ἄθλιος*. Wegen des ausgefallenen h vgl. als Mark. 15, 38 st. alhs (*ἱερόν*), hiuma (Luk. 6, 17. 8, 4) st. hiuhma (*ὄχλος, πλῆθος*), drausnos Skeir. VIId st. drauhsnos (*ψιχία, κλάσματα*), thairvakands Luk. 6, 12 st. thairhvakands (pervigilans). — Über wênag, vainahs vgl. man Jak. Grimm I. (3te Ausg.) 93. Seite.

7, 32 jah berun du imma baudana stammana jah bedun ina ei lagidedi imma handau] *καὶ φέρουσιν αὐτῷ κωφὸν μογιλάλον καὶ παρακαλοῦσιν αὐτόν, ἵνα ἐπιθῇ αὐτῷ τὴν χεῖρα,* latein. Übers. ut imponat illi manum. — handau steht nach gewöhnlichem Wechsel st. handu; st. lagidedi aber ist entweder galagidedi (Mark. 6, 5 favaim siukaim handuns galagjands gahailida,

ἐπιθεὶς τὰς χεῖρας ἐθεράπευσε, Vulg. impositis manibus curavit), oder noch wahrscheinlicher analagidedi (Luk. 4, 40 ith is ainhvarjammeh ize handuns analagjands — τὰς χεῖρας ἐπιτιθεὶς, Vulg. manus imponens — gahailida ins) zu lesen. — I. Timoth. 5, 22 handuns sprauto ni manhun lagjais (χεῖρας ταχέως μηδενὶ ἐπίθει, Vulg. manus cito nemini imposueris) ist ni mann analagjais zu lesen. Wegen der ausgefallenen Präposition sehe man die Bemerk. zu Matth. 10, 29.

8, 11 jah urrunnun Fareisaieis jah dugunnun mithsokjan imma sokjandans du imma taikn us himina] καὶ ἐξῆλθον οἱ Φαρισαῖοι καὶ ἤρξαντο συνζητεῖν αὐτῷ ζητοῦντες παρ' αὐτοῦ σημεῖον ἀπὸ τοῦ οὐρανοῦ, Vulg. quaerentes ab illo signum de coelo. — Statt du ist unbedingt at zu lesen. So ist Mark. 9, 17 laisari, brahta sunu meinana du thus, desgl. Joh. 6, 37 all thatei gaf mis atta, du mis qvimith die Präposition at gleichfalls mit du vertauscht worden. — Luk. 3, 2 varth vaurd guths at Iohannen steht umgekehrt at st. du.

9, 17 laisari, brahta sunu meinana du thus] διδάσκαλε, ἤνεγκα τὸν υἱόν μου πρός σε. Man lese at thus. Die Verwechselung scheint durch die Ähnlichkeit der Buchstaben veranlaßt zu sein.

9, 39 ubil vaurdjan] κακολογῆσαι, Vulg. male loqui. Wie die Herausgeber filuvaurdjan (βαττολογεῖν. Matth. 6, 7), abgeleitet von filuvaurds (filuvaurdei πολυλογία. Matth. 6, 7), schreiben und nicht filu vaurdjan, ebenso haben sie auch ubilvaurdjan (κακολογῆσαι), abgeleitet von ubilvaurds (λοίδορος, maledicus. I. Kor. 5, 11), und nicht ubil vaurdjan zu schreiben.

9, 42 goth ist imma mais ei galagjaidau asiluqvairnus ana balsaggan is jah fravaurpans vesi in marein] καλόν ἐστιν αὐτῷ μᾶλλον, εἰ περίκειται μύλος ὀνικὸς ἐπὶ τὸν τράχηλον αὐτοῦ καὶ βέβληται εἰς τὴν θάλασσαν. — Ulfila schrieb ohne allen Zweifel ana hals is. Vgl. Luk. 15, 20 atta — draus ana hals is, ὁ πατήρ — ἐπέπεσεν ἐπὶ τὸν τράχηλον αὐτοῦ. Was das b st. des h betrifft, so steht ebenso Luk. 6, 1 st. hnauandans (ψώχοντες, fricantes) bnauandans. Man sehe die Bemerk. zu aibr Matth. 5, 23. — aggan (aggkan? Vgl. Luk. 5, 39 driggandane st. driggkandane, Ephes. 5, 18 anadriggaith st. anadriggkaith) schrieb ein Leser als Glosse neben hals an den Rand, von dem es der Abschreiber in den Text trug. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 9, 16. — Das Wort agka, ahd. anka ancha (testa), mhd. anke, lebt mit der Bedeutung Nacken in Franken noch bis zur Stunde.

10, 9 thatei nu guth gavath, manna thamma ni skaidai] ὃ οὖν ὁ θεὸς συνέζευξεν, ἄνθρωπος μὴ χωριζέτω, Vulg. homo non separet. skaidan (χωρίζειν, separare) hat sein Objekt sonst alle Mal im Akkusative bei sich; sonderbarer Weise tritt uns hier der Dativ (thamma) entgegen. Wir vermuthen, thamma, dem weder ein latein. noch griech. Wort gegenübersteht, hatte seinen Platz vor dem unmittelbar folgenden garda (τῇ οἰκίᾳ). Versetzungen sind nicht selten. Bemerk. zu Mark. 7, 23.

10, 13 ith thai siponjos is sokun thaim bairandam. 14 dugasaihvands u. s. w.] οἱ δὲ μαθηταὶ ἐπετίμων τοῖς προσφέρουσιν (παιδία). 14 ἰδὼν κ. τ. λ. Die Herausgeber bemerken ganz richtig, daß es kein dugasaihvan (ἰδεῖν) gibt, daß du vielmehr zum 13. V. gehört. Es befremdet uns, daß sie es nicht an seinen Platz gestellt haben.

10, 24 hvaiva aglu ist thaim hunjandam afar faihau in thiudangardja guths galeithan] πῶς δύσκολόν ἐστι τοὺς πεποιθότας ἐπὶ χρήμασιν (Vulg. confidentes in pecuniis) εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ εἰσελθεῖν. — Wegen der Präposition afar sind die Herausgeber der Meinung, st. πεποιθότας habe Ulfila πεποθηκότας (cupientes) gelesen. Dagegen ist zu bemerken, daß der Grieche ποθῶ τι und nicht ποθῶ ἐπί τινι sagte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Schluß.)

hunjandans, wofern es nicht verschrieben ist, gehört offenbar mit hauns (ταπεινός), haunjan gahaunjan (ταπεινοῦν), hauneins (ταπείνωσις) zusammen. hunjan afar hvamma (nicht hva, wie die Herausgeber in der Anm. irrig sagen) oder vaihtai wird beiläufig s. v. a. einer Sache nachgehn bedeuten. Wir erinnern hiebei an gak(un)ds (πεισμονή, Vulg. persuasio) Gal. 5, 8.

10, 29 saei aflailoti gard] ὃς ἀφῆκεν οἰκίαν, Vulg. qui reliquerit domum. Die Übereinstimmung mit der Vulg. hätte angedeutet werden sollen. Dieselbe Flüchtigkeit (oder Absichtlichkeit?) trifft sich leider oft.

10, 45 sunus mans qvam — giban saivala seina faur managans saun] ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ἦλθε — δοῦναι τὴν ψυχὴν αὐτοῦ λύτρον (Vulg. redemtionem) ἀντὶ πολλῶν. Statt managans saun soll die Handschrift managansaun haben. Daß s vor s leicht ausfällt, sahen wir Matth. 9, 2. Uns scheint saun noch sehr der Bestätigung zu bedürfen. us-aunein (Skeir. Ia), das die Herausgeber anführen, möchte, wie wir schon Matth. 7, 23 andeuteten, us(l)ausein sein. — Mark. 6, 19 machten wir auf die Vertauschung des d mit n aufmerksam. Wäre es zu kühn anzunehmen, Ulfila habe saivala seina andabauht (I. Timoth. 2, 6) geschrieben, st. andabauht aber sei die Randglosse saud als saun hinter managan(s) eingetragen? Man vgl. Skeir. Ia ei gasaljands sik faur uns hunsl jas-sauth gutha thizos manasedais gavaurhtedi us-aunein (uslausein?). — saun, wofern es wirklich ein solches Wort gab, gehörte mit siuns (ὄψις βλέψις εἶδος ὀπτασία), sunja (ἀλήθεια), sunjon gasunjon (ἀπολογεῖσθαι, δικαιοῦν) und sunno sunna (st. sunjo sunja) zu dem Stamme siunan saun sunum sunans (splendere? lucere? purum esse?).

11, 2 andbindandans ina (thana fulan) attiuhits] λύσαντες αὐτόν (τὸν πῶλον) ἀγάγετε. — Statt attiuhits, worüber die Herausgeber zu unserm Befremden mit Stillschweigen hinweggehn, ist entweder attiuhats (Vgl. Mark. 10, 29 attin st. attan, Luk. 1, 5 gudji st. gudja) oder attiuhaits zu lesen, wie sogleich die ähnliche Form qvithaits (εἴπατε) folgt. Man vgl. Luk 17, 8 gamatjis st. gamatjais, Luk. 14, 12 vairthith thus st. vairthai thus.

11, 15 sitlans thize frabugjandane ahakim usvaltida] τὰς καθέδρας τῶν πωλούντων τὰς περιστερὰς κατέστρεψε. — frabugjan hat wie bugjan und usbugjan (emere) den Gegenstand im Akkusative bei sich. Man sehe Mark. 10, 21. Luk. 18, 22. Statt ahakim wird daher ahakins zu lesen sein. Umgekehrt steht Mark. 12, 5 sumansuh st. sumaimuh, Luk. 17, 27 midjasveipains fraqvistida allans st. allaim, und Luk. 4, 36 varth afslauthnan allans st. allaim.

11, 30 andhafeith mis] ἀποκρίθητέ μοι.

andhafeith ist Schreibfehler statt andhafsjith (Vgl. 29. Vers), was die Herausgeber übersehen haben. Wie wir hier st. j ein e haben, wird Luk. 10, 4 st. gaskohe wol gaskoh j(ah) zu lesen sein. Umgekehrt steht Luk. 9, 39 hropjith st. hropeith, Mark. 12, 7 hirjith st. hireith, d. i. hereith, 13, 22 galiugaxristj(eis) st. galiugaxriste(is).

12, 5 sumansuh than usqvimandans] οὓς δὲ ἀποκτέννοντες. Das s vor uh sollte eigentlich z sein, st. des Akkusatives sumansuh aber, welchen usqviman nur in Verbindung mit sokjan (Vergl. Joh. 7, 1. 19. 20. 8, 40) zuließe, der Dativ sumaimuh stehn.

13, 22 unte urreisand galiugaxristjeis] ἐγερθήσονται γὰρ ψευδόχριστοι. Von der Endung jeis soll nur noch der Buchstab j zu erkennen sein. Mit Recht verwerfen die Herausgeber das alte galiugaxristjais, fallen aber selbst wieder in einen Irrthum, indem sie sagen, der Sprachgebrauch verlange die Endung jeis. Dieser verlangt vielmehr jus (Vgl. Mark. 12, 25. Luk. 2, 15 aggiljus), oder, da sich die fremden Wörter auf us in der Mehrheit der zweiten, d. h. der Deklination auf i, zuwenden, eis (Vgl. Mark. 1, 13 aggileis). Letzteres ist das Wahrscheinlichere. Über die Verwechselung des e mit j sehe man die Bemerk. zu 11, 30.

13, 29 than gasaihvith thata vairthan, kunneith thatei nehva siju than . . .] ὅταν ἴδητε ταῦτα γινόμενα, γινώσκετε ὅτι ἐγγύς ἐστιν (ἐπὶ θύραις). Mit than bricht die Handschrift ab. In Bezug auf siju st. sijai vgl. Mark. 1, 24 Iesu Nazorenai und Luk. 4, 34 Iesu Nazorenu (Ἰησοῦ Ναζωρηνέ). — Sollte Ulfila vielleicht sijai juthan geschrieben haben?

14, 6 letith tho. duhve izai usthriutith? thannu goth vaurstv vaurhta bi mis] ἄφετε αὐτήν. τί αὐτῇ κόπους παρέχετε; καλὸν ἔργον εἰργάσατο ἐν ἐμοί. thannu, dem weder ein griechisches noch ein lateinisches Wort gegenübersteht, ist zu usthriutith zu ziehen und durch doch zu übersetzen. Vgl. Mark. 4, 41 ohtedun sis agis mikil jah qvethun du sis misso: hvas thannu sa sijai (ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν, καὶ ἔλεγον πρὸς ἀλλήλους Τίς ἄρα οὗτός ἐστιν)?

14, 51 jah ains sums juggalauths laistida afar imma bivaibiths leina ana naqvadana] καὶ νεανίσκος τις συνηκολούθει αὐτῷ περιβεβλημένος σινδόνα ἐπὶ γυμνοῦ. Der Akkusativ naqvadana bietet unübersteigliche Schwierigkeiten. Jak. Grimm (IV. 263) möchte leik(a)haman oder balg hinzudenken. hama findet sich jedoch im Gothischen nicht, balg aber bedeutet nicht Haut, wofür der Gothe fill hatte, sondern Schlauch (ἀσκός). Wie wir Luk. 17, 22 ainamma thize dage st. ainana th. dage, und Mark. 3, 17 Iakobau thamma — brothr st. Iakobu thana — brothar lesen, so möchte hier umgekehrt naqvadana st. naqvadamma (nämlich leika) stehn.

14, 51 jah gripun is thai juggalaudeis] καὶ κρατοῦσιν αὐτὸν οἱ νεανίσκοι. — greipan, das öfters vorkömt, hat sein Objekt alle Mal im Akkusative bei sich, und so ist auch hier st. is ohne Zweifel ina zu lesen. s statt n findet sich auch sonst. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 7, 23.

14, 66 jah visandin Paitrau in rohsnai dalatha. jah atiddja aina thiujo this auhumistins gudjins] καὶ ὄντος τοῦ Πέτρου ἐν τῇ αὐλῇ κάτω ἔρχεται μία τῶν παιδισκῶν τοῦ ἀρχιερέως, Vulg. et cum esset Petrus in atrio deorsum, venit una ex ancillis summi sacerdotis. — Mit Recht findet Jak. Grimm (III. 202) dalatha, das als Ortsadverb in seiner Art einzig dastünde, anstößig. Uns scheint, Ulfila habe das deorsum der Vulg. in seiner eigentlichen Bedeutung gefaßt und dalath than jah atiddja (deorsum venit, κατέρχεται?) geschrieben. Vgl Röm. 9, 19. 20 unte viljin is hvas andstandithannu . . . τῷ γὰρ βουλήματι αὐτοῦ τίς ἀνθέστηκε; μενοῦνγε . . . . Wie dort andstandith thannu zu lesen ist, so konnte auch hier th leicht ausfallen. Statt than aber stund wahrscheinlich thā, das dann leicht zu tha ward. Vgl. Joh. 14, 17 ahma st. ahman (πνεῦμα). — Oder sollte es dala than jah geheißen haben?

15, 22 attauhun ina ana Gaulgautha stath] καὶ φέρουσιν (ἄγουσιν D) αὐτὸν ἐπὶ Γολγοθᾶ τόπον. — So wie wir hunslastaths motastaths lukarnastatha und nicht hunsla staths u. s. w.

schreiben, so werden wir auch Gaulgauthastath (*κρανίου τόπου*) zu setzen haben.

15, 23 jah gebun imma drigkan vein mith smyrna. ith is ni nam] *καὶ ἐδίδουν αὐτῷ πιεῖν ἐσμυρνισμένον οἶνον· ὁ δὲ οὐκ ἔλαβε.* — *σμύρνα* ward dem Gothen kaum zu smyrn oder smyrns. So wie II. Kor. 11, 6 gabairhtida in allaim st. gabairhtidai in allaim (*φανερωθέντες ἐν πᾶσιν*, Vulg. manifestati) vor i ein i ausgefallen ist, so möchte auch hier smyrna ein i eingebüßt haben. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 5, 40.

15, 40 jah Marja Iakobis this minnizins] *καὶ Μαρία ἡ* (fehlt D) *Ἰακώβου τοῦ μικροῦ.* Ulfila vertauscht hier *Ἰάκωβος* mit *Ἰακώβ*. Beide sind in der Bibel strenge geschieden. Dasselbe Versehen haben wir Matth. 27, 56 Marja so Iakobis aithei, Mark. 16, 1 Marja so Iakobis, 5, 37 Iakobu jah Iohannen, brothar Iakobis (beide Formen neben einander), 6, 3 niu thata ist — brothar Iakoba?

15, 42 unte vas paraskaive. saei ist fruma sabbato] *ἐπεὶ ἦν παρασκευή, ὅ ἐστι πρὸς σάββατον*, Vulg. quia erat parasceve, quod est ante sabbatum. — Statt *πρὸς σάββατον* las Ulfila *προσάββατον*, was Elzevir (vom Jahre 1624) wirklich hat. Wie Mark. 16, 2 der auf den Sabbat folgende Tag der Nachsabbat (afarsabbatus) heißt, so sollte der ihm vorausgehnde der Vorsabbat (faurasabbatus? oder nach faurafilli fauradauri fauragaggi fauramathli fauratani vielleicht faurasabbati?) genannt sein. Statt dessen nennt ihn Ulfila den ersten Sabbat (fruma sabbato).

15, 46 (Iosef) galagida ita (thata leik) in hlaiva. thatei vas gadraban us staina] (*Ἰωσήφ*) *ἔθηκεν αὐτὸ* (*τὸ πτῶμα*) *ἐν μνημείῳ ὃ ἦν λελατομημένον ἐκ πέτρας*, Vulg. posuit eum in monumento quod erat excisum de petra. — Das unerklärbare Wort gadraban erscheint nur an dieser Stelle. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so ist gadulban (Partizip von dem weitverbreiteten dilban dalb dulbum = fodere) zu lesen. Wie leicht l und a mit einander verwechselt werden, sahen wir Matth. 6, 26 bei dem Worte vulthrizans. Der vor l stehnde Buchstab ist wahrscheinlich erloschen oder undeutlich.

16, 1 jah invisandins sabbate dagis Marja so Magdalene jah Marja so Iakobis jah Salome usbauhtedun aromata] *καὶ διαγενομένου τοῦ σαββάτου* (lat. Übers. et cum transisset s. praeterisset sabbatum) *Μαρία ἡ Μαγδαληνὴ καὶ Μαρία ἡ τοῦ Ἰακώβου καὶ Σαλώμη ἠγόρασαν ἀρώματα.* — Die Herausgeber übersetzen imminente sabbati die. Ein Verbum invisan mit der Bedeutung bevorstehn (imminere) anzunehmen scheint uns etwas Gewagtes. Gesetzt aber, die Gothen hätten es gehabt, wie hätte Ulfila als treuer Übersetzer *διαγενόμενος* (praeterlapsus s. praeteritus) durch invisands (imminens) geben können? — Bei Luk. 23, 56. 24, 1 heißt es, die Frauen hätten am Vorsabbate Salben bereitet, am Sabbate geruhet und am ersten Wochentage früh das Grab besucht. Sollte Ulfila, um Markus mit Lukas in Übereinstimmung zu bringen, st. *καὶ διαγενομένου σαββάτου* etwa *καὶ διὰ γενομένου σαββάτου* gelesen und jah in visandins sabbate dagis übersetzt haben? — Das mit dem Genitive verbundene *διά* (per) gibt er auch sonst durch in (mit darauf folgendem Genitive). So II. Kor. 8, 8 ni svasve fraujinonds qvitha izvis, ak in thizos antharaize usdaudeins (*οὐ κατ' ἐπιταγὴν λέγω, ἀλλὰ διὰ τῆς ἑτέρων σπουδῆς*, Vulg. per aliorum solicitudinem), Gal. 5, 13 in friathvos ahmins skalkinoth izvis misso (*διὰ τῆς ἀγάπης* — Vulg. per caritatem — *τοῦ πνεύματος δουλεύετε ἀλλήλοις*), I. Thessal. 3, 7 gathrafstidai sijum — in izvaraizos galaubeinais (*παρεκλήθημεν* — *διὰ τῆς ὑμῶν πίστεως*, Vulg. per fidem vestram). — Indessen könnte Ulfila auch *διὰ γενόμενον σάββατον* gelesen haben. Vgl. die Bemerk. zu Mark. 4, 28.

16, 2 jah filu air this dagis afar sabbate atiddjedun du thamma hlaiva] *καὶ λίαν πρωῒ μιᾷ τῶν* (*μιᾶς* s. *τῆς μιᾶς*) *σαββάτων* (Vulg. valde mane una sabbatorum) *ἔρχονται ἐπὶ τὸ μνημεῖον.* — Im Wörterbuche führen die Herausgeber afarsabbatus (Vgl. afardags Luk. 7, 11) als Nachsabbat auf, schreiben jetzt also nicht afar sabbate, sondern afarsabbate. Sollte Ulfila etwa sabbato geschrieben haben? Vgl. fret Luk. 15, 30 st. frat.

16, 4 gaumidedun. thammei afvalviths ist sa stains] θεωροῦσιν ὅτι ἀποκεκύλισται ὁ λίθος. — thammei steht wie bekannt st. thamma ei (τούτῳ ὅτι). Da dieser Dativ das Objekt zum Verbum gaumidedun ist, so darf er unter keiner Bedingung durch einen Punkt (hier s. v. a. Komma) von demselben getrennt werden. Vgl. Luk. 17, 15 ains ize gaumjands thammei hrains varth, gavandida sik (εἷς ἐξ αὐτῶν ἰδὼν ὅτι ἐκαθαρίσθη, ὑπέστρεψε), Joh. 6, 5 Iesus — gaumida thammei manageins filu iddja du imma, qvathuh du Filippau (ὁ Ἰησοῦς — θεασάμενος ὅτι πολὺς ὄχλος ἔρχεται πρὸς αὐτόν, λέγει πρὸς Φίλιππον), Joh. 6, 29 thatist vaurstv guths ei galaubjaith thammei insandida jains (τοῦτό ἐστι τὸ ἔργον τοῦ θεοῦ, ἵνα πιστεύσητε εἰς ὃν ἀπέστειλεν ἐκεῖνος), Mark. 7, 18 ni frathjith thammei all thata utathro inngaggando in mannan ni mag ina gamainjan (οὐ νοεῖτε ὅτι πᾶν τὸ ἔξωθεν εἰσπορευόμενον εἰς τὸν ἄνθρωπον οὐ δύναται αὐτὸν κοινῶσαι)? Luk. 1, 22 frothun thammei siun gasahv in alh (ἐπέγνωσαν ὅτι ὀπτασίαν ἑώρακεν — ὁ Ζαχαρίας — ἐν τῷ ναῷ). In keiner dieser Stellen ist thammei durch einen Punkt von seinem Verbum getrennt. — Wie hier vor thammei, so ist auch Luk. 2, 20 gavandidedun sis (sik?) thai hairdjos — hazjandans guth in allaize. thizeei gahausidedun jah gasehvun (ὑπέστρεψαν οἱ ποιμένες — αἰνοῦντες τὸν θεὸν ἐπὶ πᾶσιν οἷς ἤκουσαν καὶ εἶδον) vor thizeei der Punkt zu tilgen, da die griech. Attraktion, welche die Herausgeber in diesem Genitive finden wollen, dem Gothischen fremd ist.

16, 6 sai thana stath, tharei galagidedun ina] ἴδε ὁ τόπος (εἴδετε ἐκεῖ τὸν τόπον αὐτοῦ D), ὅπου ἔθηκαν αὐτόν, Vulg. ecce locus (ein Anderer videte locum ejus), ubi posuerunt eum. — Das Wort sai hat seiner Natur nach sonst alle Mal den Nominativ bei sich; hier und Römer 11, 22 erscheint der Akkusativ. Dort heißt es sai nu selein jah hvassein garaihta guths. aththan ana thaim thaiei gadrusun hvassein, ith ana thus selein (ἴδε οὖν χρηστότητα καὶ ἀποτομίαν θεοῦ· ἐπὶ μὲν τοὺς πεσόντας ἀποτομίαν, ἐπὶ δὲ σὲ χρηστότητα, Vulg. vide ergo bonitatem et severitatem dei: in eos quidem, qui ceciderunt, severitatem, in te autem bonitatem). Wie Luk. 1, 29 st. innatgahtai (εἰσόδῳ) innagahtai, Luk. 6, 12 statt thairhvakands (pervigilans) thairvakands, Joh. 18, 9 st. atgast (δέδωκας) atgaf, Luk. 16, 6 st. fimf tiguns (πεντήκοντα) fim tiguns, Joh. 14, 17 st. ahman (πνεῦμα) ahma, Luk. 2, 42 st. tvalibta (?) vintrus (duodecimus annus) tvalib vintrus, endlich Mark. 1, 12 st. suns aiv (εὐθέως, statim) suns sai steht, so könnte auch hier und Röm. 11, 22 sai st. saihv (hv besteht im Goth. aus **einem** Zeichen) stehn. — Wir sagten oben, sai habe seiner **Natur** nach den Nominativ bei sich. Bis jetzt hielt man das Wort für den Imperativ von saihvan (Grimm I. 3. Ausg. 93. S. III. 246 — 248. S.). Dagegen spricht jedoch **erstens** das Beispiellose der Abkürzung, **zweitens** das alt- und mittelhochdeutsche so wie das neusüddeutsche sê, da sih (goth. saihv) zu si hätte werden müßen, **drittens** die Bedeutung. Diese ist nämlich nicht **sieh** (vide), sondern **da! da ist!** ecce! ganz wie es der Laut des Wortes mit sich bringt. sai ist die dritte Person sing. praeter. zu dem ungebräuchlichen Infinitive sijan (εἶναι, esse). Während nämlich der Dual siju sijuts und der Plural sijum sijuth für ἐστόν ἐσμέν ἐστέ im Gebrauche blieben, gieng der Singular sai sait sai, an dessen Stelle im is ist trat, bis auf unser sai verloren. Vgl. ἦν (ecce).

A. J. Vollmer.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 53.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Mai 1846.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

1) Ueber den Condurrit und über das Verhalten der Kupferoxyde zu metallischem Arsenik im Feuer. Von Hrn. Akademiker Fr. v. Kobell.

Der Condurrit ist von Faraday analysirt worden. Die Analyse gab:

Arsenichte Säure	25,944
Kupferoxyd	60,498
Wasser	8,987
Schwefel	3,064
Arsenik	1,507
	100,000

Einige Stücke, welche ich der Güte des Herrn Letsom verdanke, veranlaßten mich zu einer neuen Untersuchung, welcher zufolge obige Zusammensetzung nicht ganz richtig bestimmt worden ist. Die physikalische Beschreibung Faraday's paßt vollkommen zu der von mir untersuchten Probe.

Das Mineral kommt in rundlichen Knollen vor, welche keine Spur von Krystallisation wahrnehmen lassen. Der Bruch ist flachmuschlig. Die Farbe ist schwärzlich braun, auf Ablosungen auch grau, das Pulver schwarz. Das Mineral ist matt oder wenig schimmernd, theils fettartig, theils broncеartig, auf dem Striche bekommt es metallischen Glanz und dunkelgraue Farbe. Vor dem Löthrohre im Kolben giebt es Wasser und krystallinische arsenichte Säure. Die geglühten Stücke nehmen eine braunlichrothe Farbe an und zeigen beym Zerdrücken mit einem Chalcedonpistill stellenweise die Farbe des Kupfers und metallischen Glanz. Sie sind dann leichter zu zerreiben als vor dem Glühen. Auf der Kohle erhält man Arsenikrauch und nach längerem Blasen ein geschmeidiges Kupferkorn.

In concentrirter Salzsäure ist das Mineral mit Hinterlassung eines schwarzen Rückstandes auflöslich. Dieser Rückstand besteht aus fein zertheiltem Arsenik mit etwas Schwefelkupfer. An die Lichtflamme gebracht entzündet er sich und verbrennt mit Rauchen zu arsenichter Säure. Er verhält sich in dieser Eigenschaft wie der sogenannte Arsenikglanz, welcher 3 Proc. Wismuth enthält. Ich habe dieses Verbrennen auch an einem künstlich dargestellten Arsenik beobachtet und ebenfalls Wismuth darin gefunden. Der erwähnte Rückstand enthält aber kein Wismuth und es dürfte daher auch der Arsenikglanz nicht weiter als besondere Species gelten, da sich jeder fein zertheilte Arsenik ihm gleich verhält.

Die concentrirte salzsaure Auflösung wird von Wasser getrübt und giebt ein reichliches Präc. von Kupferchlorür; salzsaurer Baryt giebt keine Trübung.

Wird das feine Pulver des Minerals (trocken gerieben) mit Kalilauge gekocht, filtrirt und die Lauge mit Salpetersäure neutralisirt, so giebt Silberauflösung den gelben Niederschlag des arsenichtsauern Silberoxyds. Der Rückstand mit Salzsäure behan-

delt giebt die Reactionen des Kupferoxyduls, den weißen Niederschlag mit Wasser, den ockergelben mit Kalilauge ꝛc. Diese Reactionen beweisen, daß in dem Mineral arsenichte Säure und Kupferoxydul enthalten sind, denn bekanntlich zersetzt sich arsenichtsaures Kupferoxyd beym Kochen mit Kali in der Art, daß sich Arseniksäure bildet, während zugleich Kupferoxydul entsteht. Auch wird eine salzsaure Auflösung von Schweinfurter-Grün von Wasser nicht gefällt, wie eine solche von Condurrit.

Uebrigens enthält das Mineral auch Spuren von kohlensauerm Kupferoxyd und entwickelt beym Auflösen in Salzsäure etwas Kohlensäure, wie ich mich überzeugte, indem ich das Gas in Kalkwasser leitete.

Um die Mischung dieses Minerals auszumitteln, wurden 30 Gran mit concentrirter Salzsäure gekocht und der Rückstand auf einem gewogenen Filtrum scharf getrocknet bestimmt. Die Auflösung wurde mit Aetzammoniak in Ueberschuß versetzt, wobey sie vollkommen klar blieb, und dann das Kupfer mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak gefällt. Der Niederschlag wurde mit Salpetersäure oxydirt, das Kupferoxyd mit Kalilauge gefällt und weiter auf Eisenoxyd untersucht, wovon es eine kleine Menge enthielt.

Zur Bestimmung des Wassergehaltes wurden ebenfalls 30 Gran in kleinen Stücken in einer Kugel, welche in der Mitte einer 10 Zoll langen Glasröhre ausgeblasen war, tarirt, bis zum Austreiben der arsenichten Säure erhitzt und dann durch vorsichtiges Erwärmen das Wasser aus der Röhre verjagt, ohne daß arsenichte Säure mit fortging. Der Gewichtsverlust gab den Wassergehalt an.

Sonach ergab die Analyse mit Abzug des in Salzsäure unauflöslichen Rückstandes und das Kupfer als Oxydul berechnet, die arsenichte Säure aber aus dem Verlust nachstehende Resultate:

Arsenichte Säure	8,03
Kupferoxydul	79,00
Eisenoxyd	3,47
Wasser	9,50
	100,00

Eine zweyte Analyse gab sehr ähnliche Resultate und die überwiegende Menge Kupferoxydul brachte mich auf die Vermuthung, die arsenichte Säure sey vielleicht nur zufällig beygemengt. Ein Versuch bestätigte es. Es wurde eine fein pulverisirte Menge mit Wasser ausgekocht, das Wasser mit Salzsäure hinlänglich sauer gemacht und Schwefelwasserstoffgas durchgeleitet. Es bildete sich sehr bald ein reichlicher Niederschlag von Schwefelarsenik. Der Condurrit ist also weiter keine eigenthümliche Mineralspecies, sondern ein Gemenge von Kupferoxydul, nämlich Rothkupfererz, arsenichter Säure, metallischem Arsenik und etwas Schwefelkupfer*). In seiner Begleitung findet sich auch ungemengtes in Oktaedern krystallisirtes Rothkupfererz. Da mir auffiel, daß man vor dem Löthrohre im Kolben von diesem Mineral nur arsenichte Säure erhält und kein Sublimat von metallischem Arsenik, so stellte ich einige Versuche über das Verhalten von Gemengen von Kupferoxydul und auch von Kupferoxyd und fein zertheiltem metallischem Arsenik an und benützte dazu die beym Auflösen des Condurrits in Salzsäure gebliebenen Rückstände.

Wird die gehörige Menge von Kupferoxyd mit solchem Arsenik gemengt in einem Kolben erhitzt, so bildet sich arsenichte Säure, welche sublimirt, das früher schwarze Pulver wird roth und das Kupferoxyd wird zu Oxydul reducirt. Bey dem von mir angestellten Versuch löste sich die geglühte Masse vollständig in Salzsäure auf. Wendet man Kupferoxydul an, so erhält man ebenfalls arsenichte Säure, zugleich aber bildet sich Arsenikkupfer, welches beym Auflösen der geglühten Masse in Salzsäure als ein schwarzes Pulver zurückbleibt.

Es geht daraus hervor, daß man nicht mit Sicherheit aus dem erhaltenen Sublimat im Kolben auf die Gegenwart von arsenichter Säure schließen kann, sondern daß diese dabey in gewissen Fällen durch eine stattfindende Oxydation von vorhandenem metallischem Arsenik auf Kosten eines beygemengten

*) Man könnte die erwähnten Reactionen auch aus einem Gehalte von Arseniksuboxyd herleiten und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dergleichen mit enthalten sey.



Metalloxyds, wie z. B. des Kupferoxyds, gebildet werden kann.

Da die neuern Untersuchungen des Kobaltbeschlags von Kersten ebenfalls erwiesen haben, daß derselbe nur ein Gemenge von gewöhnlicher Kobaltblüthe und arsenichter Säure ist, welche letztere durch Wasser extrahirt werden kann, so verschwinden mithin die bisher geltenden Beyspiele arsenichtsaurer Verbindungen im Mineralreiche.

---

2) Ueber das Kupferpecherz von Turinsk im Ural. Von demselben.

Dieses Kupferpecherz kommt theilweise rindenartig und von amorpher Bildung auf einem Gemenge von gelbem Eisenocker und Malachit vor. Es hat eine kastanienbraune Farbe mit ockergelbem Striche und scheint eine lagenweise abgesetzte neuere Bildung, wie die manches Eisensinters. Ich stellte eine Analyse damit an und erhielt folgende Resultate:

			Sauerstoff.
Kieselerde	9,66	„	5,01
Kupferoxyd	13,00	„	2,62
Eisenoxyd	59,00	„	18,08
Wasser	18,00	„	16,00
	99,66		

Vergleicht man die Sauerstoffmengen, so stellt sich deutlich heraus, daß dieses Mineral ein Gemenge von Brauneisenerz und Kieselmalachit von der Formel $Cu^3 \dot{S}i^2 + 6 \dot{H}$ sey und daß die Farbe des letztern durch das vorwaltende Eisenoxydhydrat verdrängt ist. Daß das Kupfer nicht als Oxydul enhalten oder als Rothkupfererz eingemengt ist, wie von andern Var. des Kupfererzes angegeben wird, beweist, daß die concentrirte salzsaure Auflösung nicht von Wasser gefällt wird.

---

3) Chemische Untersuchungen über die Galle von Hrn. Dr. L. A. Buchner jun. (vorgelegt von Hrn. Akademiker Dr. Buchner).

---

1. Ueber die Produkte der freywilligen Zersetzung der Rindsgalle.

Ich habe im vorigen Jahre die Ehre gehabt, der k. Akademie das Resultat der Versuche mitzutheilen, welche auf meine Anregung und unter meiner Leitung von Hrn. Dr. Baron von Gorup-Besanez über die bey der sogenannten freywilligen Zersetzung der Rindsgalle stattfindenden Mischungsveränderungen angestellt worden sind*). Das Hauptergebniß der über diese Zersetzung bis dahin gemachten Beobachtungen war nämlich, daß dieselbe jener durch Einwirkung verdünnter Säuren auf den wesentlichen Bestandtheil der Galle bewirkten analog ist, indem unter dem Einflusse des bey der Fäulniß sich verändernden und als Ferment wirkenden thierischen Schleims (sowohl Gallenblasenschleims als auch Darmschleims) die an Natron gebundene stickstoff- und schwefelhaltige Gallensäure in ein neutrales, stickstoff- und schwefelreiches Produkt, das Taurin, in etwas Ammoniak und in eine stickstoff- und schwefelfreye, amorphe, harzartige Säure, die Choloidinsäure zerlegt wird, welche letztere an die Stelle der Gallensäure mit Natron in Verbindung tritt und aus dieser löslichen Verbindung durch eine stärkere Säure präcipitirt werden kann. Die seitdem mit aller Sorgfalt gemachten Elementaranalysen des sowohl aus gefaulter Ochsengalle als auch aus durch Darmschleim zersetztem gallensauren Natron dargestellten Taurins und der Choloidinsäure werden über die Identität dieser Produkte mit den durch Einwirkung verdünnter Säuren auf gallensaures Natron erhaltenen keinen Zweifel lassen.

---

*) Sitzung vom 9. August 1845. S. gelehrte Anz. von 1845. Nro. 193. S. 314.

Taurin aus gefaulter Rindsgalle.		Neueste Analyse des Taurins von Redtenbacher.
Kohlenstoff	18,92	19,28
Wasserstoff	5,77	5,73
Stickstoff	11,32	11,25
Schwefel	25,97	25,70
Sauerstoff	38,02	38,04
	100,00.	100,00.

Durch diese Analyse des aus gefaulter Rindsgalle erhaltenen Taurins wird zugleich der bedeutende Gehalt an Schwefel in diesem Zersetzungsproduct der Gallensäure bestätiget, der, bisher von den Chemikern übersehen, kürzlich von Redtenbacher darin entdeckt worden ist. Wir haben die Menge des Schwefels aus der Menge des schwefelsauren Baryts berechnet, der durch Glühen des Taurins mit einem Gemenge von Salpeter und kohlensaurem Baryt und Behandlung des Geglühten mit verdünnter Salzsäure erhalten wurde.

Choloidinsäure aus gefaulter Rindsgalle.

Diese Säure wurde aus der vom zersetzten Schleim, den Farbestoffen und Fetten befreyten Flüssigkeit durch Essigsäure präcipitirt, nach dem Auswaschen mit Wasser in Alkohol gelöst und aus der mit Thierkohle behandelten Lösung durch Eindampfen weiß erhalten. Zwey Analysen der bey 120° getrockneten Säure gaben:

	I.	II.
Kohlenstoff	72,51	72,97
Wasserstoff	9,78	9,86
Sauerstoff	17,71	17,17
	100,00.	100,00.

Amorphe harzartige Säure, aus einer mit etwas Darmschleim der Gährung überlassenen Lösung des gallensauren Natrons auf obige Weise dargestellt und bey 120° getrocknet gab:

Kohlenstoff	72,97
Wasserstoff	10,16
Sauerstoff	16,87
	100,00.

Die nämliche Säure, nachdem sie in verdünnter Kalilauge in der Wärme gelöst, dann mit Essigsäure präcipitirt und bey 120° getrocknet war, enthielt:

Kohlenstoff	72,37
Wasserstoff	10,12
Sauerstoff	17,51
	100,00.

Alle diese Zahlen stimmen mit jenen sehr gut überein, welche Theyer und Schlosser bey den Analysen der aus gallensaurem Natron mittelst Oxalsäure ausgeschiedenen Choloidinsäure erhalten haben.

Ich wäre auf diesen Gegenstand nicht zurückgekommen, hätte ich nicht eine spätere Beobachtung daran zu knüpfen, die in mehr als einer Beziehung interessant ist. Diese Beobachtung wurde zufällig an Galle gemacht, die länger als gewöhnlich und zwar beynahe drey Monate lang der freywilligen Zersetzung überlassen war. Dieselbe hat zur Entdeckung einer zweyten Phase der Gallengährung geführt, bey welcher die zuerst aus der Gallensäure gebildete amorphe harzartige Choloidinsäure wieder verschwindet und an deren Stelle ebenfalls eine harzartige, aber leicht krystallisirbare Säure tritt, während das Taurin nicht weiter mehr verändert wird.

Zwey Analysen dieser auf die vorhin bey der Choloidinsäure angegebenen Weise rein dargestellten und bey 120° getrockneten Säure gaben:

	I.	II.
Kohlenstoff	69,34	69,59
Wasserstoff	9,98	10,08
Sauerstoff	20,68	20,33
	100,00.	100,00.

(Schluß folgt.)



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 54.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Mai 1845.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

3) Chemische Untersuchungen über die Galle von dem Hrn. Dr. L. A. Buchner jun. (vorgelesen von Hrn. Akademiker Dr. Buchner).

(Schluß.)

Dieß ist die Zusammensetzung der Cholsäure, welche nach Demarçay durch Einwirkung von Aetzkali auf Galle entsteht und vor Kurzem von Theyer und Schlosser analysirt worden ist. Dumas hat schon früher eine Analyse dieser von der Gmelin'schen Cholsäure verschiedenen Säure gemacht, aber dabey von den obigen abweichende Zahlen erhalten, welche Differenz bloß daher rührt, daß Dumas die zur Analyse bestimmte Säure bey 100° getrocknet, während sie zwischen dieser Temperatur und 120° noch etwas Wasser verliert, ferner daß er bey Berechnung der Kohlenstoffmenge das damals angenommene höhere Atomgewicht des Kohlenstoffs zu Grunde gelegt hat.

Außerdem stimmen alle Eigenschaften der aus gefaulter Galle erhaltenen krystallisirbaren harzigen Säure so vollkommen mit jenen der Demarçay'schen Cholsäure überein, daß die völlige Identität beyder bestimmt angenommen werden kann. Ich habe diesen bekannten Eigenschaften nur noch die Bestimmung der Krystallform, welche Hr. Akademiker v. Kobell vorzunehmen die Güte hatte, beyzufügen.

Die aus alkoholischer Lösung gebildeten Krystalle gehören zum quadratischen System. Es erscheint gewöhnlich eine Quadratpyramide mit den Flächen des diagonalen Prismas, letztere sehr klein als Abstumpfung der Randecken. Die Winkel der Pyramide sind annähernd 117° (Scheitelkantenwinkel) und 95° 30′ (Randkantenwinkel).

Die Bildung der Cholsäure aus der Choloidinsäure bey der Gallengährung findet sicherlich auf eine sehr einfache Weise statt. In der That, entwickelt man aus der Zusammensetzung der Choloidinsäure und Cholsäure die relative Atomzahl der darin vorhandenen Elemente, so erhält man auf eine gleiche Menge des Kohlenstoffs in beyden Säuren für die Cholsäure ein Mehr von Wasserstoff und Sauerstoff fast in dem zur Wasserbildung geeigneten Verhältnisse; ob nun aber eine Verwandlung der Choloidinsäure in Cholsäure durch bloße Wasseraufnahme allein, oder durch gleichzeitige Oxydation statt finde, muß vor der Hand noch dahin gestellt bleiben. So viel ist gewiß, daß bey Vergleichung der relativen Atomenzahlen eine Verwandlung durch bloße Aufnahme der Bestandtheile des Wassers nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich erscheint.

Mit der Bildung der Cholsäure scheint aber die Gallengährung noch nicht zu Ende zu seyn. Eine Auflösung des gallensauren Natrons, welche nahe an $\frac{3}{4}$ Jahren der freywilligen Zersetzung überlassen war, roch und reagirte deutlich sauer und gab bey der Destillation mit Schwefelsäure Essig-

säure, welche nach neuen, von Redtenbacher gemachten Beobachtungen auch bey der Einwirkung der Salpetersäure auf Choloidinsäure gebildet wird.

Demnach sind bis jetzt drey deutlich verschiedene Perioden der Gallengährung wahrgenommen. In der ersten, in wenig Wochen beendigten, zerfällt, um es noch einmal zu wiederholen, die stickstoff- und schwefelhaltige Gallensäure in Taurin, etwas Ammoniak und in die stickstoff- und schwefelfreye Choloidinsäure; in der zweyten wird die amorphe harzartige Choloidinsäure durch Aufnahme von Wasserstoff und Sauerstoff in die krystallisirbare harzartige Cholsäure verwandelt, und in der dritten Periode tritt die, höchst wahrscheinlich auf Kosten der Cholsäure gebildete, Essigsäure auf. Alle diese Produkte können aber bekanntlich auch durch Einwirkung anderer Agentien auf Galle aus der Gallensäure gebildet werden: die Choloidinsäure nebst Taurin und etwas Ammoniak durch Einwirkung verdünnter Säuren; die Cholsäure nebst Ammoniak durch Einwirkung von Alkalien; endlich die Essigsäure nebst Cholestearinsäure, Oxalsäure, Choloidansäure und einigen fetten Säuren durch die oxydirende Einwirkung der Salpetersäure zunächst auf Choloidinsäure.

2. Beobachtungen über die Schweinsgalle.

Schon Thenard hat die Beobachtung gemacht, daß die Schweinsgalle durch Säuren, selbst durch Essig, schnell und gänzlich zersetzt werde und eine große Menge Gallenharz enthalte. Wirklich entsteht in ganz frischer, von beygemengtem Schleim befreyter Schweinsgalle auf Zusatz von Essigsäure oder Oxalsäure sogleich ein solch' starker weißer pflasterartiger Niederschlag, wie er sich in der Rindsgalle erst durch längere Einwirkung von Säuren oder nach eingetretener Fäulniß bildet. Dieser gehörig gereinigte Niederschlag verhält sich wie Choloidinsäure; bey der Analyse des bey 120° getrockneten Körpers wurden von Hrn. v. Gorup erhalten:

Kohlenstoff	72,36
Wasserstoff	9,72
Sauerstoff	17,92
	100,00.

Wird die Choloidinsäure aus Schweinsgalle etwas über 140° erhitzt, so wird sie, ohne zu schmelzen, in einen dem Dyslysin ähnlichen Körper verwandelt, denn eine auf solche Weise behandelte Säure gab bey der Analyse:

Kohlenstoff	77,77
Wasserstoff	10,38
Sauerstoff	11,85
	100,00.

Die Gegenwart von Choloidinsäure in frischer Schweinsgalle ließ das gleichzeitige Vorhandenseyn von Taurin in derselben vermuthen, allein in dieser Beziehung angestellte Versuche haben nicht zur Entdeckung dieses sonst leicht erkennbaren Stoffes geführt.

Es fragt sich nun, wird in der Schweinsgalle das Taurin später, oder wird es gar nicht und statt seiner ein anderer Stoff gebildet, oder wird es als das löslichste Produkt der Gallenzersetzung sogleich wieder absorbirt und vielleicht auf diese Art dem Organismus ein Theil des Schwefels der umgesetzten Gebilde wieder zugeführt? Diese Fragen scheinen anregend genug für ein weiteres chemisches Studium der Schweinsgalle.

3. Untersuchungen über die Mischung der Menschengalle.

So zahlreiche und gründliche Arbeiten wir über die Rindsgalle besitzen, so wenig ist bisher noch für ein genaueres chemisches Studium der Menschengalle gethan worden. Der Grund hiervon liegt zunächst in den vielen einer solchen Untersuchung sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, die theils von der geringen Menge dieses Secretes, theils von der Seltenheit, dasselbe im frischen Zustande zu bekommen, veranlaßt werden.

Es wird allgemein angenommen, daß die Menschengalle ähnlich zusammengesetzt sey wie die Rindsgalle, und daß sie namentlich denselben Hauptbestandtheil, nämlich gallensaures Natron enthalte. Vor Kurzem trat aber Kemp gegen diese allgemeine Ansicht auf und suchte auf elementaranalytischem Wege darzuthun, daß die Menschengalle oder deren wesentlicher Bestandtheil eine andere Zusammensetzung habe als die Gallensäure aus der Rindsgalle. Allein es ist leicht wahrzunehmen, daß Kemps Ana-

lysen die Frage nicht sicher entscheiden können, weil er den bitteren Bestandtheil der Galle nur vom Schleim und den Fetten, nicht aber von den Farbestoffen befreyt hat, daher bey dem großen Reichthum der Menschengalle an Farbestoffen das Resultat der Analyse bedeutend modificirt werden mußte, und anderseits es sehr leicht möglich war, daß die von ihm analysirte Galle bereits zersetzt, oder wie die Schweinsgalle neben der Gallensäure schon mehr oder weniger Choloidinsäure enthielt. Bey der leichten Zersetzbarkeit der Galle und bey dem Umstande, daß man die Menschengalle erst einige Zeit nach dem Tode meistens krank gewesener Individuen zur Untersuchung bekommen kann, erschien es von vorne herein schon schwer, die Frage auf diese Weise zur entscheidenden Erledigung zu bringen; indessen war die von Hrn. v. Gorup untersuchte Menschengalle doch meistens frey von Choloidinsäure, indem darin, nachdem der Schleim, die Farbestoffe und Fette entfernt waren, durch Säuren gewöhnlich kein Niederschlag hervorgebracht wurde. Eine so gereinigte Galle ist aber außerordentlich hygroskopisch, welche Eigenschaft eine genaue Elementaranalyse unmöglich macht. Es wurde daher versucht, die mit Natron verbundene Säure aus der Menschengalle nach derselben Methode, welche von Theyer und Schlosser zur Darstellung der Rindsgallensäure angewendet worden ist, zu isoliren, um die Zusammensetzung der ersteren mit jener der letzteren vergleichen zu können. Allein ungeachtet aller hierbey angewandten Vorsicht fand eine Zersetzung der isolirten Menschengallensäure, die sich im Uebrigen vollkommen wie Rindsgallensäure verhielt, in der Art statt, daß sie größtentheils in einen im Wasser unlöslichen harzartigen Körper verwandelt wurde. Was das Wasser wieder auflöste, besaß im Allgemeinen die Eigenschaften der Gallensäure; von dem im Wasser nicht mehr Löslichen löste sich der größte Theil in starkem Alkohol; nur eine sehr geringe, zu einer näheren Untersuchung nicht ausreichende Menge eines feinkörnigen Pulvers blieb zurück, an welchem unter dem Mikroskop nicht die prismatische Form des Taurins zu erkennen war. Der in Alkohol lösliche und bey weitem beträchtlichste Theil aber verhielt sich vollkommen wie Choloidinsäure; bey der Analyse desselben erhielt man:

Kohlenstoff	72,39
Wasserstoff	10,15
Sauerstoff	17,46.
	100,00.

Es wurde also derselbe Körper auch aus der Menschengalle erhalten, der bey der Zersetzung der Rindsgalle eine so große Rolle spielt. Den nämlichen Körper bekommt man aber auch, wenn man Menschengalle längere Zeit mit Salzsäure erwärmt. Die Erscheinungen sind hierbey genau dieselben, wie sie Demarcay bey gleicher Behandlung der Rindsgalle beobachtet hat, nur ist es schwer, sich von der Gegenwart des anderen Zersetzungsproduktes, nämlich des Taurins zu überzeugen, welches indessen doch einige Male aus seiner schönen prismatischen Krystallform, und zwar bey gleichzeitiger Gegenwart von Ammoniak erkannt werden konnte. Die Schwierigkeit der Auffindung des Taurins wird erklärlich, wenn man bedenkt, wie gering schon die aus dem Inhalt mehrerer Rindsgallenblasen erhaltene Menge dieses Stoffes ist, indem dieselbe kaum den fünften Theil von jener der gebildeten Choloidinsäure beträgt.

Aus den mitgetheilten Beobachtungen ergibt sich also, daß die Zersetzung der Menschengalle oder deren wesentlichen Bestandtheils wenn nicht dieselbe, doch jedenfalls eine sehr ähnliche ist, wie jene der Rindsgalle, und daß dabey namentlich derselbe Körper, nämlich die Choloidinsäure, als Hauptprodukt auftritt. Diese gleichen oder doch sehr analogen Zersetzungserscheinungen erlauben uns aber auch zu schließen, daß die Mischung der Menschengalle im Wesentlichen von jener der Rindsgalle nicht verschieden sey, und besonders, daß ihr Hauptbestandtheil eine gleiche oder sehr analoge Constitution habe.

Bey der chemischen Untersuchung der Menschengalle erschien es besonders wünschenswerth, den Zustand zu berücksichtigen, welchen diese Secretion in Folge verschiedener Krankheiten darbietet, um einige genauere Aufschlüsse über den Einfluß der Krankheiten auf die Gallenmischung zu erhalten. Damit die Beobachtungen in dieser Beziehung in der gehörigen Ausdehnung gemacht werden konnten, wur-

den während $1\frac{1}{2}$ Jahren die unterbundenen Gallenblasen von den meisten im hiesigen anatomischen Theater geöffneten Leichen unmittelbar nach jedesmaliger Section, die gewöhnlich 36, zuweilen aber auch schon 24 Stunden nach erfolgtem Tode vorgenommen wurde, mit Angabe der Krankheitsmomente in das Universitäts-Laboratorium zur Untersuchung gebracht.

Ich will die k. Akademie mit den Einzelnheiten dieser langwierigen Beobachtungen, welche sich nahe auf 150 Fälle erstrecken und von Hrn. Baron v. Gorup mit großer Ausdauer gemacht wurden, nicht ermüden, sondern nur bemerken, daß gleichzeitig von Dr. Frerichs Untersuchungen in Bezug auf Veränderungen der Galle durch Krankheiten angestellt und vor Kurzem bekannt gemacht worden sind, deren Ergebnisse mit den von Hrn. Baron v. Gorup erhaltenen im Allgemeinen übereinstimmen.

Ich erwähne noch zum Schlusse, daß von Hrn. von Gorup auch Versuche über das Verhalten der Galle zu Nahrungsmitteln angestellt worden sind, woraus sich eine deutlich ausgesprochene antiseptische Wirkung dieser Flüßigkeit auf stickstoffhaltige Nahrungsstoffe und eine eben so deutliche auflösende Kraft derselben auf Käsestoff ergiebt, während sie andere Nahrungsstoffe nicht aufzulösen vermag. Bey der Annahme, daß das gallensaure Natron größtentheils mit den Nahrungsstoffen in den Organismus zurückkehre, während die übrigen Gallenbestandtheile sich den Excrementen beygesellen und durch ihre Zersetzung vielleicht den Kothgeruch bedingen, erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß aus der Gallensäure, indem sie sich zuerst in Choloidinsäure und Cholsäure verwandelt, Fette entstehen. Die Choloidinsäure ist nicht mehr in Wasser löslich, aber löslich in Alkohol; die in Wasser unlösliche Cholsäure löst sich nicht nur in Alkohol, sondern auch schon in Aether, wie die Fette, und das Verhältniß des Kohlenstoffs zum Wasserstoff ist in ihr beynahe dasselbe wie in den fetten Körpern. Die Annahme des Uebergangs der Gallensäure in Fett wird unterstützt durch die bisweilige Bildung einer großen Menge Cholesterins in der Galle selbst und durch dir Entdeckung Redtenbachers, daß bey der Einwirkung der Salpetersäure auf Choloidinsäure aus dieser dieselben Stoffe und namentlich dasselbe Hauptprodukt (Cholestearinsäure) entstehen, wie aus dem Cholestearin.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Februar und März 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem Koninklijk-Nederlandschen Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam:

Het Instituut of Verslagen en Mededeelingen, uitgegeven door de vier Klassen. No. 1 — 4 incl. over den jare 1844. 1845. Amsterdam 1845. 8.

Von der Boston Society of Natural History, Boston:

Boston Journal of Natural History. Part I. No. I — IV. 1834 — 37. Vol. II. 1839. Vol. II. No. I. II. 1838. 39. Vol, III. No. I — IV. 1840 — 1841. Vol. IV. No. I — IV. 1842 — 1844. Boston. 8.

Reports on the Fisches, Reptiles an Birds of Massachusetts. Boston 1839. 8.

Reports on the Herbaceous Plants, and on the Quadrupeds of Massachusetts. Cambridge 1840. 8.

Rep[illegible] on the invertebrate animals of Massachusetts. Cambridge 1841. 8.

Report of the Insects of Massachusetts injurious to vegetation. Cambridge 1841. 8.

Von dem Hrn. R. Hartmann:

Versuch die astronomischen Tafeln mit den Finsternissen der Alten in Uebereinstimmung zu bringen. Aus G. Seyffarths Chronologia sacra. Leipz. 1846. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 55.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.
Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Mai 1846.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

4) Ueber das Vorkommen und die geographische Verbreitung der ächten Quina (Cinchona Condaminea) und der übrigen Quina-Arten in der Gegend von Loxa, nach den schriftlichen Nachrichten des J. J. de Caldas. Von Hrn. Akademiker Dr. v. Martius.

J. J. de Caldas, ein Schüler des berühmten spanischen Botanikers Mutis zu Santa Fe de Bogota, erhielt im Jahre 1805 (unter dem 9. Jan.) einen Befehl des damaligen Vicekönigs Baron von Carondelet, seine Beobachtungen und Bemerkungen über die Quina von Loxa mitzutheilen. Derselbe hatte sich seit 1802 unter den Augen seines Lehrers mit der Naturgeschichte der Quina beschäftigt und mehrere Jahre hintereinander Reisen angestellt, um die Naturgeschichte jener merkwürdigen Medicinalpflanzen aufzuklären. Im Juli 1803 hatte er die Wälder von Malbucho auf Quina durchsucht, im October war er in derselben Absicht nach Yntac, einem Orte am westlichen Abhange der Cordilleren unter 0° 26′ nördlicher Breite gegangen, im Juli 1804 hatte er die Umgegend von Jagualó und Macuchi, ebenfalls am Westabhange und nach seinen Beobachtungen in 0° 53′ 19″ und 0° 56′ 21″ südlicher Breite gelegen, durchforscht, im August die Berge von Alausi, Cibambe unter 2° 10′ südlicher Breite, im September die von Paute, Jaday, Gualaceo in der Umgegend von Cuenca, und endlich im October und November die Nachbarschaft von Loxa untersucht. Im Ganzen hat derselbe 22 Arten oder Varietäten an Ort und Stelle beschrieben, und von den meisten auch die Fructificationstheile gezeichnet. Jedoch sind diese Arten nicht alle auf die durch frühere Botaniker bekannt gemachten Arten reducirt worden. Die Erfahrungen, welche Caldas von diesen Reisen zurückgebracht hat, wurden von ihm nach Vorschrift jener amtlichen Verfügung in ein Mémoire (Memoria sobre el estado de las Quinas en geral y en particular sobre la de Loxa) niedergelegt, welches von einer Höhen- und Durchschnittskarte von dem quitensischen Quina-Revier begleitet war. Ob diese Arbeit irgend durch den Druck bekannt gemacht worden, habe ich nicht erfahren können. Das Manuscript aber kam (ohne die Karte) zugleich mit den oben angeführten botanischen Beschreibungen und Zeichnungen und andern bis zum J. 1809 fortgeführten Aufzeichnungen über denselben Gegenstand nach einigen Jahrzehnten durch Kauf in die Hände des Hrn. Henry Ternaux, da er sich als Attaché der französischen Gesandtschaft in Columbien zu Popayan aufhielt, und wurde mir von der Güte dieses um die Literärgeschichte Amerika's vielfach verdienten Gelehrten zur Benutzung mitgetheilt. Die hier gegebenen Nachrichten scheinen mir unsere Kenntnisse über die Geographie einer so höchst interessanten Pflanzengattung auch jetzt noch, vierzig Jahre nachdem sie geschrieben worden, zu erweitern und zu berichtigen. Ich glaube daher auch im

Wunsche des Hrn. Ternaux zu handeln, wenn ich das Wesentliche aus den hier gegebenen Nachrichten bekannt mache.

Caldas beschäftigt sich in seinem Mémoire zunächst mit derjenigen Sorte, welche die sogenannte Königsrinde darstellt und unter der spanischen Herrschaft für die k. Hofapotheke zu Madrid in der Quantität von 500 Arrobas jährlich gesammelt werden mußte. Diese Rinde stammt bekanntlich von Cinchona Condaminea Humb. Bonpl. her, welche die genannten Reisenden bey ihrem Aufenthalte in Loxa selbst kennen gelernt und in den Plant. Equinoctial. I. t. 10. beschrieben und abgebildet haben. Die von Caldas gegebene ausführliche Beschreibung kommt in den wesentlichen Stücken mit jener der beyden berühmten Reisenden überein. Uebrigens bemerkt er auch, daß der Baum sehr variire und legt einen besonderen Werh auf die drüsigen Punkte, welche die Blätter auf ihrer Unterseite am Ausgang der Adern aus der Blattrippe haben, und auf welche zuerst D. Vicente Olmedo, zu jener Zeit schon seit 13 Jahren Aufseher über die Quina-Ausbeute zu Loxa, und nach ihm v. Humboldt aufmerksam gemacht haben.

In Loxa selbst wird diese Art Cascarilla fina amarilla genannt. Von ihr unterscheiden die Kundigen im Lande eine Cascarilla fina colorada, welche Caldas ebenfalls kürzlich beschreibt und nach den Fructificationstheilen abbildet. Wesentliche specifische Merkmale treten hier nicht hervor, vielmehr wird bemerkt, daß die letztere sich nur dadurch unterscheide, daß die frische Rinde innen eine röthliche Farbe habe, während die der Cascarilla fina amarilla mehr ins Gelbe zieht. Wenn aber letztere austrocknet, nimmt sie auch mehr eine röthliche Farbe an, so daß dann der erfahrenste Kenner beyde Rinden kaum mehr unterscheiden kann. Ueberdieß soll der Baum, welcher die Cascarilla fina colorada liefert, etwas dickere, stumpfere und minder verschmälerte Blätter, eine um die Wahl größere und schöner rosenfarbige Blumenkrone und eine etwas dickere Kapselfrucht haben. Beyde wachsen an denselben Orten unter einander. Vielleicht wäre die var. β. Chahuarguera von Cinchona Condaminea (De Cand. Prodr. IV. pag. 352) hierher zu rechnen; es ist jedoch zu bemerken, daß Caldas unter dem Namen Chaguarquera eine dritte Sorte unterscheidet, welche (wie D. C. bemerkt) folia oblonga, stärker gekrümmte Blattadern, die Staubfäden bis zur Hälfte der Kronenlappen reichend (etwas länger als bey der ächten C. Condaminea) und einen kürzeren Griffel hat. Den Namen Chaguarquera weiß er nicht zu erklären. Die Einwohner glauben, daß die Rinde viel weniger arzneykräftig sey, als jene der Cascarilla fina amarilla und colorada.

Fassen wir die von Caldas mitgetheilten Thatsachen zusammen, so wird es wahrscheinlich, daß diese ächte Cinchona Condaminea nicht blos rücksichtlich der Form ihrer Blätter, sondern auch der Dimensionen und der Größenverhältnisse ihrer Blumentheile wesentlich variire, etwa ebenso, wie wir dieß von unsern Schlüsselblumen wahrnehmen, bey denen ebenfalls die Insertion und Länge der Staubfäden und die Länge des Stengels verschieden, je nach den Standörtern und andern, noch nicht hinreichend ermittelten Ursachen wechseln. Als der Charakter jedoch, wodurch die Cinchona ganz vorzüglich ausgezeichnet würde, wäre wohl die Form der Frucht anzunehmen, welche immer in Vergleich mit mehreren anderen offizinellen Arten kurz (6—7 Lin. par. Maas) lang und eyförmig vorkommt.

Am nächsten mit dieser ächten Cinchona Condaminea verwandt erscheint in Calda's Darstellung eine Art (oder Varietät?), welche von den Einwohnern von Loxa Crespilla hoja de Lugma genannt wird. Sie kommt mit ihr in der Gegenwart der Drüsen auf den Blättern überein (wodurch sich bekanntlich auch die Cinchona scrobiculata Humb. von Jaen de Braeamoros auszeichnet), hat aber schmalere, ganz genau lanzettförmige Blätter und eine mehr längliche Kapsel (von 8, 6 Lin. Länge und 3, 8 Lin. Breite) und soll eine sehr schlechte Rinde besitzen, was die Einwohner mit dem Ausdrucke Crespilla anzudeuten pflegen.

In wiefern die Annahme der Einwohner Loxa's von der verschiedenen Güte der dortigen Rinden auf ärztliche Erfahrungen gegründet sey, wird von Caldas nicht angeführt, und es ist denkbar, daß hier ganz ungegründete Vorurtheile herrschen. So

viel dürfte jedoch anzunehmen seyn, daß die Unterscheidung selbst derjenigen Sorte, die auf Königliche Rechnung eingesammelt wurde, lediglich von der Erfahrung der damit beauftragten Handarbeiter abhieng, und daß die große Verschiedenheit in der Wirkung selbst derjenigen Rinde, die aus Loxa in den Welthandel zu kommen pflegt, von der Vermengung der ächtesten Cascarilla fina amarilla und colorada mit den Rinden von zehn andern Arten herrühren kann, welche insgesammt in den Umgebungen jener Stadt zugleich mit Cinchona Condaminea wachsen.

Von letzterer behauptet Caldas ausdrücklich, daß sie nur einen geringen Verbreitungsbezirk besitze und ausschließlich den Gebirgen in der Nachbarschaft von Loxa angehöre. Er beginnt daher auch seine pflanzengeographische Darstellung mit einer Schilderung dieser Stadt, welcher er nach seinen eigenen Beobachtungen 4° 1′ 2″,5 südlicher Breite (nach Condamine 4°) und 0° 57′ 30″ westlicher Länge von Quito giebt.

Loxa ist eine Gruppe von schlecht gebauten Häusern in der Mitte eines engen und ungleichen Thales, welches sich in der Länge von 3 bis 4 Legoas von Nord nach Süd erstreckt. In Osten ist dieß Thal von dem östlichen Arm der Andes gebildet, der Cordillera de Zamora genannt wird, in Westen durch die Kette El Villonaco, welche sich an die Haupt-Cordillera von Caxanuma ausschließt. Der verengte Horizont, die unangebauten Felder in der Nachbarschaft, die engen und schmutzigen Strassen halbverfallener Häuser verleihen der Stadt einen sehr traurigen Anblick. Loxa liegt zwischen zwey Bächen, die sich an dem nördlichen Ende der Stadt vereinigen, und besitzt reines Wasser im Uebermaaß. Ehemals blühend, ist es jetzt in einem elenden Zustand.

Die Einwohner, zweytausend Seelen, lassen sich in zwey Classen theilen. Entweder bebauen sie ihre Felder und produziren Mais, Zucker, und züchten treffliche Maulthiere und Rindvieh; oder sie leben in vollständigem Müßiggange und darben. Dabey ist die Friedfertigkeit und Ruhe zu bewundern, worin Leute leben, welche weder Arbeit noch höhere Gesinnung kennen. Raub ist hier fast ganz unbekannt. Die Gegend von Loxa gehört zu den fruchtbarsten des Landes. Ohne sorgfältige Cultur bringt sie in ziemlicher Fülle die Früchte des temperirten und heißen Klima hervor. Letztere kommen von Catamayo, einem tiefen Thale westlich vom Villonaco und 6 Legoas von der Stadt. Die Chyrimoya (Anona Cherimolia), die köstlichste Frucht dieser Länder, wächst wild, in Wäldchen, welche zur Blüthezeit einen unvergleichlichen Wohlgeruch ausathmen. In der nächsten Umgebung der Stadt herrschen keine Tertianfieber, aber die Einwohner holen sich diese Krankheit von Catamayo. Obgleich aber keine Gegend der Welt das Tertianfieber weniger zu fürchten hatte, da sie in ihren Quina-Wäldern das souveränste Mittel dagegen enthält, so hat doch die Einwohnerschaft viel davon zu leiden, weil sie jenes Mittel nicht anwendet. Namentlich die Indianer, unter denen sie manchmal die größte Verheerung anrichtet, wollen nichts von der Cascarilla (so und nicht Quina wird die Rinde hier genannt) wissen. Sie glauben, daß sie das Blut und die Säfte erhitze, und manchmal sind die schärfsten Züchtigungen nöthig, um sie zum Gebrauch des Mittels zu vermögen. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als die Indier immer noch an ihren angeerbten Gebräuchen, Vorurtheilen, Geheimnissen, Lastern und ihrer Idolatrie mit größter Zähigkeit hängen, und doch, nach den Berichten von Condamine, Savary, Ruiz u. A. die Spanier bey der Eroberung der Gegend den Gebrauch der Rinde unter den Wilden vorgefunden hätten. Bekanntlich stimmt Hr. v. Humboldt nicht mit dieser Ansicht, indem er glaubt, daß wir die Kenntniß der Quinarinde keineswegs den Ureinwohnern zu danken haben. Es regnet hier vom Monat October bis Mai mit der Unregelmäßigkeit, die man überhaupt an hochgelegenen Orten in den Aequatorial-Andes findet.

Nur selten fällt Hagel, und der Blitz schlägt minder häufig ein, als in Quito und Popayan. Von Juni bis September hören die Nebel auf und es herrscht ein heftiger Wind aus Osten begleitet von einem sehr feinen Regen-Nebelreißen (Uobizna) auf den Gebirgsgipfeln, was man Temporales oder Paramos zu nennen pflegt. Bisweilen kommen diese Stürme bis zur Stadt, und machen dann die Ge-

gend fast unwegsam. Dieß ist die schlimmste Jahrszeit, um von Quito nach Loxa zu reisen. In der Nähe der Stadt finden sich Brüche von weißem Marmor, dem von Cuenca ähnlich und von Gyps, ferner Minen von Zinn in einem weißen Spathe, Asphalt, Antimon, sehr viel Kupfer, Silber, Gold und Bergkrystall. Die Temperatur ist äußerst angenehm. Der Reaum. Thermometer variirt zwischen 10 und 16 Grad und erhält sich den größten Theil des Jahres zwischen 14 und 15°. Der Barometerstand ist (nach dem Mittel unzähliger Beobachtungen von Condamine (welcher zuerst (Mém. de l'Acad. 1738) 260° und (ibid? 1745) später 265° gefunden hatte) 263,5 Linien. Die Höhe der Stadt über dem Meere ist nach Condamine 1100,0 Toif. = 2566 Vara, Castellan.

Nach Bar. v. Humboldt 1006, 0 = 2347
— den Beobachtungen und
Berechnungen v. Caldas: 1002,7 = 2339,6.

Was nun die geographische Verbreitung der ächten Quina von Loxa betrifft, so kommt sie in der Umgegend von Loxa in Waldungen häufig und gesellig vor.

(Fortsetzung folgt).

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Februar und März 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Hrn. G. Vrolik, Prof. in Amsterdam:

Waarnemingen en Proeven over de onlangs geheerscht hebbende Ziekte der Aardappelen. Amsterdam 1845. 8.

Von dem Hrn. Bartholomäus Zanon, Farmacista in Belluno:

Analisi dell' acqua minerale Idrosolforosa di Valgrande nel comelico superiore, provincia di Belluno. Milano 1842. 8.

Dell' Achilleina e dell' acido Achilleico nuovi principi immediati vegetabili rinvenuti nel millefoglio. Venezia 1845. 4.

Von dem Hrn. Prof. B. Bizio in Venedig:

Sopra l'azione della calce entro l'acqua conducente a Ravvisare in che consista la soluzione sperimenti. Venezia 1845. 8.

Ricerche sopra il coloramento in verde delle branchie delle ostriche. Venezia 1845. 4.

Sullo stato delle molecole alla superficie dei corpi solidi risguardato come causa delle imagini che in vari modi nelle dette superficie si producono. Milano 1844. 8.

Von der k. bayer. botanischen Gesellschaft zu Regensburg:

Flora oder allgemeine botanische Zeitung, redigirt von Fürnrohr. Neue Reihe. III. Jahrgang. I. II. Band. Regensburg 1845. 8.

Von dem Hrn. Dr. Kirschleger in Straßburg:

Notices Botaniques. 4.

Von dem Hrn. Joh. Gottfried Lüdde, Dr. der Philosophie in Magdeburg:

Zeitschrift für Erdkunde als vergleichende Wissenschaft mit Aufnahme ihrer Elemente aus der Naturwissenschaft, Geschichte, Statistik rc. In Verbindung mit den Herren Kohl und Frhrn. v. Lichtenstern u. m. a. Gelehrten. 5. Bd. I. Heft. Magdeburg 1846. 8.

Von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. Sechsunddreyßigste Lieferung. XVIII. Bandes erstes Heft. Berlin 1846. 4.

Verzeichniß der Mitglieder des Vereins. Berlin 1846. 4.

Preis-Verzeichniß vorräthiger Pflanzen (1846) cultivirt von Henning in Berlin. 1846. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XI. Heft VI. December 1845. Landau 1845. 8.

Von der Academy of Natural Sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. No. 7 u. 8. Jan. — April 1845. Philadelphia 1845. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.



K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

John Adolphus, The history of England from the accession to the decease of King George the third. Vol. 1 — 7. London 1840 — 1845.

N. Harris Nicolas, The Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. 5. 6. 1802 to 1805. Lond. 1846.

Arch. Alison, England in 1815 and 1845. Lond. 1845.

John D'Alton, The history of Ireland, from the earliest period to the year 1245. Vol. 1. 2. Dublin 1845.

K. Müllenhoff, Sagen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

Polnoje Sobranie russkich letopissei, isdannoje po wüssotschaischemu poweleniju archegraaftschesko kommissieju. T. 2. 3. St. Petersburg 1841 — 1843.

Aktii istoritscheskie sobrannüe i isdannüe archeografitscheskoju kommissieju. T. 1 — 5. St. Petersburg 1841 — 1843.

Wrangell's Chronik von Esthland nebst angehängten Esthländischen Capitulationspunkten und Nystädter Friedensschluß, herausg. von C. J. A. Paucker. Dorpat 1845.

B. v. Wichmann, Darstellung der russischen Monarchie. Abth. 1. 2. Leipzig 1813.

J. Lelewel, Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polens und über die Geschichte seines Volkes. Brüssel 1845.

Ch. White, Three years at Constantinople. Vol. 1 — 3. Lond. 1845.

G. Williams, The holy city or historical and topographical notices of Jerusalem. Lond. 1845.

Dr. G. Weil, Geschichte der Chalifen. Bd. 1. vom Tode Mohammeds bis zum Untergange der Omejjaden mit Einschluß der Geschichte Spaniens u. s. w. Mannheim 1846.

Edw. Thornton, A history of China from the earliest records to the treaty with Great Britain in 1842. Vol. I. Lond. 1844.

W. Pridden, Australia, its history and present condition. London 1843.

S. M. Martin, New Zealand. Lond. 1845.

J. S. Buckingham, Canada, Nova Scotia, New Brunswick and other british provinces in North-America. London 1843.

Will. Knigthon, The history of Ceylon. London 1845.

Léon Hollaenderske, Les israélites de Pologne. Paris 1846.

Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Vol. 78. Pra-Reu. Paris 1846.

Rob. A. Willmott, Lives of the English sacred Poets. Vol. 1. 2. London 1839.

M. Thomson, Memoirs of the Jacobites of 1715 and 1745. Vol. 1. 2. London 1845.

The Life of Lord Hill, late Commander of the forces. By the Rev. Edwin Sidney. London 1845.

J. Russell, The life of William Lord Russel. Vol. 1. 2. London 1820.

Mémoires du Barón Portal (Pierre - Barthélemy D'Albarèdes). Paris 1846.

Memoirs and Correspondence of the most noble Rich. Marquess Wellesley. By Rob. Rouiere Pearce. Vol. 1 — 3. London 1846.

Edw. Holmes, The Life of Mozart, including his correspondence. London 1845.

C. G. Ehrenberg, Rede zur Feyer des Leibnitzischen Jahrtages über Leibnitzens Methode zur Naturforschung und Briefwechsel mit Leeuwenhoek. Leipzig 1845.

J. Brown, Memoirs of the Life and Character of James Hervey. London 1823.

L. Aikin, The life of Joseph Addison. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet und herausg. von J. C. L. Haken. Leipzig 1845.

Leben und Wirken Ernst Ludwig Heims, k. preuß. geh. Rath. Herausg. von G. W. Keßler. Leipzig 1846.

H. Stoeveken, Clemens Aug. Freyherr Droste zu Vischering, Erzbischof von Cöln. Mainz 1846.

B. Brook, Memoir of the life and writings of Thomas Cartwright. London 1845.

Dr. H. von Busche, Friedrich Carl Frhr. von Moser. Stuttgart 1846.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Das Ambrasser Liederbuch vom Jahre 1582. Herausg. von J. Bergmann. Stuttg. 1845.

Li Romans d'Alixandre par Lambert Li Fors et Alex de Bernay. Nach Handschriften herausg. von H. Michelant. Stuttgart 1846.

H. Hübbe, Reisebemerkungen hydrotechnischen Inhalts. Hamburg 1845.

A. Quetélet, Sur la théorie des probabilités appliquée aux sciences morales et politiques. Bruxelles 1846.

D. Ramée, Histoire de l'architecture en France depuis les Romains jusqu'au seizième siècle. Par. 1846.

G. Petrie, The ecclesiastical architecture of Ireland anterior to the Anglo-Norman invasion. Dublin 1845.

Fr. Guasti, Opuscoli idraulici. Bologna 1845.

The nautical Almanac and astronomical Ephemeris for ihe year 1849. London 1845.

Dr. J. H. Mädler, Astronomische Briefe. Lief. 2. Mitau 1844.

R. Murchison, The geology of Russia in Europe and the Ural Mountains. Vol. I. Geology. Vol. II. Paléontologie. London 1845.

Dr. H. G. Bronn, Lethaea geognostica oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen. 3. Aufl. Lief. 1. Stuttg. 1846.

Th. L. W. Bischoff, Entwicklungsgeschichte des Hunde-Eies. Braunschweig 1845.

Dr. M. Perty, Ueber den Begriff des Thieres und die Eintheilung der thierischen belebten Wesen. Bern 1846.

M. E. Mulsant, Histoire naturelle des coléoptères de France. Palpicornes. Paris 1846.

Dr. Joh. Jos. Prechtl, Untersuchungen über den Flug der Vögel. Wien 1846.

Dr. J. L. C. Gravenhorst, Ichneumonologia Europaea. P. 1 — 3. Vratislaviae 1829.

Oeuvres complètes de Bernard Palissi, avec des notes et une notice historique par P. A. Cap. Paris 1844.

Dr. A. Baumgartner, Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung. 8. verm. Aufl. Wien 1845.

K. Kreil, Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. V. Jahrg. vom 1. Jänner bis 31. Decbr. 1844. Prag 1845.

Annuaire de Chimie comprenant les applications de cette science à la medecine et à la pharmacie par E. Millon et J. Reiset. 1846. Paris 1846.

Dr. E. L. Schubarth, Handbuch der technischen Chemie. 3. Aufl. Bd. 1 — 3. Berl. 1839 — 1840.

F. X. de Fellez, Examen impartial des époques de la nature de M. le C. de Buffon. Maestricht 1792.

Bruch und W. P. Schimper, Bryologia Europaea. Fasc. 29 — 31. Stuttg. 1846.

J. Phillips, Illustrations of the Geology of Yorkshire. P. 1. 2. Lond. 1836.

Dr. Chr. G. Giebel, Paläozoologie. Merseburg 1846.

Hugh Falconer and Rob. J. Cautley, Fauna antiqua Sivalensis, being the fossil zoology of the Sewalik hills, in the North of India. P. I. Proboscidea, with illustrations. P. I. Lond. 1846.

J. H. Bernheim, Uebersicht der Gesteinsablagerung in Deutschland. Kaiserslautern 1846.

Alcide d'Orbigny, Paléontologie française. Description zoologique et géologique de tous les animaux mollusques et rayonnés fossiles de France. Terrains crétacés. T. I — III. Terrains colitiques ou jurassiques. T. I. Paris 1842 — 1844.

R. v. Veltheim, Abhandlungen über die Pferdezucht Englands. Braunschweig 1833.

Wilh. Walker, Die Obstlehre der Griechen und Römer. Reutlingen 1845.

Dr. A. Petzholdt, Die sogenannte Kartoffelfäule. Dresden 1846.

Dr. J. Münter, Die Krankheiten der Kartoffeln. Berlin 1846.

von Reden, Denkschrift über die österreich. Gewerbe-Ausstellung in Wien 1845. Berlin 1846.

Dr. A. Soetber, Ueber Hamburgs Handel. Statistik des Hamburgischen Handels 1842, 1843, 1844. Hamburg 1846.

B. H. Hodgson, Illustrations of the literature and religion of the Buddhists. Serampore 1841.

G. F. Kolb, Geschichte der Menschheit und der Cultur. Abth. 1. 2. Pforzheim 1843.

Dr. E. Fr. Apelt, Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Bd. 2. Jena 1846.

Vinc. Gioberti, Opere edite e inedite. Vol. 1 — 7. Brusselle 1845.

F. Lamennais, Esquisse d'une philosophie. Vol. 4. Paris 1846.

Gio. B. Niccolini, Giovanni da Procida. Bologna 1831.

J. Skelton, The poetical works, by Al. Dyce. Vol. I. II. London 1843.

Sam. Butler, Hudibras, mit Commentar von J. Eiselein. Freiburg 1845.

Ad. Mickiewicz, Sämmtliche Werke. A. d. Polnischen von K. v. Blankensee. Berlin 1836.

Jac. Ortis, Ultime lettere tratte dagli autografi. Parigi 1837.

Giov. Rosini, Storia della pittura italiana. Disp. 46 — 50. Pisa 1845.

Mich. Gualandi, Nuova raccolta di lettere sulla pittura, sculture ed architettura scritte da più celebri personaggi del secoli XV à XIX. Vol. I. Bologna 1844.

Ch. B. Dunoyer, L'industrie et la morale considerées dans leurs rapports avec la liberté. Paris 1825.

J. Garnier, Elements de l'économie politique. Paris 1846.

J. G. Hoffmann, Uebersicht der allgemeinsten staatswirthschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung und des Besitzstandes unter den Staatsangehörigen erzeugt. Berlin 1845.

C. A. Haillot, Statistique militaire et recherches sur l'organisation et les institutions militaires des armées étrangères. Vol. I. Paris 1846.

A. Moser, Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften. Abth. III. Die medizinische Diagnostik und Semiotik. Leipzig 1845.

Rob. B. Todd, The Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. P. 26. London 1846.

Dr. R. Wagner, Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Leipzig 1835.

Dr. A. Fr. Guenther, Commentatio de Hermaphroditismo cui adjectae sunt nonnullae singulares observationes. Lips. 1846.

C. W. Ideler, Die allgemeine Diätetik für Gebildete, wissenschaftlich bearbeitet. Halle 1846.

Dr. Fr. Seitz, Der Friesel. Erlangen 1846.

Dr. A. K. Hesselbach, Handbuch der gesammten Chirurgie. Th. 2. Jena 1845.

Dr. C. F. Fr. Hecker, Erfahrungen und Abhandlungen im Gebiete der Chirurgie und Augenheilkunde. Erlangen 1845.

Report of the Pennsylvania hospital for the insane for the year 1841 to 1845 by Dr. Th. Kirkbride. Philadelphia 1841 — 45.

Dr. J. H. Chr. Trefurt, Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiberkrankheiten. Göttingen 1844.

Ph. E. Huschke, Ueber das Recht des nexum und das alte römische Schuldrecht. Leipzig 1846.

Forstgesetz für das Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1846.

Dr. W. Geßner, Geschichtliche Entwicklung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse Teutschlands. Berlin 1820.

Sr. k. k. Majestät Franz II. politische Gesetze und Ver-

ordnungen für die österreichischen, böhmischen und gallizischen Staaten. Bd. 1 — 16. Wien 1793 — 1802.

Peley W. Chandler, American Criminal Trials. Vol. 1. 2. Boston 1844.

Ch. de Martens et Ferd. de Cussy, Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques. P. 1. 2. Lips. 1846.

Arnulfi Lexoviensis Episcopi Epistolae ad Henricum II. regem Angliae ed. J. A. Giles. London 1844.

M. Ang. Lanci, Paralipomeni alla illustrazione della sagra scrittura per monumenti fenico-assirii ed egiziani. T. II. Parigi 1845.

Will. Newille, A brief treatise upon the nature, faculties, value and destinction of the human soul. Lond. 1845.

H. W. J. Thiersch, Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. Abth. 1. Erlangen 1846.

Henri Dominique Lacordaire, Conférences de Notre-Dame de Paris. T. II. Années 1844 — 1846. Livr. 2. Paris 1845.

W. F. Hook, The church of England vindicated against Romanism and Ultra - Protestantism. London 1845.

J. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine sino ai nostri giorni. Fasc. 33—38. Flor. 1845.

Dr. H. Alt, Die Kirchenlehre an den Bekenntnißformeln der einzelnen christlichen Confessionen und Sekten dargestellt. Berlin 1846.

J. Hough, The history of christianity in India from the commencement of the christian era. Vol. 1 — 4. London 1845.

W. A. Maciejowski, Essai historique sur l'église chrétienne primitive des deux rites chez les Slaves par Dr. L. Fr. de Sauvé. Berlin 1846.

Ch. Lenormant, Des associations religieuses dans le catholicisme, de leur esprit, de leur histoire et de leur avenir. Paris 1844.

J. Cretineau-Joly, Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus. Vol. 6 et dernier. Paris 1846.

Dr. Oliver, Collections towards illustrating the biography of the Scotch, English and Irish Members of the Society of Jesus. London 1844.

H. Davis, Ecclesiastica or the church, her schools and her clergy. London 1844.

Dr. H. v. Mühler, Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg. Weimar 1846.

E. Hawkins, Historical notices of the missions of the church of England in the North American colonies previous to the Independence of the united states. London 1845.

J. J. Tayler, A retrospect of the religious life of England, or the church, Puritanism and free Enquiry. Lond. 1845.

The correspondence of the Rev. Rob. Wodrow. Edited by Th. M'Crie. Vol. 1 — 3. Edinb. 1842.

Dav. Calderwood, The history of the kirk of Scotland. Edited by Th. Thomson. Vol. 1 — 7 Edinb. 1842.

The autobiography and diary of Mr. James Melvill, with a continuation of the Diary. Edited by Rob. Pitcairn. Edinb. 1842.

J. Row, The history of the kirk of Scotland from the year 1558 to Aug. 1637. With a continuation to July 1839 by his son J. Row. Edinb. 1842.

Rob. Bruce, Sermons with collections for his life by Rob. Wodrow. Edited by Will. Cunningham. Edinb. 1843.

Rob. Rollock, Select Works. Edited by Will. G. Gunn. Vol. 2. Edinb. 1844.

The Miscellany of the Wodrow Society, during the 16 and 17 centuries. Selected and edited by D. Laing. Vol. I. Edinb. 1844.

Select biographies, edited by W. Tweedie. Vol. I. Edinb. 1845.

Gérard Roussel, prédicateur de la reine Marguerite de Navarre, par C. Schmidt. Strasbourg 1845.

Dr. Fr. Aug. Holzhausen, Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. Bd. 1. Leipzig 1846.

J. P. Lawson, The Episcopal church of Scotland, from the reformation to the revolution. Lond. 1844.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.



Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juny 1846.

(Fortsetzung.)

Rapetti, La liberté d'enseignement devant l'histoire. Contin. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 11 p. 641. Livr. 12. p. 811.

The college of Fort William. — Calcutta Review No. IX. 1846. March. p. 86.

English literature in India. — Ebendas. p. 202.

Gil Sanz, La universidad de Salamanca. — Revista lit. de el Español 1846. T. II. p. 65.

Fauriel, Histoire de la littérature provençale. 3 Vols. Par. 1846. — Revue des deux Mondes 1846. T. II. Livr. 3. p. 289.

Van der Meersch, Recherches sur Thierry Martens. — Mess. des scienc. hist. de Belg. 1846. Livr. 1. p. 93.

Slane, Note sur la langue maltaise. — Journ. asiat. 1846. Mai. p. 471.

Génin, Des variations du langage français depuis le XII. siècle. Par. 1845. — Revue nat. de Belgique T. XIV. Livr. 3. p. 177.

Beving, La comédie des nuées d'Aristophanes. — Revue nat. de Belgique. T. XIV. Livr. 2. p. 130.

Lucilius, Satires, fragmens revus, augmentés, traduits et annotés par E. F. Corpet. Par. 1845. — Journ. des Savans 1846. Mai. p. 281.

Dozon, Etude sur le roman malay de Sri Rama. — Journ. asiat. 1846. Mai. p. 425.

Roux de Rochelle, Rapport sur le concours au prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Mai. p. 261.

Balbi, Degli studj geografici in generale, e specialmente in Italia. — Giorn. dell' Istit. Lombardo. 1846. Fasc. 36. p. 297.

Maestre, Teatros, descricion del de Sagunto (Murviedro), cual existia al principio de la guerra de la independencia. — Revista lit. de el Español. 1846. T. II. No. 1.

Lenormant, Cours d'histoire moderne. Leçon 6. 7. — Revue de Brux. 1846. Livr. 9. p. 515. — Livr. 11. p. 616.

Courson, Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles Britanniques, langues, coutumes, moeurs et institutions. Par. 1846. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 12. p. 833.

Raffenel, Rapport sur un voyage dans l'Afrique occidentale, exécuté en 1843 et 1844. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Mai. p. 321.

Marmier, Beirouth et Sidon. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 12. p. 889.

Giardot, Mouvement archéologique en Espagne. — Annal. archéol. T. IV. 1846. Livr. 5. p. 261.

Quelques mots sur les travaux historiques en France et sur la méthode synchronistique et chronologique, à propos de l'ouvrage intitulé: Französische Staats- und Rechtsgeschichte von Warnkönig und Stein. Basel 1846. 8. — Mess. des scienc. hist. de Belg. 1846. Livr. 1. p. 83.

Taillandier, Election du député de la prévôté de Paris aux Etats-Généraux de 1588. — Bibl.

de l'école des chartes. T. II. 1846. Mai — Juin. p. 422.

Lechaudé d'Anisy, Grands rôles des échiquiers de Normandie. Par. 1845. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. No. 1. (Mai) p. 95.

Ozanam, Etudes sur les peuples germaniques avant le christianisme. IV. Les langues des Germains. — Correspondant T. XIV. 1846. Livr. 9. p. 358.

Noticia de algunos hijos ilegitimos de la casa real de Austria, en España. — Revista lit. de el Español 1846. T. II. p. 99.

Boré, Kaltern. — Revue de Bruxelles 1846. Livr. 10. p. 578.

Notice sur l'abbaye d'Orienten à Rummen et sur l'abbaye de Baltershoven près de St.-Trond. — Messager des scienc. hist. de Belgique 1846. Livr. 1. p. 1.

Delepierre, Voyage de Jacques, comte de Perth, en Belgique en 1693. — Ebendaſ. p. 28.

Vander Meersch, Esquisses hist. sur la ville d'Audenarde. 1482—1486. — Ebendaſ. p. 35.

Saint-Genois, Louis de Crécy, comte de Flandre á Avignon. 1336. — Ebendaſ. p. 71.

Roulez, Sur la carte archéologique des Pays-Bas, par Leemans etc. Janssen. — Ebendaſ. p. 79.

Joly, Antiquités celto-germaniques et gallo-romaines, trouvées sur le territoire de Renaix et dans les communes environnantes. — Ebendaſelbſt. p. 99.

Pichot, Histoire de Charles-Edouard, dernier prince de la maison de Stuart. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. No. 1. (Mai) p. 113.

Robinson, Biblical researches on Palestine etc. — Bibl. univ. 1846. No. 5. p. 125.

Hitzig, Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. Leips. 1845. — Journ. des Savans 1846. Mai. p. 257.

Goomsur; The late war there, the Khonds or hill tribes. — Calcutta Review. No. IX. 1846. March. p. 1.

Rohilkund, its terai and irrigation. — Ebendaſ. p. 124.

Thornton, The history of the British empire in India. Vol. VI. Lond. 1845. — Ebendaſ. p. 145.

Moeurs et religion des Birmans. (2 art.) — Bibl. univ. 1846. No. 5. p. 90.

Itier, Extrait d'une description de l'archipel des îles Solo, designées par les Espagnols sous le nom de Holo. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Mai. p. 311.

Biot, Sur les anciens temps de l'histoire Chinoise. (Suite). — Journ. asiat. 1846. Mai. p. 389.

Barucchi, Discorsi critici sopra la cronologia egizia. Torino 1844. 4. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. No. 1. (Mai). p. 87. No. 2. (Juin). p. 220.

Faugère, De la colonisation de l'Algérié. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 13. p. 65.

Lamache, Saint-Domingue. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 10. p. 513.

Bordier, François de Bonivard, chroniqueur genevois du seizième siècle. — Bibl. de l'école des chartes. T. II. 1846. Mai — Juin. p. 385.

Bazelaire (Ed. de) Pierre Fourier. — Corresp. T. XIV. 1846. Livr. 10. p. 552. Livr. 12. p. 852.

Ambrosoli, Della vita e degli scritti del cavaliere Carlo Giuseppe Londonio. — Giorn. dell' Istit. Lomb. 1846. Fasc. 36. p. 337.

Biografia española: Don Alonso de Aguilar. Don Nicolas Antonio Heredero y Mayoral. Don Franc. Martinez Marina. Baltasar del Alcazar. — Revista lit. de el Español 1846. T. II. p. 23. 33. 52. 69.

Le marquis de Prié, ministre plénipotentiaire de l'empereur Charles VI. dans les Pays-Bas autrichiens. — Revue nat. de Belgique T. XIV. Livr. 2. p. 112. Livr. 3. p. 188.

Bronwin (Brice) On certain definite multiple integrals. — Philos. Mag. 1846. May. p. 373.

Morgan, On the first introduction of the words Tangent and Secant. — Ebendaſ. p. 382.

Viollet-Leduc, De la construction des édifices religieux en France depuis le commencement du christianisme jusqu' au XVI. siécle. — Annal. archéol. T. IV. 1846. Livr. 5. p. 266.

Coffin, Variation, or the alternate acceleration and retardation of the moon in the different quadrants of its orbit. — Americ. Journ. of sc. and arts. 1846. May. p. 389.

Comète double de 1845. — Revue nat. de Belgique. T. XIV. Livr. 2. p. 90.

Reinaud et Favé, Du feu grégeois et des feux de guerre et des origines de la poudre á canon d'après des texte nouveaux — Annales de Chim. et de Phys. 1846. Mai. p. 42.

Knochenhauer, Expériences sur les effets de l'électricité statique. — Annales de Chim. et de Phys. 1846. Mai p. 75. Juin 129.

Fuster, Des changements dans le climat de la France, histoire de ses révolutions météorologiques. — Bibl. de l'école des chartes. T. II. 1846. Mai — Juin. p. 460.

Carlini, Sulla ineguale distribuzione del calore nel globo solare recentemente annunziata dal signor Nervander. — Giorn. dell' Istit. Lomb. 1846. Fasc. 36. p. 310.

Birt, On the storm-paths of the eastern portion of the North-American continent. — Philos. Mag. 1846. May. p. 379.

Revoluciones fisicas del globo en el siglo XVI, desde 1530 a 1540. — Revista lit. de el Español 1846. T. II. p. 37.

Faraday, Thoughts on ray-vibrations. — Philos. Mag. 1846. May. p. 345.

Humboldt, Cosmos. Trad. par Faye. Par. 1846. — Nouv. Revue encyclopéd. 1846. No. 1. (Mai). p. 9. Revue des deux Mondes 1846. Livr. 4. p. 444.

Lewis, Recherches sur la composition des gaz que l'eau de mer tient en dissolution dans les differents moments de la journée. — Annales de Chim. et de Phys. 1846. Mai. p. 5.

Baudrimont, Recherches sur l'eau régale et sur un produit particulier auquel elle doit ses principales propriétés. — Ebendas. p. 24.

Dessaignes, Nouvelles recherches sur l'acide hippurique, l'acide benzoïque et le sucre de gélatine. — Ebendas. p. 50.

Barreswil, Sur un nouveau mode de séparation du cobalt d'avec le manganèse. — Ebendaselbst. p. 53.

Ebelmen et Bouquet, Mémoire sur les nouvelles combinaisons de l'acide borique avec les éthers, et sur l'éther sulfureux. — Ebendas. p. 54.

Polli, Delle dottrine chimiche di Giusto Liebig. Giorn. dell' Istit. Lombard. 1846. Fasc. 36. p. 397.

Soubeiran, Expériences sur le glucose et sur le sucre de fruits — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Mai. p. 327.

Calvert, Monographie sur l'action du charbon animal sur les matières organiques et inorganiques. — Ebendas. p. 334.

Dupasquier, Sur les avantages du bicarbonate de chaux et les inconvénients des autres sels calcaires contenus dans les eaux ordinaires ou potables. — Ebendas. p. 339.

Thomson, On pegmine and pyropine, animal substances allied to albumen. — Philos. Mag. 1846. May. p. 368.

Nordmann, (Alex. de) Essai d'une monographie du Tergipes Edwarsii. (Suite). Annal. des scienc. nat. 1846. Mars. (Zool.) p. 129.

Rathke, Notice préliminaire sur le développement des chéloniens. — Ebendaselbst. p. 161.

Martino, Observations sur le développement des spermatozoïdes des raies et des torpilles. — Ebendas. p. 171.

Lereboullet, Note sur le mécanisme des sécrétions. — Ebendas. p. 175.

Martins, Sur la température des Spatangus purpureus O. F. Müller etc. — Ebendas. p. 187.

Lebert et Robin; Note sur les testicules et les spermatozoïdes des Patelles. — Ebendas. p. 191.

Allman, Description of a new genus of pulmonary gasteropods. — Ann. and Magaz. of nat. hist. 1846. May. p. 297.

Walton, Notes on the genera of insects Cneorhinus and Strophosomus, with descriptions of two new species. — Ebendas. p. 304.

Eyton, Notes on birds. No. VI. — Ebendas. p. 310.

White, Descriptions of some apparently new species of homopterous insects in the collection of the British Museum. — Ebendas. p. 330.

Cantor, On a species of Semnopithecus from the peninsula of Malacca. — Ebendas. p. 335.

Prévost et Morin, De la nutrition dans l'oeuf. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Mai. p. 321.

Strickland, On the structural relations of organized beings. — Philos. Mag. 1846. May. p. 354.

Lafresnaye, Sur la Fauvette Grignet de Lavaillant. — Rev. zool. 1846. Mai. p. 161.

Maximilien, Prince de Neuwied, Note rectificative sur quelques oiseaux du Brésil. — Rev. zool. 1846. Mai. p. 162.

Des Murs, Note rectificative d'un article inséré dans le Magasin de zoologie de 1844, Livr. 36, sur la classification du genre Courlan ou Courliri, Numenius guaranna. — Ebendas. p. 164.

Récluz, Description d'un nouveau genre de coquilles bivalves nommé Tugonia — Rev. zool. 1846. Mai. p. 168.

Léveillé, Description des champignons de l'herbier du Muséum de Paris. (Suite). — Annal. des scienc. nat. 1846. Mars. (Botan.) p. 129.

Targioni-Tozzetti, Expériences qui excluent la possibilité de l'absorption de l'acide arsénieux par les plantes saines et vivantes. — Ebendas. p. 177.

Babington. A synopsis of the british Rubi. Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. April p. 235. May. p. 314.

Dickie, Notes on the altitudinal range of the mosses in Aberdeenshire. — Ebendas. p. 299.

Thwaites, Mode of the formation of the spore in a species of Vesiculifera. — Ebendas. p. 333.

Coup d'oeil sur la flore du globe. — Revue nat. de Belgique. T. XIV. Livr. 4. p. 255.

Carpenter, Remarks on some fossil bones recently brought to New Orleans from Tennessee and from Texas. Am. Journ. of sc. and arts. 1846. March. p. 244.

Pictet. Distribution of fossils in the different formations, and succession of animals on the surface of the globe. — Edinb. new philos. Journ. 1846. April. p. 255.

Brongniart and Goeppert on the distribution of fossil plants in the different geological formations. — Ebendas. p. 285.

Odart, Ampélographie. Par. 1845. 3 et 4 article. — Journ. des Savans 1846. Mai. p. 296. Juin. p. 340.

Pelouze, Mémoire sur un nouveau mode de dosage du cuivre. — Ann. de Chim. et Phys. 1846. Avril p. 426.

Pernolet, Sur les mines et les fonderies du midi de l'Espagne. — Annal. des Mines T. IX. 1846. Livr. 1. p. 35.

Le Play, Sur la fabrication et le commerce des fers à acier dans le nord de l'Europe. — Ebendas. p. 113.

Somazzi, Miniere della Russia e loro prodotti. — Giorn. dell' Istit. Lomb. 1846. Fasc. 36. p. 428.

Petitjean, Le principe d'association appliqué á l'industrie houillère. — Revue des deux Mondes. 1846. Livr. 4. p. 506.

Thierry, Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers état. — Revue des deux Mondes 1846. T. II. Livr. 3. p. 267. Livr. 4. p. 426.

Neveu, Les Khouan, ordres religieux chez les musulmans de l'Algérie. Paris 1846. — Ebendaselbst. p. 328.

Moreau, Examen des doctrines du philosophe inconnu Louis-Claude de Saint-Martin. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 10. p. 495.

Cours de philosophie. De la méthode. (Par De la H.) — Univ. cath. 1846. Mai. p. 415.

Ferrer y Valls (F.), Del panteismo. — Revista lit. de el Español. 1846. T. II. p. 113. 129. 145.

Jomard, Rapport sur le concours au prix d'Orleans pour l'importation la plus utile á l'agriculture, á l'industrie ou á l'humanité. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Mai. p. 300.

Quetelet, Lettres á S. A. R. le duc de Saxe-Cobourg et Gotha, sur la théorie des probabilités appliquée aux sciences morales et politiques. Bruxelles 1846. — Revue nat. de Belgique. T. XIV. Livr. 4. p. 245.

Lorain, De la situation dramatique. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 9. p. 396.

Abailard, Vers á son fils Astralabe. Nouvelle leçon publiée par R. Dareste. — Bibl. de l'école des chartes. T. II. 1846. Mai — Juin. p. 406.

Epistolaires français du dixhuitième siècle. — Bibl. univ. 1846. No. 5. p. 33.

Texier, Autels émaillés — Annal. archéol. T. IV. 1846. Livr. 5. p. 284.

Didron, Encensoirs et parfums. — Ebendas. p. 293.

Van Duyse, Un chef-d'oeuvre d'orfévrerie du XV siècle. — Mess. des scienc. hist. de Belg. 1846. Livr. 1. p. 63.

Wauters, Roger Van der Weyden appelé aussi Roger de Bruges, peintre belge du XV siècle, et Goswin Van der Weyden, son fils. — Mess. des scienc. hist. de Belg. 1846. Livr. 1. p. 127.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 56.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.
Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Mai 1846.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

4) Ueber das Vorkommen und die geographische Verbreitung der ächten Quina (Cinchona Condaminea) und der übrigen Quina-Arten in der Gegend von Loxa, nach den schriftlichen Nachrichten des J. J. de Caldas. Von Hrn. Akademiker Dr. v. Martius.

(Fortsetzung.)

Sie findet sich nur von 3° 42′ s. Br. nach Süden hin, so daß diese Breite als der Terminus borealis ihres Vorkommens betrachtet werden kann. Er fällt auf den Gebirgszug, der die Wässer zwischen dem Rio Saraguru und dem Rio de Loxa trennt, welcher letztere weiter abwärts den Namen Rio de Zamora erhält und unterhalb Sant Jago sich mit dem Marañon vereinigt. Von Ajabaca in 4° 40′ südl. Br. findet man diese Art nicht mehr, so daß sie also ausschließlich zwischen 3° 42′ und 4° 40′ vorkommend und letztere Breite als ihr Terminus australis zu betrachten ist. Obgleich Saraguru, Cuenca, Cibambe, Paute und andere Orte in der Temperatur und der Höhe mit dem angegebenen Landstriche übereinkommen, so hat man doch hier nicht Einen Stamm dieser ächtesten China gefunden.

Man glaube aber nicht, daß dieser schöne Baum in allen möglichen Elevationen der Andeskette vorkomme; er flieht sowohl die kalten als die heißen Regionen und wächst nur in der gemäßigten. Das Centrum der Zone, in welcher die China vorkommt, fällt mit dem Drittel der Gesammthöhe der Andes zusammen. Der Chimborasso ist nach den Beobachtungen des Baron v. Humboldt 3267 Toisen über das Meer hoch; es ist daher ein Drittel der ganzen Höhe der Andes = 1089 Toisen.

Der Terminus superior der Vegetation der China fällt aber in 1380 Toisen; der inferior in 813,5 Toisen. Nun ist also 1380,0 — 813,5 = 566,57. $: \frac{566,0}{2} = 283,2 + 813,5 = 1096,7,$ (oder 2558,9 Varas Castell.), welches der Höhe einer Mittellinie in der China-Zone entspricht; so zwar, daß die Differenz zwischen jene Linie im China-Gürtel und eines Drittels der Höhe der Andes nur 7,7 Toisen beträgt.

Ein atmosphärischer Druck, welcher größer ist als das Gewicht einer Quecksilbersäule von 23″ und geringer als 20″, so wie eine Temperatur, welche nicht zwischen 4 und 18° R. fällt, sind der China-Vegetation ungünstig, ja vielmehr feindlich. Der Gürtel, in welchem sie vorkommt, hat also nur eine Breite von 566,5 Toisen (1321,8 Varas Castellanas). Diese Eigenthümlichkeit, zugleich mit der Natur des Bodens der sie hervorbringt, beschränkt sie nach West und Ost. Wenn wir von Westen nach Osten die Cordillera in der Breite von Vilcabamba, welche Caldas durch drey Sonnenhöhen = 4° 18′ 30″ südl. Br. gefunden hat, und welcher

Ort das Centrum des Vorkommens dieser China einnimmt, durchschneiden, so erhalten wir das geeignete Profil für die Verbreitung der China; und wenn wir nun von Tumbez am pacifischen Ocean ein ähnliches Profil bis Pará am atlantischen Ocean fortsetzen, so finden wir, daß von Tumbez gegen Osten sich niedrige Hügel immer mehr erheben, aber mit ihren Gipfeln den Terminus inferior der China mit 813,5 Toisen oder 1898,2 V. Cast. nicht erreichen. In 615,6 T. (1436,4 V. C.) steht Zaruma, mit seinen Minen. Von hier erheben sich Gebirge über die Hügel, welche über den T. inferior der China hinausgehen und fast den T. superior in 1380 Toisen (3230 V. C.) erreichen. Dieß ist der berühmte Berg von Urito-Singa. Dieses Gebirg liegt westlich von Loxa und erstreckt sich von Malacatos bis Cysne und Santjago in einer Ausdehnung von 8 — 9 Schiffs-Leguas (20 auf einen Grad). Gegenüber und gerade westlich von der Stadt Loxa bildet es einen zackigen Felsenkamm und auf dem höchsten Gipfel eine Spitze, die Aehnlichkeit mit dem Schnabel eines Papagaien hat: daher der Name; Urito = Papagai; Singa = Nase oder Schnabel. Dieses Gebirg hat seit mehr als einem Jahrhundert große Quantitäten von China geliefert, ohne erschöpft zu seyn. Es hat auch bekanntlich der besten Sorte den Namen Cascarilla de Urito-Singa verliehen. Von hier fällt das Terrain in der Profillinie nach der Stadt Loxa, die wie gesagt in einer Höhe von 1002,7 Toisen (2339,6 V. C.) liegt. Nun erhebt sie sich wieder nach Caxanuma und fällt bis Malacatos, Cararango und Vilcabamba. Caxanuma ist ein Ast des Urito-Singa, welcher nach der Cordillera von Zamora hinläuft. Dieser Gebirgsrücken bildet die Wasserscheide zwischen dem Rio de Zamora und dem Rio Catamaio; ersterer fällt in den atlantischen, letzterer in den pacifischen Ocean. Der Barometer erhält sich auf dem Caxanuma 252,5,'' was für diesen Rücken eine Höhe von 1172,7 Toisen (2736 V. C.) und 170 T. (396,6 V. C.) über Loxa gibt. Er ist ebenso wie der Urito Singa der Fundort der schönsten China.

Von Vilcabamba erhebt sich das Profil ohne Unterbrechung bis zu 14—1500 Toisen und bildet die Cordillera von Zamora, welche die Wasserscheide zwischen dem Maranon und Catamaio oder Colan bildet. Von diesem Punkte aus senkt sich das Gebirg nach Zamora und Tomependa am Amazonenstrom herab. An letzterem Orte, welcher nach Hrn. v. Humboldt 168 Toisen oder 392 V. C. hoch liegt, beginnen die unübersehbaren Flächen, die langsam geneigt bis zu den Küsten von Brasilien bey Para an den atlantischen Ocean herabsteigen.

Es geht aus dieser Betrachtung hervor, daß in der ungeheuern Gesammtausdehnung, welche Südamerika zwischen 4—5° s. Br. darbietet, nur die Cordillera von Zamora und Urito-Singa den Terminus inferior der Cinchona Condaminea erreichen, weßhalb man schwerlich diese Pflanze westlich und östlich von den bezeichneten Orten finden dürfte. Sonach fällt der Terminus orientalis in 1° 45', und der T. occidentalis in 0° 35 westl. von dem Meridian von Quito, und es stellen sich überhaupt folgende Gränzen für diese Pflanze heraus:

Term.	australis	4° 40' s. Br.	
„	borealis	3° 42' s. Br.	
	Differenz	0° 58'	
Term.	orientalis	0° 35'	westl. von Quito
„	occidentalis	1° 45'	„ „ „
	Differenz	1° 10'	
Term.	inferior	813,5	Tois. über das Meer
„	superior	1380	„ „ „ „
	Differenz	566,5	Toisen
	halbe Differenz	283,2	Toisen,
	+	813,5	„

Höhe der Mittellinie des Chinagürtels
1096,7 Toisen

Temperatur des Terminus superior in minimo	4° R.
Temperatur des T. inferior in maximo	18° R.
Differenz	12° R.
Summe	22° R.
mittlere Temperatur	11° R.

Nach diesen Thatsachen kann man etwa die Zahl der Quadratleguas schätzen, auf welchen diese vortrefflichste China wächst. Dieß Gebiet ist im

Norden begränzt von dem Rio de las Juntas, welcher in den Gebirgen von Zaraguru entspringt, bis zu der Mündung des kleinen Flusses Rio de Santjago, welcher in dem Gebirge von Cysne entspringt. Dann bildet der Fluß dieses Namens bis zu seiner Mündung in den Catamaio die Gränze und sie läuft nun längs diesem Flusse bis zu seiner Verbindung mit dem Macara in 4° 20′ südl. Br. und 1° 50′ westl. von Quito.

Nach Süden ist das Gebiet begränzt zwischen dem Rio de Macara, den Gebirgen von Aya-Baca, Valladolid bis zur Verbindung mit der Cordillera de Zamora, welche das Terrain nach Osten abschließt. Die Grundfläche dieses Gebietes läßt sich auf 275 Seemeilen, 20 auf einen Grad, schätzen. Zieht man etwa 100 Meilen für die Thäler ab, welche unterhalb des T. inferior liegen, so bleiben 175 Quadratmeilen als das geeignete Terrain. Weil man aber wegen der durch die häufigen Gebirge vermehrten Oberfläche füglich 25 Leguas hinzurechnen darf, so ergibt sich eine Gesammtfläche von etwa 200 Leguas.

Es ist sehr zu verwundern, fährt Caldas im Jahre 1805 fort, daß man in den 167 Jahren, welche man bis heute den Chinabaum kennt, noch keine Versuche im Großen gemacht hat, ihn durch künstliche Verpflanzung auszubreiten. Ohne Zweifel würden sich viele Orte in den Wäldern, welche nicht außerhalb des zwölften Breitengrades liegen und wo sich der Barometer zwischen 241 und 277″ erhält, welche also zwischen 813 und 1380 T. über dem Meere liegen, für die Cultur des Baumes eignen. Caldas führt eine Liste derjenigen Orte in Peru auf, welche den eben angegebenen Bedingungen entsprechen. Es sind folgende. Das Zeichen * steht bey denjenigen Orten, deren Höhe nicht von Caldas, sondern von andern Beobachtern bestimmt worden.

Orte	Barometerstand.	Höhe in Toisen od. Varas Castellanas	Orte	Barometerstand.	Höhe in Toisen od. Varas Castellanas.
Guayllabamba	263, lin.6	1001,1 ts.	Alausi	256, lin.	1120,6 ts.
Otabalo	251,7	1189,7	Cibambe	253,5	1160,7
Colombuela	256,7	1109,5	Guasuntos	251,8	1188,2
Atontagui	256,2	1117,4	Pumallacta	241,4	1360,4
Ybarra	260,6	1047,9	Deleg	247,7	1255,2
Quito (die Fläche)	243,3	1324,9	Cuenca	250,5*	3010 v. c.
Añaguito, Uana	243,2		Azoguez	250,6	1207,7 t.
Jurubamba, Uana	243,2	1329,9	Paute	261,9	1027,6
Quitumba	260,1	1055,7	Jadan	246,7	1271,7
Yntac	273,2	855,3	Gualaceo	260,1	1055,7
Chillo, valle	250,6	1207,7	Tarqui	245,6*	3178 v. c.
Conocoto	251,0	1201,1	Nabon	244,5*	3213 v. c.
Cumbayá	255,0	1136,8	Oña	253,9*	2807 v. c.
Tumbaco	255,9	1126,3	Zaraguru	250,0	1217,5 t.
Puembo	252,9	1170,4	Pasto	249,8	1220,8
Pifo	248,6	1240,4	Venta quemada	275,5	820,9
Xalupana	243,7	1321,6	Popayan	275,2*	2102 v. c.
Mina de Macuchi	275,5	820,9	Poblason	258,9	1074,6 t.
Pilalo	252,9	1170,4	Chirivio	258,0	1088,9
Xambato	249,5*	3075 v. c.	Atofrio	261,0	1041,7
Riobamba	245,0*	3304 v. c.	Santafe	247,3*	3143 v. c.

Unter allen Orten scheint unserem Verfasser keiner mehr geeignet für die Cultur der China als Popayan. Seine Temperatur von 10 — 17° R., sein Luftdruck mit 275,2‴ Barometerstand, seine Höhe über dem Meere von 901 T. oder 2102 Var. Cast., die Qualität seines Bodens und die Identität vieler Pflanzen mit denen von Loxa reden dieser Wahl vorzugsweise das Wort. Auch hat Caldas versucht, zehn junge Pflanzen lebend dorthin zu bringen. Allein die Sendung verunglückte wegen Unachtsamkeit des Indianers, der sie trug. Er spricht sich gegen jeden Versuch aus, die Pflanze in Europa anzubauen, indem es nicht möglich wäre, ihr einen so geringen Luftdruck bey 23″ Barometerstand zugleich mit der geeigneten milden Temperatur und den in ihrem Vaterlande durch neun Monate herrschenden Nebeln zu verschaffen. Er bekämpft sonach den Vorschlag von Ruiz (Chinologia p. 21.), den Chinabaum in Biscaia, Galicien, Catalonien oder Andalusien bey einem Luftdruck von 27″ und bey einer Temperatur von + 28°—30° R. im Sommer und — 5° oder 0° im Winter zu cultiviren. Bis zur Zeit, als Caldas schrieb, hatte man, wie erwähnt, keinen Versuch mit der Anpflanzung im Großen gemacht. Als einen Grund dagegen führten die Einwohner an, daß der Baum nur im Schatten und zwischen starken andern Bäumen stehend gedeihe. Dieß ist jedoch nach der Erfahrung, die Xavier Valdivieso, chemals Corregidor von Loxa gemacht hat, nicht also. Vier junge Bäume, die er in den Capitel-Hof von Loxa pflanzen ließ, gediehen vortrefflich, und würden sich erhalten haben, wenn man nicht, nach dem Tode des Mannes, Pferde in jenen Hof zugelassen hätte, welche die Bäume zerstört haben.

Von den 200 Quadrat-Leguas, welche diesen ächten Quina-Baum hervorbringen, sind nur 16 bis 20 in der Umgegend von Malacatos, Vilcabamba und Gonsanama erschöpft; die übrigen unberührt. Caldas glaubt, daß einige amtliche Verfügungen in Beziehung auf die von den Rindensammlern (Cascarilleros) ausgeübten Mißbräuche hinreichen würden, um die gehörige Ausbeute von Jahr zu Jahr sowohl für die K. Apotheke, als für den öffentlichen Handel zu sichern.

Der schlimmste Mißbrauch, welchen sich die Rindenschäler zu Schulden kommen lassen, ist, daß sie bey ihrem Geschäft niemals den Samen schonen, sondern die Bäume schälen oder abhauen, wie sie ihnen eben in den Weg kommen. Dieß ist der Grund, warum man oft in einem Umkreise von mehreren Meilen weder Blüthe noch Samen auffinden kann. Alle Bäume, welche Caldas (1805) in den ausgebeuteten Gegenden fand, waren nur 2, 4, höchstens 6 Jahre alte Stockaustriebe (Renuevos), welche übrigens auch schon wieder Rinde liefern konnten. Er empfiehlt daher die Schonung einzelner Samenbäume und die directe Beaufsichtigung derselben durch Beamte. Viele Sammler (Acopiadores) schälen den Stamm und brechen die Aeste auf die roheste Weise ab, wodurch der Baum alsbald zur Verderbniß verurtheilt wird, indem er abdorret. Andere beginnen ihre Arbeit damit, daß sie den Baum am Grunde umhauen. Diese ebenfalls höchst ungeeignete Verfahrungsweise ist doch nicht so schädlich als die andere, denn der Baum pflegt sodann 2, 3, ja bisweilen sogar 5 Nachtriebe zu machen. Dieser Eigenthümlichkeit allein ist's zu danken, daß die ausgebeuteten Gegenden jetzt überhaupt noch Quina-Bäume enthalten.

Auch die Flurbrände, welche von den Landbauern im August und September an den Gebirgsabhängen zur Erneuerung der Weide vorgenommen werden und oft die angränzenden Wälder ergreifen, beeinträchtigen jenen kostbaren Baum.

Auf diese Weise wird das Einsammeln der Rinde von Jahr zu Jahr schwieriger, und die Cascarilleros müssen sich viele Meilen weit in die Wälder vertiefen, um die 2 bis 4 Arrobas zusammen zu bringen, deren Lieferung ihnen von dem Corregidor aufgetragen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 57.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe am 9. Mai 1846.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

4) Ueber das Vorkommen und die geographische Verbreitung der ächten Quina (Cinchona Condaminea) und der übrigen Quina=Arten in der Gegend von Loxa, nach den schriftlichen Nachrichten des J. J. de Caldas. Von Hrn. Akademiker Dr. v. Martius.

(Fortsetzung.)

Ein Quina=Baum von 30 bis 40 Jahren liefert 3 bis 4 Arrobas Rinde; ein Nachtrieb von 5 bis 6 Jahren nur 12 bis 14 Pfunde. Um die 500 Arrobas, welche jährlich für königliche Rechnung gesammelt und nach Spanien gesendet werden mußten, zu sammeln, sind also 1000 ausgewachsene Bäume nöthig, und diese können erst nach 5 bis 6 Jahren wieder Rinde liefern. Diesen Mangel zu ersetzen müßten 6000 Pflanzen in demselben Zustande erhalten werden, und wenn man jährlich 500 Arrobas einsenden will, wäre es zum wenigsten nöthig 10000 Stämme in Stand zu halten.

Der Hieb und die Schälung der Quinabäume kostete im Jahre 1805 nach Caldas Angabe folgende Summen:

Der Corregidor von Loxa erhielt als Oberaufseher des ganzen Geschäftes jährlich span. Thaler 500

Ein Professor der Botanik und Chemie, welcher die specielle Leitung besorgt, jährlich span. Thaler 1000
(und wenn auf Reisen, 2000 span. Thaler). Dieser Beamte war zuletzt D. Vicente Olmedo.

Ein Magazinverwalter 200

Ein Controleur (Guardamôr) in Malacatos 100

Fünfzig Handarbeiter (Cascarilleros), welche in Malacatos, Vilcabamba und Gonzanama wohnen, erhalten das Geschäft in Accord.

Im Monat Juni bezeichnet der Corregidor einem jeden von ihnen die Zahl von Arrobas, die er im Monat December abliefern muß, je nach seiner Körperstärke, Rührigkeit und Geschicklichkeit. Der Cascarillero erhält einen Vorschuß im Verhältniß von 20 Realen, die per Arroba bezahlt werden. Er sieht sich nun mit getrocknetem Fleisch und den übrigen Lebensbedürfnissen vor, und tritt seine Wanderung nach den Wäldern im Monate August an. Im December bringt er seine Ernte nach Loxa, wo sie in Kisten gepackt und im Monat Januar nach Piura an den königlichen Beamten gesendet wird, der die Verschiffung nach Callao besorgt. Ein Zentner dieser Quina=Rinde kam dem spanischen Aerar nach Piura gelegt auf 33,4 Piaster zu stehen, wie sich aus folgender Rechnung ergiebt:

Besoldung der Beamten	1800 Piast.
Kosten von 500 Arrobas in Loxa	1250
Kisten, Eisenbeschläge rc.	625
Fracht	500
	4175

Also $\frac{4175}{500} = 8{,}35 \times 4 = 33{,}4$ Piast.

Extracte aus den Quina-Rinden sind unter der Leitung Olmedos nicht präparirt worden. Caldas beklagt überhaupt, daß von jenem Beamten zu wenig für die Naturgeschichte des Quina-Baumes geschehen sey. Noch wisse man nicht mit Bestimmtheit die Epoche, in welcher er blüht, — ob dieß einmal oder zweymal im Jahre geschehe, — wann er Blätter treibt, — ob dieß wie bey den meisten Aequatorialpflanzen nach und nach oder ob es auf einmal geschehe, — wann er die Frucht zeitigt, — wie lange der Same zum Keimen braucht, — ob der Baum aus Ablegern und Stöcklingen wächst, — wann die Zeit seines stärksten Safttriebes, — ob die Rinde in dieser Zeit von schwächerer oder stärkerer Wirkung, — ob der Baum, welcher am Terminus inferior wächst, besser als jener vom Terminus superior, — ob die Qualität sich im Verhältniß der Höhenzunahme des Standortes verringert oder umgekehrt, — wie man in künstlicher Pflege zu behandeln habe, — welches Terrain ihm besonders zusagt, — ob sich seine Qualität durch Cultur verbessert u. s. w.

Caldas vermuthet, daß der Baum regelmäßig zweymal im Jahre, nämlich im Juli und August, und dann wieder im December und Januar blühe. Er wirft seine Blätter nicht auf einmal, sondern nach und nach ab und ersetzt sie sofort wieder, ist also immer grün. Ein ausgewachsener Baum wird 40 Fuß hoch, und sein Stamm hat 1 — 2 Fuß Durchmesser. Wenn abgehauen, treibt er die Nachtriebe etwas schräg gegen den Horizont geneigt.

Die übrigen Arten von Cinchona anlangend, so hat Caldas selbst deren im Ganzen siebzehn gefunden, und in dem vorliegenden Manuscripte mehr oder weniger ausführlich beschrieben und gezeichnet, jedoch nicht classificirt, und sogar die specifische Dignität nicht mit Bestimmtheit ausgesprochen. Außerdem beschreibt er noch zwey Arten, die ihm aus der Gegend von Popayan waren mitgetheilt worden. Diese Zahl kömmt zwar nicht mit jener überein, welche De Candolle (Prodromus IV. p. 352 — 355) aufgeführt hat, doch ist es wahrscheinlich, daß mehrere derselben, und namentlich jene aus der Umgegend von Loxa, von den bereits in das System übergegangenen Arten verschieden sind. Es dürfte besonders vom pflanzengeographischen und pharmakognostischen Standpunkte aus nicht uninteressant seyn, das Wesentlichste hier anzuführen.

1) Colorada de Zaraguru. Diese Art kommt auch in dem Charakter der Honigdrüsen auf der Rückseite der Blätter mit der ächten Cinchona Condaminea überein. Die Blätter sind fast rund, stumpf und verhältnißmäßig klein (2 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ Zoll breit), ohne Drüsen, die Blüthe etwas größer, die Frucht elliptisch. Wächst in den Wäldern von Zaraguru, auf den Höhen von Ramosurcu, nördlich von Loxa in 3° 53′ s. Br. in einer sehr beträchtlichen Höhe (von 1388 Toisen), bey einem Barometerstand von 234 Linien (19 — 20 poll.) und einer Temperatur von 10° R., nur 165 Toisen unterhalb der oberen Cinchona-Gränze. Sie wird im Handel sehr geschätzt und sogleich der Cascarilla fina amarilla und Colorada de Loxa nachgestellt. Bevor ein königliches Mandat die Quina von Loxa zum Regal erhoben hatte, wurde sie von mehreren Einwohnern zu deren großen Vortheil in den Handel gebracht. Sie ist sehr häufig auf der ganzen Cordillera und allen Umgegenden von Oña und Zaraguru.

2) Colorada de Alausi, wächst bey Piñan-pungo (Puerta brava), im Gebirge westlich von Alausi in 2° 10′ s. Br., bey einem Barometerstand von 293,1 Lin. und einer Temperatur von 15° — 16° R. Auch diese Rinde wurde im J. 1790 zu großem Vortheil verkauft. Die Blätter haben keine Drüsen, die Blüthe ist von der Größe der Cinchona Condaminea.

3) Quina blanca de Alausi wurde bey San Nicolas in der Nähe der vorigen gefunden (Barometerstand 232,3 Lin.). Kam ebenfalls früher schon in den Handel. Die Blätter sind ohne Drüsen.

4) Negra de Taday. Aus den Wäldern bey Azoguez, Paute, Gualaceo, nordöstlich von Cuenca, in 2° 40′ südl. Br., in 260 Lin. Barometerstand und 10—15° R., wo sie in beträchtli-

cher Menge wächst. Caldas glaubt, daß diese oder eine der beyden folgenden die Quinquina foncée des Condamine sey. Auch hier fehlen die Drüsen wie bey allen später zu nennenden mit Ausnahme der Crespilla negra.

5) Cascarilla blanca de Taday, aus den Wäldern von Taday und Tuglin, nordöstlich von Cuenca in 2° 38′ südl. Br., blühend im September. (Ist nach der Abbildung der Fructificationstheile nicht die Cinchona macrocarpa, welche in den Systemen als Quina blanca aufgeführt wird.)

6) Colorada de Pan y Taday, aus den Wäldern von Cuenca, in 2° 30′ südl. Br., Barometerstand 260 Lin., Temperatur 10 — 15° R., wird ebenfalls im Handel geschätzt.

7) Hoja de Almizclillo, so genannt, weil ihr Blatt, welches eyförmig-elliptisch und 2 Zoll 2 Lin. lang auf 8½ Lin. Breite ist, große Aehnlichkeit mit dem Blatte eines bey Loxa häufig wachsenden Arbutus (dort Almizclillo) hat. Kommt mit der eigentlichen C. Condaminea vor.

8) Pata de Gallinazo de Loxa. Eine sehr wenig geschätzte graue Rinde, häufig mit Flechten bedeckt, soll diesem Baum den Namen nach dem Geyer Gallinazo (Vultur Aura L.) gegeben haben, weil dieser, ebenso wie der Condor, seine Füsse stets mit seinen Excrementen verunreinige, die ihm dann ein ähnliches graues und unreines Ansehen verleihen. Die Krone ist von rosa-violetter Farbe. Dieser Baum wächst bey Loxa, neben der ächten Quina.

9) Crespilla negra. Ebenfalls aus den Wäldern von Loxa und eine Rinde ohne Werth producirend. Die Blätter mit Drüsen; die Krone dunkelviolett.

10) Hoja de Sambo. Mit den vorigen wachsend, die Rinde ist ohne Werth.

11) Ahumada, wegen der bräunlichen Unterfläche der Blätter, wächst mit den vorigen bey Loxa und giebt eine werthlose Rinde.

12) Pata de Gallinazo de Macuchi. Wächst in Tagualó, bey den Minas de Macuchi, westlich von Latacunga, im Westabhange der Cordillera unter 0° 53′ südl. Br. und einem Barometerstand von 245,0 Lin. bis 282,0 Lin. Doch ist ihr Terminus inferior noch nicht ermittelt. Die Rinde wird nicht geschätzt.

An diese 12 Arten schließen sich noch einige andere an, von denen Caldas keine Namen erfahren hat.

13) Crespilla hoja de Lugma oder Lucma.

14) Anonyma: von Berruecos, Ancuya, Guytara, bey einem Barometerstande von 254 Linien beobachtet. Die ablangen Blätter sind, besonders auf der Unterseite, behaart, in der Blüthe kommt sie der C. Condaminea nahe.

15) Anonyma aus dem Serro Mauchique en Chiquio, einem Gebirge westlich von Popayan in 2° 30′ nördlicher Breite, bey einem Barometerstand von 20 bis 21 Zoll beobachtet. Die Wirksamkeit der Rinde gegegen das Wechselfieber ist erprobt. (Entdecker Don Geronimo de Torres y Tenorio.) Diese Art kommt nach der Abbildung in der Figur und Größe der Blume zunächst mit der Cinchona ovalifolia Ruiz überein, doch ist die Krone von außen behaart. Die Kapsel ist cylindrisch und 25 Lin. lang, 5 dick.

16) Anonyma aus der Horqueta, südwestlich von Popayan in 2° 16′ nördl. Breite. Verwandt mit den als Ahumada und Hoja de Sambo beschriebenen Arten von Loxa.

17) Requeson heißt eine Art, die nächst Popayan vorkommt und der vorigen verwandt ist.

18) Anonyma mit sehr großen, außen unbehaarten wohlriechenden Blüthen (deren Krone 27 Lin. lang) und großen (23 Lin. langen, 4½ Lin. dicken) cylindrischen Kapseln, von den Bergen nordwestlich von Popayan, in 2° 35′ nördl. Breite von Torres y Tenorio.

19) Anonyma von Melcho, Ovejas, Pedregosa, Chioquio u. s. w. nächst Popayan, in 2° 30′ nördl. Breite. Diese dort sehr häufige Art liefert eine kräftige Rinde, welche sich leicht vom Holze schält und viele gummiresinöse Theile besitzt.

Caldas versucht auch die Gränzen des Verbreitungsgebietes der Gattung Cinchona im Allge-

meinen festzustellen. Dieser Theil seiner Arbeit hat aber nach dem dermaligen Stande von dem Vorkommen der Quina-Arten keinen Werth mehr. Die Gränzen nach Länge und Breite fallen viel zu kurz, da Caldas weder die Beobachtungen von Ruiz und Pavon in den südlicheren Provinzen von Peru, noch jene von Thad. Hänke, Humboldt und Bonpland, und die späteren von Pöppig und mir in seinem Calcul aufnehmen konnte. Nur in Beziehung auf den Terminus inferior und superior will ich anführen, daß Caldas den ersteren mit Alex. von Humboldt in 300 Toisen setzt, den letzteren aber, der von jenem großen Naturforscher zu 1500 Toisen aufgestellt ist, noch erhöht. Er hat nämlich bey S. Nicolas, westlich von Alausi, eine Art bey einem Barometerstand von 230 Linien beobachtet, was einer Erhöhung von 1553,7 Toisen über dem stillen Ocean gleich käme, und dieser Punkt ist ihm die obere Gränze der Gattung, wonach denn die Breite des ganzen Cinchona-Gürtels = 1253 Toisen oder 2925 Varas castellanas wäre.

Was die Breite der Quina-Region zwischen ihrem Terminus occidentalis und orientalis betrifft, so wird sie vorzüglich durch meine Entdeckung von 4 Arten am oberen Jupurá, gleichsam an den äußersten Vorbergen der Andes gegen Osten, in einer Breite zwischen den Parallelkreisen von Quito und Latacunga sehr wesentlich ausgedehnt, so fern wir die in Minas Geraes vorkommenden Arten (Reaujia DC.) von der Gattung ausschließen.

Als eine sehr dankenswerthe Vorarbeit zu einer solchen botanisch-kritischen und geographischen Monographie der Quina giebt Caldas schlüßlich noch folgende Liste von Orten des Königreiches Peru, in denen Quina-Bäume wachsen:

In dem Gouvernement Popayan:

Popayan.
Pisojé, Hacienda.
Poblacon, Pueblo.
Chiribio, Hacienda.
Chaupillacta und viele andre Orte.
Almaguer.
Quaytara.
Quaytarilla.
Ancuya.

In dem Corregimiento von Ybarra:

Guaca, Pueblo.
Yntac, Pueblo.
Quarabi, Aner.
Cunchi, Hacienda.

In der Umgegend von Quito:

Nanegal.
Perucho.
Cansacoto.

In dem Corregimiento de Latacunga:

Tagualó.
Macuchi.
Sichos.

In dem Corregimiento von Guaranda:

Piñanatoy.
Chasojuan.

In der Jurisdiction von Alausi:

Calubin, Hacienda.
San Nicolas, Hacienda.
Piñanpungo.
Untun.

Im Gouveurnement Cuenca:

Cañar.
Azoguez.
Paute.
Qualaceo.
Bulan.
Cerro del Pan.
Taday.
Sidacy.
Sicse.
Sangurima.
Mayetüro.

Im Corregimiento von Loxa: der größte Theil dieses Districts ist nicht bloß reich an ächten, sondern enthält auch viele andere Arten.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 58.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Mai 1846.

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

4) Ueber das Vorkommen und die geographische Verbreitung der ächten Quina (Cinchona Condaminea) und der übrigen Quina-Arten in der Gegend von Loxa, nach den schriftlichen Nachrichten des J. J. de Caldas. Von Hrn. Akademiker Dr. v. Martius.

(Schluß.)

Wenn man diese Orte mit jenen zusammen stellt, in welchen Thad. Hänke Arten der Gattung Cinchona beobachtet hat (s. den Anhang von Azara Theil II.) und alle neueren Beobachtungen damit vereinigt, so ergiebt sich, daß die Gattung in einem sehr großen Flächenraume durch Südamerika verbreitet ist. Sicherlich aber sind die eigentlichen fiebervertreibenden Arten, deren wirksames Princip vorzugsweise die Alcaloide darstellen, in ihrem Vorkommen bey weitem mehr beschränkt, und die in neuerer Zeit immer häufiger gemachte Beobachtung, daß außerordentlich viele Quina-Rinde in den Handel kommt, aus welcher die chemische Kunst keine Alcaloide abzuscheiden vermag, weisen darauf hin, daß man ächte Fieberrinden wohl immer nur aus dem Gebiete der Andeskette und zwar vorzugsweise aus dem oberen Theile ihres Höhegürtels erwarten dürfe. In neuester Zeit sind große Massen von Rinden aus Moyabamba und Maynas auf dem Amazonenstrome in den Welthandel gebracht worden, wie z. B. jene, welche neuerlich unter dem Namen Quina de Pará chemisch untersucht worden. Sie enthalten aber kein Alcaloid und machen es sehr wünschenswerth, daß eine genauere Controle über die in die Apotheken aufzunehmenden Droguen dieses Namens eingeführt werde. Freylich ist eine solche schwer auf dem pharmakognostischen Wege zu erreichen, denn obschon die besten Sorten von einem geübten Pharmakognosten kaum verkannt werden können, so fehlt doch der Maßstab für die übrigen, wo die äußern Kennzeichen für die Güte schwankend und trügerisch sind. Wenn man daher keine chemische Analyse benützen kann und keine authentischen Nachweisungen über die Abstammung vorliegen, so ist zur Zeit der höhere Preis, auf welchen sich die ächten und besten Sorten der Fieberrinden fortwährend erhalten, eine Richtschnur, welche der Arzt und Apotheker bey der gewissenhaften Auswahl einer so wichtigen Drogue stets beachten muß.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juni 1846.

1) Bericht des Hrn. Akademikers Dr. v. Martius über die Morphologie der Palmen in dessen Werke Historia Palmarum cap. III. de formatione.

In dem Niederwuchs (descensus) der Palmen findet Alles nach den den Monokotyledonen eigenthümlichen Verhältnissen statt. Leichter als an andern Pflanzen dieser großen Reihe kann man hier beobachten, daß die ursprünglich aus dem Schnäbelchen erwachsene Pfahlwurzel zuerst abstirbt, und daß eben so die zunächst liegenden Wurzeln nach ihrem Orte allmählig auch vergehen, daß also die Wurzelbildung vom Centro zur Peripherie fortschreitet, indem gewissermassen alle Wurzeln, mit Ausnahme Einer, hier Adventivwurzeln sind, und nachdem der Stamm seine normale Dicke erreicht hat, nur die der Peripherie näher stehenden übrig bleiben. Gewöhnlich brechen auch aus dem oberirdischen Theil des Stammes Adventivwurzeln hervor, wodurch der Descensus eine mehr oder weniger entschiedene Kegelform annimmt, dessen Volum in geradem Verhältniß zum Alter und zur Dicke des Stammes steht. Bey einigen Palmen, z. B. jenen der maskarenischen Inseln, findet man diesen Wurzelpolster oft auffallend groß, vier bis fünf Fuß hoch über dem Boden, und Gleiches wird von Oreodoxa regia auf den Antillen berichtet. Er geht immer gleichen Schritt mit der Ausbreitung der untersten, kurzen („unentwickelten" Schleiden) Stengelglieder, welche am Grund des Stammes eine scheibenförmige Anschwellung darstellen. Eine ganz eigenthümliche Formation bilden die einzeln und weit von einander abstehenden Luftwurzeln von Iriartea, welche manchmal den Stamm auf einem Kegel von fünf bis acht Fuß Höhe tragen. Sie bilden hier ein Holz, das viel härter als das des Stamms ist, und nach Mohl's anatomischer Untersuchung (de palmarum structura §. 54. t. J. f. 3. 9) auch in der Structur wesentlich abweicht und Aehnlichkeit mit dem lappigen Holzwuchse mancher Malpighiaceen zeigt. — An den unterirdischen Wurzelzweigen von Oreodoxa regia habe ich eine ganz eigenthümliche Art von kleinen Schwammwülsten, bloß aus Zellgewebe bestehend und von elliptischer Form beobachtet. — Der Palmenstamm ist fähig, auch unmittelbar unter der Krone Luftwurzeln zu bilden. Hierauf gründet sich eine Vermehrungsart der Dattelpalme, deren schon Plinius XIII. c. 4. erwähnt. Bey Mauritia armata kommen die Luftwurzeln, welche aus dem Stamm ausbrechen, nicht zu voller Ausbildung und stellen stumpfcylindrische dornartige Fortsätze dar.

Der Stamm. Was die Entwickelungsgeschichte des Palmenstammes, die Bildung seines Holzes und den Faserverlauf in demselben betrifft, so habe ich meinen neuern Arbeiten nichts hinzuzusetzen und beziehe mich auf den Vortrag, welchen ich die Ehre gehabt habe, der Classe vorzulesen.

Der Form nach muß der Stamm der Palmen als ein aufrechter Kegel betrachtet werden. Die Verhältnisse der Länge und Dicke modificiren die Gestalt sehr mannichfaltig, dazu kommt überdieß noch eine Verdickung, welche sich manchmal am Grunde, seltener in der Mitte einstellt. Ich habe die Verschiedenheiten unter Angabe der Maaße auf einer besondern Tafel (Z. II.) zur bessern Ueberſicht neben einander abgebildet. Alle Palmen produciren anfänglich kürzere, nach aufwärts länger werdende Internodien. Aber nicht alle breiten diese ersteren scheibenförmig aus, so daß auf einem verhältnißmäßig sehr kurzen und stumpfen, aus den unentwickelten Stengelgliedern nach Schleiden bestehenden Kegel ein zweyter, viel längerer steht. Vielmehr stellen sehr viele Arecinen, Coccinen und Corypphinen, nachdem sie einmal den Normaldurchmesser erreicht haben, einen einfachen, äußerst langsam verschmälerten Kegel dar. In diesem Fall geschieht es oft, daß alle Internodien — von den untersten bis zu den obersten — gleiche (verhältnißmäßig geringe) Länge haben. (Ich bemerke dieß zur Beschränkung der von Schleiden, wissenschaft. Botan. 2. Ausgabe aufgestellten Ansicht von den sog. „unentwickelten" Internodien.) Höchst merkwürdig, und so viel mir bekannt, in der Reihe der Monokotyledonen außerdem nicht vorkommend, ist die bauchige Anschwellung in der Mitte mancher Palmenstämme (Iriartea, Acrocomia,

Oreodoxa, Borassus Aethiopum), welche manchmal so bedeutend wird, daß sich die Indianer des angeschwollenen Stückes zur Verfertigung ihrer Canots bedienen. Zur genaueren Bestimmung des Größenverhältnisses habe ich 57 Exemplare von Palmenstämmen der Länge und der Peripherie nach genau gemessen oder in mehreren Gärten von meinen Freunden messen lassen, und zugleich mit den Maaßen die Zahl der sichtbaren Blattnarben, so wie der auf einmal in der Krone vorhandenen Blätter in einer besondern Tabelle aufgeführt. Ich glaube, daß diese genauen Angaben, besonders wenn in spätern Zeiten die Messungen an denjenigen Exemplaren, welche noch leben, wieder aufgenommen werden sollten, interessante Beyträge zur Geschichte des Wachsthums liefern werden. Außerdem habe ich aber auch das Wachsthum von Glied zu Glied von mehreren Palmen (auf Tab. Z. III.) graphisch verzeichnet und daselbst auch die Curve der verschiedenen Voluminum der Internodien angegeben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wachsthum einer jeden Art innerhalb gewisser Gränzen schwankend durch solche Curven dargestellt werden kann, und wegen der Einfachheit des Stammes eignen sich die Palmen unter den Monokotyledonen vorzugsweise zu solchen Untersuchungen. Damit aber dieselben ein Resultat von gesetzmäßiger Gültigkeit erlangen, ist es nöthig, sie über eine große Anzahl von Individuen auszudehnen, dergleichen dem Botaniker nur in Tropenländern zu Gebote steht. Allgemein gilt, daß die untersten Internodien, welche von den aus ihnen hervorbrechenden Adventivwurzeln noch nicht überwachsen sind, stets eine beträchtliche Dicke und geringere Länge haben, als die darauf folgenden. Die Internodien stehen (bey den Caudicibus arundinaceis und calamosis) einzeln, in deutlichen Abständen übereinander, oder sie sind einander so genähert, daß man die Länge der einzelnen nur schwer bestimmen kann. Dieß hängt auch von der Blattstellung ab. Wo nämlich complicirte Blattstellung, da findet man zunächst verkürzte Internodien. Aus vergleichenden Messungen von Internodien an jüngeren und an älteren Individuen von Chamaedorea elatior und Schiedeana geht hervor, daß die Dicke eines und desselben Internodiums keineswegs in geradem Verhältniß zu der Gesammtzahl derselben zu-, sondern vielmehr abnimmt. Dieß hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß die Gefäßbündel, deren Anlagen in jungen Internodien vorhanden sind, nach und nach in die Blätter abgegeben werden.

Der Stamm der Palmen ist nur scheinbar immer einfach, denn abgesehen von den transitorischen Nebenaxen, den Blüthenkolben (Spadices), findet man noch zweyerley Arten von Aesten. Viele Palmen bilden im Boden ein Rhizom und machen aus ihm regelmäßig vom Grund aus Triebe (Palmae cespitosae). Dahin gehört unter andern die Sagopalme (Metroxylon), deren Ausläufer oft so lang werden, daß sie von einem Grundstück in das eines andern Besitzers hinüberlaufen, was zu einer besondern Gesetzbestimmung in den ostindischen Colonien der Holländer Veranlassung gegeben hat. Oberirdische Aeste kommen regelmäßig in der Gattung Hyphaene vor, deren Krone demnach, jener von Rhipidodendron ähnlich, mehr oder minder deutlich dichotom verzweigt ist. Die andre Art von oberirdischer Verästlung, aus den Achseln noch stehender oder längst abgefallener Blätter, hat keinen Einfluß auf die Gestaltung der primitiven Krone und kann als ein mehr zufälliger Proceß betrachtet werden, obschon sie bey gewissen Arten immer vorkommen. Dahin gehören z. B. die am Grund des Stammes eintretenden Stocktriebe von Chamaedorea elatior, Caryota sobolifera und Phoenix dactylifera, welche die beyden letztern Arten von Caryota urens und Phoenix sylvestris unterscheiden. Eine unregelmäßige Vertheilung der Stämme, jener von Aloe soccotrina ähnlich, hat Bory de S. Vincent an Areca alba auf Isle de France beobachtet. (Tab. Z. II. fig. 6 — 10.)

In dem Abschnitt von der Richtung des Stammes habe ich ausführlich jener eigenthümlichen und ganz anomalen Bildung in der Gattung Sabal Erwähnung gethan, wo der Stamm sich wirklich nach unten verlängert und immer tiefer in den Boden versenkt wird. Es hängt dieß zunächst damit zusammen, daß die Axe der Laubknospe nicht senkrecht mit der Hauptaxe des Stamms zusammenfällt, sondern sich seitlich an demselben befindet, und demnach, immer tiefer abwärts getragen, sich um-

biegend zum Lichte zurückwendet. Derjenige Theil des Stammes, welcher die Knospe in der Jugend trug, bleibt als ein todtes Residuum zurück, und erscheint mit den quer eingezeichneten Blattnarben als ein mehr und mehr austrocknender Stummel oberhalb des noch frischen und die Knospe ernährenden Stammes. Die aus diesem hervortretenden Wurzeln sterben auch nach der Zeitfolge ab, die aus den ersten Internodien erwachsenen am frühesten. Eine organische Erklärung dieses merkwürdigen Vorgangs vermag ich nicht zu geben.

Was die Oberfläche des Palmenstamms betrifft, so hat schon Mohl (de structura §. 12.) darauf aufmerksam gemacht, daß die Epidermis nur bey den caudicibus arundinaceis und calamosis bestehen und lebendig bleibt; bey den übrigen Arten des Stammes aber eben so wie die darunter liegenden dickwandigen Rindenzellen von der Witterung zerstört wird. Man findet häufig deßhalb tiefe Corrosionen an alternden Stämmen. Ich übergehe hier mehrere Bemerkungen über die verschiedene Art der Oberfläche, über das Ergrünen derselben, so bald sie, früher von den Blattscheiden bedeckt, an das Licht tritt, und über die Stellung der Blattnarbe, welche sehr häufig keine söhlig gerichtete Basis darstellt, sondern auf der einen Seite schräg ansteigt. Ebenso ist es nicht nöthig, hier in die Schilderung der Waffen einzugehen, welche bey vielen Palmen vorhanden sind und die mannigfaltigsten Formen darbieten.

Das Holz des Palmenstammes läßt sich in verschiedene Arten unterscheiden: bastartiges Holz mit faserigem oder wergartigem Gefüge; schwammig-faseriges Holz; elastisch-faseriges Holz; hornartiges Holz. Diese verschiedenen Formen gehen mehr oder weniger in einander über.

In einer Reihe von Gewichtsbestimmungen des Holzes erscheint das der Dattelpalme als das leichteste = 0,3963; demgemäß ein Pariser Cubikfuß = 13,58 Kilogr. schwer. Das Holz unserer spanischen Rohre ist mit einem specifischen Gewicht von 0,6228; 0,6773; 0,7173 und 0,7249 beobachtet worden. Bedeutend schwerer ist das von Borassus Aethiopum = 0,8229 und das von Astrocaryum Murumuru, welches neuerlich häufig zu Stöcken verarbeitet wird, und 1,1380, also in Pariser Cubikfuß 39,01 Kilogr. wiegt. Kein Palmenholz ist mir so schwer vorgekommen, wie die Nüsse von Cocos lapidea mit einem specifischen Gewichte von 1,2873.

In manchen Palmenstämmen wird mit Zunahme des Alters neben dem Lignin auch eine bedeutende Quantität von Amylon entwickelt. Diese Substanz scheint zuweilen die Parenchymzellen fast ausschließlich anzufüllen. In andern Fällen kommen zugleich damit Schleim, eine stickstoffhaltige albuminöse Substanz, Extractiv- und Farbestoffe und mehrere Salze vor. In den Perioden, wo das Gewebe den größten Reichthum an Stärkmehl darstellt, scheint es sich auf Kosten des Parenchyms selbst ausgebildet zu haben, und nicht bloß innerhalb der Zellen, sondern nachdem diese theilweise aufgelöst worden, auch außerhalb als ein leichtes weißes Pulver zwischen den Fasern vorzukommen. So habe ich es namentlich im Frühlinge vor Beginne des neuen Triebes an dem Rhizoma von Sabal mexicana wahrgenommen. Das großartigste Beyspiel von Amylon-Entwicklung liefert die ostindische Gattung Metroxylon (Sagus), deren Amylon bekanntlich den sogenannten Sago darstellt. Der Baum entwickelt 6 — 800 Pfunde, und zwar ehe er in die Blüthe schießt, was bey ihm bekanntlich nur einmal der Fall ist. Als Palmen, welche viel Amylum bilden, führe ich noch Caryota urens und Rumphiana, Borassus flabelliformis, Arenga saccharifera, Phoenix farinifera, Cocos coronata und mehrere verwandte Arten, Arten von Acrocomia und Mauritia flexuosa auf. Aus der letzteren Palme bereiten die Arawacas Indianer in der Gujana ein Stärkmehl, welches sie Arú-Arú, Mehl von Mehl, nennen, welches Wort irrthümlich zu dem Namen Arrow-Root Veranlassung gegeben hat, womit man mehrere feine Amylonarten bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 59.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe am 13. Juni 1846.

1) Bericht des Hrn. Akademikers Dr. v. Martius über die Morphologie der Palmen in dessen Werke Historia Palmarum cap. III. de formatione.

(Fortsetzung.)

Zucker ist in dem Safte vieler Palmen in Menge vorhanden, und zwar in dem Parenchym, woraus er während der Blüthezeit in die Blüthenrispe aufsteigt, so bey Rhaphia vinifera, Mauritia vinifera, Phoenix sylvestris, spinosa, dactylifera, Elacis guineensis, Cocos nucifera, Caryota urens und sobolifera, Arenga saccharifera, Borassus flabelliformis und aethiopum. Die Production des Zuckers scheint im Stamme stets am stärksten vor dem Eintritte der Blüthezeit zu seyn. Junge, noch nicht blühbare Individuen enthalten noch wenig zuckerigen Saftes. Bekanntlich wird dieser Zuckersaft auf mehrerley Arten gewonnen, bald durch Abschneiden der Blüthenrispe, bald durch Anbohren des Stammes. Ueber Zeit und Quantität dieser Production und über den Einfluß, welchen die Entziehung des Saftes auf die Oekonomie der Palmen äußert, habe ich die von Labillardière, Roxburgh, Buchanan, Rumph u. A. gegebenen Thatsachen zusammengestellt.

Auch Kieselerde wird von manchen Palmenstämmen in bedeutender Menge erzeugt. Bey den rohrartigen Palmen, und namentlich den Calamus-Arten, kommt sie vorzüglich in der glatten, von außen gleichsam gefirnißten Rinde vor. Kieselige Concremente (vielleicht dem Tabaschir verwandt) sind besonders in der Cocosnußpalme beobachtet worden. Leider habe ich aber von diesen sog. Palmen-Bezoaren nichts zu sehen bekommen, und alle meine Bemühungen, neuere Nachrichten über die chemische Natur dieses Stoffes (vgl. Fourcroy in Crells chem. Ann. 1798. X. p. 325) zu erhalten, sind vergeblich gewesen.

In der morphologischen Darstellung des Blattes, seiner organischen Theile und seiner Entwickelungsgeschichte bin ich von der Ansicht ausgegangen, daß wir an dem Palmenblatte der entwickelten Laubkrone, als einem der am meisten vollendeten in der Gesammtreihe der Monokotyledonen, drey typische Regionen oder Parthien: Vaginaltheil, Blattstiel und Lamina zu unterscheiden haben. Verfolgen wir die Entwicklung eines einzelnen Blattes von seinem frühesten Ursprunge an, so bewährt sich auch diese Ansicht, indem man nicht unschwer drey verschiedene Momente in der ganzen Geschichte dieses Organs unterscheiden kann. Die hierher gehörigen Untersuchungen habe ich vorzüglich an Chamaerops humilis und zwar an den nicht selten vorkommenden Nebentrieben, dann auch an einigen Arten der Gattung Chamaedorea, namentlich an den seitlichen Stocktrieben von Chamaedorea elatior, angestellt. In beyden Fällen beginnt der Trieb nicht sogleich mit der Ausbildung von voll-

kommenen Blättern, sondern mit solchen, welche bloß eine Scheide darstellen, ähnlich wie dieß bey den Dikotyledonen der Fall ist, deren Zweiganfänge von Schuppenblättern bedeckt sind. Gemäß diesem Unterschiede kann man denn auch an den jungen Trieben schon in der frühesten Epoche der Blattbildung eine gedoppelte Reihe von Erscheinungen wahrnehmen. Immer entspringen die ersten Anlagen künftiger Blätter auf dem Scheitel des kegelförmigen oder in der Mitte vertieften Knospenkernes, welchen eine Schicht von plastischem Zellgewebe einnimmt. Es entsteht eine Erhöhung, welche sich alsbald als eine kreisförmige Scheibe von dem Knospenkerne absondert, und in der Mitte immer mehr emporhebt und von dem Knospenkerne entfernt, während die in dieser Art gebildete Lamelle in ihrem kreisförmigen Rande noch mit demselben in Verbindung bleibt. Man kann diesen Vorgang mit dem Emporwerfen einer converen Blase vergleichen.

Unter dem Mikroskope betrachtet, stellt sich ein Verticalschnitt aus dieser Erhebung wie ein zelliger Bogen dar, welcher von der einen Seite der plastischen Oberfläche zur andern gespannt ist. Solcher bogenförmigen Lamellen sind auf der Spitze (eines Seitentriebes der erwähnten Arten) stets mehrere, dicht über einander gelagert vorhanden, so daß die jüngste, kleinste, von älteren größeren gedeckt wird.

Bey Vergleichung mehrerer solcher Lamellen mit einander zeigt sich nun ein wesentlicher Unterschied, je nachdem aus ihnen bloß Scheiden (folia pileoliformia) oder vollkommene Blätter gebildet werden sollen. Die ersteren verdicken sich einseitig am Rande; die andern bleiben in ihrem Umkreise verhältnißmäßig dünner, verdicken sich dagegen mehr in ihrem mittleren, inneren Theile. Diese beyden Arten blattartiger Bildungen gehen nicht in einander über. Die ersten Formationen, welche (an den Seitentrieben) sichtbar werden, sind lediglich zur Darstellung von Tutenblättern bestimmt. Erst später folgt ihnen die Formation der mehr ausgebildeten, vollkommenen Blätter (Teleophylla).

In frühen Perioden scheinen an den Seitentrieben, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, beyde Blattformationen noch mit einander (nach einem gewissen Rhythmus?) abzuwechseln. Ein ausgewachsener Palmenstamm aber produzirt auf dem Knospenkern seiner Krone wahrscheinlich nur vollendete Blätter.

Soll es zur Entwickelung eines Folii pileoliformis aus der oben beschriebenen Lamelle kommen, so verdickt sich diese einseitig immer mehr da, wo die Mediane des Blattes hinfällt. Im Verhältniß als sich unter der Lamelle Neubildungen erzeugen, wird sie immer mehr conver und nimmt die Form eines Kegels an, welcher endlich gegen seine Spitze hin, wo er am dünnsten ist, aufreißt und die darunter liegenden Bildungen hervorgehen läßt. Mit zunehmender Entfaltung der gesammten Knospe vergrößern sich auch diese Tutenblätter bis auf einen gewissen Grad, dann aber scheinen sie in ihrem Wachsthum zurückzubleiben und endlich ganz zu verkümmern, während die unter ihnen entstandenen vollkommenen Blätter zur Entwicklung kommen. Wo nur wenige Blätter auf einmal auf dem Knospenkerne gebildet werden, wie bey Chamaedorea elatior, da bleiben diese Tutenblätter am Grunde der Seitentriebe stehen, und sind lange Zeit hindurch sichtbar. Aus der hier gegebenen Darstellung des Vorgangs ist es klar, daß die Phyllogenesis dieser einfachsten Blattform in der Palmenknospe sehr einfach vor sich gehe.

Viel complizirter ist der Proceß in der Entwicklung der eigentlichen vollkommenen Laubblätter. Auch hier beginnt die Bildung mit dem Hervortreten eines warzenförmigen Körperchens auf der plastischen Oberfläche des Knospenkernes. Der in solcher Weise dargestellte Kegel zeigt anfänglich ein ganz gleichförmiges Gefüge, später jedoch tritt die Absonderung einer peripherischen Schicht ringsum, an der ganzen Oberfläche ein, und es bildet sich also eine Zellmembran, die einen Kern einschließt. Dieser Proceß bietet gewisse Analogieen mit der Ausbildung des Keimes in der Samenknospe dar, sofern sich ursprünglich an demselben ebenfalls diejenige Schicht, welche später zur Plumula wird, nicht von dem Cotyledo unterscheiden läßt. Sowie man daher bey dem Samen, der noch nicht gekeimt hat, von einem Corpus cotyledoneum spricht, möchte ich auch jenen frühsten Zustand des Palmenblattes Corpus foliare nennen.

Ehe es aber zu der vollkommenen Scheidung in eine oberflächliche Schicht und einen kernartig eingeschlossenen Theil kommt, geht die Kegelform des sich bildenden Blattes in jene eines hakenförmig auf die eine Seite gebogenen Cylinders über. Dieser löst sich nun auf der dem Centro des Knospenkerns zugewendeten Seite von dem Knospenkern ab, und richtet sich in die Höhe. Es ist nun also durch diese Abreißung auf dem jetzt den Scheitel des Corpus foliare darstellenden Theile eine Oeffnung gebildet worden, und durch diese tritt der Inhalt hervor. Das ganze Gebilde nimmt eine Gestalt an, welche an manche Sporenblasen von Polypodiaceen oder an die Cassis von Aconitum erinnert. Der periphersche Antheil, aus welchem der Austritt erfolgt, wird zur Vagina des neuen Blattes. Der Inhalt aber sondert sich in zwey Parthien, eine untere, in der sich alsbald die ersten Anlagen von Längs-Gefäßbündeln entwickeln: der Blattstiel, und eine obere, die Anlage der künftigen Lamina (Spindel und Fiederblättchen). Diese letztere zeigt alsbald die Spuren der künftigen Fiederblättchen unter der Form von parallelen dunkleren Streifen. Diese dunkleren Stellen sind nämlich die Orte, wo sich die Mittelnerven der einzelnen Fiederblättchen ausbilden. Zwischen den Fiederblättchen sowie an ihrem oberen Ende, also auf dem Scheitel des jungen Blattes, bemerkt man ein ursprünglich sehr zartes, fast schleimiges Zellgewebe, welches die einzelnen Abschnitte des Blattes mit einander organisch verbindet, in einer spätern Periode aber sich, vertrocknend, ablößt und die einzelnen Fiederblättchen befreyet. Nicht alle Palmen haben übrigens dieses eigenthümliche Zellgewebe, welches Mohl früher mit dem Namen indumentum bezeichnet hat.

Die Spindel zwischen den einzelnen Fiederblättchen bildet sich nun gleichzeitig mit dem jugendlichen Blattstiel immer mehr aus, und man kann beyde Theile vermöge der Richtung, welche die Anlagen der künftigen Gefäßbündel ursprünglich als zarte Streifen darstellen, von dem Vaginaltheile wohl unterscheiden. In diesem letzteren, der künftigen Blattscheide, treten ebenfalls sehr frühzeitig, schräg gegen die Ventralseite convergirend, die Anlagen der neuen Gefäßbündel hervor. Dieß ist also der Hergang bey der Entwicklung eines jungen vollständigen Palmenblattes in seinem allerfrühsten Stadio. Der Proceß kann nur unter dem zusammengesetzten Mikroskop wahrgenommen werden, denn sobald die Theile diejenigen Dimensionen erlangt haben, daß man ihre weitere Fortbildung mit der Loupe zu unterscheiden im Stande ist, sind die drey organischen Regionen des Blattes schon gebildet.

Meine Beobachtungen über diesen wichtigen Punct, der Phyllogenesis, stimmen im Wesentlichen mit dem überein, was Hr. Brisseau de Mirbel an der Dattelpalme zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Derselbe hatte die Güte, mir seine hierauf bezügliche Zeichnungen mitzutheilen, und zu erlauben, daß ich einige derselben mit in mein Werk aufnehmen durfte. Neuerlich hat Hr. Prof. Hugo v. Mohl die Entwickelungsgeschichte des Palmenblattes ebenfalls noch zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht (vermischte Schriften bot. Inhalts S. 178 ffl.), und (ebendaselbst Tab. VI) mehrere hierher gehörige Figuren veröffentlicht. Dieselben und das, was er über den Proceß der Phyllogenesis von Phoenix dactylifera und Cocos oleracea (deren lebende Knospe ich ihm unter dem irrigen Namen Cocos flexuosa mitgetheilt hatte) aussagt, scheinen auf den ersten Anblick meinen Angaben und denen des Hrn. v. Mirbel zu widersprechen. Bey genauerer Betrachtung jedoch dürfte sich jede Differenz ausgleichen, denn das Stadium, welches er beschreibt und abbildet, ist ohne Zweifel ein späteres und entspricht nicht mehr der Epoche der ursprünglichen Blattbildung, sondern dem ersten Stadio des bereits vollkommen mit seinen drey organischen Theilen ausgerüsteten und nun zur weiteren Evolution fortschreitenden Blattes.

Ein wesentlicher Punct, der bey der Entwicklungs-Geschichte des Palmenblattes noch strittig erscheint, ist das Verhältniß, in welchem die in dem Knospenkern entstehenden Gefäßbündel (Fasern) zu dem jungen Blatte stehen, und die Frage, ob solche Gefäßbündel, nachdem sie in Verbindung mit demselben (als anfänglich gefäßlos gewesen) getreten sind, nun auch nach Unten hin sich verlängern. Sehr richtig hat Mohl bemerkt, daß der Umstand, auf welchen Mirbel größtes Gewicht legt, daß die zu

den jungen Blättern laufenden Gefäßbündel unterhalb des Phyllophors härter und ausgebildeter seyen, als in dem Phyllophor selbst, wo sie noch gallertartig — keineswegs direct beweise, sie wüchsen lediglich von unten nach oben. Auch Schleiden hält das Wachsen der Gefäßbündel nach unten geradezu allen analogen Erscheinungen widersprechend (Wissensch. Bot. 2. Ausg. Inzwischen finde ich, gegenüber von Thatsachen, und zumal von dem im Verfolge der Entwicklung der Knospe in die Breite stattfindenden Wachsthum, die Annahme (welcher auch Mohl beyzustimmen scheint) vollkommen gerechtfertigt: daß die Gefäßbündel während sie immer weiter nach oben getragen und theilweise in einem größeren Kreis hinausgetragen werden, eben so wie nach oben hin, auch nach unten eine Dehnung und eine Vermehrung der zu ihnen gehörenden Elementarorgane, zumal der Parenchymzellen, erfahren.

Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß dieser Proceß der ursprünglichen Blattbildung sowohl an einer und derselben Art als an verschiedenen Arten mit gewissen, mehr oder minder hervorspringenden Abweichungen eintritt, welche vorzüglich von der Zahl von Blättern, die gleichzeitig auf dem Knospenkern, in verschiedenen Verhältnissen in einander eingeschachtelt, zur Entwicklung kommen, ferner von der Stellung, welche die neuerzeugten Blätter auf dem Knospenkern einnehmen, von dem daraus entspringenden gegenseitigen Druck, von der Größe und Gestalt des Scheidentheils dieser Blätter u. s. w. abhängt. So tritt z. B. bey Chamaedorea elatior eine Verschiedenheit von dem Bildungsgange der Chamaerops humilis in so ferne ein, als der unterste Theil des Corpus foliare verhältnißmäßig viel dicker bleibt, und sich zu einer eyförmigen Höhle mit dicken Wandungen austieft. In dieser Höhle stehen wieder Anlagen von Blättern. Diese Bildung entspricht aber der Blattstellung, welche hier viel einfacher ist, und die Blätter in höheren Abständen auf einander folgen läßt, als dieß bey Chamaerops humilis der Fall ist.

Wenn die hier geschilderte Entwicklungsgeschichte von jener abweicht, welche Schleiden, Meneghini und Naudin von Meaocotyledonenblättern angegeben haben, so wolle man doch nicht vergessen, daß es sich hier, bey den Palmen, um eine Form von Blättern handelt, die viel zusammengesetzter ist, als jene, welche die angeführten Autoren beobachtet hatten. Auch der Umstand, daß hier eine ursprünglich von oben her ringsum geschlossene Knospe zur Entfaltung kommt, während z. B. bey einer Lilie alle Blätter vom Anfang an frey zu Tage liegen, mahnt uns ab, alle diese Evolutionsprocesse auf einen einzigen Typus zurückzuführen.

In dem bis jetzt der Publizität übergebenen Theile meines Werkes habe ich die Morphologie bis zu diesem Puncte geführt. Es sey mir jedoch erlaubt, noch Einiges, auf die Naturgeschichte des Blattes Bezügliche, hier anzuknüpfen. Ausgehend von der, durch obige Entwicklungsgeschichte bestätigten Ansicht über die typische Verschiedenartigkeit an dem Blatt, glaube ich nun annehmen zu müssen, daß sich in dem Formenkreis des reinvegetativen (nicht unmittelbar auf die Fortpflanzung bezüglichen) Blattes folgende fünf Stufen unterscheiden lassen:

1. Die Vagina corporis cotyledonei oder die sogenannte Coleoptilis nach Mirbel.

2. Die tutenförmigen Blätter des Federchens am keimenden Palmensamen und an den secundären, aus dem Hauptstamme hervorgehenden Axengebilden (Turiones).

3. Vollständige, mit einer Lamina versehene Blätter (Holophylla), deren Lamina jedoch noch einfach und ungetheilt ist.

4. Vollständige Blätter, mit einer fächerförmigen, einfach- oder gedoppelten fiedertheiligen Lamina.

5. Jene eigenthümlichen, scheidenförmigen Blätter, welche wir am Grunde und an den Verzweigungen der Blüthenrispe wahrnehmen. Daß die erste und gleichsam niedrigste Stufe der Blattbildung, wie sie sich uns in der Coleoptilis einer keimenden Palme darstellt, am Embryo vorgebildet sey, hat H. Mohl (de Structura palmarum §. 130—132, und Tab. O.) ausführlich entwickelt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 60.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juni 1846.

1) Bericht des Hrn. Akademikers Dr. v. Martius über die Morphologie der Palmen in dessen Werke Historia Palmarum cap. III. de formatione.

(Fortsetzung.)

Ich bemerke hier nur, daß die Bildung des Embryo selbst, das Verhältniß des Corpus cotyledoneum zu den übrigen Theilen des Embryo, die Ausdehnung und Richtung der Spalte, aus welcher er die Plumula hervortreten läßt (vergl. tab. 110 fig. 16—20, von Livistona humilis) ohne Zweifel mancherley Verschiedenheit zeigen dürfte, wenn sie noch genauer bey allen Arten untersucht ist, als dieß bis jetzt geschehen konnte. Beym Keimen trägt die Scheide ihren sogenannten Petiolus an der Spitze, weit vom Urknoten entfernt (Phoenix dactylifera, Arenga saccharifera), oder sie entwickelt sich so, daß der Petiolus dem Urknoten nahe liegt und die Scheide sich von ihm aus nach oben hin entwickelt (Euterpe, Chamaedorea, Areca), oder die Scheide trägt den Petiolus weder an ihrer Mündung noch am Grunde, sondern mehr oder weniger in der Mitte (Chamaerops). Bekanntlich hat Richard der Vater diese beyden Hauptformen des Keimens als Germinatio remotiva und admotiva unterschieden. — Die zweyte Blattformation der eigentlichen Tuten- oder Scheidenblätter steht der vorigen nahe, und unterscheidet sich von ihr namentlich dadurch, daß die Anlage des Stammes oder der Seitenachsen ihr organogenisch vorausgeht, während jene gewissermassen früher als der Urknoten oder gleichzeitig mit demselben in die Erscheinung tritt. — Die dritte Blattformation, mit einer einfachen, der Länge nach mit Nerven versehenen, ungetheilten Lamina ist an jungen Palmen wohl immer vorhanden, verliert sich aber im Verhältniß, als es mit zunehmendem Alter zur Ausbildung der wahren Blätter kommt. Nur wenige Palmen, wie z. B. manche Arten von Bactris und Geonoma und gewissermassen Manicaria bleiben auf dieser Stufe der Blattbildung stehen, indem sie auch in der Krone keine andern, als solche ungetheilte Blätter entwickeln. — Die vierte Formation der Blätter in der Laubkrone der Palmen endlich erscheint, wie bekannt, als Fächerblätter, und als einfache oder doppelte Fiederblätter.

Eine Stipularbildung, als seitliche Entwickelung des Vaginaltheils, kommt bey einigen Palmen (z. B. Caryota, Harina) vor. Auch die Formation der Ocrea fehlt nicht. Sie ist sehr ausgebildet (manchmal fast eine Spanne lang) bey Desmoneus und höchst eigenthümlich bey Korthalsia, wo sie unter der Gestalt eines Kahns auftritt, der anfänglich das unentwickelte darauffolgende Blatt eingeschlossen hält. So insbesondere bey Korthalsia (Calamosagus Griff.) scaphigera. — Die Ligula ist nur den Palmen mit frondibus flabelliformibus eigen. Ich betrachte sie, wie H.

Mohl, als der oberen Seite an der Rhachis der Frons pinnata unterhalb der Lamina entsprechend. Ihre Entwickelungsgeschichte habe ich von Latania Commersonii auf Tab. W. dargestellt.

Unter die eigenthümlichsten Verhältnisse in der Formgeschichte der Palmen gehört die Faltung der Blätter während ihrer Knospenlage. Sie hängt zunächst mit der Nervation zusammen. Die stärksten Nerven eines Fiederblättchens oder eines Blattabschnittes sind entweder auf ihrem Rücken dick und flach, oder sie laufen auf dem Rücken zweykantig zu, in welch' letzterm Falle man versucht wird, sie als Resultat des innersten Winkels der Blattfalte anzusehen. Diese stärksten Nerven können nun auf der Ober- oder auf der Unterseite des Blatts mehr hervorragen. Ausser diesen Nerven sind noch andere ihnen parallel-laufende vorhanden, in welchen die Trennung des Blatts in seine einzelnen Blättchen oder Segmente eintritt; ich nenne sie Commissural-Nerven. Je nach deren Lage in der Knospe sind die Frondes reduplicatae, wenn sie unten und die Hauptnerven oben liegen, oder induplicatae, wo das umgekehrte Verhältniß statt findet. Diese Commissural- oder Trennungsnerven laufen, wie dieß bereits H. Mohl nachgewiesen hat, in den meisten Fällen zwischen jenem zelligen, nach und nach vertrocknenden sogenannten Indumentum hin, welches die unentwickelten Fiedern oder Segmente des Palmenblattes verbindet, und mit fortschreitender Entwicklung ganz aufgelöst wird, oder als ein feiner, zelliger Faden herabhängt. Die Falten sind übrigens nicht immer gleich breit, und eine Falte zwischen einem Commissural- und einem stehen bleibenden Nerven kann so schmal seyn, daß es scheint, das Blatt sey längs des letzteren gespalten. Als Beyspiel diene Licuala peltata und Rhapis flabelliformis und welche ich hier in der Faltung, die sie beym Durchschnitt zeigen, darstelle. Manchmal unterliegt es Schwierigkeiten anzugeben, ob ein mit mehreren gleich starken Nerven versehenes Blatt reduplicatum oder induplicatum sey. Ich nehme hiebey zunächst auf die Zahl der Hauptnerven überhaupt, und wenn diese eine gleiche ist, auf die Richtung der äußersten (am Rande liegenden) Falten (ob nach oben oder nach unten ausgehend) Rücksicht. Bey weitem die Mehrzahl der Palmengattung hat rückwärts gefaltete Blätter. Die aufwärts gefalteten kommen den Borassinis und den Coryphinis zu, wo mit Ausnahme von Phönix lauter Fächerblätter herrschen.

Was die Entwicklungsgeschichte der ganzen Palmenknospe, am Ende des Stammes oder der Seitenachsen betr., so glaube ich hier drey Stadien unterscheiden zu müssen. Die innersten Blätter der Palmenknospe, welche eben auf dem Knospenkern entstanden sind, zeichnen sich durch ihre Kleinheit, ihre elfenbeinweiße Farbe und durch die dichte Zusammenfaltung ihrer Fiedern oder Segmente an einer noch sehr kurzen Spindel aus. Sind sie älter geworden, und vermöge des allgemeinen Wachsthums von dem Centro des Knospenkerns etwas näher an die Peripherie hingerückt, so erscheinen sie als langgestreckte, zugespitzte mehr oder minder ergrünende und mit dem zelligen Indument, nicht bloß auf den Commissuralnerven, sondern an ihrer ganzen Oberfläche besetzte Kegel. Ich habe ihnen in diesem Stadio den Namen Hastae, wegen ihrer speerartigen Gestalt gegeben. Von diesem Stadio gehen sie in das dritte, das der Entfaltung über, nach dessen Vollendung sie ausgebildete fertige Blätter der Laubkrone sind.

Die Morphose der Blätter im ersten Stadio ihres Knospenzustandes bietet wenig Verschiedenheiten dar. Ich bemerke hier nur, daß das zarte, elfenbeinweiße Körperchen schon jetzt mehr oder weniger deutlich die ungleichseitige Ausbildung der beyden Blatthälften, rechts und links von der Mediane zeigt, und daß, je nach den verschiedenen Arten und den Epochen der Entwicklung, der Vaginaltheil eines solchen Blattes entweder nur die Spitze der eigenen Lamina oder die eines zweyten, noch eingeschalteten Blattes aus seinem (dem Centro der Gesammtknospe zugekehrten) Ventraltheil hervorgehn läßt. Soll das entwickelte Blatt eine Vagina von beträchtlicher Länge erhalten (wie z. B. Chamaedorea), so ist der Scheidentheil in dem ersten Stadio sehr massenhaft, und man kann an ihm alsbald eine beträchtliche Menge von Anlagen der Gefäßbündel unterscheiden,

welche sich in dem Scheidentheile (wie dieß Mohl, de structura Palmarum §. 57 schon aufgeführt), in zwey Schichten über einander angelagert kreuzen. Alsbald kann man an einem solchen Vaginaltheil eine auffallende Dehnung in die Länge wahrnehmen. Anders verhält es sich aber z. B. bey Chamaerops oder Phoenix. Hier ist der Vaginaltheil längere Zeit hindurch von verhältnißmäßig geringerer Ausdehnung.

Die eigenthümliche Zusammenfaltung und speerartige Form der Blätter im zweyten Knospenstadio gehört zu den morphologischen Unterscheidungs-Charakteren der Palmen, gerade so wie die tutenförmigen zusammengerollten Blätter bezeichnend für die Araceen oder die Einwärtsrollung der Wedel bey Farn und Cycadeen ist. Die Gestaltung der Hastae schwankt innerhalb gewisser Gränzen, und kann zugleich mit ihrem Größenverhältniß und den Beziehungen, welche in der Periodizität und Zahl ihrer Erscheinung gegeben sind, sogar zu spezifiken Merkmalen benützt werden. In allen bekannten Fällen treten sie vollkommen senkrecht im Centro der Laubknospe hervor. Ihr Querdurchschnitt zeigt gemäß der Art der Zusammenfaltung im obersten Theile nur die Blättchen, im untern die Spindel zwischen denselben. Verfolgt man den Entwicklungsgang der Hastae, so zeigt sich, daß er einer Schraubenlinie folgt, und daß die einzelnen Blätter aus der Knospe gleichsam herausgeschraubt werden. Ein jedes Blatt zeigt eine ungleichseitige Ausbildung, ist auf der einen Seite von der Mediane (die wir als den ursprünglich erzeugten Theil ansehen müssen) im Wachsthum mehr gefördert, als auf der andern, und die eine ältere Hälfte ist von größerer Ausdehnung, als die andere jüngere.

An fächerförmigen Blättern ist dieß oft sehr deutlich wahrzunehmen. Bey Latania Commersonii habe ich gefunden, daß die Spitze des vom Rande her ersten Segments auf der rechten Hälfte 3'' 7''', auf der linken 6''', auf der rechten Hälfte die des 2. Segments 5'' 6''' auf der linken 2'' 8''', auf der rechten Hälfte die des 3. Segments 6'' 6''' auf der linken 4'' 3''', auf der rechten Hälfte die des 4. Segments 7'', auf der linken 5'' 7''' von einer gemeinschaftlichen Grundlinie an der Hasta entfernt war. Ja ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese ungleichseitige (unsymmetrische) Entwickelung des Blattes, im Gegensatz mit der ganz symmetrisch eintretenden des Axengebildes, überhaupt als einen organischen Charakter des Blattes bezeichne. Immer erfolgt hier die Entwickelung nach zwey Seiten hin, aber nicht in gleicher Intensität. So können wir denn auch den ganzen Entwicklungsproceß der Palmenknospe (eben so wie jenen des einzelnen, ursprünglich im Centro erzeugten, Blattes) unter dem Bild einer Bewegung anschauen, und jede Palmenart folgt einer specifiken Phoronomie in dem Gange ihrer Knospenentfaltung. Diese Bewegung scheint bald homodromisch, bald antidromisch zu seyn, nach Perioden oder Successionsverhältniß, welche nur durch zahlreiche und lang fortgesetzte Beobachtungen ermittelt und auf allgemeinste Ausdrücke zurückgeführt werden können.

Soll das Blatt aus dem Stadium seiner speerartigen Faltung in das dritte übergehen und sich ausbreiten, so treten die Segmente oder Fiederblättchen aus einander, während sich das sie früher verbindende Indumentum verliert, was auf verschiedene Weise geschieht, indem es entweder zu kleinen Spreublättchen (Ramenta), oder zu häutigen Fetzen oder Fäden aufgelöst wird und wegfällt oder noch eine Zeit lang hängen bleibt. In seltenen Fällen (Chamaedorea) scheint das bindende Indumentum ganz zu fehlen, und nur durch eine zarte, bald vertrocknete Schleimschicht vertreten zu seyn. Diese Bewegung der Ausfaltung findet von oben nach unten statt. Bey dem doppelt gefiederten Laube von Caryota macht jede Hauptfieder diesen Proceß für sich durch. Erst nachdem diese gegenseitige Auflockerung und Trennung einen gewissen Grad erreicht hat, verläßt das Blatt seine verticale Richtung, um schräg nach außen zu treten und sich hier endlich, nach vollständiger Entfaltung, den entwickelten Blättern der Laubkrone anzuschließen.

Unter den abweichenden Gestaltungen (Anamorphoses), die bey den Palmenblättern vorkommen, erwähne ich hier vorzüglich noch der Rankenbildung. Sie ist namentlich in der Gruppe

der Lepidocaryinen, bey den Gattungen Calamus und Daemonorops häufig, unter den Cocoinis kommt sie bey Desmoncus vor. Vermittelst der oft sehr ausgedehnten Ranken hängen sich die erstgenannten als Kletterpalmen an den benachbarten Bäumen auf. Diese Ranken sind mit einer eigenthümlichen Bildung von wirtelförmig gestellten Stacheln besetzt; bey Desmoncus aber mit Dornen, welche aus abortirten Fiederblättchen entstehen und sich mittelst einer eigenthümlichen Umkehrung als rückwärts gerichtete Hakenfortsätze darstellen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der an die mathematisch-physikalische Classe vom April bis Juli 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. No. 104. Part III. London 1845. 8.

Von der Royal Society of London:

Proceedings. No. 61. May 1845. London 1845. 8.

Fellows of the Society. 4.

Philosophical Transactions for the year 1845. Part II. London 1845. 4.

Von der Royal Irish Academy of Dublin:

Transactions. Vol. XX. Dublin 1845. gr. 4.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Febr. 1846. Ebenso von März und April 1846. Berlin 1846. 8.

Von dem Hrn. Dr. Henschel, Prof. d. Medicin in Breslau:

Janus. Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin. I. Bds. 1. Heft. Breslau 1846. 8.

Von dem Hrn. Manuel J. Johnson in Oxford:

Astronomical Observations made at the Radcliffe Observatory, Oxford, in the year 1843. Vol. IV. Oxford 1845. 8.

Von der Société d'histoire naturelle de Strasbourg:

Mémoires. Tom. III. Strassbourg, Paris 1840 — 1846.

Von dem Hrn. James Challis, M. A. Plumian Professor of Astronomy etc. of Cambridge:

Astronomical Observations made at the Observatory of Cambridge. Vol. XIV. for the year 1842. Cambridge 1845. gr. 4.

Von dem Herrn Professor Antonio Colla in Parma:

Cenni sopra la cometa scoperta à Parma. Parma 1845. 8.

Von den Herren van der Hoeven, Prof. te Leiden, en W. H. de Vriese, Prof. te Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Deel. XII, Stuk 3 u. 4. Leiden 1845. 8.

Von dem Hrn. Baron Philipp Boyer, Chirurgien de l'hôpital S. Louis, Prof. aggrégé de la faculté de medecin de Paris:

Traité des maladies chirurgicales et des opérations qui leur conviennent. Tom. 1 — 3. Paris 1844. 45. 8.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Vol. XVIII. Part IV. 1841. Vol. XIX. Part IV. 1845. London. 4.

Proceedings. No. VIII — XI. incl. No. XXIII — XXVI. incl. London 1840 — 45. 8.

List of the Linnean Society of London 1845. 4.

Durch die k. bayer. Gesandtschaft in Paris:

Observations météorologiques faites a Nijné-Taguilsk (Monts Oural) Gouvernement de Perm. Année 1842. 43. 44. Paris 1843. 1845. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXII. No. 5 — 11 incl. Fevrier — Mai 1846. Paris 1846. 4.

Table des comptes rendus des séances. Tom. 21. Paris 1845. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 61.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe am 13. Juni 1846.

1) Bericht des Hrn. Akademikers Dr. v. Martius über die Morphologie der Palmen in dessen Werke Historia Palmarum cap. III. de formatione.

(Schluß.)

Als eine krankhafte Verstaltung des Palmenwedels ist eine seltsame Verschiebung und Rückwärtsbiegung einzelner Fiederblättchen zu betrachten, welche von einem unverhältnißmäßigen Drucke in der Knospenlage herrührt. Sie ist zuerst von Georg Jäger in den Nov. Act. Acad. Nat. Cur. Suppl. I. ad Vol. XVIII. 1841 p. 292, nach einer Mittheilung Göthes von den sie darstellenden Abbildungen beschrieben worden, und zwar an Phoenix dactylifera; sie kommt aber auch bey anderen Palmen (z. B. Phoenix sylvestris, pusilla und vorzüglich ausgebildet bey Eugeissona tristis) vor. — Sehr selten erscheint an einfach gefiederten Wedeln eine scheinbar gedoppelte Fiedertheilung, welche sich aus einer zufällig entstandenen Spaltung der Blattspindel erklären läßt.

Wachsbildung auf den Palmenblättern. Gleichwie wir im Stamme der Palmen Productionen chemischer Stoffe, die wegen ihrer Quantität vorzüglich merkwürdig sind, wahrnehmen, so erzeugen auch die Blätter manchmal, als eine verhältnißmäßig seltene Absonderung, viel Wachs. Am häufigsten wird es von der Carnauva, Copernicia cerifera, einer im Innern Brasiliens auf einem sehr ausgedehnten Landstriche gesellig wachsenden Palme, producirt. Die Blätter sind auf beyden Seiten mit einer sehr großen Menge winziger, elliptischer Drüsen besetzt, von welchen die Ausscheidung dieses Wachses vorzüglich abzuhängen scheint. Sind die Blätter älter geworden, so bemerkt man auf beyden Seiten einen sehr zarten weißlichen Beschlag, der, unter dem Mikroskope betrachtet, sich als ein Agglomerat von unregelmäßigen, sehr kleinen tafelförmigen Wachsblättchen darstellt. Wo die Palme, wie dieß z. B. in den heißen Niederungen am Rio Jaurú der Fall ist, einer lang andauernden brennenden Sonnenhitze ausgesetzt ist, da schmelzen die Wachsschuppen zu Tropfen zusammen, welche man nicht bloß auf den Blättern, sondern auch auf den Blattstielen häufig vorfindet. Die Einwohner pflegen diesen Wachsfirniß abzuklopfen oder abzubürsten und durch Erwärmung über mäßigem Feuer zusammenzuschmelzen, oder durch Kochen mit Wasser zu reinigen. Dieses Wachs (welches zuerst von Brande in den Phil. Transact. XI, Gilberts Ann. XLIV. p. 287, ist beschrieben worden) kann zu mancherley ökonomischen Zwecken, besonders zu Kerzen, verwendet werden. Verwandt mit diesem Wachs, jedoch wahrscheinlich den Unterharzen näher stehend ist der Stoff, Cera di Palma, welcher am Stamme der hohen Palme Ceroxylon Andicola Humb. in den Andes von S. Fé de Bogotá, und zwar aus den Internodien ausschwitzt

(vergl. Humb. Plant. équin. t. 1. und Boussingault in Annales de Chimie et de Physique. XXIX. pag. 330). Auch die Cocos pityrophylla, welche d'Orbigny in der Bolivischen Provinz Yungas, auf den Bergen nächst Carcuata (am Ostabhange der Cordillera de la Paz) entdeckt hat (Martius, Palmetum Orbignianum p. 100), erzeugt auf ihren Blättern kleine Schüppchen, welche eine wachsartige Substanz enthalten. Der weiße Ueberzug auf der Rückseite mehrerer anderer Palmenblätter (Mauritia armata und aculeata, Ceratolobus glaucescens, von gewissen Arten von Diplothemium, Bactris, Astrocaryum, sofern er nicht aus Filzhaaren gebildet ist, jener auf den Blattscheiden von Areca alba, Oreodoxa regia und auf den Blattstielen von Latania Commersonii hat die größte Aehnlichkeit mit der Pruina auf Pflaumen, welche bekanntlich schon Proust als aus Wachs bestehend gefunden hat. Endlich gehört hierher wohl ohne Zweifel auch der weiße Beschlag, der sich an den Blattstielen und an der unteren Blattseite der Sagopalme (Metroxylon oder Sagus) in derjenigen Periode einstellt, worin der Stamm die größte Menge von Amylon abgesetzt hat und geeignet ist, geschlagen und auf jenen Stoff benützt zu werden.

Hiemit schließe ich diese Anzeige, indem ich rücksichtlich der zahlreichen einzelnen Thatsachen aus der Form- und Entwickelungsgeschichte, welche die verschiedenen Palmen an ihrem Laube darbieten, auf das hier besprochene achte Heft meiner Historia Palmarum oder auf das folgende, welches unter der Presse ist, verweise.

---

2) Ueber das Gehirn der Fischgattung Mormyrus, von Hrn. Professor Dr. Erdl.

Unter allen Knochenfischen, deren anatomische Verhältnisse bisher bekannt geworden sind, zeichnet sich die Gattung Mormyrus wegen der ungewöhnlichen Größe und des eigenthümlichen Baues des Gehirnes aus. Bey einem Exemplare von M. oxyhynchus, dessen Rumpf vom ersten Halswirbel an bis zum äußersten Ende der Schwanzflosse 19″ 6‴ mißt, ist das Gehirn 1″ 7‴ lang und in seinem größten Querdurchmesser 1″ 1‴ breit und 7‴ hoch. Bey M. dorsalis von 1′ Rumpflänge ist das Gehirn 1″ 1‴ lang, 8‴ breit und $6\frac{1}{2}$‴ hoch.

Die ganze Gehirnmasse von oben betrachtet zerfällt in eine rechte und linke Hemisphäre, durch eine ziemlich tief eindringende Longitudinalspalte symmetrisch abgetheilt. Jede Hemisphäre zerfällt in mehrere Lappen. Man unterscheidet einen vorderen mit breiter Basis versehenen, stumpf-konischen Stirnlappen, einen Seitenlappen und einen inneren und hinteren Lappen. Außerdem ragt aus der vorderen Hälfte der Longitudinalspalte zwischen den inneren, vorderen Enden der Seitenlappen ein unpaariges Centralläppchen hervor. Centralläppchen, Stirn- und Seitenlappen zeigen eine glatte, homogene Oberfläche; der innere und hintere Lappen aber besteht aus einer sehr großen Anzahl schmaler ($\frac{1}{3}$‴ breiter), dabey aber langer (oft bis 4‴) Gehirnwindungen, die in einer ungemein zierlichen Anordnung gelagert erscheinen, in größere und kleinere Lappenabtheilungen sich zusammengruppiren, in beyden Gehirnhälften aber etwas asymmetrisch auftreten.

Auch auf den Stirn- und Seitenlappen bemerkt man Windungen; aber diese sind sehr breit und wulstig und beschränken sich nur auf die Oberfläche dieser Theile; nimmt man die äußere dünne Rinde hinweg, so bestehen sie ganz aus denselben feinen Windungen, wie der innere und hintere Lappen. Alle diese feinen Windungen sind durch tief eindringende Furchen von einander getrennt und verschmelzen erst in beträchtlicher Tiefe zu einer Centralmasse so, wie die gyri des menschlichen Gehirnes im centrum Vieussenii sich vereinigen. Nimmt man die ganze Masse der kleinen Windungen des vorderen, seitlichen, inneren und hinteren Lappens hinweg, so werden dadurch erst die Centraltheile des Gehirnes bloß gelegt, und man unterscheidet unter den vorderen Lappen einen Riechnervenlappen, der unpaarig, aber fast eben so breit ist, wie die beyden Stirnlappen zusammen sind; hinter ihm, unter dem

vorderen breiten Theil des Seitenlappens gelegen sind jederseits zwey dicke, wulstige, von einer ziemlich breiten Furche von einander abgegränzte Hügel, wovon der innere und etwas mehr nach vorne gelegene als Streifenhügel, der äußere aber als Sehhügel zu deuten ist. Zwischen dem Streifenhügel der rechten und linken Seite geht eine tiefe Spalte zur unteren Fläche des Gehirnes hinab als dritte Gehirnhöhle. Zwischen dem hinteren Ende der Streifenhügel erhebt sich das Centralläppchen als Gewölb (fornix). Unter dem vorderen Theile der feinen Windungen des inneren und hinteren Lappens liegt ein stumpf = dreyeckiger zweyter Centrallappen, mit der stumpfen Spitze nach vorne, mit der Basis nach hinten gekehrt; er entspricht dem Balken (corpus callosum). Unter den hinteren zwey Drittheilen des inneren hinteren Lappens ist die Vierhügelmasse weitaus der größte aller centralen Gehirntheile. Sie ist unpaarig herzförmig, vorne ausgeschnitten, nach hinten in eine stumpfe Spitze geendet, aus mehreren concentrischen Substanzschichten gebildet und mit einer Centralhöhle versehen. Die stumpfe Spitze bemerkt man schon bey Betrachtung der oberen Fläche des Gehirnes, weil sie in einem halbmondförmigen Ausschnitte der inneren und hinteren Lappen hervorragt. An der unteren Fläche der Vierhügelmasse ragt jederseits da, wo das verlängerte Mark von ihr sich fortsetzt, ein Häufchen kleiner dicklicher Windungen hervor als Andeutung des kleinen Gehirnes.

In dem Raume, der jederseits vom Streifen, Sehhügel, Centralläppchen und vorderen Rande der Vierhügelmasse begränzt wird, liegt Gehirnmasse, welche an der Basis die genannten Theile mit einander vereiniget, nach oben aber zur Centralmasse der feinen Windungen heraufwächst und jederseits in eine vordere und hintere Centralmasse ausläuft. Die vordere liegt auf den Streifenhügeln auf und wächst nach vorne in die Stirnlappen aus. Die hintere läuft auf der Vierhügelmasse nach oben, außen und unten in die feinen Windungen des innern und hinteren, so wie eines Theiles des Seitenlappens auswachsend. Nur die feinen Windungen legen sich in der Longitudinalspalte an einander, die Centralmassen der rechten und linken Seite aber stehen weit von einander und begränzen so einen ziemlich elliptischen Raum, in welchen die hintersten innersten Theile des Riechnervenlappens, die innere Portion des Streifenhügels, das Gewölb, der Balken und die mittlere Portion der Stirnhügelsubstanz frey hereinragen. Dieser Raum entspricht wohl den beyden Seitenventrikeln.

Auf der Basis des Gehirnes bemerkt man den Riechnervenlappen von den Stirnlappen etwas überragt, dann die Basis der Streifen= und Sehhügel und zwischen ihnen das chiasma nervorum opticorum; hinter diesem das tuber cinereum mit dem infundibulum und der linsenförmigen glandula pituitaria, dann einen queren weißen Markstreifen, in zwey seitliche Hälften getheilt, als corpora candicantia, dann das verlängerte Mark, neben welchem zu beyden Seiten der Seitenlappen mit dem inneren hinteren Lappen liegt.

Das verlängerte Mark ist am Anfange hinter den weißen Körpern sehr breit und wie eine Varolsbrücke nach unten gewölbt; auf seiner oberen Fläche befindet sich eine wohl entwickelte Rautengrube.

Von den Gehirnnerven zeichnen sich der trigeminus facialis und vagus durch ungewöhnliche Mächtigkeit aus; ersterer zumal ist so dick, daß er kaum einen Vergleich mit irgend einem anderen Thiere erlaubt. Seine, so wie des facialis Verzweigungen bestehen in dicken, oft plexusartig untereinander verflochtenen Aesten, von denen eine große Anzahl zu den dicken fleischigen Lippen laufen. Auch der rückwärts laufende Ast des trigeminus ist von großer Stärke und verbindet sich mit dem vagus, um für eine besondere Bestimmung gegen den Schwanz des Fisches zu laufen. Dieser Fisch nämlich gehört in die Reihe der elektrischen, und besitzt ein großes zwischen After= und Schwanzflosse gelegenes elektrisches Organ, welches erst in neuester Zeit von Hrn. Dr. Gemminger, der seit einem halben Jahre in der anatomischen Anstalt mit großem Fleiße und ungewöhnlichem Geschicke für vergleichende Anatomie arbeitet, entdeckt wurde.

Auch der Gehörnerv ist von ungewöhnlicher

Dicke wegen der eigenthümlichen Gestaltung des Gehörorganes. Das ziemlich weite vestibulum schickt einen röhrigen Fortsatz durch das Schläfenbein in eine weite Grube an der Außenseite des Schädels, woselbst er zu einer mit einem großen Gehörsteine versehenen Blase anschwillt und mit einem anderen ovalen, wie eine kleine ½'' lange Schwimmblase aussehenden Gebilde verwächst. Ein anderer Fortsatz des vestibulum geht zur pars condyloidea des Hinterhauptbeines, um dort in einer besonderen Knochenkapsel gleichfalls zu einer mit einem eigenen Gehörsteine versehenen Blase anzuschwellen.

Die eben nur in wenigen Umrissen geschilderte Form von Gehirn dürfte desto merkwürdiger seyn, als seine Masse größer und seine innere Entwickelung vollkommener ist, als man bisher bey Fischen und selbst bey Amphibien zu sehen gewohnt war. Zugleich aber ist es für die Deutung der Gehirntheile anderer Fische von der größten Wichtigkeit, und läßt bey diesen die Anwesenheit von Theilen, wenn auch oft nur als Rudimente, vermuthen, die bisher gänzlich übersehen wurden. Als Beweis hiefür mag nur im Vorbeygehen erwähnt werden, daß in dem Gehirne des Hechtes, das schon oft untersucht und abgebildet wurde, doch noch nie eines bedeutend großen Gehirnlappens, der auf dem hinteren Theile der sogenannten Hemisphäre und dem vorderen Drittel der Vierhügel aufliegt, vorne in 2 Schenkel gespalten zwischen Hemisphären und Vierhügel in die Tiefe steigt, gedacht wurde. Er besteht fast bloß aus grauer Substanz, ist sehr weich, und wird nicht mit den Gehirnhäuten hinweggenommen.

Ueber diesen Theil des Hechtgehirnes, so wie über das Gehirn der Fische überhaupt wird Ref. in Bälde die Ehre haben, einen ausführlicheren Bericht vorzutragen.

Verzeichniß

der an die mathematisch-physikalische Classe vom April bis Juli 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société royale des sciences de Liège:

Mémoires. Tom. I — III. 1843 — 46. Liège. 8.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Det kgl. danske Videnskabernes Selskabs historiske og philosophiske Afhandlinger. VII. Deel. Kjöbenhavn 1845. 4.

Det kgl. danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. XI. Deel. Kjöbenhavn 1845. 4.

Det kgl. danske Videnskabernes Selskabs Oversigter for 1844 og 1845. Kjöbenhavn 1845. 46. 8.

Collectanea meteorologica. Fasc. III. Hauniae 1845. 4. (Observationes meteorologicae per annos 1829 — 34 et 1838 — 42 in Guinea factae a Trentepohl, Chenon, Sannom.)

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern zu München:

Centralblatt. Januar bis Juni 1846. München 1846. 8.

Von der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen auf das Jahr 1845. I. u. II. Bd. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg-Augusts Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Juli bis December 1845. Göttingen. 8.

Von dem Herrn Dr. Hermann v. Meyer in Frankfurt:

Pterodactylus (Rhamphorhynchus) Gemmingi aus dem Kalkschiefer von Solenhofen. 1846. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Correspondence of the right Honourable Edmund Burke between the year 1744 and the period of his decease in 1797. Edited by Ch. Wm. Earl Fitzwilliam, and Lieut. Gen. Sir Richard Bourke, K. C. B. In four volumes. London 1844.

Zu den Urkunden, welchen die Würde von Quellen der Geschichte zukommt, gehören vornehmlich vertraute Briefe von Männern, die einen großen Einfluß irgend einer Art auf ihre Zeit gehabt haben, wahre Mächte in derselben gewesen sind. Wie viel höher der Werth solcher Briefe als der amtlichen, der höflichen oder der zur Bekanntmachung voraus bestimmten sey, läßt sich aus einer Vergleichung von Cicero's Briefen an Atticus mit vielen der, irrig ad familiares, genannten, großentheils im Kanzleystyle, freylich in dem feinsten, verfaßten Sendschreiben abnehmen. So groß ist nun zwar der Abstand bey weitem nicht zwischen den vorliegenden, meist vertrauten, Briefen Burke's und den von ihm selbst bekannt gemachten Sendschreiben oder seinen übrigen politischen Schriften; jedoch findet sich in den ersteren gar manches rücksichtsloser und daher schärfer als in den letzteren ausgesagt; z. B. über den älteren Pitt (Lord Chatham) I. 80. 173. 202 — 206. 506. II. 276. vergl. mit der berühmten Stelle in der Rede über die Besteuerung der Colonieen in Nordamerica (Works in 8. II. 419.). Freylich legt diese Offenheit auch manche augenblickliche Erregung, manche leidenschaftliche Stimmung, und damit Uebertreibung an den Tag (wovon man in der Folge dieser Anzeige ein merkwürdiges Beyspiel an einer Aeußerung von Windham über Pitt in Vergleichung mit Thugut finden wird); aber das zu erkennen und zu scheiden ist viel leichter als die Wahrheit aus einer gemessenen Rede herauszufinden, deren Aufrichtigkeit zu bezweifeln steht.

Edmund Burke war von Geburt ein Irländer, was ihm, auch nachdem er als eine der größten Zierden Englands anerkannt war, nicht vergessen wurde; schon in hohem Alter, mußte er von einem ihm befreundeten Engländer den Rath hören, er möchte sich von diesem Englisch lehren lassen. (III. 162.) Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß; nach Wahrscheinlichkeit 1728. (I. 2.) Er legte sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, betrat aber die Laufbahn, welche sie eröffnet, nicht. Seinen Ruf begründeten zuerst zwey Schriften, die er im J. 1756 erscheinen ließ; die zweyte und größere derselben ist die, von welcher Kant am Ende des zweyten Buches der Kritik der Urtheilskraft mit vieler Anerkennung spricht.

Vom Jahre 1765 bis gegen das Ende seines Lebens war er Mitglied des brittischen Unterhauses, auch, eine kurze Zeit im J. 1782, des Ministeriums. Immer stand er in der vordersten Reihe der Whigs, bis er von deren Mehrzahl im J. 1792, seiner Erklärungen über die französische Revolution wegen, verläugnet wurde. Der Partheystreit in der ersten Hälfte der Regierungszeit Georg's III. — der Kampf mit Nordamerica — die Anklage gegen Warren Hastings — die Beschwerden der irländischen Katholiken, deren wärmster Fürsprecher Burke sein

Leben lang war — endlich die Stellung Englands und des übrigen Europa gegen die französische Revolution, dieß sind die vornehmsten unter den vielen Sachen, die ihn sowohl im Parlament als außerhalb beschäftigten; sie nehmen auch den größten Theil dieser Briefsammlung ein. Doch findet sich kaum etwas neues über den zweyten und den dritten der genannten Gegenstände; desto mehr über die andern und vorzüglich den letzten. Nicht als hätte man hier in der Hauptsache mehr oder Anderes zu erwarten als in jener Reihe unsterblicher Schriften von 1791 bis 1797 niedergelegt ist *), von denen kürzlich ein übel wollender Critiker behauptete, sie würden, weil die Anlässe vorübergegangen, bald vergessen seyn, wobey er an die, trotz dem Verschwinden ihrer Anlässe, unvergessenen Reden wider Philippus und Antonius wohl nicht gedacht hat. Das Neue ist die Kenntniß, welche man von Burke's anhaltender Bestrebung erhält, die europäischen Regierungen, hauptsächlich die englische, von der Nothwendigkeit ihres Einschreitens gegen die französische Revolution zu überzeugen.

*) Wenn Dahlmann (Gesch. der franz. Revolution S. 426) von Burke's Betrachtungen über die Revolution urtheilt, „seine Darstellung, so hoch sie als rednerisches Werk stehe, so unvergeßlich ihre überwältigende politische Wirkung sey, könne als historische Schilderung kaum niedrig genug gestellt werden," so ist dagegen zu erinnern, daß eine historische Schilderung, welche nothwendig die nächste, zum Theil selbst die fernere Vergangenheit umfaßte, weder in Burke's Absicht lag noch von ihm versucht wurde. Jener Tadel kann sich also nur darauf beziehen, daß Burke, dieß muß eingeräumt werden, die Verdorbenheit der alten Monarchie nicht in ihrer ganzen Größe erkannt, und die Schuld an ihrem Umsturze zu ungleich zwischen ihren Vertheidigern und ihren Feinden getheilt hat. Darunter leidet aber seine Darstellung des Verfahrens der Neuerer nicht. Die Nothwendigkeit einer großen Aenderung der Dinge vorausgesetzt, war die Frage, ob sie, gleich allen früheren, die nicht von außen her sich aufdrängten, auf die alten Grundlagen geschehen sollte, oder, das erstemal in der Geschichte, auf neue? Die Verkehrtheit der Wahl, die sich für letzteres entschied, ins Licht zu stellen war die Aufgabe, die Burke durch jenes Hauptwerk löste. Er versprach sich von demselben nur eine geringe Wirkung auf Frankreich und auf das Festland überhaupt, aber eine große auf England. Hier that es dem Umgreifen der französischen Grundsätze stärkeren Einhalt als alle Maßregeln der Regierung dawider. Wenn man bedenkt, daß ohne Englands ausharrenden Widerstand Europa umgekehrt worden wäre, so kann das Verdienst eines Werkes, das die Nation zu diesem Widerstande erzog, indem es die Täuschungen, die ihn gelähmt haben würden, zerstörte, nicht hoch genug angeschlagen werden.

Schon zu Anfang 1791 schrieb er an den brittischen Gesandten zu Turin:

„Frankreich ist allerdings schwach, in Zwietracht und in Unordnung; ob aber nicht die Angreifer, wenn es zum Schlagen kommt, anstatt nur einer Parthey aufzuhelfen, ein Königreich werden erobern müssen, weiß Gott. Davon bin ich fest überzeugt, daß der Versuch, soll er Statt finden, bald angestellt werden muß. Je länger eine Regierungsgewalt, welcher Art sie auch sey, dauert, desto mehr gewinnt sie Halt, und desto weniger Neigung zu Anschlägen auf ihren Umsturz bleibt in dem Volke, das sich allzeit einer festen Ordnung zuwendet. Wenn die Mächte, denen es klar ist, wie mir, daß keine unbeschränkte oder beschränkte Monarchie und keine der alten Republiken ihres Daseyns sicher seyn kann, so lange dieses seltsame, namenlose, wild schwärmerische Wesen mitten in Europa besteht, wenn diese Mächte nicht in Bereitschaft sind, einmüthig und mit Aufbietung aller Kräfte zu handeln, so ist nichts anderes zu erwarten als ein Vorspiel von Papierkrieg. Ueber die Anschläge und Hülfsmittel der europäischen Mächte zu dieser Sache bin ich ganz im Dunkeln. Aber dessen bin ich gewiß, daß in Vergleichung mit dieser Sache alle andere Politik nur Kinderspiel ist." III. 185.

Und im September des folgenden Jahres an Lord Grenville, Minister des Aeußeren:

„Die gegenwärtige Crisis ist in meinen Augen die größte, die je gewesen ist. Ich weiß, die Minister Sr. Majestät sind der Meynung, es möchten die neuen Grundsätze über allen Widerstand von außen und von innen obsiegen, und sogar andere Staaten eben so umkehren wie Frankreich, ohne daß die mindeste Gefahr wäre, daß die Folgen davon sich auf England erstreckten. Meine geringe Meynung ist, daß diese Grundsätze, in Betracht ihrer Beschaffenheit und der Mittel, womit sie ausgeführt werden, in Frankreich nicht die Herrschaft behalten können ohne eine voll-

kommene Gewißheit, daß sie in einer nicht fernen Zeit den ganzen Bau der brittischen Verfassung umstürzen." IV. 6.

Es war eine Schwäche des großen Mannes, daß er das geistige Vermögen eines Sohnes (des einzigen, den er hatte und der ein Jahr vor ihm starb) sehr überschätzte. Diesen Sohn ließ er, auf Zureden einiger höchst achtbaren Flüchtlinge aus Frankreich, im Jahre 1791 nach Coblenz reisen, wo die Brüder Ludwigs XVI. ihren Hof hielten. Richard Burke fand an diesem Hofe die freundlichste Aufnahme. Die englischen Minister hatten Kunde davon, verweigerten aber alle Theilnahme. Als Burke ihnen Berichte seines Sohnes vorlegte, fand er sie der Sache nicht abgeneigt, aber kalt und gar nicht Willens, thätig dafür zu seyn. Nicht einmal auf seinen Vorschlag, daß sie die Sache dem deutschen Kaiser empfehlen möchten, wurde von ihnen eingegangen. Der Kaiser, sagten sie, würde nichts thun. Darüber bricht Burke in einem Briefe vom 26. Sept. 1791 in die bitteren Worte aus:

„Ich fürchte, der Kaiser und einige seiner Diener, ob sie gleich den Umsturz der französischen Monarchie nicht billigen, finden doch Gefallen an dem Raube des Kirchengutes und der Demüthigung des Adels, und übersehen in dieser Lust philosophischen Plünderns und Gleichmachens, daß die Stützen der Monarchie abgebrochen und die Grundsätze von Eigenthumsrecht, Ordnung und Regelmäßigkeit umgestossen werden, die das einzige sind, wegen dessen ein vernünftiger Mensch das Bestehen der Monarchie wünschen kann. Bey dem Geschlecht, welches die jetzt übliche Erziehung empfangen hat, ist Verschiedenheit der Meynung nur darüber, ob der Raub durch die Gewalt eines Einzigen, oder der Menge, geschehen soll?" III. 341.

Zwey Jahre später schrieb er an einen österreichischen Staatsmann, den Grafen Mercy:

„Dieser Krieg ist nicht der Krieg einer Nation mit einer andern; es ist die Sache der Menschheit gegen die, welche die Umkehrung eines Standes der Dinge eingeleitet haben, unter dem unser Welttheil so lange geblüht und anhaltend Fortschritte zum Besseren gemacht hat, Fortschritte, deren Gränze Niemand sich hätte einbilden können, wären sie nicht jetzt so gröblich gehemmt worden. Verstehe ich die gegenwärtige Verbindung der Mächte recht, so ist es ein Krieg nicht mit Frankreich, sondern mit dem Jacobinismus. So lange dieser in Frankreich besteht, in welcher Form und mit welcher Abänderung es sey, kann die Eroberung einiger festen Plätze oder die Vereinigung dieses oder jenes Bezirkes mit dem Gebiete der verbündeten Mächte Europa nicht retten. Wir sind im Kriege mit einem Princip und einem Exempel, die nicht durch feste Plätze noch durch neue Gebietsgränzen auszuschließen sind. Keine Gränzlinie kann das jacobinische Reich binden; es muß an dem Orte seines Entstehens ausgerottet werden oder es wird auf ihn sich nicht beschränken." IV. 138.

Schon damals hatte er von Oesterreichs Gesinnung eine bessere Meynung, noch mehr in der Folge. Im J. 1797 klagte er in einem Briefe an seinen Freund Windham, daß Pitt sich nicht offen zu einem festen Bunde mit dem Kaiser bekenne. Dieser sey doch der Arm Englands, welches seinen eigenen zu gebrauchen abgelehnt habe. Pitt könne nicht Frieden machen, weil er keinen Krieg führen wolle. Dieß komme davon her, daß Pitt den Antheil, den er an dem Kriege bisher genommen, als eine schwere von dem Geschick ihm auferlegte Last betrachte, nicht ihn selbst gewählt habe. IV. 431.

Dieß ist doch wohl von dem Verhalten Pitt's in dem Kriege mit der Revolution ein Zeugniß, das ganz übereinstimmend mit andern, (z. B. des Lords Malmesbury, Gel. Anz. XXI. 705) die in tausend Schriften, nicht bloß von Franzosen, wiederholte Anklage, Pitt habe diesem Kriege die Fackel vorgetragen und genährt, zu nicht macht. Auch von zwey Freunden Burke's, dem eben genannten Windham und dem Grafen Fitzwilliam, (Vater des einen der Herausgeber) finden sich hier Aeußerungen in gleichem Sinne und noch stärkere. Der letztere schreibt zu Ende 1796:

„Weil wir uns allezeit, auch wo unser Auftreten das entschiedenste schien, einen Rückzug vorbehielten, machen wir jetzt in den Augen von ganz Europa die klägliche Figur Wären unsere Minister stets entschlossen für diese Grundsätze gewesen, so würde es ihnen damit nicht aus Mangel an Unterstützung von dem Lande mißlungen seyn. Sie, lieber Burke, haben durch Anwendung ihrer Geisteskraft drey Viertheile unserer Landsleute hingerissen; aber Ihn nicht. Pitt ist nicht feig, er ist selbst nicht erschrocken, aber uns arme Leute schreckt er absichtlich, weil er Frieden ma-

chen will. Und das will er wegen seiner Verlegenheit mit Irland.“ IV. 355.

Und ersterer im April 1797:

„Eine Anekdote von dem Kaiser. Da seine Hofleute in ihn drangen, er möchte Frieden schließen, weil sonst Wien dem Feinde in die Hände fallen würde, gab er zur Antwort: Eh bien, est-ce que Vienne est l'empire? Der Kaiser und Thugut sind aber die einzigen auf diesem Standpuncte. Ich glaube, wir haben hier auch einen Kaiser der so handeln würde; aber wo ist der Thugut?“ IV. 443.

So verblendet war augenblicklich der sonst vortreffliche Mann, daß er einen Thugut über einen Pitt setzte. *)

Daß Burke sich über die Unmacht der französischen Royalisten und deren Ursachen nicht täuschte, zeigt ein Brief den er im März 1791 an einen ihm befreundeten französischen Flüchtling schrieb.

„Das Haupt jeder monarchischen Parthey muß der Monarch selbst seyn; wenigstens muß er geneigt seyn, den Muth und die Energie Anderer walten zu lassen. Ihr habt einen wohl gesinnten, tugendhaften Fürsten; aber ein Gemüth wie das seinige, nur für eine ruhige, behagliche Herrschaft gebildet, ist nicht gemacht, seinen Kerker zu sprengen, seine Feinde zu schrecken und seine Freunde zu ermuthigen. Es ist also kein Wunder, daß der König in seiner Lage nichts thun kann. Desto mehr, scheint es, daß unter dem zahlreichen Adel Frankreichs kein Mann sich findet, der mit großen militärischen Talenten Gewicht, Ansehen und Anhang im Lande und im Heere besäße. Aber um sich selbst stark zu machen, hat die Monarchie jede andere Macht geschwächt. Um die Nation an sich zu ziehen hat sie jedes andere Band gelöst. Der ganze Bau des Gemeinwesens war seines Zusammenhanges beraubt als einmal die Kette gebrochen war, die das Volk mit dem Monarchen verband. Da war nirgends mehr eine Kraft, eine Vereinigung, die Monarchie, den Adel und die Kirche aufrechtzuhalten. Was große und gebietende Talente betrifft, so sind sie eine Gabe der Vorsehung, welche sie auf eine uns nicht bekannte Weise sendet. Sie treten auf wo man es am wenigsten erwartet; sie bleiben aus wo alles darauf angelegt ist, sie zu erzeugen oder wenigstens hervorzurufen. Eure einzige Hoffnung beruht, wie mir scheint, auf der Neigung und dem Vermögen der benachbarten Mächte, euch beyzustehen. Ueber beydes kann ich zu keiner sicheren Ansicht gelangen. Erstaunt bin ich freylich über die Blindheit der Mächte, die unter sich über Dinge von geringem Belange und über alte, abgenutzte Principien und Fragen der Politik streiten, während ihrer aller Daseyn durch ein neues Uebel bedroht ist, welchem zu begegnen alle alte Maximen ganz untauglich sind. In allem diesem aber müssen wir im Stillen eine höhere Hand erkennen und verehren.“ III. 203.

Wie ungegründet ferner der Vorwurf ist, der gegen Burke oft vorgebracht wurde, als hätte er die unbedingte Herstellung des alten Standes in Frankreich gewünscht und zu befördern gesucht, erhellt aus einem Briefe an seinen Sohn in Coblenz vom September 1791.

(Schluß folgt.)

---

*) Beyspiele von Täuschungen, in welchen auch vorzügliche Leute die Verhältnisse ihrer Zeit mißkannt haben, sind immer lehrreich. Hier noch ein anderes. Der Herzog von Richmond, der auch in Frankreich begütert war, schreibt 1776 aus Paris an Burke:

„Wer weiß, ob nicht eine Zeit kommt, da es nicht der Mühe werth seyn mag, in England zu leben, und wo ein Zufluchtsort in Frankreich als ein Glück zu achten wäre. Ich sehe die Zeit nicht fern, da England in Sklaverey versinken wird. Mir scheint, wir verdanken jetzt den Besitz unserer Freyheiten nur noch der Großmuth des besten Königs, der die Gelegenheit, darnach zu greifen, nicht benützt; denn in seiner Hand läge es, mit der größten Leichtigkeit und Ruhe zu thun was der König von Schweden gethan hat. Seine getreuen Lords und Gemeinen würden ihm nach und nach, oder, wenn er lieber wollte, auf einmal unbeschränkte Herrschaft zuerkennen. Geschähe das, so würden wir übler daran seyn als jetzt die Franzosen. Hier hat Gewohnheit und Sitte die Gewaltherrschaft etwas gemildert. Bey uns würde sie, gleich einem muthwilligen Knaben, der aus der Schule ausbricht, grobe Ausschweifungen begehen.“ II. 118.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Anzeige über einige in neuester Zeit der k. Sternwarte bey München zugekommenen Büchergeschenke.

1) Logarithmic Tables to seven places of Decimals etc. by Robert Shortrede F. R. A. S. etc.

Selten haben wir ein Buch, wie das gegenwärtige, anzuzeigen; nur im brittischen Reiche, wo großes Vermögen, vereinigt mit Liebe zu ernster wissenschaftlicher Beschäftigung vielleicht häufiger angetroffen wird, als anderswo, sind Werke dieser Art bisweilen zu Stande gekommen. Capt. Shortrede (gegenwärtig bey der trigonometrischen Vermessung in Ostindien beschäftigt) hat neun Jahre Arbeit und ein großes Vermögen darauf gewendet, Logarithmentafeln von dem Umfange und in der Form herauszugeben, in welcher er glaubte, daß sie in ausgezeichnetem Grade nützlich und leicht für den Gebrauch sich bey gäodätischen, astronomischen und ähnlichen Arbeiten erweisen würden. Zur Erreichung dieses Zweckes wurde jede Einzelheit, die Größe und Form der Ziffer, Dinte und Papier, Ordnung und Ausdehnung der Columnen, zum Gegenstande sorgsamen Nachdenkens und wiederholter Versuche gemacht, eben so ist der Inhalt und die nützliche und zweckmäßige Ausdehnung der Tabellen, die Richtigkeit der Rechnungen, wie die Correctheit des Druckes mit scrupulösem Fleiße berücksichtiget worden. Die erste Edition, nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren bestehend, ist an die bedeutendern öffentlichen Institute Europas schankungsweise vertheilt worden; auch unserer Sternwarte hat der liberale Verfasser und Herausgeber ein Exemplar dieses schätzbaren Werkes als Geschenk zugesendet.

Capt. Shortrede's Logarithmentafeln, durchgängig sieben Zifferstellen enthaltend, bestehen aus drey Abtheilungen, Logarithmen der Zahlen, Zahlen der Logarithmen, Logarithmen der trigonometrischen Linien von Secunde zu Secunde für den ganzen Quadranten. Ueberall sind nicht bloß die Differenzen, sondern auch deren Multipla angegeben, und der Kopf einer jeden Seite enthält die häufig vorkommenden Constanten z. B. log. sin 1″, log. π. u. s. w., deßgleichen findet man bey den trigonometrischen Linien die Winkel nicht bloß in Bogen, sondern auch in Zeit ausgedrückt, was für viele astronomische und nautische Rechnungen große Bequemlichkeit gewährt. Der Anblick der Tabellen ist überraschend, die Schwärze, Schärfe und Deutlichkeit der Ziffer, das sorgfältig berücksichtigte Ebenmaaß im Großen, wie im Kleinen, dieß alles macht auf das Auge einen ganz eigenthümlichen Eindruck, den man durch den Contrast noch erhöhen kann, wenn man dem Buche die gewöhnlichen Vegaischen Tafeln an die Seite stellt.

2) Observations made at the magnetical and meteorological Observatory at Toronto in Canada, printed by order of H. M. Governement under the Superintendance of Lieut.- Col. Edw. Sabine R. A. Vol. I. 1840 — 1841 — 1842.

Jedermann erinnert sich noch der überraschen-

den Schnelligkeit, womit zu Anfang des Jahres 1840 wie durch Zauberschlag eine Kette magnetischer Observatorien über den ganzen Erdkreis entstanden ist, wobey das brittische Reich nicht bloß durch die Größe der getroffenen Anstalten, sondern auch durch die Kürze der Zeit, innerhalb welcher sie zur Aufführung gebracht wurden, den Vorrang gewonnen hat. Einen sonderlichen Contrast mit der expeditiven Ausführung bildete die verzögerte Bekanntmachung der wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Anstalten, insbesondere derjenigen, die Großbritannien in fernen Welttheilen zur Ergründung der magnetischen Verhältnisse errichtet hat; denn bis zu Anfange des Jahres 1845, also fünf volle Jahre nach dem Beginne der Arbeit, waren außer einem Bande magnetischer Störungen keine Beobachtungen der auswärtigen permanenten Observatorien zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Einigermaßen ist nun durch den eben erschienenen ersten Band der Observations of the British Colonial Observatories der erwähnte Uebelstand beseitigt worden. Zu einer richtigen Beurtheilung dessen, was in den Colonial-Observatorien und insbesondere in Toronto geleistet worden ist, wird erfordert, daß man die Verhältnisse, unter welchen die magnetischen Beobachtungen begonnen wurden, im Auge behalte.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondence of the right Honourable Edmund Burke between the year 1744 and the period of his decease in 1797.

(Schluß.)

„Die Erklärung, die in einer Versammlung der Prinzen, Edelleute und Parlamentsglieder angenommen werden soll, ist gut gefaßt und in manchen Puncten recht zweckmäßig, in anderen aber gefährlicherweise mangelhaft. Sie sollten bestimmt erklären daß sie entschlossen seyen, nach Wiederherstellung der Monarchie, als der wesentlichen Grundlage, eine freye Verfassung zu stiften, und in dieser Absicht eine Versammlung der Stände, nach der alten Ordnung frey erwählt, zu berufen, in welcher alle Arten ungesetzlicher Verhaftung abgestellt, alle Auflagen der Festsetzung der Stände in Gemeinschaft mit dem Könige vorbehalten, Verantwortlichkeit eingeführt und das öffentliche Einkommen vor Mißbrauch und Vergeudung sicher gestellt werden soll; auch soll eine Synode der gallicanischen Kirche alle Mißbräuche darin abstellen. Die Prinzen und ihre Begleiter hätten sich mit ihrem Leben und Vermögen zu verbürgen, daß sie mit ihrem Könige diese Bedingungen und die weise Ordnung, worauf eine freye und kräftige Regierung allein ruhen kann, aufrecht erhalten würden. Ohne solch eine Erklärung dürfen sie nicht hoffen jemand zu bekehren. Was mich selbst betrifft, ob ich gleich den alten Stand oder fast jeden andern diesem wüsten Hirngespinste und Fiebertraume von Verfassung vorzöge, könnte ich doch nicht mit frohem Herzen und ruhigem Gewissen zu der Wiederherstellung monarchischer Willkür anstatt der jetzigen Anarchie mitwirken. Ich würde mich verpflichtet achten, von solch einem Antheile mich ganz loszusagen.“ III. 348.

Referent fügt noch einige gehaltreiche Stellen, worin sich die Unbefangenheit von Burke's conservativer Gesinnung besonders deutlich erkennen läßt, um so lieber bey, als das Buch bey uns wenig in Umlauf kommen wird.

An den Herzog von Richmond im November 1772. „Ihr Leute von großen Geschlechtern, von erblichem Vermögen und Ansehen, seyd nicht, wie etwa ich, der Pflanze gleich die nur ein Jahr dauert: so üppig sie gewachsen seyn und so schätzbar sie sich gemacht haben mag, ihre Zeit ist kurz. Ihr dagegen seyd in meinen Augen, wenn ihr leistet was euch obliegt, die Eichen, die von Geschlecht zu Geschlecht dem Lande vorstehen, ihm ihren Schatten und ihre Frucht geben. Mag augenblicklich ein Richmond, ein Rockingham nicht große Macht üben; geht ihr Betragen und ihr Beyspiel in Grundsatz für ihre Nachfolger über, so werden ihre Häuser Sammelorte für die Verfassung, nicht gleich Archiven, wo man in modernden Papieren nachsucht, sondern lebensvoll für den Charakter der leitenden Männer und die natürlichen Interessen des Landes. So sehen wir in der Geschichte Roms, mehrere Menschenalter hindurch, das Gleichgewicht seiner Verfassung wenigstens eben so viel der ererbten Richtung gewisser Familien verdanken als irgend einer Staatseinrichtung.“ I. 381.

An Dr. William Burgh, 1775.

„Allerdings habe ich nach Vermögen für die Aufrechthaltung der englischen Kirche gewirkt, aber auch das Gesuch der Dissenter um größere Duldung unterstützt. Ich gehe viel weiter als diese selbst in meinen Ansichten von Toleranz. Auch Juden, Mahometanern und selbst Heiden würde ich volle Sicherheit ihres Gottesdienstes und Lehrfreyheit in ihren Tempeln und Schulen zusprechen. Viel mehr noch bin ich zur Duldung gegen die bereit, welche ich als unsere Brüder ansehe. Ich meyne alle die welche sich zu unserer gemeinschaftlichen Hoffnung bekennen, Angehörige der reformirten und der nicht reformirten Kirchen im Lande und außerhalb, an denen ich nichts ganz verwerflich finde, außer, ihren wechselseitigen Haß. Dieß ist meine Meynung, welcher mein Verhalten entsprochen hat. Sie wird in einer künftigen Zeit allgemeiner werden, und diese allgemeine Schätzung der Religion wird niemals Gleichgültigkeit erzeugen, vielmehr wahren Eifer, christliche Wärme und frommen Wetteifer vermehren und den Kampf gegen Epikurismus, und was sonst die Seelen verderbt, zur gemeinen Sache machen.“ II. 17.

An ein Mitglied des Bell-Clubs zu Bristol 1777.

„In einem freyen Lande glaubt Jeder bey allen öffentlichen Angelegenheiten selbst betheiligt zu seyn und das Recht zu haben, seine Meynung darüber zu bilden und auszusprechen. Da sind die Leute wißbegierig, aufmerksam, scharf, eifersüchtig. Dadurch daß sie über solche Gegenstände täglich forschen und nachdenken, erlangen davon Viele eine ziemliche und Einige selbst eine beträchtliche Kenntniß. Das ist es was ein freyes Land mit geschickten Leuten in allen Ständen füllt. In anderen Ländern ist dieß selten, weil solche, die nicht in Aemtern stehen, sich um öffentliche Angelegenheiten wenig kümmern, oder nicht wagen, ihre Meynung darüber mit anderen zu messen .... Eure ganze Wichtigkeit hängt also von einem beständigen, besonnenen Gebrauche eures eigenen Denkvermögens ab; sonst versinket ihr und euer Land in Nichts. Solltet ihr durch einen besondern Anlaß aufgeregt werden, so wüßtet ihr nicht was zu thun wäre. Euer Feuer wäre ein Strohfeuer das eher euch selbst verzehrte als irgend etwas erwärmte oder erleuchtete. Ihr wäret nur eine blöde Rotte auf die nicht zu bauen wäre. Ihr könntet euer Land in Unordnung bringen, nie aber eure Regierung bessern.“ II. 197.

An den Sherif Hartford zu Bristol, 1780.

„Einige unserer Hauptpersonen sind einer von der meinigen so abweichenden Ansicht, daß ich, wenn ich in das Parlement eintrete, entweder gegen meine tiefste Ueberzeugung handeln oder Leuten widersprechen muß, für welche ich die höchste Achtung hege. Der Herzog von Richmond hat von freyen Stücken vorgeschlagen, zu den Parlamentswahlen in England alle die achtzehn Jahre alt sind ohne Ausnahme zuzulassen. Mit einem Striche tilgt er alle Vorrechte der Freygütler, der Städte und Märkte in dem ganzen Königreiche. Jedes Jahr beruft er solche Wähler zum Urtheil über jedes Mitglied des Unterhauses. Sir George Savile ist einverstanden, die Wahlen häufiger zu machen, als ein Mittel gegen Uebelstände, die meines Erachtens großentheils in den Wahlen selbst wurzeln; und während der Herzog von Richmond das Recht der Freygütler aufhebt, will Sir George ihre Macht sehr vergrößern, indem er den Grafschaften hundert Vertreter mehr giebt. Welchem von Beyden soll ich nun beystimmen? Oder soll ich mich in die angenehme Lage begeben, daß ich beyden widerspreche? Fragt man mich, was für Leute der Herzog und Sir George seyen, und was meine innerste Meynung von ihnen sey, so muß ich aufrichtig sagen, daß sie in meinen Augen die ersten Männer des Landes sind und daß ich niemand kenne der begabter und ehrenhafter wäre.“ II. 385.

In einem Aufsatze über den Zustand Irlands, 1792.

„Unter Vorrechten ist ein wesentlicher Unterschied. Es giebt deren die auf Wenige beschränkt sind, wie die Pairswürde. Diese zu besitzen ist eine Ehre; sie nicht zu besitzen keine Demüthigung. Anders verhält es sich mit Vorrechten die Vielen eingeräumt sind, wie das Wahlrecht, welches den Besitzern von Grundstücken mit einer Rente von vierzig Schillingen zusteht; der Besitz desselben ist eine geringe Auszeichnung, die Entziehung aber eine Schmach. Niemand ist stolz darauf daß er ein Mann ist; ein Verschnittener aber ist verächtlich .....

... Nach dem Zeugnisse der Geschichte ist die zeitgemäße Ausdehnung von Rechten auf solche, die davon ausgeschlossen waren, das beste Mittel sie zu erhalten. Jedes Recht, jedes Vorrecht, jede Freyheit und Auszeichnung, die sich in den Stürmen der Zeit gerettet haben, sind auf diese Weise bewahrt worden .... In den Augen

des Gesetzgebers macht es einen großen Unterschied, ob ein neues Recht gegeben wird oder nur die Fähigkeit, ein schon bestehendes auch zu genießen. Das erste ist sehr gefährlich, das andere höchst unbedenklich. Bey dem ersten sind wir auf Meereswogen; bey dem andern sind alle Wirkungen, Richtungen und Mißbräuche längst vorhergesehen; wir kennen ihre Natur und wie wir damit zu verfahren haben.“ IV. 69. 80.

An den katholischen Bischof Dr. Hussey, 1795. „Gebet keine Wahlen zu, weder von außen noch von innen. In ganz kleinen Kirchen, wo ein oder zwey ordnende Geister alles in Stand halten, ist nichts besser als Wahl, in großen Körperschaften aber ist sie verderblich. Auch ist sie da seit langer Zeit mit Vortheil außer Uebung. Sonst hätte, menschlicher Muthmaßung nach, das Christenthum sich nicht bis auf uns erhalten können. Die welche es in unseren Tagen gerne vernichten möchten, handelten klug indem sie vorschlugen, die Bischöfe durch Wahl zu berufen. In Frankreich überlebte die christliche Kirche diese Einrichtung nicht ein Jahr; so würde es euch auch ergehen. Allerdings thäten diejenigen, welchen die Ernennung zusteht, im Allgemeinen wohl, auf nüchterne Wünsche des Volkes zu merken. Ja, sie versäumen ihre Pflicht wenn sie dieß unterlassen. Es giebt aber weit sicherere und minder mißliche Wege, die ungezwungenen Wünsche der Geistlichkeit und des Volkes kennen zu lernen, als durch Wahl.“ IV. 305.

Nicht am wenigsten anziehend sind in vorliegender Sammlung einige Briefe von Burke an den berühmten Landwirth Arthur Young. Burke behielt zu eigener Bewirthschaftung einen ansehnlichen Theil des Landgutes das er in der Nähe der Hauptstadt gekauft hatte. Er trieb das Geschäft nicht bloß zum Vergnügen sondern wie ein Mann dem es Beruf ist. In Frankreich hatten sich die höheren Stände vor der Revolution größtentheils von der Landwirthschaft abgewandt, wie einst zu Rom, da die Republik unterging *); in England hingegen sind sie ihr bis jetzt treu geblieben und haben dadurch in der öffentlichen Achtung und Zuneigung nicht verloren. Der jüngst verstorbene Graf Spencer legte sich auf die Viehzucht mit eben so viel Eifer und Erfolg als sein Vater auf das Sammeln kostbarer Bücher, nachdem dieser das Amt eines ersten Lords der Admiralität, jener eines Kanzlers der Schatzkammer niedergelegt hatte. Von Pitt erzählt Lord Wellesley **), daß er viel Freude an seinem Landsitze zu Holwood gehabt und ihn mit eigenen Händen verbessert und verschönert habe. „Oft sah ich ihn mit seinen Dienstleuten ganze Tage in seinen Gärten und Gehölzen arbeiten, wo er keine Ermüdung scheute und eine Rührigkeit und Emsigkeit bewies, daß man hätte glauben mögen, der Anbau dieses Gutes sey das Hauptgeschäft seines Lebens.“ In den erwähnten Briefen an Young, von den Jahren 1770 und 1771, theilt Burke seine Beobachtungen und Erfahrungen über den Bau verschiedener Futterpflanzen, und ihren Werth für die Mastung von Kühen und Schweinen mit, und bespricht die schwierige Frage, ob Tiefpflügen in der Regel nützlich sey. I. 245. fg.

So viel Dank für die Bekanntmachung dieses Brief-Schatzes die vornehmen Herausgeber verdienen, so ist doch zu bedauern, daß sie nicht zur Hülfe dabey eine geschicktere Hand gefunden haben. Die beygefügten Erläuterungen sind fast ohne Ausnahme dürftig. Eine Stelle, die nur fleißigen Lesern des Tacitus verständlich seyn kann, ist ohne Anmerkung geblieben. Burke schreibt, nachdem Graf Fitzwilliam, der Vater, von der nur kurze Zeit bekleideten Statthalterschaft von Irland abgetreten war: breves et infaustos populi Hiberni. Hier ist das Wort amores ausgefallen. Die Stelle des Tacitus ist Ann. II. 41. breves et infaustos populi romani amores.

*) Nicht lange nachdem Cicero in dem Buche de senectute das herrliche Lob der Landwirthschaft, das Sokrates bey Xenophon spricht, sich angeeignet hatte, schrieb Sallustius: non fuit consilium ... agrum colendo ... servilibus officiis intentum aetatem agere. Cat. 4.

**) Life and Correspondence of the Marquess Wellesley. II. 398.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Anzeige über einige in neuester Zeit der k. Sternwarte bey München zugekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Als im Jahre 1840 die Colonial-Observatorien eingerichtet wurden, hatte man mit dem für jene Anstalten bestimmten Systeme magnetischer Instrumente nur an einzelnen Orten, meistens unter der unmittelbaren Aufsicht der Erfinder oder Verfertiger, Versuche von kurzer Dauer angestellt, und es ließ sich voraussehen, daß im Verlaufe der Zeit Umstände zum Vorschein kommen würden, die Anfangs nicht bemerkt werden konnten. Außerdem ist noch zu bemerken, daß nicht etwa Gelehrte vom Fach, sondern Officiere der Artillerie, denen die Ausführung der Beobachtungen anvertraut wurde, in fernen Ländern, abgeschnitten von literarischen und mechanischen Hülfsmitteln, das hätten erreichen sollen, was bey einer Probe von wenigen Monaten etwa im Dubliner Observatorium erreicht worden war. Daß die für die magnetische Untersuchung erforderlichen Data nur minder vollständig geliefert würden, ließ sich hiernach voraussehen; gleichwohl muß man nach genauerer Durchsicht des vorliegenden Werkes gestehen, daß weit mehr geleistet worden ist, als die Meisten unter den obwaltenden Verhältnissen erwartet haben mögen; insbesondere muß man der Einsicht und Geschicklichkeit, womit die eingetretenen Hindernisse beseitigt wurden, das gebührende Lob zuerkennen; ebenso verdient die sorgsame Aufmerksamkeit, womit alle Umstände, denen etwa ein Einfluß auf die Resultate zugeschrieben werden konnte, untersucht worden sind, volle Anerkennung.

Die Geschichte des Observatoriums in Toronto ist übrigens bloß eine Wiederholung dessen, was in allen europäischen Anstalten (in so ferne nicht bloß ein mechanisches Aufzeichnen der Beobachtungen nach den einmal aufgestellten Instrumenten zur Aufgabe gemacht worden ist) sich ereignet hat, nämlich eine Reihe von Anständen und Hindernissen, wodurch Modificationen der Instrumente als nothwendig nachgewiesen wurden, und allmählige Aenderungen, welche am Ende einer völligen Umgestaltung gleich kommen. Der erste Anstand betraf die Torsion des Seidenfadens, an welchem der Declinationsmagnet aufgehängt war; jedesmal, so oft der Torsionsstab eingehängt wurde, zeigte er nach einer andern Richtung, und als eine sechsmonatliche übereinstimmende Erfahrung zu der Ueberzeugung geführt hatte, daß dieser Uebelstand nicht zu heben sey, entschloß man sich endlich, eine weitere Untersuchung der Torsion aufzugeben, und die Beobachtungen des Lloyd'schen Magnetometers bloß als Differential-Beobachtungen zu betrachten *).

---

*) Die Veränderlichkeit der Torsion eines Seidenfadens hängt zum Theil von der Feuchtigkeit, zum Theil von dem Mangel vollkommener Elasticität ab. Wenn man den Torsionsstab einhängt, so kommt er in einer bestimmten Position zur Ruhe, bleibt aber nie längere Zeit in derselben Position. Läßt man den Faden einen Augenblick nach und hängt den Stab wieder ein, oder dehnt man den Faden etwas und laßt wieder nach, so ändert sich die Position gewöhnlich sehr bedeutend. Das ein-

Der zweyte Anstand betraf die absolute Intensitätsmessung nach der Gauß'schen Methode, wobey die einzelnen Resultate so wenig Uebereinstimmung zeigten, daß deren weitere Fortsetzung gegen Ende des Jahres 1841 aufgegeben wurde. Ein dritter Anstand ging daraus hervor, daß die Instruction der Royal Society vorschrieb, den Magnet des Bifilars von Zeit zu Zeit herauszunehmen, um durch Schwingungen dessen Moment zu bestimmen, während bald die Erfahrung zeigte, daß dieß nicht geschehen könne, ohne daß das Moment sich änderte und die Reihe unterbrochen würde. Auch die Befolgung dieser Vorschrift wurde, von Monat August 1841 angefangen, unterlassen.

Diese Erfahrungen und die in Europa nach und nach entstandenen Verbesserungen der magnetischen Instrumente führten eine gänzliche Umgestaltung des Observatoriums in Toronto herbey. Die Anstalt besitzt gegenwärtig außer den ursprünglichen Instrumenten für Declination, Horizontal- und Vertical-Intensität *), ein Declinatorium, ein Bifilar und Inductions-Inclinatorium für Variations-Beobachtungen, sämmtlich mit dreyzölligen Nadeln, dann zur Bestimmung der absoluten Werthe der Declination und Intensität, Instrumente nach neuer Construction **) und mit Nadeln von derselben Größe, wobey eine in jeder Beziehung befriedigende Uebereinstimmung die Zuverläßigkeit der Resultate verbürgt.

zige Mittel, diesen Uebelstand wirksam zu beseitigen, ist, die Magnete so klein zu machen, daß sie durch einen einfachen Coconfaden getragen werden; aber auch dann darf man die Torsion als constant betrachten, nur so lange das Instrument ungestört stehen bleibt. Es ist ein Mißverständniß, wenn Einige meinen, die Torsion bey einfachen Coconfäden, die einen Magnet tragen, könne vernachlässigt werden. Es ist ganz richtig, daß eine Aenderung von 360° im Nullpunkte der Torsion bey einem kleinen Magnet nicht mehr ausgiebt, als eine Aenderung von 10° bey einem 25pfündigen Stabe, den man an einem Bündel von Fäden aufhängt; dagegen wird bey Bestimmung des Nullpunktes der Torsion im ersten Falle ein Fehler von 360° nahe eben so leicht gemacht, als ein Fehler von 10° im letzteren. Dieß ist natürlich nur für den Fall gemeint, wenn man für den kleinen, wie für den großen Magnet dieselben Methoden anwendet; in der Wirklichkeit kann man aber bey kleinen Magneten weit vortheilhaftere Methoden anwenden. Ich glaube, daß ich bey meinen magnetischen Beobachtungen, in Bezug auf Torsion einfacher Fäden nie etwas übersehen habe, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß ich bey der ersten Messung der absoluten Declination, die ich mit einer kleinen Nadel vornahm, und wobey ich die Torsion nicht beachtet hatte, eine um 15' fehlerhafte Bestimmung erhielt, und dadurch auf die große Wichtigkeit der Torsion aufmerksam gemacht wurde.

Dem vorliegenden Bande, worin die Beobachtungen von 1840 — 1842 enthalten sind, geht eine mit vieler Klarheit und Ordnung verfaßte Einleitung voraus, in welcher alles auf die Beobachtungen Bezügliche, deßgleichen die monatlichen und jährlichen Resultate dargestellt sind. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die graphischen Darstellungen der magnetischen Termine, wie sie in Toronto, Philadelphia, Boston und Prag beobachtet worden sind. An den amerikanischen Stationen zeigt sich, wie in den europäischen Beobachtungen sich früher herausgestellt hatte, zwar kein Parallelismus, wohl aber eine große Aehnlichkeit der Bewegungen. Vergleicht man dagegen die amerikanischen Curven mit jenen von Prag, so hört im Allgemeinen alle Aehnlichkeit auf; dabey wird es aber nach aufmerksamer Vergleichung der Curven Niemanden entgehen, daß wenigstens sehr häufig, wenn in America eine große Bewegung statt findet, auch in Europa eine Störung eintritt, und zwar fast immer in entgegengesetztem Sinne. Eine weitere Untersuchung dieses merkwürdigen Verhältnisses wird dann erst zu einem Erfolge führen können, wenn man die Beobachtungen von Toronto sowohl, als die der übrigen brittischen Stationen mit jenen der russischen Observatorien vergleichen kann.

*) Schon im Jahre 1842 gab man den Magneten in den brittischen Observatorien, um den Einfluß der Luftcirculation im Innern des Magnetkastens zu beseitigen, ein zweytes inneres Gehäuse, wobey nur der für die Bewegung der Stäbe nöthige freye Raum gelassen wurde.

**) Ridell, magnetical instructions for the use of portable instruments. London 1844.

3) **Magnetical Instructions for the use of portable Instruments adapted for magnetical surveys and portable observatories etc. by Lieut. C. B. Riddell.**

Ueber dieses Buch reicht es hin, nur einige wenige Worte zu sagen, da es mit dem eben angezeigten Werke sowohl, was den Verfasser, als den Inhalt betrifft, in ganz enger Verbindung steht. Der Verfasser ist früher Director des Observatoriums in Toronto gewesen und ihm gebührt das Verdienst, durch seine Thätigkeit und Umsicht, während er selbst in Toronto war, eine schätzbare Beobachtungsreihe zu Stande gebracht zu haben; auch in so ferne, als durch die von ihm getroffenen Einrichtungen die spätere Wirksamkeit jener Anstalt bedingt wurde, verdient er alle Anerkennung. Das auf solche Weise begründete Vertrauen bewirkte, daß er, nach Europa seiner Gesundheit wegen zurückgekehrt, der General-Direction der magnetischen Observatorien beygegeben wurde. Es ist bereits bey Anzeige des vorhergehenden Werkes bemerkt, daß die Einrichtung der brittischen Observatorien, was Instrumente und Beobachtungsmethode betrifft, nach und nach gänzlich umgestaltet worden ist. Da die Theorie und der Gebrauch der neuen Instrumente nur überall zerstreut in einzelnen Denkschriften zu finden war, so beauftragte die Admiralität Hrn. Riddell, die nöthigen Vorschriften ungefähr in derselben Weise zu sammeln und zusammenzustellen, wie es bezüglich auf die früheren Instrumente in den „Instructions“ der Royal Society geschehen war. In welcher Weise er sich dieses Auftrags erledigt hat, finde ich nicht nöthig, weiter hier darzustellen, da bereits Herschel darüber (in seinem magnetischen Berichte an die brittische Association 1844) sein vollgültiges Urtheil, und zwar mit der entschiedensten Anerkennung, ausgesprochen hat; eben so wenig wird es erforderlich seyn, für die Leser der Gelehrten Anzeigen, bezüglich auf die Instrumente selbst, Näheres beyzufügen, da die Grundsätze der Construction, wie die Größe der Magnete, und die Beobachtungsmethoden im Wesentlichen dieselben sind, die zuerst im Münchner Observatorium eingeführt wurden, und jetzt als sehr allgemein bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

4) **Contributions to Terrestrial Magnetism. Nro. VI. by Lieut.-Col. Ed. Sabine.**

Hr. Sabine giebt hier die Resultate des zweyten Jahres der magnetischen Südsee-Expedition unter Capt. Roß. Die Expedition, aus den zwey Schiffen Erebus und Terror bestehend, verließ im Juli 1841 Hobartown, und begab sich zuerst nach Sidney in Australien, von da nach der Insel-Bay in Neuseeland. Hier blieben sie bis November, wo der Anfang des Sommers in jener Gegend die See in höhern südlichen Breiten von Eis zu befreyen anfing. Dieses Jahr trafen sie früher als bey der vorjährigen Expedition das Eis an, und im Februar 1842 gelangten sie zu der festen Eiswand (in 78° südlicher Breite), durch welche das weitere Vordringen im vorigen Jahre verhindert worden war. Nach einem fruchtlosen Versuche, die Eiswand östlich zu umsegeln, sahen sie sich genöthigt, wegen der vorgerückten Jahreszeit im März 1842 sich aus dem Polarkreise zurückzuziehen; sie durchkreuzten ungefähr auf dem Parallelkreise von 60° südlich die ganze Breite des stillen Oceans, und gelangten im April 1842 zu den Falklandinseln.

Die Einrichtung der hier mitgetheilten magnetischen Beobachtungen ist ungefähr dieselbe, welche Hr. Sabine bezüglich auf die Resultate der vorjährigen Expedition befolgt hatte. Er giebt zuerst die erforderlichen Erklärungen über Beobachtungs-Methoden, Instrumente und Reductionen, insbesondere wird der Einfluß des Schiffs-Eisens umständlich entwickelt, alsdann folgt eine allgemeine Zusammenstellung der Resultate der Declinations-, Inclinations- und Intensitäts-Messungen, endlich werden die Messungen selbst beygefügt. Am Ende finden sich graphische Darstellungen der drey oben genannten magnetischen Elemente, deßgleichen eine Karte, wo die von Gauß berechneten und die wirklich beobachteten Intensitäts-Linien verzeichnet sind, und woraus zu ersehen, daß die berechnete Gestalt dieser Linien kaum eine Aehnlichkeit mit der wirklichen Gestalt hat. Es wird dieses Resultat übrigens Niemanden befremden, da die Gauß'sche Theorie nicht etwa von einem Gesetze ausgeht, sondern nur einen Ausdruck

sucht, der den Beobachtungen Genüge leistet: wo nun die Beobachtungen auf einer großen Ausdehnung fehlen (wie es in der Südsee früher der Fall war), kann auch der Ausdruck dafür nicht gegeben werden.

5) Meteorological Register kept at the H. E. I. C. Observatory at Madras by J. Goldingham and Th. G. Taylor.

Dieser Band enthält die von Goldingham angefangenen und von Taylor fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen der Sternwarte in Madras vom Jahre 1822 bis 1843, und zwar Luftdruck, Temperatur, Regen, Wind und Aussehen des Himmels; in den letzten Jahren ist auch der Dunstdruck beygefügt worden. Diese bereits auf eine lange Reihe von Jahren ausgedehnten Beobachtungen, verbunden mit den in neuester Zeit angefangenen stündlichen Beobachtungen des magnetischen Observatoriums in Madras, werden über die Mittelwerthe der meteorologischen Constanten und ihre Aenderungen sehr vollständige Bestimmungen liefern.

6) Meteorologische Beobachtungen aus dem Lehrbezirke der kaiserl. Russ. Universität Kasan, auf Kosten der Universität herausgegeben von Knorre. Heft I. 1835 — 1836.

Aus der Einleitung ersieht man, daß zu Anfang des Jahres 1835 Hr. Prof. Knorre den Auftrag erhielt, für die Gymnasien oder Kreisschulen zu Nishney Nowgorod, Simbirsk, Saratow, Zarizun, Astrachan, Watka, Katherinenburg und Orenburg Barometer und Thermometer herstellen zu lassen, dieselben mit den Normal-Instrumenten des physikalischen Cabinets in Kasan zu vergleichen und sie zugleich mit einer Instruction an ihren Bestimmungsort zu versenden. An den meisten Stationen zeigten sich die ersten Beobachtungen wegen der Ungeübtheit der Beobachter als unbrauchbar; erst nachdem Hr. Knorre die einzelnen Stationen selbst bereist und die nöthige Unterweisung gegeben, auch eine nochmalige Vergleichung mit den Normal-Instrumenten vorgenommen hatte, erhielt das Geschäft einen regelmäßigen Gang. Die Aufzeichnung der Beobachtungen geschieht überall in russischer Sprache; mit Hülfe einiger von Hrn. Professor Knorre beygefügten Erläuterungen hat jedoch auch für den deutschen Leser das Verständniß keine Schwierigkeit. Die in diesem ersten Hefte enthaltenen Aufzeichnungen gehen bis Ende des Jahres 1836.

7) Observations métérologiques faites à Arkhangel, communiquées par Kupffer.

Diese Schrift bildet einen Theil des dritten Bandes der Petersburger Memoiren, und enthält die meteorologischen Beobachtungen des ehemaligen Gymnasialdirectors Silverstroff in Archangel in den Jahren 1813 — 1830, nebst einer Zusammenstellung der monatlichen Mittel von Kupffer. Dem Meteorologen muß es in hohem Grade erfreulich seyn, zu sehen, mit welcher Sorgfalt jetzt in allen Theilen der Welt die Documente gesammelt und zur Benützung vorbereitet werden, worauf künftig ein wissenschaftliches Gebäude der Meteorologie aufgeführt werden soll.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Paris 1841—1844. (Vol. 40—61.) 4.

Es ist unsern Lesern bereits bekannt, daß die k. Hof- und Staatsbibliothek dahier in Folge gefälliger Verwendung der k. bayer. Gesandtschaft in Paris ein Exemplar obiger so höchst werthvollen Geschichtsquellen-Sammlung als ein Geschenk der k. französischen Regierung bezieht; es gelangten nämlich die succesiv erschienenen und der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Publicationen dieser Sammlung jedesmal in diesen Blättern zur öffentlichen Kundgabe [1]). Zu einer ähnlichen Bericht-Erstattung ist denn auch gegenwärtig wieder Veranlassung gegeben, indem erst unlängst zwey und zwanzig Bände der genannten Sammlung, nebst einem Exemplar der auf Kosten der französischen Regierung neu herausgegebenen Werke von Laplace [2]) und der „Statistique de la France, publiée par le ministre de l'agriculture et du commerce. (Section: Agriculture. T. 1—4. Paris, 1840—1842) auf gleichem Wege bey der k. Hof- und Staatsbibliothek eintrafen.

Das Interesse, welches die Geschichtsforschung an jenem immer großartiger sich gestaltenden literarischen National-Unternehmen nimmt, hat bereits längst die Gränzen Frankreichs überschritten, namentlich herrscht in England und Deutschland nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung über die Freygebigkeit der französischen Regierung, mit welcher sie die Zwecke der Wissenschaft in Bezug auf dieses von dem verdienstvollen Guizot angeregten Unternehmen fördert.

Die erwähnten neuesten Publicationen der fraglichen Sammlung bestehen theils aus Fortsetzungen von bereits früher der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Werken, theils aus völlig neuen Bestandtheilen der Sammlung. Es sollen hier zuerst jene, und sodann die letzteren unter summarischer Andeutung ihres Inhalts und Bestandes namhaft gemacht werden, ohne übrigens dadurch einer specielleren Beurtheilung und Würdigung derselben vorgreifen zu wollen.

1) Vgl. Gel. Anz. Bd. VI. Nr. 105. Bd. XIII. Nr. 189. S. 487.

2) Oeuvres de Laplace. Tome 1—3. Paris, imprimerie royale. 1843—1844. 4. Part. I. Livre 1—5 und Part. II. Livre 1—7 des Traité de Méchanique céleste enthaltend. Bekanntlich wurde von den beyden Kammern Frankreichs in Folge eines deßfallsigen Gesetzvorschlages vom 15. Juni 1842 für eine neue Ausgabe der wissenschaftlichen Werke von Laplace die Summe von vierzigtausend Francs bewilligt.

I. Fortsetzungen, sämmtlich aus der première Série: Histoire politique.

1) Mignet, Négociations relatives á la succession d'Espagne sous Louis XIV. T. 3. 4. Par. 1842. Die Partie IV und V des ganzen Werkes enthaltend. (Vgl. Gel. Anz. Bd. VI. S. 844. Bd. VII. S. 144.)

2) Mémoires militaires relatifs á la succession d'Espagne sous Louis XIV, extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault (mort en 1790) revus etc. par Pelet. Tome 5. Paris 1842. Campagnes de Flandre, d'Italie et d'Allemagne, en 1705. (Vgl. Gel. Anz. Bd. VII. S. 144. Bd. IX. S. 735. Bd. XIII. S. 536).

3) Chronique des ducs de Normandie par Benoit, trouvère Anglo-normand du XII siècle, publiée pour la première fois d'après un manuscript du musée Britannique par Francisque Michel. Tome 3. Paris 1844. Pag. 1—395 Fortsetzung und Schluß (Livre deuxième) dieser die Geschichte der Herzoge von der Normandie und der englischen Könige aus dem normannischen Stamme bis zu Heinrich I. (1135) enthaltenden Reimchronik; p. 397—458 Varianten aus einem zu Tours befindlichen Manuscripte dieses Werkes und Anmerkungen zum vorausgehenden Texte; p. 459. Appendice I. Chanson attribuée à Benoit; p. 461—509. Appendice II. Vie de Saint Thomas, archevêque de Canterbury, altfranzösisches Gedicht von 1446 gereimten Versen in sechszeiligen Strophen; pag. 511—530 Appendice III. De monacho in flumine periclitato, meritis beate Marie ad vitam revocato. Cap. XXXIII. Altfranzösisches Gedicht von 648 Verszeilen. —

(Fortsetzung folgt.)

Anzeige über einige in neuester Zeit der k. Sternwarte bey München zugekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

8) Annuaire magnétique et météorologique par Kupffer. Jahrgänge 1841 und 1842.

Bekanntlich hätten zu Anfange des Jahres 1840 die zum Bergwerkscorps gehörigen russischen Observatorien, welche früher schon unter die Generaldirection des Akademikers Kupffer gestellt worden waren, in solcher Weise umgestaltet werden sollen, wie es die Ausführung des von Kupffer und den britischen Gelehrten verabredeten Beobachtungssystems erforderte. Unterdessen hat die große Entfernung der einzelnen Anstalten und die Schwierigkeit der Communication im Innern des russischen Reichs zur Folge gehabt, daß erst im Laufe des Jahres 1841 das neue Beobachtungssystem eingeführt werden konnte. Der vorliegende Jahrgang 1841 von Kupffers Annuaire enthält auf 674 Quartseiten magnetische und meteorologische Beobachtungen von Petersburg, Kasan, Katherinenburg, Barnaul und Nertschinsk (jedoch umfassen die magnetischen Bestimmungen nur einen Theil des Jahres); außerdem finden sich darin die meteorologischen Beobachtungen von Zlatoust, Bogoslowsk, Lugan und Pekin. Dieselben Orte kommen wieder im Jahrgange 1842 vor, und zwar mit ununterbrochenen Beobachtungs-Reihen, auch fangen in der Mitte dieses Jahres die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen des neu eingerichteten Observatoriums in Sitka an. In der Einleitung zu dem Jahrgange 1841 giebt Kupffer eine Uebersetzung der von ihm für die Bergwerksoffiziere verfaßten Instruction, woraus man ersieht, daß für Declination und Intensität die Gaußischen Methoden und Instrumente in den russischen Observatorien eingeführt sind; zur Bestimmung der Variationen der Vertical-Intensität wurde die magnetische Wage von Lloyd Anfangs gebraucht, jedoch sind die Resultate des ersten Jahres nicht von der Art gewesen, daß Kupffer für zweckmäßig gehalten hätte, damit fortzufahren. Uebrigens stellen sich bey den russischen Beobachtungen dieselben Schwierigkeiten heraus, welche an anderwärtigen Anstalten sich gezeigt und mannichfache Modificationen der Instrumente und Methoden herbeygeführt haben; namentlich wird durch die Veränderlichkeit der Torsion die Säcularänderung der Declination zum Theile unsicher gemacht, auch entbehrt das Bifilar aller Controle, da die absoluten Intensitäts-Beobachtungen bisweilen um $\frac{1}{20}$ von einander abweichen, während sie, um als Controle zu dienen, wenigstens auf $\frac{1}{2000}$ sicher seyn sollten. Den eben erwähnten Uebelstand in Bezug auf die Torsion hat Kupffer dadurch zu beseitigen gesucht, daß er die Seiden-

fäden durch Silberdräthe ersetzt hat; dabey bemerkt er aber, daß, nach den Versuchen von Nervander, Dräthe, wenn sie durch Wärme sich dehnen, auch ihre Torsion ändern, was ich nicht unterlassen kann hier anzuführen, weil ich selbst bereits vor mehreren Jahren dasselbe Resultat bekannt gemacht habe.

9) **Expédition Chronométrique exécutée en 1843 entre Poulkowa et Altona. Rapports faits à l'Académie Impériale de St. Pétersbourg par F. G. W. Struve.**

Bey der Längenbestimmung, deren vollständige Details in diesem Werke mitgetheilt sind, wurden 68 Chronometer gebraucht, die im Ganzen 16 Mal den Weg zwischen Pulkowa und Altona gemacht haben. Außer den zwey Hauptstationen waren zwey Zwischenstationen, nämlich in Lübeck und Kronstadt, für absolute Zeitbestimmung eingerichtet, auch sonst alle Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche zur Erzielung eines sichern Resultates dienen konnten, und es ergab sich als Endresultat die Meridian-Differenz zwischen Pulkowa und Altona = $1^h\ 21'\ 32''$, 52 mit einer Sicherheit, die wohl bey keiner frühern Expedition dieser Art jemals erreicht worden ist.

10) **Resultate der in den Jahren 1816 bis 1819 ausgeführten astronomisch-trigonometrischen Vermessung Livlands von W. Struve.**

Diese Vermessung, welche der von der livländischen ökonomischen Societät herausgegebenen Karte von Livland zur Grundlage dient, ist vorzugsweise dadurch merkwürdig, daß sie mit den möglichst einfachen Mitteln und geringen Kosten ausgeführt, dennoch die für alle praktischen Zwecke erforderliche Genauigkeit vollkommen erreicht hat. Auf einer Fläche von 800 geographischen Meilen wurden ungefähr 300 Punkte geodätisch bestimmt, auch deren Höhe über dem Meeresspiegel gemessen; und dazu brauchte ein einziger Beobachter im Ganzen kaum mehr als 10 Monate Zeit; freylich war dieser Beobachter derselbe, dessen beyspiellose Thätigkeit und Ausdauer die früher unbekannte Dorpater Sternwarte in wenigen Jahren zu einer der berühmtesten in Europa erhoben hat. Die sämmtlichen Winkel sind mit einem Sextanten gemessen worden. Dessen ungeachtet weicht die Distanz der äußersten Punkte, die 250 Werst beträgt, von dem Ergebnisse der später vorgenommenen russischen Gradmessung nur um 2 Toisen ab. Die sämmtlichen Kosten, welche von der liefländischen ökonomischen Societät getragen wurden, betrugen ungefähr 3000 Silberrubel.

11) **A General Catalogue of the principal fixed stars from Observations made at the H. E. I. C. Observatory at Madras in the years 1830—1843 by Th. G. Taylor.**

Da ich die früheren Bände der astronomischen Beobachtungen in Madras bereits angezeigt habe, so beschränke ich mich darauf, zu bemerken, daß, nachdem Taylor einen sehr beträchtlichen regelmäßig in jedem Intervall von 5° sich wiederholenden Theilungsfehler am Mauerkreise entdeckt hatte, er sogleich die weitläufige Arbeit angefangen hat, an die früheren Resultate die entsprechende Correction anzubringen, und die seit dem Erscheinen des letzten Bandes erhaltenen Bestimmungen beyzufügen, woraus dann dieser allgemeine Katalog von 11015 Sternen hervorgegangen ist.

12) **Account of the Northumberlaud Equatorial and dome attached to the Cambridge Observatory, by G. B. Airy.**

Im Jahre 1833 erbot sich der Herzog von Northumberland, für die Sternwarte in Cambridge ein großes Objektiv von Cauchoix mit 11 Zoll Oeffnung anzukaufen, falls dasselbe als gut und für die Sternwarte nützlich erkannt werden sollte. Nachdem Hr. Airy in beyderley Hinsicht ein begutachtendes Urtheil abgegeben hatte, erfolgte der Ankauf des Objectivs, und Hr. Airy unternahm die schwierige Aufgabe, das Fernrohr aufzustellen und mit einer geeigneten Bedachung zu versehen. Er wählte ein Drehdach auf Kugeln beweglich und gab dem Fernrohr dieselbe Aufstellung, welche in England

bey kleinern Aequatorialen bisher gebraucht worden war. Als ich im Jahre 1844 in Begleitung des Hrn. Airy die Sternwarte in Cambridge besuchte, hatte ich Gelegenheit, das Werk vollständig ausgeführt zu sehen und die dabey befolgten Grundsätze im Detail kennen zu lernen. Was nun das Dach betrifft, so halte ich es für vollkommen zweckmäßig, insbesondere glaube ich, daß die Bewegung auf Kugeln jeder andern vorzuziehen sey; die Einrichtung ist einfach, dauerhaft und kann niemals in Unordnung kommen, auch wenn das Holzwerk des Daches und der Unterlage sich beträchtlich verzieht *). In Rücksicht auf die Aufstellung des Fernrohrs ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie weit von den Grundsätzen abweicht, die man auf dem Continente seit Fraunhofers Zeiten zu befolgen gewohnt ist; nichts desto weniger habe ich mich selbst überzeugt, daß der Zweck einer sanften und sichern Bewegung erreicht wird, obwohl ich glaube, daß die Fraunhoferischen Stative, deren Zweckmäßigkeit sich genugsam erprobt hat, leichter auszuführen sind und für den Gebrauch wenigstens eben so viel Bequemlichkeit gewähren.

13) Reports by Prof. Bache a) on the progress of the survey of the country 1844; b) on the progress of the work of constructing standards of weights and measures and balances in 1844; c) on chemical analyses of sugars molasses etc. and on hydrometers.

Die vorhergehenden Documente verdanke ich der gefälligen Mittheilung des Hrn. Prof. Bache, der nach dem Tode Haßlers gegen Ende des Jahres 1843 an seiner Stelle ernannt wurde, um die Arbeiten zu vollenden, welche Ersterem von der Regierung übertragen worden waren. Es ist bekannt, daß die nordamerikanische Regierung schon seit vielen Jahren ihr Augenmerk theils auf die trigonometrische Aufnahme ihrer Gebietstheile, und zwar zunächst der Küstenländer, theils auf die Regulirung des öffentlichen Maaß- und Gewichts-Systems gerichtet hat, und daß in beyden Angelegenheiten Haßler die Grundlagen festgesetzt, aber bey den ihm angewiesenen Mitteln, in Folge vielfach eingetretener Hindernisse, die Vollendung nicht hatte herbeyführen können. Diese Vollendung wird nun von Hrn. Prof. Bache mit allem Eifer betrieben, und zur bessern Förderung der Arbeit hat er ganz zweckmäßig einzelne Theile derselben dem einen oder andern Gelehrten, der sich speciell mit dem Fache beschäftigte, zur unabhängigen Ausführung überlassen. So legt er z. B. in dem dritten oben angeführten Berichte eine Arbeit des Hrn. Prof. Mc Culloch über Bestimmung des Zucker- und Weingeistgehaltes (mit Beziehung auf Erhebung der Zölle und Steuern) vor.

Diese allgemeine Anzeige halte ich für hinreichend und glaube nicht, daß es zweckmäßig seyn würde, eine Analyse der einzelnen Berichte zu versuchen, um so mehr, als die Methoden und Hülfsmittel, so wie die Ansichten, nach denen die Arbeiten ausgeführt werden, sich nicht wesentlich von denjenigen unterscheiden, die man in andern Ländern bey ähnlichen Gelegenheiten befolgt und in Anwendung gebracht hat. Einen Punkt darf ich jedoch nicht unterlassen hier zu erwähnen, nämlich daß Hr. Professor Bache sehr zweckmäßig mit dem Triangulationsgeschäfte die Bestimmung der magnetischen Constanten an den Hauptpunkten verbunden hat, was, wie er bemerkt, die Kosten nicht vermehrt. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Beyspiel des Hrn. Prof. Bache auch anderwärts Nachahmung fände.

Lamont.

*) In Greenwich ist ein Drehdach von 12—14 Fuß Durchmesser, welches mit der Hand, ohne allen weitern Mechanismus, umgedreht werden kann.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France etc.

(Fortsetzung).

Appendice IV. (pag. 531 — 613.) Chronique de la guerre entre Henri II. et son fils ainé, en 1173 et 1174, composée par Jordan Fantosme, chancelier spirituel de l'église de Winchester nach Handschriften zu Durham und Lincoln, 2066 Verse; p. 615—630. Append. V. Varianten zu dem vorstehenden Gedichte (Append. II) über das Leben des hl. Thomas von Canterbury; pag. 631 — 890 Materien- und Namen-Register, Zusätze und Berichtigungen und ein Glossar. Hinsichtlich des ersten Bandes des Hauptwerkes und des Dichters Benoit (eines Mauriner Mönchs) überhaupt vgl. Gel. Anz. Bd. VI. S. 850.

4) Les Olim ou registres des arrêts rendus par la cour du roi sous les règnes de saint Louis, de Philippe le Hardi etc. publiés par le comte Beugnot. T. II. 1274—1318. Par. 1842. T. III. Prémière partie 1299—1311 Par. 1844. Die Vorreden zu den vorliegenden zwey Bänden dieser interessanten Sammlung enthalten ausführliche rechtsgeschichtliche Excurse über die Entwicklung und Fortbildung der Gerichtsbarkeit und des Gerichtswesens in Frankreich. (Eine ausgezeichnete Darstellung des letzteren Gegenstandes namentlich für den Zeitraum des vorliegenden Urkundenwerks, vom Standpunkte der deutschen Wissenschaft findet sich in Warnkönigs französischer Staats- und Rechtsgeschichte. Basel 1846. Bd. I. S. 426—452.)

5) Archives administratives de la ville de Reims. Par Pièrre Varin. Tome II. Partie 1. 2. Par. 1843. Die Urkunden des XIV. Jahrhunderts umfassend. Der erste Band dieser für die Geschichte des Städtewesens im Mittelalter äußerst wichtigen Sammlung wurde bereits in diesen Blättern (Gel. Anz. XI. No. 151 — 154) durch Hrn. Prof. Warnkönig in Freiburg ausführlich erörtert. Vgl. auch dessen „Blicke auf die neuesten Schriften über französische Rechtsalterthümer" in Mittermaier und Zachariä's Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft Bd. XIII. (Heidelb. 1841). S. 241—247 und Journal des Savans 1845. Janv. p. 54.

6) Archives legislatives de la ville de Reims. Par Pièrre Varin. Seconde partie. Statuts. Vol. 1. Par. 1844. (Vgl. Gel. Anz. Bd. XIII. S. 520). Dem vorliegenden Bande ist ein Anhang zu dem vorausgehenden, die „coutumes" der Stadt Rheims enthaltenden Bande dieser legislativen Abtheilung des Gesammtwerkes vorangestellt, welcher Nachtrag zunächst durch den Umstand veranlaßt wurde, daß der Stadt-Bibliothek von Rheims in der Zwischenzeit (May 1842) ein höchst werthvolles Manuscript dieser Coutume vom J. 1481 durch die Erben des ehemaligen Richters am Civil-Tribunal der Stadt A. R. Sutaine Duvivier als Geschenk zugekommen ist, welches die Handschrift, nach welchem das fragliche Rechtsdenkmal im vorausgehenden ersten Bande abgedruckt worden, an Correctheit und Reichhaltigkeit übertrifft. Den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der „Statuts" bilden die Statuten der geistlichen und bürgerlichen Corporationen, und zwar §. I. Statuts émanés des

Archevèques. §. II. Statuts du Chapitre. §. III. Statuts de l'abbaye de Saint-Remi. §. IV. Statuts concernant la Bourgeoisie. Daß der Ausscheidung dieser Urkundensammlung in Archives administratives und législatives nicht jener streng sondernde Begriff von Administration und Justiz zum Grunde liege wie er bey uns gang und gäbe ist, das konnten die Leser unserer Blätter schon aus der vorerwähnten Anzeige des ersten Bandes der Archives administratives ersehen, da auch hier mehrere Rechtsstatute von Rheims und in dessen Sprengel gelegenen Orten aufgenommen sind, (vgl. Gel. Anz. Bd. XI. S. 190) welche man füglich in der legislativen Reihe suchen könnte. Die von Hrn. Varin der Redaction des Werkes und der Verarbeitung des ungemein reichlichen Materials gewidmete Mühe kann übrigens wirklich musterhaft genannt werden.

7) Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le regne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaguet, précédée d'une introduction par M. de Barante. T. 4. 5. Par. 1842—1844.

Diese nach drey Handschriften der k. Bibliothek zu Paris zum erstenmal herausgegebene „Chronica Karoli sexti" eines unbekannten Conventuals von St. Denys, (vielleicht Guillaume Barrault's?) der auch eine verloren gegangene Chronik Karl's V. geschrieben, wurde bisher schon in ihrem handschriftlichen Zustande von den französischen Geschichtschreibern als eine Hauptquelle des bezeichneten Zeitraumes fleißig benützt, von Le Laboureur in seiner Histoire du règne de Charles VI. (Paris 1663. fol.) sogar bereits ins Französische übertragen, erscheint aber nun zum erstenmal im Original und in trefflicher Ausstattung. Band I enthält die ersten 12 Bücher der Chronik und reicht bis zum J. 1391; Bd. II. enthält das 13. bis 21. Buch und die Jahre 1392—1400; Bd. III. Buch 22—28 J. 1401—1407; die vorliegenden neuesten zwey Bände IV und V umfassen die Jahre 1408—1415, Buch 29—36. Mit welcher Ausführlichkeit dieser Chronist die Geschichte seiner Zeit, namentlich die religiösen Ereignisse behandelt, davon zeugt z. B. die vollständige Aufnahme der Verdammungssentenz des Kostnizer Concils gegen die Wicleffianer. (T. V. p. 656—664).

8) Papiers d'état du cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. T. 4. 5. Par. 1843—1844.

Die wichtige Stellung, welche der Cardinal von Granvella (Anton Perrenot, geb. zu Besançon 1517 gest. zu Madrid 1586) als Gesandter Karls V., als Vicekönig von Neapel ꝛc. ꝛc. während der bewegungsvollsten Periode des XVI. Jahrhunderts einnahm, erhebt die von ihm hinterlassenen Papiere, 80 Bände umfassend und aus der öffentlichen wie aus der vertrautesten Correspondenz mit beynahe allen damaligen Fürsten und Staatsmännern bestehend, zu Geschichtsquellen des ersten Ranges. Die verwickeltsten Verhältnisse in den diplomatischen Bestrebungen Frankreichs und Oesterreichs, in der Geschichte des kirchlichen Kampfes in Deutschland, Frankreich und der Schweiz, der Vereinigung Portugals mit Spanien, des Aufstands in den Niederlanden ꝛc. ꝛc. erhalten durch diese unverfälschten Documente in vielen Beziehungen ein völlig neues Licht. Die von Hrn. Weiß besorgte Auswahl aus der Gesammtmasse des erwähnten handschriftlichen Materials ist in eine fortlaufende chronologische Ordnung gebracht. Der vorliegende vierte Band umfaßt die Papiere der Jahre 1553—1556, der fünfte — unter Vorausschickung der auf die Hochverrathsanschuldigung gegen den spanischen Gesandten Renard bezüglichen Actenstücke — die Jahre 1557—1559.

II. Neue Bestandtheile der Sammlung.

a) Première Série. Histoire politique.

1) **Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de François II, tirées du portefeuille de Sébastien de L'Aubespine, évêque de Limoges par Louis Paris, bibliothécaire-archiviste de la ville de Reims. Par. Imprim. royale. 1841. XLVI u. 986. S.**

Sebastian de L'Aubespine, aus einer der angesehensten Familien des französischen Adels im

J. 1518 zu Beauce geboren, zeichnete sich schon früh durch hervorragende Eigenschaften für den diplomatischen Dienst aus, und ward für deßfallsige Leistungen von Franz I. nach damaliger Uebung durch Verleihung mehrerer Kirchenpfründen, namentlich der Abtey Basse-Fontaine (in der Diöcese Troyes) belohnt. Unter diesem Titel eines Abts von Basse-Fontaine machte er im J. 1543 eine Gesandtschaftsreise nach der Schweiz, um diese in der Alliance mit Frankreich zu erhalten, sie zur Stellung des Contingents zu vermögen, wozu sie der Vertrag v. J. 1521 verpflichtete, den kaiserlichen Einfluß bey den Cantonen abzuwehren rc. Nach erfolgreicher Rückkehr von dieser Mission wurde L'Aubespine den französischen Gesandten auf dem Reichstag zu Worms, Grignan und Mesnage beygegeben. Nach Beendigung der Wormser Conferenzen (5. Aug. 1545) nahm er wieder seine frühere Stelle bey den Schweizer Cantonen ein, wurde später (1555) als Gesandter Frankreichs nach Flandern, sodann als solcher zum Friedensschluße von Cambray und sofort an den spanischen Hof abgeordnet; nach seiner Zurückberufung von diesem Posten (1561) bekleidete er fortwährend die einflußreichsten Stellen, namentlich als Vertrauter der Königin Mutter Katharina von Medicis, kam aber endlich, nachdem er den fünf Königen aus dem Hause Valois während eine Reihe von 40 Jahren mit redlichster Hingebung gedient, in Ungnade, zog sich auf seinen (1555 ihm eingeräumten) Bischofssitz zu Limoges zurück, nahm jetzt erst die priesterlichen Weihen und starb am 2. Juli 1582. Seine reichhaltige Correspondenz, aus der vorliegenden Sammlung der interessantesten diplomatischen Aktenstücke bestehend, wurde erst im J. 1833 im Schloße Villebon einer ehemaligen Besitzung der zuletzt völlig verarmten Familie de L'Aubespine aufgefunden.

2) Procès-verbaux de Etats-généraux de 1593 recueillis et publiés par Auguste Bernard (de Montbrison). Paris, imprim. royale 1842.

Die Auffindung der längst für verloren geglaubten Verhandlungen der liguistischen Stände-Versammlung des Jahres 1593 füllt eine der empfindlichsten Lücken in der Geschichte der so tragisch markirten religiöspolitischen Gährungskämpfe des französischen Volkes. Der Herausgeber dieser merkwürdigen Documente beabsichtigt eine ausführliche monographische Bearbeitung dieses Gegenstandes und stellte vorläufig bloß zwey Abschnitte aus seinen deßfallsigen Materialien der vorliegenden Publication des Textes der fraglichen Verhandlungen als Einleitung an die Spitze: Bibliographische Nachweisungen über die von ihm entdeckten und hier veröffentlichten Documente p. I—XXX, und ein „Avant-propos historique," den geschichtlichen Ueberblick der vorzüglichsten Ereignisse enthaltend, welche dem erwähnten Zusammentritte der drey Stände auf Seite der liguistischen Parthey vorausgegangen und als Resultate desselben nachfolgten. Auf den Grund des vorliegenden Bandes der Collection de documents inédits ward es dem neuesten Bearbeiter einer Geschichte der Landstände Frankreichs, E. J. B. Rathery *), möglich, zum erstenmale auf die Etats-généraux von 1593 unter Mittheilung eines urkundlich nachgewiesenen Abrisses ihrer Wirksamkeit der Gesammtreihe der französischen Landtage einzuverleiben.

3) Recueil des lettres missives de Henri IV. publié par Berger de Xivrey. Tome I. 1562—1584. Tome II. 1585—1589. Paris. Imprimerie royale. 1843.

Den Gedanken einer vollständigen Sammlung der Briefe Heinrichs IV. faßte zuerst der Minister Villemain; unter seinen Auspicien ward denn auch alles aufgeboten, um wo möglich aller in den öffentlichen und Privatarchiven Frankreichs und des Auslands vorfindlichen Documente der wirklich bewunderungswerthen Briefschreibseligkeit dieses Fürsten habhaft zu werden. Ein großer Theil seiner diplomatischen, freundschaftlichen und galanten Correspondenz war zwar bereits gedruckt; aber die ungleich größere Hälfte derselben gelangt erst durch die vorliegende Sammlung zur Veröffentlichung.

---

*) Histoire dés Etats-généraux de France, suivie d'un examen comparatif de ces assemblées et des parlements d'Angleterre etc. Mémoire couronné par l'Académie des Sciences morales et politiques. Paris, 1845. 8.

Die deßfallsigen Requisitionen begannen erst im Jahre 1841 und schon nach zwey Jahren betrug die Zahl der dem Herausgeber zur Hand gestellten großentheils autographen Briefe Heinrichs zweytausend neunhundert, wovon ein volles Drittheil das Ausland, Petersburg allein deren 400 lieferte. Die Gesammtmasse wurde in zwey Abtheilungen ausgeschieden, wovon die eine die von Heinrich vor seiner Besteigung des französischen Thrones geschriebenen Briefe umfaßt, die andere die welche er als König von Frankreich geschrieben; jene, — die Briefe des Prinzen und Königs von Navarra sind in den vorliegenden ersten zwey Bänden der Sammlung enthalten und von dem Herausgeber mit reichlichen geschichtlichen Erläuterungen, mit Facsimile's der Handschrift Heinrichs und einem vollständigen Itinerar desselben &c. &c. ausgestattet.

b) Deuxième Série. Histoire des Lettres et des Sciences.

Les quatre livres des Rois traduits en français du XII. siècle, suivis d'un fragment de Moralités sur Job et d'un choix de sermons de Saint Bernard publiés par M. Le Roux de Lincy ancien élève pensionnaire de l'Ecole royale des Chartes. Paris, imprimerie royale. 1841.

Der Herausgeber, einer der tüchtigsten unter den jetzt lebenden Forschern auf dem Gebiete des Altfranzösischen, hat den vorliegenden Uebersetzungen der libri regum, der moralia oder expositio in Jobum von Gregor dem Großen und einiger Predigten des hl. Bernhard eine ausführliche und sehr instructive Einleitung vorausgeschickt. Er behandelt zuerst das Literargeschichtliche der ersten Bibelübertragungen in Frankreich, welche bis ins VIII. Jahrhundert zurück datiren, obschon sich keine ältern schriftlichen Denkmäler dieser Art erhalten haben als aus dem XII. Jahrhundert. (Lebeuf hat in seinen Recherches sur les plus anciennes traductions en langue française etc. bereits auch in dieser Beziehung gründliche Vorarbeiten geliefert.) Hierauf folgen genaue Beschreibungen der Manuscripte aus welchen die vorliegenden Stücke abgedruckt sind. Sie gehören alle drey zu den ältesten Denkmälern der französischen Prosa. Die Ausmittlung des Alters und des Dialects, welchem das erstere und wichtigste derselben: Les quatre livres des Rois angehört, gab dem Herausgeber Veranlassung in eine ausführliche sprachgeschichtliche und grammatische Untersuchung einzugehen. Er weist das Manuscript in die erste Hälfte des XII. Jahrhunderts, und dem Dialecte von L'Ile-de-France ein. Dem Abdrucke der altfranzösischen Uebersetzung ist der lateinische Original-Text beygegeben. Das mitgetheilte Facsimile der betreffenden Handschrift (aus der Bibliothek Mazarine) ist meisterhaft ausgeführt.

c) Troisième Série. Archéologie.

Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu. Par M. Didron. Paris, imprimerie royale 1843.

Die Leitung der Geschäfte für die Herausgabe wie für die Sammlung des historischen, literarischen und artistischen Materials der Collection de documents inédits etc. war anfangs einer Gesammtcommission übertragen; diese theilte sich später in mehrere einzelne Unterabtheilungen (Comité historique, philosophique, scientifique, artistique etc.) ist aber in jüngster Zeit auf deren zwey reducirt worden: Comité des monuments écrits und Comité des arts et monuments. Letzteres erließ zur Erzielung von Gleichförmigkeit und principieller Tendenz in der Wirksamkeit vorzüglich seiner Mitglieder und Correspondenten in den auswärtigen Departements gemeinfaßliche Vorschriften und Unterweisungen, (Instructions du comité historique des arts et monuments).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Der Pauperism in England in legislativen, administrativen und statistischen Beziehungen. Mit einer Uebersicht der Hauptergebnisse der jüngsten Bevölkerungsaufnahme in Großbritannien und Irland nach amtlichen Quellen bearbeitet von C. Th. von Kleinschrod. Regensburg bey Manz 1845.

Sicherlich hat man auf dem Continente zur Zeit noch der englischen Armengesetzgebung weniger Aufmerksamkeit gewidmet, als es unsere eignen Aussichten in die Zukunft zu erfordern scheinen, und namentlich hat man sich nicht bemüht, dieselbe in ihren Beziehungen auf das Einzelne kennen zu lernen, darum aber auch nie vermocht, ein ganz reifes Urtheil über sie zu fällen. Hr. Ministerialrath von Kleinschrod hat bey seiner Anwesenheit in England jenes außerordentliche Unternehmen einer großen Nation näher kennen gelernt, und in dem vorliegenden Werke nach seinen eignen Beobachtungen und nach öffentlichen Documenten, so wie nach den amtlichen Quellen und Aufschlüssen über das Armenwesen in England und Irland, welche ihm das berühmte Mitglied der Armencommission Edw. Chadwick Esq. mittheilte, in recht dankenswerther Weise die Mittel und Wege gegeben, uns ein besseres Urtheil über das englische Armenwesen und die damit zusammenhängenden Fragen zu begründen. Das Motto seines Buches ist aus de Foes Memoire sehr bezeichnend gewählt, nämlich: „Faire l'aumône n'est pas faire la charité;“ wir möchten noch ein dejà oder toujours dazwischen setzen, um jedem Mißverständniß zu begegnen. — Das Vorwort spricht sich in beredter Weise über den gegenwärtigen Stand der Armenfrage und über die ernste Aufmerksamkeit aus, welche ihr die englische Regierung zuwendet. Wir anerkennen gerne, daß im Ganzen die Sorge der brittischen Verwaltung für ihre Armen musterhaft genannt werden dürfe; aber nicht bloß dießseits des Kanals, sondern auch in England haben sich manche Ansichten dagegen vernehmen lassen. Es ist hier nicht der Ort, sie im besondern zu untersuchen, nur mag bemerkt werden, daß Behauptungen, wie sie z. B. Bulwer in England and the English, freylich mit der Uebertreibung des Radikalen und des Romanschreibers, aufgestellt hat, nicht alles Grundes entbehren. Die Armensteuer, die Armenhäuser, die centralisirte Armenverwaltung sind indeß für England ein nothwendiges Uebel geworden, da seit den Tagen Heinrichs VIII., Marias und Elisabeths, gewaltthätigen Andenkens, zwar die äußere Größe der Nation sich erstaunlich gehoben hat, daneben aber auch, und wie die Zahlen nachweisen, im Verhältniß der zunehmenden Manufactur der Pauperismus sowohl wie die gänzlich hülfentblößte Armuth sich in erschreckender Weise gemehrt haben, die Moralität aber gesunken ist, und dieß trotz, ja selbst vermöge der zur Abhülfe der Noth, leider nicht nach gesunden Principien, angewendeten Mittel. Wenn nun, wie noch neulich Mac-Culloch ohne es zu wollen gezeigt hat, die englische Manufactur einer ganz gefährlichen Höhe entgegengeht, auf die sie Peel gegenwärtig noch rascher hinauftreibt, so mußte um so mehr nach Verbesserungen des Armenwesens im Wege der Verpflichtung gestrebt werden, als die eigentlich segenbringende, ja die Armuth adelnde

Grundlage so ziemlich abhanden gekommen war; obwohl, wie kaum irgend Etwas dem einer weisen Freyheit und billigen Selbstständigkeit für sich huldigenden englischen Charakter so zuwider ist, als die Unterstellung von Communalangelegenheiten unter die Centralverwaltung des Staates, so mußte er sie sich dennoch gefallen lassen; und was Landlords und Fabrikherren von Pächtern und Arbeitern gewonnen, mußten sie, — freylich im Verhältniß zur Mittelklasse wohl zu gering, — an den Pauperismus verzinsen, so daß nahe 8 Millionen Pfund das Armenwesen in einem Jahre verschlang. Bettlern begegnet man auch anderswo; so gewaltigen Anstrengungen, der Noth zu steuern, aber nirgends, da sie auch anderwärts nirgends so groß ist und von jeher ergiebigere Beachtung im christlichen Sinne gefunden hat. Besser steht es in dieser Beziehung in Schottland, wo die Armen noch mehr Ehrgefühl besitzen und weder nach den Süßigkeiten des Werkhauses lüstern sind, noch auch das Mitleitd etwa mit neapolitanischen Kraftsprüchen erpressen.

Die Lösung so wichtiger socialer Fragen bedarf einer sicheren statistischen Grundlage, zu welcher uns nicht kleinliche, belästigende Aufzeichnungen, sondern nur energische und auf die entscheidenden Punkte gerichtete Forschungen verhelfen. Diese verdanken wir dem Herrn Verfasser, welcher ganz passend der genaueren Beurtheilung des englischen Armenwesens eine Statistik der Bevölkerung von Großbritannien und Irland und insbesondere der Beschäftigungen nach den Ergebnissen der innerhalb eines einzigen Tages im ganzen Reiche gleichzeitig vollbrachten Volkszählung des Jahres 1841 vorausschickt. Wir entnehmen daraus ein Paar Bemerkungen. Die Zunahme der Häuserzahl gegen früher (1831 in England und Wales 2,481,544 auf 13,897,187 E. 1841 in England und Wales 2,943,939 auf 15,911,757 E.) mag auf eine Zunahme des Wohlstandes im Allgemeinen deuten, da der Engländer nicht gern mit mehreren Partheyen in einem Hause lebt. London allein vermehrte in dieser 10jährigen Epoche seine Häuserzahl von 196,666 zu 250,908. Der Zuwachs der Bevölkerung zeigt sich in den Fabrikbezirken am stärksten, zum Theil durch Einwanderung aus andern Distrikten veranlaßt. In dem letzten Decennium fand jedoch eine sehr erhebliche Verminderung der Volkszunahme gegen das nächstvergangene statt. Die Gesammtzahl der Personen über dem 20. Jahre übertrifft jene unter diesem Lebensjahre beym männlichen Geschlechte gegenwärtig um 11 $\frac{0}{0}$, und beym weiblichen Geschlechte um 21 $\frac{0}{0}$, während früher kein Unterschied bestand, was auf längeres Leben und auf Verminderung zu frühzeitiger Heirathen weist. Daß ein Todesfall auf je 45 Personen treffe, während wie auch anderwärts eine Geburt auf 31 Personen kömmt, würden wir in Abrede stellen, wenn uns nicht die Angaben des Verf. eines Bessern belehrten. Für noch viele interessante Daten, z. B. die Uebersichtstabelle 2c. müssen wir auf das Buch selbst verweisen, das durch seine vergleichenden Darstellungen selbst dem trockenen statistischen Detail einen erheblichen Reiz zu geben wußte. — Was wir aber besonders erwähnen, ist die höchst instruktive Geschichte des englischen Armenwesens, welche der Verf. mittheilt, ehe er zur Darstellung des gegenwärtigen Standes dieser Angelegenheit übergeht. Obwohl schon Cobbet für die Entstehung des englischen Armenwesens einen bedeutsamen Schlüssel lieferte und andrerseits Morichinis treffliches Werk über die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten in Europa uns über die Vorsorge belehrt, die man außerhalb England für die Armen getroffen hat, so können wir uns doch des Vergnügens nicht entschlagen, wenigstens Einiges ausführlich aus dem Werke des Hrn. v. Kleinschrod mitzutheilen, da derselbe aus dem detaillirten Bericht der Untersuchungscommission so treffende Bemerkungen ableitet, daß wir nur wünschen, die Deutschen möchten sich die aliena pericula hiebey zu Nutzen machen!

— „Wir sehen eine Nation an innerer Größe und Kraftentwicklung, an Reichthum und Macht alle Staaten überragend, ihren Einfluß über die ganze Erde verbreitend, mit höchster Besonnenheit ihren innern Staatshaushalt ordnend, ihren gesetzgebenden Körper unter der Aegide einer unvergleichlichen Staatsverfassung, unter der Herrschaft unbedingter Publicität eingreifend in alle Zweige der öffentlichen Angelegenheiten; wir sehen diese Nation, so eifersüchtig auf ihre Rechte und namentlich auf das Recht der Bewilligung aller der Regierung zu

Gebote gestellten Geldmittel neben einem jährlichen Staatsbudget von 450 Millionen Gulden, welche das gigantische Gemeinwesen erfordert, freywillig noch eine weitere Last von 80 bis 90 Millionen Gulden auf sich nehmen für die Ernährung der Armen; erhoben ohne vorhergegangene Nachweisung des Bedürfnisses, ohne festes Gesetz, bloß auf den Grund höchst unbestimmter Vorschriften einer vor Jahrhunderten erschienenen Parlamentsakte unter dem einfachen Titel von Kirchspielslasten; verwendet endlich diese große Summe ohne Controle, ohne Rechenschaft und Verantwortlichkeit derjenigen, welchen solche in die Hände gegeben ist. Und was das Wunderbarste, dieses große Opfer ohne Erfolg, im Gegentheile von der Nation geleistet in der allgemeinen Ueberzeugung, daß die kolossale Abgabe für Ernährung des dürftigen Theils der Bevölkerung ihren Zweck nicht erfülle, vielmehr das Gegentheil, nämlich Zunahme der Verarmung und moralischen Verschlechterung der unterstützten Klassen bewirke."

(Schluß folgt.)

Collection de documents inédits sur l'histoire de France etc.

(Schluß.)

Den zweyten *) Theil dieser Unterweisungen bildet das vorliegende, von dem Secretaire des genannten Comité verfaßte Werk über christliche Iconographie. Der etwas befremdlich lautende Beysatz-Titel: „Histoire de Dieu" findet darin seine Erklärung, daß der Inhalt des vorliegenden Bandes sich mit den im Mittelalter üblich gewesenen bildlichen Darstellungen der Dreyeinigkeit und der drey göttlichen Personen, ihrer Attribute ꝛc. befaßt, während eine später erscheinende von Hrn. Didron eben jetzt bearbeitete Unterweisung die Iconographie der Engel, Teufel und Heiligen zum Gegenstande haben wird. Bey dem unermeßlichen Reichthum Frankreichs an Denkmälern der christlichen Kunst, in seinen alten von Sculpturen und Glasmalereyen wimmelnden Cathedralen, in seinen Handschriften- und Alterthums-Sammlungen hat Hr. Didron in Folge seiner amtlichen Stellung an der k. Bibliothek zu Paris wie als Secretär des erwähnten Comité über ein so vollständiges Quellenmaterial zu gebieten, wie nicht leicht ein anderer Forscher in diesem Zweige der Kunstgeschichte. Es ist ein wahrer Schatz kritisch vergleichender Beobachtungen in diesem Werke niedergelegt, der vollkommen verdiente durch Uebertragung zum Gemeingute der deutschen Literatur gemacht zu werden, obschon letztere in neuerer Zeit, — abgesehen von den trefflichen allgemeinen kunstgeschichtlichen Werken eines Kugler, Waagen, Otte auch in dem speciellen Fache der christlichen Iconographie eigener, sehr werthvoller Bereicherungen sich zu erfreuen hat. (Radowitz, Iconographie der Heiligen. Berl. 1834. Christliche Kunstsymbolik und Iconographie. Frkf. 1839. Alt, die Heiligenbilder oder die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt. Berlin 1845.)

*) Die erste Abtheilung dieser Instructions, aus mehreren einzeln ausgegebenen Brochüren bestehend, ist der k. Hof- und Staatsbibliothek noch nicht zugekommen.

d) (Quatrième Série). Mélanges historiques.

Documents historiques inédits tirés des collections munuscrites de la bibliothèque royale et des archives ou des bibliothèques des départements publiés par M. Champollion-Figeac. Tome 1. 2. Paris 1841—1843.

Die Herausgabe der vorliegenden Abtheilung (Melanges historiques) welche die vierte Reihe der ganzen Sammlung bildet, ohne als solche ausdrücklich bezeichnet zu seyn, und mit obigen zwey Bänden ihren Anfang nimmt, ist den Beamten des Departement der Manuscripte der k. Bibliothek zu Paris übertragen, weil ihr Inhalt zunächst und vorzugsweise aus den handschriftlichen Schätzen der k. Bibliothek geschöpft ist. Der Herausgeber, einer der Conservatoren des erwähnten département des manuscrits, ertheilt in der Vorrede umständliche Nach-

richt über die zum Behufe dieser Publicationen eingeleiteten Recherchen, Inventarisirungen und Arbeitsrepartitionen im Allgemeinen. Den einzelnen Bänden dieser Reihe ist die Einrichtung gegeben, daß jeder derselben in zwey selbstständige Abtheilungen zerfällt, wovon die erste die an das Ministerium des Unterrichts eingesandten nach alphabetischer Ordnung der Departements aneinander gereihten Berichte, Nachrichten und Inventarien der Correspondenten (meist Eleven der école des chartes) und sonstigen Mitglieder des comité historique des chartes, chroniques et inscriptions (späterhin comité des monuments écrits genannt), die zweyte Abtheilung aber die Texte der mitzutheilenden schriftlichen Denkmäler selbst enthält. Der erste von den bis jetzt erschienenen zwey Bänden umfaßt in dieser Weise die Berichte vom Beginn des Unternehmens 1834 bis Ende 1839, der zweyte Band jene der Jahre 1840 bis 1842.

Die in der zweyten Abtheilung zum Abdruck gelangenden Texte beruhen auf einer von dem Herausgeber zu treffenden Auswahl in chronologischer Folge der einzelnen Stücke. In den vorliegenden zwey Bänden bestehen letztere größtentheils aus Urkunden von privatrechtlichem oder localem Interesse, doch finden sich auch Denkmäler und Aufzeichnungen anderer Art; im ersten Bande z. B. Karl des Großen Capitulare legationis romanae v. J. 785, (das übrigens von Hrn. Champollion schon im J. 1836 und hierauf von Pertz, Mon. Germ. IV. 549 herausgegeben war;) Ludwig des Heiligen Schiffsverträge (pacta naulorum) mit Genua und Venedig wegen Ueberlassung von Galeeren für die Kreuzfahrer; (die pacta navigii cum Venetis 1268 waren bereits von Leibnitz, Lünig und Dumont edirt;) bisher ungedruckte Documente zur Geschichte des Geschlechtes von Joinville; Catalog der Bibliothek des Klosters St. Victor in Marseille aus dem XII. Jahrhundert; expositio vocabulorum antiquorum de lingua saxonica etc. Die Fortsetzungen dieser Abtheilung der Collection de docum. inéd. werden uns Gelegenheit geben, ausführlicher auf deren Inhalt zurück zu kommen.

Um mit gegenwärtiger Anzeige zugleich einen Ueberblick sämmtlicher der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Bestandtheile der ganzen Sammlung zu verbinden, lassen wir hier die Titel der übrigen theils bereits beendigten theils bis jetzt ohne Fortsetzung gebliebenen Werke derselben folgen.

Série I. Hist. politique.

Rapports au Roi et pièces. 1835. —

Journal des Etats-Généraux de France tenus à Tours en 1484 sous Charles VIII. redigé par Jean Masselin en latin, publié et traduit par A. Bernier. 1835.

Procés-verbaux des séances du conseil de régence du Roi Charles VIII. pendant 1484—1485 publiés par A. Bernier. 1836.

Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois écrite en vers provençaux par un poète contemporain, trad. et publiée par Fauriel. 1837.

Geraud, Paris sous Philippe-le-Bel d'après des documents originaux. 1837.

Boileau, Reglements sur les arts et métiers. Publ. par Depping. 1837.

Relations des ambassadeurs Venitiens sur les affaires de France au XVI. siècle, recueillies et traduites par Tommaseo. T. 1. 2. 1838.

Rapports au Ministre. 1839.

Lettres de rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre dépuis Louis VII. jusqu' á Henri IV., tirées des archives de Londres par Bréquigny et publiées par Champollion-Figeac. T. 1. 1839.

Correspondance de H. d'Escoubleau des Sourdis. Accompagnée d'un texte historique etc. par Eugene Sue. T. 1. 2. 3. 1839.

Cuvelier, Chronique de Bertrand du Guesclin, publiée par E. Charrière. T. 1. 2. 1839.

Guérard, Collection des cartulaires de France T. 1—3. 1840.

Procés des templiers, publié par Michelet. T. 1. 1841.

Série II. Histoire des lettres et sciences.

Ouvrages inédits d'Abélard publiés par Victor Cousin. 1836.

Série III. Archéologie.

Beuzelin, Rapport sur les monuments historique des arrondissements de Nancy et de Toul. Livr. 1—3. 1837.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

L. Annaei Senecae opera. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit, disputationes et indicem addidit Carolus Rudolphus Fickert. Volumen tertium continet Dialogos, Naturales Quaestiones, Ludum, quinque fragmenta. Lipsiae sumtibus librariae Weidmannianae MDCCCXLV. XII u. 745 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae Dialogi IX, ad Lucilium Naturalium Quaestionum libri VII, Ludus de morte Claudii. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit, quinque fragmenta addidit C. R. Fickert.

Die beyden ersten Bände der vorliegenden Ausgabe von Seneca's Werken hat Referent bereits in den Gelehrten Anzeigen 1842 Nro. 245 — 247 und 1844 Nro. 204 — 206 besprochen. Dieser enthält die noch übrigen Bücher, so daß nach dem Plane des Hrn. Fickert nun nur noch ein Band folgen wird, welcher Untersuchungen über die Quellen und die Sprache des Seneca und die nöthigen Indices, so wie (nach der Vorrede zu dem zweyten Bande) eine Besprechung der von den verschiedenen Recensenten der früheren Bände gemachten Bemerkungen enthalten soll. Die auf dem Titel vorkommende Bezeichnung Dialogi ist, wie die Vorrede besagt, einer alten Mailänder Handschrift, der Kürze wegen, entnommen. Daß Seneca wirklich einen Theil seiner Werke Dialogi betitelt hat, ist von Hrn. F. in der Vorrede zum zweyten Bande [S. XIV, *)] nachgewiesen; übrigens werden in der erwähnten Handschrift auch die Bücher de ira darunter gerechnet, welche H. Fickert, als der Ausdehnung nach von den andern darunter gezählten Schriften sehr verschieden, in den zweyten Band aufgenommen hat. Hier sind unter diesem Titel folgende Schriften zusammengefaßt:

1) Ad Lucilium, Quare aliqua incommoda bonis viris accidant, cum providentia sit, gewöhnlich de providentia betitelt, S. 3 — 30.
2) Ad Serenum, Nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem, sonst unter dem Titel de constantia sapientis bekannt, S. 31 — 70.
3) ad Marcium de consolatione, S. 71 — 142.
4) ad Gallionem de vita beata, S. 143 — 194.
5) ad Serenum de otio, S. 195 — 210. Bekanntlich hing dieses Buch mit dem vorhergehenden in den alten Ausgaben zusammen, und es ist dieß in den von Hrn. F. verglichenen Handschriften eben so der Fall; doch gibt die erwähnte Mailänder bey der Aufzählung der darin enthaltenen Schriften auf dem ersten Blatte an dieser Stelle den angeführten Titel an. Lipsius hat zuerst die Trennung vorgenommen, die Kapitel aber fortgezählt; daher kommt es, daß sich hier eine doppelte Kapitelzählung findet. Mit Recht vermuthet Hr. F., daß in der Handschrift, aus welcher alle

uns zu Gebote stehenden geflossen sind, eine oder zwey Lagen (Quaterniones) ausgefallen waren, welche den Schluß des vorigen und den Anfang dieses Buches enthielten, und daß die Abschreiber fortschrieben, ohne die Lücke zu bemerken. Einen augenscheinlichen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermuthung bietet jene Mailänder Handschrift, in welcher ursprünglich am Schlusse dieser Schrift die Worte ad Serenum de otio standen, welche dann, wie es scheint, von dem Abschreiber selbst, der den Anfang dieses und das Ende des vorhergehenden Buches nicht finden konnte, ausgekratzt wurden (doch so, daß noch deutliche Spuren davon vorhanden sind), um der Unterschrift ad Gallionem de vita beata Platz zu machen.

6) ad Serenum de tranquillitate animi, S. 211 — 266.

7) ad Paulinum de brevitate vitae, S. 267 — 312.

8) ad Polybium de consolatione, S. 313 — 350. Mit dieser Schrift hat es eine ähnliche Bewandtniß, als mit dem Buche de otio. Sie hängt fast in allen Handschriften und in in den alten Ausgaben (mit Einschluß der ersten des Erasmus vom Jahre 1515) mit mit der vorhergehenden Schrift zusammen, welche übrigens vollständig zu seyn scheint. In der erwähnten Mailänder Handschrift hat diese Schrift ihren besonderen Titel, und in der Neapolitaner Ausgabe, v. J. 1475, der ersten, in welcher sie sich findet, hat der Verfasser bey der Inhaltsanzeige des zweyten Bandes bemerkt, daß diese Schrift mit der vorhergehenden nur durch ein Versehen (ex incuria famuli componentis) vereinigt worden sey.

9) ad Helviam matrem de consolatione, S. 351 — 394.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pauperism in England in legislativen, administrativen und statistischen Beziehungen.

(Schluß.)

Damit man aber auch sehe, wie sehr diese Schilderung begründet sey, führt der Verf. noch die Worte des Hrn. Chadwick an. „Untersucht man," sagt derselbe, „die Maaßregeln, welche die Gesetzgebung gegen die Uebel der Armuth in England in Anwendung gebracht hat; überblickt man, ohne auf die Statuten vor Heinrich VIII. oder auf die schlagenden Beweise ihrer Erfolglosigkeit in den Einleitungen zu den nachfolgenden Statuten zurückzugehen, die Geschichte der Armengesetzgebung von dem Statute der Königin Elisabeth an, so erscheint dieselbe als eine fortlaufende Reihe fehlgeschlagener Maaßregeln, jedoch nicht ohne wichtige Lehren für den Gesetzgeber. Kaum ein Statut über die Verwaltung des Armenwesens wird gefunden werden, welches den von der Gesetzgebung beabsichtigten Zweck erfüllt oder welches nicht neue Uebel hervorgerufen hat, um jene zu vergrößern, auf deren Bekämpfung das Gesetz abzielte. Das Hauptaugenmerk des Statuts der Elisabeth war, die indolenten Ruhestörer der arbeitsfähigen Armen an Betriebsamkeit zu gewöhnen. Die Wirkung desselben, Folge der bisherigen Art seines Vollzuges im ganzen Lande, bestand jedoch nur darin, die Betriebsamen indolent, lasterhaft und unruhig zu machen, die Sicherheit alles Eigenthums zu gefährden, und sowohl durch die ungleiche Belastung als durch die Versuchung zu Unterschleifen Unzufriedenheit und Feindschaft unter den Gemeinden zu stiften. Ein andrer Zweck des Statuts war Abstellung des Bettels und müßigen Umherziehens. Allein Werkhäuser und Gefängnisse dienten als Pflanzschule für Vagabunden und Bettler und die Armentaxen unter ihrer bisherigen Verwaltung lieferten dazu die reichlichen Mittel, während man die Fortschritte des Uebels (aus Mangel an polizeylicher Wirksamkeit) durch zahlreiche, allmählig im ganzen Lande entstandene freywillige Associationen zu bekämpfen suchte. Die große Zahl der auf frey-

willigen Beyträgen beruhenden Spitäler, Almosenhäuser und andrer milden Stiftungen für den Unterhalt von alten, kranken und erwerbsunfähigen Armen geben einen Maaßstab für das Einzelne, was das Gesetz gewollt, aber bey ganz verfehlter Verwaltung nicht erreicht hat." — Die bisher aus der Armentaxe gewährten Unterstützungen zerfallen in zwey Hauptabtheilungen: 1) Unterstützungen verliehen außerhalb der Armenhäuser (out-door-relief), 2) Unterstützungen innerhalb der Armenhäuser (in-door-relief); die erstere hat Unterabtheilungen, je nachdem sie an Arbeitsfähige oder Erwerbsunfähige, in natura oder in Geld verliehen ward, und im letztern Fall sind wieder zu unterscheiden a) Unterstützung ohne Arbeitsleistung, b) Zuschuß bey nicht ausreichendem Lohn nach der Zahl der Kinder, das sogenannte allowance system, c) das roundsman system, indem man die Armen der Werkhäuser um geringen Preis an Gutsbesitzer zur Arbeit verdingte, d) das parish employment, indem sie das Kirchspiel selbst zu öffentlichen Arbeiten verwendete, und e) das labour-rate-system, wo die Armensteuerpflichtigen Arbeiter, ohne sie eben zu bedürfen, beschäftigen. Alle diese Classen brachten, wie der Verfasser nachweist, große Nachtheile mit sich; Landbau und Frabriken gewannen nur unzuverläßige Arbeiter, diese selbst verdarben noch mehr, und die allgemeinen Lasten wuchsen. Nur das In-door-system erwies sich einigermaßen praktikabel; auf dieses ist das Hauptaugenmerk des neuen Armengesetzes gerichtet, und mit aller Energie trotz großer Schwierigkeiten wurde die Errichtung von Werkhäusern glücklich betrieben. Zwey nothwendige Grundsätze sind es zunächst, die in diesem festgehalten werden, erstens: daß sie nicht den Privaterwerb beeinträchtigen sollen, daher sie an die Zuschüsse der Armenfonds gewiesen sind, und zweytens: daß die Lage des aus öffentlichen Fonds Unterhaltenen jener eines unabhängigen Arbeiters der untersten Klasse nicht vollständig gleichkommen dürfe. In den Werkhäusern ist eine genaue Disciplin eingeführt, doch scheinen die Strafen zu leicht; daß kein Bewohner derselben zum Gottesdienst einer ihm fremden Confession gezwungen werden dürfe, ist unsers Wissens vielfach übertreten worden; daß ferner die Nahrungsportionen der Frauensleute kleiner als die der Mannspersonen seyn sollen, möchte in der Erfahrung der Aerzte kaum ein begründetes Motiv finden. Die einzelnen Paragraphen des vom Verfasser vollständig angeführten neuen Armengesetzes sind alle beachtenswerth; freudig ersieht man, daß auch Armenschulen im Werke sind. Ein Gegenstand scheint uns aber noch besonderer Aufmerksamkeit werth, und wir berufen uns deßhalb wieder auf des Verfassers eigne Worte: — „Die Alimentationskosten, wozu die Gerichte den Vater eines unehelichen Kindes verurtheilen, betragen nach Umständen mehr oder weniger; durchschnittlich in Städten 3 bis 2½ Schl., auf dem Lande 2 Schl. wöchentlich; mehr, wenn der Vater vermögend ist. In den meisten Fällen aber übersteigt der Betrag das Erforderniß für die Ernährung des Kindes und steht auch höher als jene Unterstützungen, welche vom Kirchspiele gewöhnlich an legitime Waisenkinder gereicht werden. Der Mutter fällt daher ein uneheliches Kind selten zur Last und zwey bis drey sind für sie eine sichere Quelle des Erwerbs und positiven Vortheils. Häufig ergreift der Vater die Flucht, um sich in einem entfernten Theile des Landes, wo er unbekannt ist, der Zahlungsverbindlichkeit zu entziehen, worauf die ganze Last auf das Kirchspiel fällt; noch häufiger aber führt die uneheliche Schwängerung, wenn der Vater ihren Folgen nicht entgehen kann, zur Heirath. Die nachtheiligen Wirkungen solcher Heirathen auf die Gesellschaft sind leicht zu ermessen, da dieselben nicht auf wechselseitige Liebe und Achtung, und gewöhnlich noch viel weniger auf die Aussicht, eine Familie ernähren zu können, gegründet sind, sondern lediglich veranlaßt aus Furcht von einer Seite und durch Unsittlichkeit von Beyden. Diese durch die gegebenen Institutionen herbeygeführten Zwangsheirathen sind jederzeit als eine der nachtheiligsten Folgen des Gesetzes, und als eine Hauptquelle der Immoralität und Verführung der Frauenspersonen betrachtet worden. Die Zeugenaussagen geben an, daß unter 50 Heirathen auf dem Lande 49 und in andern Fällen 19 unter 20 vorgekommen sind, in welchen die Braut bereits Mutter geworden oder im Zustand der Schwangerschaft befindlich war. Allenthalben aber hat sich die wichtige Erfahrung bestätigt, daß die Unterhalts-

beyträge, welche die Mutter für das Kind erhält und welche derselben stets, auch wenn der Vater die Zahlung nicht leistet, von dem Kirchspiele gesichert bleiben, als direkte Ermunterung der Unsittlichkeit wirkt, und daß dergleichen Weibspersonen in der Regel sich in einer weit günstigeren Lage befinden als verheirathe Frauen der unvermögenden Classen. Viele Beyspiele wurden angeführt, daß ledige Weibspersonen mit drey, vier und bis zu sieben unehelichen Kindern den Gemeinden zur Last fielen und wöchentliche Unterstützungen bis zum Betrage von 18 Schl. aus der Armenkasse bezogen ꝛc." Leider haben auch bey uns manche Gemeinden schon ähnliche folgenschwere Erfahrungen machen müssen; gutes Beyspiel und wahre Freyheit der Religion würden freylich am meisten dagegen wirken, aber auch ein strengeres Gesetz dürfte der ächten Humanität nicht entgegen seyn. — Der Hr. Verfasser hat den Berichten über das Armenwesen in England und Wales auch das wesentliche Ergebniß der Untersuchungen der Armencommission über den Gesundheitszustand der Arbeiterklassen in Großbritannien und die Mittel der Verbesserung desselben beygefügt und sehr richtige Bemerkungen daraus gefolgert. Wir stimmen seinem Wunsche völlig bey, daß die wichtigen und folgerungsreichen Rapporte der englischen Armencommission in dieser Beziehung nach einer eignen Bearbeitung und Einführung in unsre Literatur, wo möglich unter Theilnahme eines einsichtsvollen Arztes sich erfreuen möchten, da sie der Kenntnißnahme aller Regierungen in hohem Grade würdig seyn dürften. Noch finden wir in dem Buche auch die Armengesetzgebung für Irland vom 31. Juli 1838. Um uns weiteres Eingehen in die dortigen bemitleidenswerthen Verhältnisse zu ersparen, begnügen wir uns, folgende Stelle hierüber anzuführen: — „Die allgemeine und Hauptnahrung der irischen gemeinen Bevölkerung ist die Kartoffel und zwar die schlechtesten Sorten derselben, welche die größte Masse liefern, da man bedacht seyn muß, auf der kleinsten Bodenfläche die möglichst größte Quantität zu erzeugen. Schlechte Erndten oder unvorsichtiger Gebrauch der Vorräthe nöthigen häufig in der Zwischenzeit bis zur neuen Kartoffelerndte, von Mai bis Juli, zum Gebrauche anderer Nahrungsmittel als Hafermehl, Eyer, Butter, Speck und Häringe, wenn gleich höchst spärlich für die Mehrzahl. In Bezirken, woselbst größere Milchwirthschaften betrieben werden, ist abgerahmte Milch, meist Buttermilch, ein gewöhnliches Nahrungsmittel, welches jedoch zur Winterszeit gleichfalls sehr beschränkt ist. Fehlt die Milch ganz, so ist Wasser das ausschließende Getränk der Arbeiterklassen; ihr trocknes Kartoffelmahl wird alsdann durch Beymengung von etwas Häring verbessert, was gewöhnlich nur die Familienhäupter essen; die Kinder tauchen die Kartoffeln in die Brühe, worin solche gekocht wurden. Bisweilen wird auch etwas Speck mit Salz in Wasser gekocht, worin die Kartoffeln eingetaucht werden. Fleisch wird von diesen Classen nie consumirt. In den Jahreszeiten, während welchen Wasser das ausschließende Getränk ausmacht, verbreiten sich die meisten Krankheiten. Diesen Nahrungsverhältnissen des irischen Volkes angemessen bestand auch die Kost in den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, so wie in den Gefängnissen ausschließend aus schwarzem Brode, Buttermilch, mit in Wasser gekochtem Hafermehl (Stirabout), und in wenigen solchen Anstalten für einige Wochentage in Suppe, mit Abwechslung dieser Nahrungsmittel." Man mag daraus entnehmen, wie es mit den irischen Armen überhaupt, und selbst mit dem Arbeiter steht, zumal wenn man erfährt, daß zwey, drey Familien oft in einer schlechten Lehmhütte mit nur zwey Gemächern zusammenwohnen. — Am Schluße der Erwähnung des trotz des großen Materials bündigen, dabey gründlichen, lichtvollen und darum aller Anerkennung würdigen Werkes haben wir nur noch anzuführen, daß demselben auch ein Paar Pläne von englischen Werkhäusern beygegeben sind, die von der Sache eine sehr anschauliche Vorstellung gewähren. —

D. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

L. Annaei Senecae opera.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae Dialogi IX, ad Lucilium Naturalium Quaestionum libri VII, Ludus de morte Claudii.

(Fortsetzung.)

Darauf folgen von S. 395 — 718 die Naturales Quaestiones, und von 719 — 742 der Ludus de morte Claudii, früher nach einer Notiz des Dio Cassius LX, 35, gewöhnlich Ἀποκολοκύντωσις betitelt.

Hieran schließen sich fünf Fragmente an, die in den bisherigen Ausgaben nicht zu finden sind, von welchen das erste von Arnaud du Ferron in seinen Commentariis in Consuetudines Burdigalensium (Lugd. 1565) aus den Papieren des Paulus Sadoletus zuerst mitgetheilt, die vier andern, aus Handschriften der Vaticanischen Bibliothek entnommen, im Jahre 1820 von Niebuhr bekannt gemacht worden sind. Die in andern Ausgaben sich findenden Excerpta und Fragmenta e libris Senecae sind weggelassen. Die ersteren mit vollem Rechte, da das in denselben Enthaltene sich in den in der Vorrede S. X. namhaft gemachten Briefen findet; allein für die Weglassung der sogenannten Fragmenta möchte der daselbst angegebene Grund, daß die Gedanken nur von Seneca seyen, die Worte aber mehr den Schriftstellern, welche dieselben anführten, als Seneca selbst angehörten, nicht ausreichend seyn; denn so ferne die Gedanken dem Philosophen, nicht, wie es bey mehreren der Fall ist, dem Rhetor, Seneca angehören, und in den uns erhaltenen Werken desselben sonst nicht vorkommen, wäre ihnen doch wohl ein Plätzchen zu gönnen gewesen. Daß die Epigramme, welche sich in älteren Ausgaben unter Seneca's Namen finden, nicht aufgenommen worden sind, ist nur zu billigen.

Blicken wir nun auf den Fortschritt in der Kritik, welcher sich den früheren Ausgaben gegenüber in diesem Bande beurkundet, so muß das Urtheil über denselben im Allgemeinen eben so ausfallen, als über den zweyten Band. Die in demselben enthaltenen Schriften Seneca's haben hier zum ersten Male eine durchgreifende kritische Bearbeitung erfahren; der Hr. Verf. war bemüht, sich möglichst viele Hülfsmittel zu verschaffen, welche er mit großer Gewissenhaftigkeit und Umsicht benützte; demungeachtet blieb aber noch eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen übrig, welche sich bey den gegebenen Hülfsmitteln als unverbesserlich erwiesen. In Betreff der Orthographie und der Interpunktion hat Ref. weit weniger Anstößiges bemerkt *), als es namentlich bey dem ersten Bande der Fall war, und die Zusammenstellung der Varianten hat dadurch nicht wenig an Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit gewonnen, daß das Zeichen (—) nicht mehr die doppelte Bestimmung der Bezeichnung eines Ausfalls in einer Handschrift und der zu ergänzenden Mittelglieder in einer fortlaufenden Reihe von Ausgaben

*) Die Ungleichheit der Orthographie in de const. sap. 14, 1 nomenclatoris, und de tranq. an. 12, 3 nomenculatores, beruht wohl auf einem Versehen.

oder von Textesworten hat, sondern für den letzteren Fall auf des Ref. Vorschlag das Zeichen (...) gebraucht worden ist. So liest man z. B. im zweyten Bande S. 179 CDHW — nisi Allobrogum — §. 2. suam sentiet T — E2 — et, was nach der hier gewählten Bezeichnung heißen würde: CDHW — nisi Allobrogum ... §. 2. suam sentiet T ... E2 — et. Einen Irrthum in den Zeichen hat Ref. nur Nat. Quaest. I, 3, 7 bemerkt, wo B = totidem specula sunt statt B — totidem specula sunt steht, da diese Worte in der auch vom Ref. verglichenen Bamberger Handschrift fehlen. Außerdem hat dieser Band noch, ebenfalls auf eine Erinnerung des Ref. hin, eine den Lesern gewiß willkommene Zugabe erhalten, indem bey den einzelnen Dichterstellen angegeben wird, woher sie genommen sind, was in den früheren Bänden nicht geschehen ist.

In Betreff der Naturales Quaestiones haben wir noch eine andere Schrift des Hrn. Fickert zu besprechen, welche als ein Supplement zu seiner Ausgabe des Seneca zu betrachten ist. Er erwähnt nämlich in der Vorrede zu dem dritten Bande S. VII., daß er aus der Hamburger Bibliothek Bemerkungen J. F. Gronov's zu den Naturales Quaestiones erhalten habe, welche von einem Schüler nachgeschrieben seyen, aber mehr Bedeutung für die Erklärung als für die Kritik dieser Bücher hätten. Dieß schrieb er in Begriff die Schulpforte zu verlassen, um einem höchst ehrenvollen Rufe nach Breslau zu folgen, als Rektor des dortigen S. Elisabeth-Gymnasiums. Diese neue Stellung gab ihm Gelegenheit, die Hälfte jener Bemerkungen zu Ostern als Programm herauszugeben, und zwar unter dem Titel:

> Joannis Friderici Gronovii Notae in L. Annaei Senecae Nuturales Quaestiones. E manuscripto Hamburgensi primus edidit Carolus Rudolphus Fickert. Pars prior continet notas in libros tres priores. (48 S. in 4.)

Nach dem Vorworte sind diese Bemerkungen einst von J. Christ. Wolf von Leyden nach Hamburg gebracht worden. Daß sie wirklich von J. F. Gronov sind, läßt sich aus der Bezugnahme auf seine Privatvorlesungen über diese Schrift in seinen gedruckten Noten zu II, 49, 3 abnehmen. Da manche Unebenheiten in dem ihm zugekommenen Hefte zu seyn schienen, wandte sich H. Fickert an Hrn. Jac. Geel in Leyden, um sich zu erkundigen, ob nicht noch ein anderes Heft dieser Art dort zu finden sey. H. Geel bewährte auch hier seine allbekannte Zuvorkommenheit, allein seine Nachforschungen in Leyden und andern Städten Hollands waren vergeblich. Hr. F. suchte also die Irrthümer, die sich eingeschlichen zu haben schienen, selbst zu verbessern, setzte aber, wo seine Verbesserung noch einem Zweifel zu unterliegen schien, diese nur in Klammern daneben. Namentlich machten dabey die angeführten Stellen viel zu schaffen, welche meist falsch citirt, oft so unbestimmt angegeben waren, daß sich kaum ermitteln ließ, woher sie entnommen seyen. Die meisten hat Hr. F. glücklich aufgefunden; bey einzelnen gelang es ihm nicht; doch ist Ref. weit entfernt, ihm dieß zum Vorwurf anzurechnen; er muß vielmehr bekennen, daß bey mehreren, die er auffinden zu können hoffte, er sich nach längerem Suchen getäuscht sah. Wo die Lemmata Gronov's mit den von Hrn. F. in seine Ausgabe aufgenommenen Lesarten nicht zusammentreffen, sind die letzteren in Klammern beygesetzt. Den Inhalt der Bemerkungen bezeichnet Hr. F. mit Recht als familiare interpretandi genus quo solemus uti in scholis. Die Gegenstände, welche hier behandelt werden, sind mitunter von der Art, daß es bedenklich scheinen könnte, diese Bemerkungen Gymnasialschülern in einem Programme in die Hände zu geben (vgl. I, 6); allein diese Bemerkungen selbst sind durchaus anständig gehalten, und ein weiteres Eingehen in den Inhalt eines Programmes wird von den Schülern der Breslauer Gymnasien wohl eben so wenig als von anderen zu erwarten seyn. Die Sachen sucht Gronov, auch wo sie in andere Wissenschaften einschlagen, zu erklären, wenn schon nicht immer mit Glück. So III, 25, 4, bey der Stelle: Quamcunque vis rem expende, et contra aquam statue, dummodo utriusque par sit modus, si aqua gravior est, leviorem quam ipsa est feret, et tanto supra se extollet, quanto erit levior: graviora descendent, zu welcher unter anderen die Bemerkungen gegeben sind: expende]

in bilance pone, scilicet ut altera lanx habeat aquam, puta tot librarum, quot habet alterum corpus, und; modus] hic non sumendus in figura, sed in pondere. Wer je etwas vom specifischen Gewichte eines Körpers gehört hat, weiß wohl, daß man dasselbe findet, wenn man ein gewisses Volumen desselben, gegen ein gleiches Volumen Wassers abwägt, also ist modus offenbar das Volumen, der Raumsinhalt. Gronov's Erklärung würde auf die Frage hinführen, ob ein Pfund Federn schwerer ist, oder ein Pfund Bley. Uebrigens sollen hierdurch die Bemerkungen im Ganzen keineswegs für werthlos erklärt werden; sie geben vielmehr, wo es sich um den Zusammenhang, wie um antiquarische Notizen handelt, oft recht gute Aufschlüsse, so daß die Mühe, welche sich Hr. F. mit der Herausgabe derselben gegeben hat, jedenfalls dankenswerth ist. Für die Verbesserung derselben wollen wir nur einiges Wenige hinzufügen. Hier und da sind einzelne holländische Worte eingestreut. So S. 9, wo bey Gelegenheit der Erklärung der Sonnen- und Mondringe, um zu zeigen, warum sie nur bey ruhiger Luft Statt finden, die Ringe damit verglichen werden, welche ein in ein stehendes Wasser geworfener Stein bildet. Von diesen heißt es (I, 2, 7): Lapillus in piscinam aut lacum et adligatam aquam missus circulos facit innumerabiles: at hoc idem non faciet in flumine. Hierbey ist zu dem Worte adligatam bemerkt: densam, stagnantem: anders loopt het wal. Hr. F. setzt hinzu: „sonst läuft das Wal. Puto per wal intelligi interiorem portum eumque saeptum.“ Dieß ist aber nicht recht klar. Sollte nicht vielmehr statt wal zu lesen seyn wel, so daß es hieße: „sonst läuft (zerläuft) es wohl. Uebrigens bezeichnet alligata aqua offenbar ein ringsum eingeschlossenes, gespanntes Wasser. — S. 16 findet sich zu prostitutis die Bemerkung: lenonum amillis aut corpore quaestum facientibus. Hr. F. vermuthet amiculis statt amillis; allein das Wahre ist wohl familiis, vgl. Suet. Aug. 42 venalitias et lanistarum familias. — S. 47 zu III, 29, 4, liest man: Aliquid] aliquod ex his (elementis) praeparare oportet, ut quae nunc partes paribus libratae viribus sustinentur, eas immodica unius potentia dissipet. Hier gibt praeparare offenbar keinen Sinn. Vergleicht man die Bemerkung zu III, 25, 4: illa res, cui praeponderat aqua, si in eam coniiciatur natabit, so hat man sich wohl nicht lange nach einer Verbesserung umzusehen. Im Folgenden läßt sich vermuthen, Gronov habe geschrieben, partes partibus libratae. Doch wir wollen zu Hrn. Fickerts Ausgabe zurückkehren.

Von demselben Werke, den Naturalibus Quaestionibus, hatte Ref. früher zwey Handschriften in den Händen, eine Bamberger und eine Würzburger, von denen er die erste, welche auch Hr. F. benützt hat, ganz, die andere nur an einzelnen Stellen verglich, um für den Fall, daß er dieses Werk bearbeiten wollte, über den Werth derselben urtheilen zu können. Weiter kam es wegen des Erscheinens der Fickertschen Ausgabe nicht. Bey Gelegenheit einer Recension der Stuttgarter Uebersetzung des Seneca machte Ref. Einiges von jenen Vergleichungen in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädogogik (Bd. XXXI, Hft. 1. S. 261 ff.) bekannt, und knüpfte einige Verbesserungsvorschläge daran, welche von Hrn. F. auf eine für den Ref. sehr ehrenvolle Weise beurtheilt und benützt wurden. Während H. Fickert seine Collation der Bamberger Handschrift mit B bezeichnet, hat er für das vom Ref. aus derselben Angeführte das Zeichen Bamb. gewählt. Wo also diese beyden Bezeichnungen neben einander vorkommen, und zwar bey verschiedenen Lesarten, da weichen die beyden Collationen von einander ab. Es ist dieß öfters der Fall; noch öfter hat dieß Ref. bey Vergleichung seiner schriftlichen Aufzeichnungen mit dem von Hrn. F. aus der Bamberger Handschrift Angeführten bemerkt. Auf wessen Seite in diesem Falle das Recht liegt, das ließe sich nur durch eine nochmalige Vergleichung der Handschrift mit Zuverlässigkeit ermitteln. Um aber eine solche anzustellen, dazu sind die Verschiedenheiten nicht erheblich genug, zumal da nach den jetzt geltenden höheren Verfügungen erst von der K. Regierung in Oberfranken die Erlaubniß zur Versendung der Handschrift eingeholt werden müßte. So weit sich ohne dieses der Sache auf den Grund kommen läßt, scheint die Wahrheit so ziemlich in der Mitte zu liegen, d. h. bald der Eine bald der Andere Recht zu haben. Wo der

Eine etwas bemerkt hat, der Andere nicht, erkennt Ref. nach den von ihm selbst gemachten Erfahrungen dem Erstern ohne Weiteres das Recht zu; so nimmt er es I, Prol. 8 für sich in Anspruch für incurrit, während Hr. F. B unter die Handschriften zählt, welche, wie die Ausgaben occurrit haben; ebenso §. 10 für descendit, wo Hr. F. bey descendat nichts bemerkt hat; und §. 15 für nil statt nihil, was Hr. F. nur aus einigen Ausgaben anführt, so wie für die Auslassung der letzten Worte mensus deum. Zur Gewißheit wird die Vermuthung, wo die Lesart der Handschrift mit den Abkürzungen derselben aufgezeichnet ist, wie I, 2, 11. Nostra ° qq; für nostra certe, wobey Hr. F. nichts bemerkt hat. Dagegen hat Hr. F. wohl Recht, wenn er zu I, 2, 3 eas für istas anführt, ohne daß Ref. etwas bemerkt hat; ebenso II, 6, 7, wo Ref. nach der Bamberger Handschrift ac virentes exigit arbores lesen wollte statt erigit, während H. F. die Lesart exigit in den gleich darauf folgenden Worten ac in altum erigit angeführt, und auch in den Text aufgenommen hat. Ueber die andere, die Würzburger Handschrift, hat Hr. F. schon nach dem Wenigen, was Ref. am angeführten Orte daraus mitgetheilt hat, mit Recht das Urtheil ausgesprochen, daß sie besser sey als die Bamberger. Nach genauer Prüfung aller seiner Aufzeichnungen kann Ref. nun die Versicherung geben, daß sie mit der besten Handschrift des Hrn. F., der Berliner, aus einer Quelle stammt, indem nicht nur im Allgemeinen die Lesarten derselben fast durchaus zusammentreffen, sondern auch namentlich alles das, was Ref. als in der Würzburger fehlend angemerkt hat, in dieser ebenfalls fehlt, und in beyden die zwey ersten Kapitel des IV. Buches als VIIItes Buch am Schlusse stehn. Hr. F. hat für dieselbe eine doppelte Bezeichnung Ee, die übrigens, wie N für die Neapolitaner Ausgabe v. J. 1475, bey der Zusammenstellung der gebrauchten Zeichen S. XI. vergessen, und nur aus Praef. p. VII. zu ersehen ist. E bezeichnet nämlich die von Hrn. F. selbst veranstaltete Vergleichung derselben, e die Vergleichung eines Erfurdter Codex (den Hr. F. wohl mit Recht für identisch mit seiner Berliner Handschrift hält), welche Hr. F. mit dem Feßlerischen Apparate zukam. Wo beyde Collationen nicht mit einander übereinstimmen, spricht die Würzburger Handschrift meist für die erstere. Nur in wenigen Fällen trifft diese mit keiner von beyden zusammen. Bemerkenswerth ist, daß sie III, 18, 1 nicht wie E das von Hrn. F. aufgenommene inquit hat, sondern inquis, was Hr. F. an andern Stellen (vgl. I, 5, 9, wo übrigens gleich daneben nach E inquit steht, und I, 7, 1.) selbst vorgezogen hat. Daselbst §. 3, wo Hr. F. geschrieben hat: Iam pro putrido his piscis est occisus, hodie eductus est, hat die Würzb. Handschrift, wie Gronov, Ruhkopf und Köler einen Punkt nach occisus; und wohl mit Recht. Die Worte vor occisus sind, wie his zeigt, von Seneca in seinem eigenen Namen gesprochen, dagegen geht mit Hodie eductus est das Zwiegespräch eines Wirthes und seines Gastes an, welches so zu interpungiren seyn möchte: Hodie eductus est. Nescio de re magna tibi credere. Ipse oportet ut tibi credas? Huc adferatur, coram me animam agat. — In der Vorrede zum IV. Buche hat die Würzb. Handschrift allein: saepe dicebat adulatoribus nos non claudere ostium, was geeigneter scheint, als adulationibus. — Das. §. 19 hat sie non ex votis audientium pendentia worin sie bis auf das ihr eigenthümliche audientium mit der Lesart des E von zweyter Hand zusammenstimmt. — An einer andern Stelle (IV, 2, 23) ist die Abweichung nur eine orthographische, doch könnte dieselbe für die Lesart von Bedeutung seyn. H. F. führt nämlich aus Ee an: quorum nemo narrat nuntium Nili, die Würzb. Handschrift aber hat nuncium Nili. In der Bamberger fehlt die ganze Stelle, in der einzigen außerdem noch von Hr. F. benützten Handschrift steht nuncium Nilum.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

L. Annaei Senecae opera.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae Dialogi IX, ad Lucilium Naturalium Quaestionum libri VII, Ludus de morte Claudii.

(Schluß.)

Hr. Fickert schreibt (nach einer Conjectur des Fortunatus) die ganze Stelle so: Adde, quod testimonium eius testium turba coarguitur. Tunc erat mendacio locus, cum ignota essent externa: licebat illis fabulas mittere. Nunc vero tota exteri maris ora mercatorum navibus stringitur, quorum nemo narrat nunc caeruleum Nilum aut mare saporis alterius. Die Vermuthung des Fortunatus beruht auf dem Vorhergehenden: Praeterea ex mari purus et caeruleus flueret, non ut nunc turbidus fluit. Allein er hat die Hülfe offenbar an einer falschen Stelle gesucht; die beyden nunc sind nämlich durchaus verschieden; an unsrer Stelle ist nunc zeitlich und bildet den Gegensatz zu tunc, der Zeit, in welcher falsche Nachrichten über jene Gegenden hinterbracht wurden; an jener Stelle bezeichnet nunc die Wirklichkeit im Gegensatze zu dem, was jene Fictionen erwarten ließen. Will man der Sache auf den Grund kommen, so ist zuerst die Frage aufzustellen, wessen Zeugniß (testimonium eius) Seneca hier bestreitet? Die Antwort darauf gibt uns das Vorhergehende an die Hand: Euthymenes Massiliensis testimonium dicit: Navigavi, inquit, Atlanticum mare, unde Nilus fluit, maior quamdiu Etesiae tempus observant: tunc enim eicitur mare instantibus ventis. cum resederint, et pelagus conquiescit minorque descendenti inde vis Nilo est. Ceterum dulcis mari sapor est et similes Niloticis beluae. Beachtet man, daß mare saporis alterius den Worten dulcis mari sapor est entspricht, so scheint in Beziehung auf minorque descendenti inde vis Nilo est, in den räthselhaften Worten nuncium Nili versteckt zu liegen: nunc vim Nili. Damit ließe sich noch vergleichen was VI, 9, 4 von der Nilquellen gesagt wird: Ibi vidimus duas petras ex quibus ingens vis fluminis excidebat, und etwa noch III, 19, 1. magnam vim aquarum. — Endlich ist noch V, 15, 4 statt aquarum nulli fluentium horridos fontes, was sich auch in der Berliner Handschrift findet, aus der Würzburger anzuführen: aquarum inibi fluentium.

Betrachten wir die Hr. F. zur Verbesserung dieses Werkes zu Gebote stehenden Handschriften insgesammt, so ergibt sich leider auch hier, was schon oben im Allgemeinen ausgesprochen worden ist, daß sie zur Herstellung eines nur einiger Maßen sicheren Textes nicht ausreichen, so daß sich immer noch nicht wenige Stellen finden, an welchen sich aus den Lesarten der Handschriften zwar ersehen läßt, daß das, was man in den Ausgaben liest, nicht das Wahre ist, eine unzweifelhafte Verbesserung aber aus denselben nicht zu entnehmen ist. Wir wollen nur eine solche Stelle anführen, im Prologe §. 7. Hier liest

Hr. F. Strymo et Haemus Thracas includat nach einer Conjectur Gronov's; die Handschriften haben aber meistens samotraces, nur die Berliner, eine Pariser und das fragmentum Coloniense bey Gruter (aus der Würzburger hat Ref. an dieser Stelle sich nichts bemerkt) hemotraces, dieselben haben vorher imperium (fr. Col. imperim); andere, wie die Bamberger, Istmium, Istimum oder Istinum. Sie lassen also bey der Verbesserung ziemlich rathlos; es ist daher keineswegs zu tadeln, daß Hr. F. nicht irgend eine unsichere eigne Conjectur an die Stelle der von ihm aufgenommenen setzte; doch ist die Kritik der Stelle keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Die Lesarten der Handschriften führen übrigens nicht sowohl auf et Haemus als auf cum Haemo. So wie man dieß animmt, so paßt offenbar Strymo nicht mehr dazu, man erwartet vielmehr den Namen eines mit dem Hämus zusammenhängenden Gebirges. Das Hauptgebirge, von welchem der Hämus nordöstlich auslief, hieß nach Mannert Geographie der Griechen und Römer Thl. VII. S. 5 mons Scomius, τὸ Σκόμιον ὄρος. Demnach könnte Seneca geschrieben haben scomius cum Haemo Thraces includat. Bringt man in Rechnung, wie gerne italienische Abschreiber vor Sc und St ihr I setzten, so liegt die Lesart Istmium, durch Iscomius cum vermittelt, nicht sehr ferne. Weniger spricht die Lesart gerade der besseren Handschriften, imperium, dafür, wenn man nicht annehmen will, dem bey Plinius N. H. IV, 10 s. 17. §. 35. Sill. vorkommenden Namen dieses Gebirges Scopius, läge eine Mittelform Scompius (Scōpius) zu Grunde, wie es im Griechischen (vgl. Aristot. Meteor. I, 13) eine Nebenform Σκόμβρον gab.

Für die Kritik des sehr verdorbenen Ludus de morte Claudii hatte H. F. am Schluße der Vorrede zu dem zweyten Bande eine erfreuliche Aussicht durch die Nachricht eröffnet, daß der inzwischen verstorbene Th. Oehler ihm von Paris geschrieben habe, es sey zu Valenciennes eine Handschrift aus dem neunten Jahrhundert, in welcher sich unter andern diese Schrift fände, die er für ihn vergleichen wollte. Allein, obschon Hr. Fickert dieses Anerbieten mit Freuden annahm, und auch wirklich eine sorgfältige Vergleichung der bezeichneten Handschrift erhielt, erwuchs daraus doch der Vortheil für die Verbesserung dieser vielfache Schwierigkeiten darbietenden Schrift nicht, den er davon erwartet hatte. Es zeigte sich nämlich, daß diese Handschrift keine andere sey, als der längst von Hadr. Junius benützte codex St. Amandi, und die neue Vergleichung bot namentlich für die so sehr verdorbenen griechischen Stellen wenig Erhebliches. Daher hat auch H. F. diese gelassen, wie er sie vorfand, wenn gleich die Handschriften hier und da einzelne Verbesserungen oder wenigstens Aenderungen an die Hand geben. Ref. ist aber durchaus nicht mit Ruhkopf einverstanden, welcher zu Kap. 8 §. 3 bemerkt: Graeca . . sunt ex more codicum latinorum corruptissima, in quibus emendandis horulam bonam perdere nefas est; er hält es vielmehr für die Pflicht des Kritikers diese Stellen so gut als jede andere genau nach den Handschriften zu prüfen, und nur dann von dem Versuche der Verbesserung abzustehen, wenn keine derjenigen Verfahrungsweisen, welche sich aus den in solchen griechischen Stellen gewöhnlich vorkommenden Verderbnissen abnehmen lassen, zum Ziele führt. Der gewöhnlichste Fehler ist nämlich nach der Erfahrung des Ref. der, daß die des Sinnes unkundigen, nur die Zeichen nachmalenden Abschreiber wenn gleiche oder ähnliche Buchstaben kurz nach einander vorkommen, von einem auf den andern ab irren, und das Dazwischenliegende auslassen vgl. 4, 30. *EKΠEIN* für ἐκπέμπειν; außerdem werden ähnliche Buchstaben oft verwechselt, und zwar, da in den ältern Handschriften durchaus das Griechische mit Uncialen geschrieben ist; und zwar mit rundem C und Є (welche Form eben deßhalb nie der Bequemlichkeit des Druckers zu Liebe mit der andern Σ und *E* vertauscht werden sollte, wie es bey

dem letztern Buchstaben von Hrn. F. geschehen ist), besonders *Α, Δ, Λ; N, H, Α*, I, *M*; C, Є, Θ, *O; Υ, Ψ; B, K; Γ, T; TI, IT, Π*; endlich werden, was daher zu stammen scheint, daß der Abschreiber etwas Griechisch verstand, ohne orthographisch schreiben zu können, die nach der damals üblichen Aussprache gleichlautenden Vocale und Diphthongen *I, Υ, H, EI, OI; O, Ω*; wie auch lateinische und griechische Buchstaben, z. B. *Π* und *P* verwechselt; doch soll damit natürlich nicht gesagt seyn, daß keine anderen Verderbnisse vorkämen, wie z. B. in dem auch sonst bekannten Verse aus dem Kresphontes des Euripides (4, 30) ΔOCΩЄΩ für δόμων. Uebrigens darf man gerade bey solchen außer dem ursprünglichen Zusammenhange vorkommenden Versen auf der Hut seyn, daß man sie nicht wörtlich nach der Fassung, in welcher sie sonst erscheinen, corrigirt, wenn die Handschriften darauf hinzuführen scheinen, daß sie der Schriftsteller etwas anders, aus dem Gedächtnisse oder dem Sinne gemäß, in dem er sie anführt, geschrieben habe. So ließ man 14, 2. *Εἴκε πάθοι τάκ' ἔρεξε, δίκη κ' ἰθεῖα γένοιτο*, wo Hr. F. bemerkt: Legitur hic versus etiam apud Aristot. Eth. ad Nic. V, 8. Bekk. ubi scholiastes cum Hesiodi esse docet." Aus einigen Handschriften, namentlich aus der sehr guten St. Gallener, wird der Vers zwar so angeführt, allein die oben erwähnte älteste in Valenciennes hat: ΔIKЄTAICTAЄPЄΞΛCLKHЄΥΘIAЄNOΠO, was vielmehr auf *αἴ κε τλαίης τά (γ') ἔρεξας, δίκη κ' ἰθεῖα γένοιτο* (wenn man nämlich annimmt, daß in *ΕΥΘΙΛ* die Buchstaben *EΥ* für *KI* stehen, sonst würden jene Zeichen für *κ' εὐθεῖα* sprechen) hinzuführen scheint. In den Worten c. 8. *'Επικούρειος θεός* non potest esse: *οὔτε αὐτὸς πρᾶγμα ἔχει οὔτε ἄλλοις παρέχει*, hat die erwähnte Handschrift außer andern Abweichungen, die sich nach der angegebenen Weise auf die Lesart der Handschriften zurückführen lassen, statt *ἔχει* *EXIETΥ*, worin *ἔχει ἔτι* zu liegen scheint. Setzt man ein Fragzeichen nach *παρέχει*, welches dadurch empfohlen wird, daß im Folgenden auch gefragt wird: Stoicus? quomodo potest rotundus esse etc.?, so beziehen sich diese Worte ganz gut auf den Claudius: „Hat er keine Sorgen mehr, und macht auch andern keine?" und man erhält den Sinn: Er kann kein Epikureischer Gott seyn, weil er auch jetzt, bey seinem Erscheinen im Olymp so vielfach angefochten und angefeindet wird und sich seinerseits zornig benimmt, vgl. 6, 2. Excandescit hoc loco Claudius et quanto potest murmure irascitur. Ohne Frage, wie Hr. F. diese Worte hat, müßten sie nothwendig auf den Epikureischen Gott bezogen werden, dessen Eigenschaften sie so ausdrücken; allein, dann fehlte die nothwendige Verbindung mit dem Vorhergehenden, welche Fromond durch Voranstellung von *ὅς* herstellen wollte. Auf Claudius bezogen, müßte außer der Frage der Satz nothwendig positiv seyn, weßhalb J. F. Gronov. statt *οὔτε-οὔτε* vorschlug *ἤτε . . . ἤτε*. — Am Ende des 8. Kapitels hat H. F. nach einer Vermuthung Gronov's geschrieben: Parum est, quod templum in Britannia habet, quod hunc barbari colunt et ut deum orant *μωροὶ Μόρυχον*. Allein die Handschriften lassen etwas ganz anderes vermuthen. Die von Valenciennes (V) hat *MOPΥЄIAΛΤΟΥΧΗΙΝ*, die St. Gallener (S): *MΩPOΥЄΥЄIAΑΤΟΥΤΥΧΗΙΝ*, woraus sich etwa machen ließe *μωροῦ εὐειμάτου ψυχήν* „die Seele eines aufgeputzten Thoren." — Noch schlimmer sieht es aber mit einer andern Stelle (10, 2 f.) aus, wo Augustus im Rathe der Götter seine Stimme über Claudius abgibt, und nach Hrn. F. unter anderem sagt: Sed quid ego de tot ac talibus viris dicam? Non vacat deflere publicas clades intuenti domestica mala. Itaque illa omittam, haec referam. Nam etiamsi **Phormea**

Graece nescit, ego scio. *ENTIKONTONYKHNΔIHΣ* senescit, wozu nach Anführung der verschiedenen Lesarten bemerkt ist: „Ego scripturam corruptissimam relinquo, qualis propagatur inde ab M“ d. i. seit Muret. Der letzte Theil dieser Stelle ist allerdings von der Art, daß sich nicht so leicht eine Heilung finden läßt, doch würde Ref. senescit, das in den besten Handschriften fehlt und durch eine Wiederholung des vorausgehenden nescit in den Text gekommen zu seyn scheint, weggelassen, und im Uebrigen sich mehr an die Handschriften gehalten haben, von denen die beyden besten, V: forme agrece nescit ego scio *ENTYCONIKNNAIHC*. Iste, — S: sormea graece nescit ego scio *ENTYCON TON NYKNNAIHC* haben, worin man νίκην Ἅιδης vermuthen könnte, ohne daß sich jedoch im Vorhergehenden ein dazu passendes Verbum finden ließe. In den Worten forme agrece liegt vielleicht auch eine griechische Redensart verborgen; der Umstand, daß bey Macrobius Sat. V, 21, 8 statt in fabula Ἀγροίκοις in den Handschriften steht in fabula agrecis oder agraecis, führt auf ἄγροικος, und vergleicht man das Aristophanische (Ritter v. 40 sq.) νῷν γάρ ἐστι δεσπότης Ἄγροικος ὀργήν, so liegt die Vermuthung nahe, Seneca habe geschrieben: etiamsi ipse ὀργὴν ἄγροικος nescit, ego scio.

Dieß möge genügen, um zu zeigen, daß der bis jetzt bekannte kritische Apparat zu Seneca's Werken keineswegs von der Art ist, daß sich vermittelst desselben ein fehlerfreyer Text herstellen ließe. Um dieß zu erreichen, wäre vor allem nöthig, neue, bessere Handschriften aufzufinden, wozu aber freylich aus den in diesen Blättern bereits früher besprochenen Gründen kaum eine Hoffnung vorhanden ist. Sollte dieß übrigens wirklich der Fall sein, so würde dadurch die Arbeit des Hrn. Fickert durchaus nicht werthlos gemacht werden. Jeder neue Bearbeiter des Seneca muß nothwendig auf den Schultern dieses Vorgängers stehen, wenn er ohne unnöthigen Aufwand von Zeit und eigener Kraft ein höheres Ziel in der Kritik erreichen will, und er wird für sich, selbst für den Fall, daß er durch die hier gebotenen Hülfsmittel allein einen reineren Text herzustellen im Stande seyn sollte, immer nur den Vorzug in Anspruch nehmen können, daß er der Spätere ist, welcher, ohne sich mit der Herbeyschaffung und Sichtung des Materials abmühen zu müssen, sogleich mit der Verarbeitung desselben beginnen und seine ganze Kraft auf diese verwenden kann. Daß, was von einem Einzelnen nach dem bisherigen Stande der Kritik des Seneca geleistet werden konnte, hier geschehen ist, davon kann sich jeder überzeugen, der auch nur einen kleineren Abschnitt mit irgend einer der früheren Ausgaben zu vergleichen sich die Mühe geben will; wir wollen daher bey diesem Bande so wenig als bey den früheren eine dahin abzielende Vergleichung anstellen, und beschränken uns darauf, zum Schlusse unsre Freude darüber auszusprechen, daß der Haupttheil der höchst verdienstlichen Arbeit des Hrn. Fickert mit demselben so glücklich vollendet worden ist.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Annaes de el rei Dom João terceiro por Fr. Luiz de Sousa, publicados por A. Herculano. Lisboa 1844. 4. Seiten 469 und XXIII.

Die fünfunddreyßigjährige Regierungszeit Königs Johann III. ist in der Geschichte des portugiesischen Staates deßhalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie gewissermassen den Wendepunkt in sich schließt, der nach der Blüthenzeit der Größe und des Ruhmes folgte.

Wurden auch unter Johann III. die Eroberungen in Indien fortgesetzt und erweitert, so mußten doch schon viele Besitzungen in Afrika aufgegeben werden, und schon damals riethen erfahrne Männer, auch die entfernten Besitzungen in Indien zu verlassen und dafür das Reich Marokko zu erobern, ein Plan, der dem portugiesischen Staate, wenn er befolgt worden wäre, ein fortdauerndes Gewicht in der Wagschaale europäischer Politik gesichert hätte.

Die Bedeutung, welche in der Regierungsperiode Johann III. liegt, ließ um so schmerzlicher einen literarischen Verlust fühlen, welchen die Geschichtschreibung Portugals dadurch erlitten hatte, daß ihr die Annalen Johann's III. aus der Feder des Dominikaners Luiz de Sousa (gest. 1632), der neben Barros als der beste Prosaist seiner Zeit gilt, spurlos verschwunden waren.

Wiederholt wurde der Mangel dieses Werkes in früherer so wie in neuerer Zeit beklagt, als ein glücklicher Zufall den Bibliothekar Alexander Herculano Carvalho in einem früher den Mönchen der Congregation des Oratoriums angehörigen Zimmer in der königlichen Residenz Necessidades unter einem Haufen alter entweder den einzelnen Mönchen selbst angehöriger oder von ihnen aus der Bibliothek entlehnter Bücher das Autograph desselben, leider in mangelhaftem Zustande, finden ließ.

Ueber die Lebensverhältnisse des Verfassers hat der Akademiker Franzisko Alexander Lobo, Bischof von Biseu, ein den Abhandlungen der Lissaboner Akademie einverleibtes Memoire verfaßt, in welchem er die wenigen Daten, die sich finden ließen, sorgfältig gesammelt niedergelegt hat [1]).

Frei Luiz de Sousa, vor seinem Eintritte in den Orden Manoel genannt, wurde 1555 aus adeligem Geschlechte zu Santarem geboren; sein sehr bewegtes Leben fällt theils in die Zeit König Sebastian's und des Cardinals Heinrich, theils in die der darauf folgenden spanischen Herrschaft. Als Novize des Malteserordens, in den er 1576 aufgenommen worden war, wurde er 1577 gefangen genommen und nach Algier gebracht, wo sich zwischen ihm und dem gleichfalls dort in der Gefangenschaft befindlichen berühmten Verfasser des Don Quixote ein vertrauliches Verhältniß bildete. Aus seinen

---

1) Historia e memorias da academia das sciencias de Lisboa. Tomo VIII. Parte I. Lisboa 1823. fol. enthält p. 1 — 102 memoria historica e critica á cerca de Fr. Luiz de Soiza e das suas obras por Francisco Alexandre Lobo.



Annalen geht hervor, daß er auch eine Reise in den Orient gemacht habe, über welche aber die genauere Zeitbestimmung mangelt.

Nach einer kurzen Gefangenschaft kehrte er in demselben Jahre nach Portugal zurück, wo er sich später (zwischen 1584 und 1586) mit D. Magdalena de Vilhena, der Wittwe eines mit König Sebastian in Afrika gefallenen portugiesischen Edelmannes verheirathete. Im Jahre 1613 trennte sich diese Ehe, weil Sousa den Dominikanerhabit in Bemfica bey Lissabon, D. Magdalena aber den Schleyer im Kloster S. Sacramento zu Lissabon nahm.

Frühere Schriftsteller haben berichtet, der Grund zu dieser Trennung sey in einer Nachricht gelegen, welche die beyden Eheleute erhalten hätten, daß der frühere Gatte noch in Gefangenschaft zu Jerusalem lebe. Franzisko Alexandre Lobo findet diese Annahme sehr unwahrscheinlich und hält dafür, beyde Ehegatten hätten sich zu diesem Schritte entschlossen, weil sie ermüdet gewesen seyen vom Weltleben und enttäuscht von seinen leeren Aussichten (cansados e dezenganados do mundo e de suas vãs esperanças).

Im Kloster St. Domingos zu Bemfica schrieb Sousa seine Geschichte des Dominikaner Ordens und das Leben des Erzbischofes von Braga, Bartholomeu dos Martyres. Als er sich im Jahre 1627 im Thomaskloster zu Madrid wahrscheinlich in Ordensangelegenheiten befand, eröffnete ihm der Marquis de Castello Rodrigo den Wunsch des Königes, er möchte die Geschichte Johann III. bearbeiten, da die frühere Bearbeitung unvollständig sey, und da jede der früheren Regierungen eine mehrfache Beschreibung gefunden habe.

Es gehört zu dem Eigenthümlichen der Regierungsperiode der spanischen Könige in Portugal, daß sie die Zeit des Glanzes des portugiesischen Staates durch Portugiesen beschreiben ließen; einem solchen königlichen Befehle verdankt die literarische Welt die Fortsetzung der bekannten Decaden des Barros und die Chronik Johann des Dritten, die Franzisko de Andrade, der Vorstand des Archives in Lissabon, verfaßte.

Wahrscheinlich wollten die spanischen Könige durch solche Aufträge versöhnend auf die Stimmung des portugiesischen Volkes wirken [2]). Indessen befriedigte die Arbeit Franzisko's de Andrade Philipp, den dritten unter den spanischen Königen Portugals, nicht, wie dieß ein Brief sagt, den er am 9. November 1627 an Sousa schrieb, während sich dieser noch in Madrid aufhielt.

Franzisko's de Andrade Arbeit ist auch in der That nur ein Bericht über die Ereignisse, die unter Johann III. in Indien Statt fanden, die Vorgänge in Afrika und in Portugal selbst hat der Verfasser ganz übergangen; deßhalb trug der König dem Verfasser der vorliegenden Annalen auf, den Mangel zu ergänzen und empfahl dem Provincial der Dominikaner, ihn von allen Arbeiten zu entheben, die ihn daran hindern könnten.

Sousa unterzog sich auch ungeachtet seines hohen Alters diesem Auftrage, er vollendete den ersten Theil im Jahre 1630 und übersendete ihn ohne Zweifel dem Könige, als dieser ihn am Anfange des Jahres 1632 durch Franzisko de Lucena abverlangen ließ; der zweyte Theil wurde von dem Verfasser nicht mehr beendigt.

Das Werk, wie es in der gegenwärtigen Ausgabe vorliegt, besteht aus zwey Theilen; der erste umfaßt in fünf Büchern die Jahre 1521 — 30, es fehlen in dem Autograph gegen neun Capitel des zweyten und die letzten Capitel des fünften Buches, so wie alle übrigen Bücher des ersten Theiles, von denen der Herausgeber annimmt, daß ihre Zahl im Ganzen zehn betragen haben dürfte, da der zweyte Theil mit dem Jahre 1540 beginnt. Dieser Mangel dürfte vielleicht noch zu ergänzen seyn,

2) Franzisko Alexandre Lobo sagt hierüber: politica ou caprixo ou não sei qual outra razão levou o governo em tempo dos Filippes à mandas compôr por escritores nacionaes a historia deste reino em alguns dos seus periodos mais brilhantes emenos remotos, e à esta sua ordem devemos boa parte, pelo menos das decadas com que Diogo de Couto continuou as de Barros, e a chronica do nosso Francisco de Andrade.

wenn sich die Copie des ersten Theiles wieder auffinden ließe, die von der Regierung dem Verfasser abverlangt wurde.

Der zweyte Theil begreift in zwey Büchern die Jahre 1540 — 42; von dem zweyten Buche sind nur fünf Capitel vorhanden. An der Vollendung dieses Theiles, wie an der Geschichte seines Ordens, die er gleichzeitig bearbeitete, hat den Verfasser der Tod gehindert.

Im siebenten Capitel des ersten Buches gibt Sousa eine Schilderung der Beschaffenheit und des Umfanges der portugiesischen Monarchie im Jahre 1522, dem ersten Regierungsjahre Johann des Dritten.

Im alten Mauritanien zählte sie acht befestigte Plätze: Ceuta, Alcaceo Caquer, Arzilla, Tanger, Safim, Azamor, Sta. Cruz und Mazagão; über das Cap Bojador hinaus gehorchten Arguim, die Inseln und das Festland von Cabo Verde, S. Jorge da Mina, die Küste Malagunta und die zuckerreiche Insel St. Thoma dem Könige von Portugal; jenseits des Caps der guten Hoffnung lag der Staat von portugiesisch Indien mit den vielen Festungen, die zum Schutze des Handels angelegt waren: Sofala und Mozambique an der Ostküste Afrika's, Ormuz in Persien, in Indien selbst Goa, Malacca, Cochim, Chaul, Columbo auf der Insel Ceylon, Cananor, Coulão, Calicut, und Pacem auf der Insel Sumatra, unter ihnen waren nach Goa und Malacca die Plätze Cochim und Chaul durch Volkszahl und Handel die bedeutendsten.

Brasilien allein zählte damals noch keine Stadt, doch waren dort schon die Missionen thätig und der Handel blühend, während zugleich die Regierung bemüht war, die Küste vor den französischen Piraten zu schützen.

So schildert der Verfasser den Umfang des Reiches am Anfange seines Werkes; anders zeigt er sich in dem unvollendeten zweyten Buche des zweyten Theiles. Santa Cruz gieng im Jahre 1541 verloren, Safim und Azamor ließ der König im folgenden Jahre räumen, weil ersteres keinen Hafen hatte und die Mündung des Flusses, an welchem Azamor liegt, nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich war. Acht Jahre später ließ Johann III., wie man aus den dem Werke als Anhang beygegebenen Urkundenauszügen des Verf. sieht, auch Alcaceo Caguer und Arzilla wegen des wenigen Nutzens, den sie dem Handel brachten, räumen, so daß nur Ceuta, Tanger und Mazagão den Portugiesen verblieben.

Alles, was Sousa über die Geschichte der Portugiesen in Afrika gibt, ist von ihm selbstständig bearbeitet worden; nicht so verhält es sich mit den Ereignissen im Staate von Indien, denn hier hat ihn das große Ansehen, in welchem die Decaden des Barros zu seiner Zeit standen, verleitet, seine meisten Berichte aus diesem Werke zu entnehmen. Auch über die Vorgänge in Portugal selbst hat er in den vorliegenden Büchern größtentheils nur Skizzen gegeben; unter dem fehlenden Material vermissen wir leider auch die Geschichte der Einführung der Inquisition in Portugal, für deren Bearbeitung dem Verfasser, wie sich aus S. XI zeigt, wichtige Documente zugesichert waren.

Unter den Urkundenauszügen findet sich S. 397 eine Andeutung über die Klagen, welche Duarte de Paz, ein neubekehrter Christ, in Rom gegen die Einführung der Inquisition und den König Johann erhob; ein Brief des Gesandten in Neapel, Alvaro Mendes de Vasconcellos, vom 3. Februar 1536 meldet von einem Mordanfalle, dem derselbe Duarte lebend entkommen sey, ob er gleich vierzehn Dolchstiche erhalten habe.

In dieselbe Zeit scheint auch ein Brief ohne Datum zu gehören, der dem Gesandten in Rom zugeschickt wurde und sich auf die Klagen der neubekehrten Christen gegen die Entziehung ihrer Privilegien und auf die Bullen der allgemeinen Verzeihung bezieht, die die Päpste Clemens VII. und Paul III. zu ihren Gunsten erließen.

Dieser Brief ist deßhalb merkwürdig, weil er uns von dem Inhalte der päpstlichen Entschließung auf die vorgebrachten Beschwerden Nachricht gibt. Er lautet nach S. 459: Excellens et mi domine. Sunt in expeditione capitula infrascripta contra sanctissimum officium inquisitionis in regno Por-

tugalliae ad instantiam conversorum illius regni, scilicet: primum, quod bona haereticorum non ad fiscum regium, sed ad ipsorum haeredes transeant perpetue, secundo, quod carceres sint aperti, tertio, quod dicta testium indistincte publicentur, quarto, quod appelletur in crimen heraeseos etiam indifferenter a deffinitiva, quinto, quod non procedatur contra jam mortuos, super quo nuntius existens in dicto regno consulit Sanctitatem suam, an debeat procedere contra mulierem mortuam in carceribus sancti officii: et alia multa petunt capitula. Auditor camerae est suspectissimus in ista causa, tum quia fuit advocatus praedictis conversis, tum quia scripsit pro eis et consilium fecit stampare.

Adverte quod petas a sanctissimo domino nostro, quod faciat justitiam super, cum non sint causae, ob quas debeat fieri. Et si conversi dixerint causam et demonstraverint regium privilegium sibi concessum tempore suae conversionis, ostendant originale, et non exemplaria falsa, nam ex originali convincentur. Certe (est), veniam concessam praedictis, tam per bonae memoriae Clementem, quam per Sanctitatem suam esse injustam, et dedisse potius causam delinquendi, quam benefaciendi. Et certe reinciderunt postea in delictis de vomitu prioribus. Et ista est veritas.

In stylistischer Beziehung kommen die Annalen Johann's III. nach dem Urtheile des Herausgebers den übrigen Werken Sousa's nicht gleich; es erklärt sich dieß aus dem hohen Alter, in welchem er das Werk begann und aus dem Umstande, daß er die letzte Feile nicht mehr anlegen konnte; passend vergleicht der Herausgeber dieses letzte Werk Sousa's mit einer Bildsäule Michael Angelo's, in der man die sichere und feste Hand des großen Meisters, dasselbe Leben der Glieder, denselben Wurf des Gewandes und Ausdruck des Gesichtes erkenne, welchem aber der letzte Schwung des Meißels fehle, der dem Ganzen Anmuth, Grazie und Vollkommenheit verleihen sollte, jener letzte Hauch, mit welchem der Künstler gleich dem Schöpfer zu seinem Werke spricht: lebe [3]).

Dem Fleiße des Herausgebers verdanken wir die Einleitung, die chronologische Ordnung der Urkundenauszüge und einige erläuternde Anmerkungen, mit denen er das Ganze beschlossen hat. In der Einleitung spricht er über die Identität und Beschaffenheit der Annalen; hinsichtlich der Lebensverhältnisse des Verfassers verweist er auf das schon angeführte Memoire des Bischofs von Viseu: die beygegebenen Urkundenauszüge, die bis zum Tode des Königs reichen, sind besonders deßhalb schätzbar, weil sie uns den Inhalt vieler verlornen Dokumente in gedrängter Fassung erhalten haben.

Friedr. Kunstmann.

3) He uma estatua de Miguel Angelo onde apparece o desbastar firme e seguro do grande mestre, o palpar dos membros, o lançar das ronpas, o avultar do rostro, mas onde faltam os derradeiros traços do cinzel qua hão de dar suavidade, graça, perfeição a tudo; — onde falta este ultimo halito em que o artifice semelhante ao creador, diz á sua obra: „vive.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta edidit Fridericus Guilelmus Wagner. Volumen II. Euripidis fragmenta continens. Vratislaviae typis et impensis Grassii, Barthii et soc. MDCCCXLIV. VIII u. 523 S.

Aus der großen Menge untergegangener Schriftwerke des hellenischen Alterthums hat uns eine günstige Fügung eine nicht unbeträchtliche Anzahl zum Theil höchst ausgezeichneter Fragmente gerettet, durch deren Erhaltung mehrere Schriftsteller, besonders der nach-alexandrinischen Literaturperiode, wo die Neigung, eigene Ansichten durch Stellen früherer Autoren zu belegen, allgemeiner herrschend wurde, den Werth, den ihre Schriften für und durch sich selbst ansprechen mögen, für unser Interesse nicht unbedeutend erhöht haben. Keiner aber hat in dieser Beziehung größeren Anspruch auf unseren Dank, als der uns außerdem unbekannte Johannes aus Stobi, gewöhnlich Stobaeus genannt, der uns zwey an poetischen und philosophischen Stellen höchst reichhaltige Anthologien hinterlassen hat. Es war natürlich, daß sich die Aufmerksamkeit der Philologen frühzeitig diesen Schätzen zuwandte und für deren Verbreitung sey es durch Herausgabe der ganzen Sammlung oder nach Vorliebe ausgewählter Abschnitte Sorge trug. Vorherrschende Berücksichtigung fanden die poetischen Stellen, wozu die geschmackvollen und sprachgewandten Uebertragungen des Hugo Grotius, die sich eines ausgedehnten Beyfalles zu erfreuen hatten und auch jetzt noch ihre wohlverdiente Anerkennung besitzen, ganz besonders mitgewirkt haben mögen. So geschah es, daß nicht nur den größeren Ausgaben derjenigen Dichter, von denen uns vollständige Werke erhalten sind, besonders Pindars und der Dramatiker, die aus den verlorenen Gedichten derselben erhaltenen Fragmente beygefügt zu werden pflegten, sondern auch selbständige Sammlungen veranstaltet wurden, in denen sämtliche einer Dichtart angehörige Bruchstücke vereinigt erschienen. Ein Muster solcher Arbeiten hat nach dem Urtheile aller Kundigen Meineke geliefert in seiner Ausgabe der Fragmente der Komödiendichter, der sich nach Zweck und Umfang das Unternehmen gegenüberstellt, von dem uns in dem vorliegenden Bande eine Probe geboten wird.

Wie aus dem oben verzeichneten Titel zu ersehen ist, beabsichtigt Herr Wagner nämlich, alle uns erhaltenen Fragmente der griechischen Tragödiendichter in einem Corpus zu umfassen. Mit Recht hält es der Herausgeber für überflüßig, einen solchen Plan umständlicher zu rechtfertigen, dessen Ersprießlichkeit für umfassendere Erkenntniß des Alterthums jedem Forscher auf diesem Gebiete von selbst einleuchten muß, und der noch überdieß eine schon schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen bestimmt ist. Eigentlich hatte es in Rücksicht auf dieses nächste und dringendste Bedürfniß Hr. W. laut der Vorrede ursprünglich nur auf die Fragmente derjenigen Tragiker abgesehen, von denen überhaupt keine vollständigen Dramen auf uns gekommen sind. Allein außer dem Interesse äußerer Vollständigkeit, das bey derartigen Arbeiten immerhin auch eine Berücksichtigung verdient, traten noch innere Gründe von hinlänglichem Gewichte hinzu, welche den Heraus-

geber bestimmten, das Unternehmen auch auf die Fragmente der drey uns hauptsächlich und fast ausschließlich bekannten Tragiker auszudehnen. Es ist nämlich eine wohlbegründete Annahme, daß diese, von denen uns das Schicksal eine im Verhältniß zu dem Reichthume ihrer Hervorbringungen zwar geringe, aber für unsere Schätzung doch nicht unbedeutende Zahl vollständiger Dramen erhalten hat, nicht nur als die ersten Heroen der tragischen Kunst, sondern in vieler Beziehung zugleich als Quelle und Richtschnur für ihre Kunstnachfolger zu betrachten sind. In ganz besonderer Weise gilt dieß für Euripides, der nach anerkannter Wahrnehmung mehr noch als Sophokles und Aeschylus der späteren Bühne als Muster vorleuchtete. Diesen Umstand gibt denn auch Hr. W. als den Grund an, warum er zuerst mit dem zweyten Bande, welcher die Fragmente des Euripides enthält, hervortritt. Zugleich erklärt sich der Herausgeber einstimmig mit dem Urtheile Valckenars, der seine Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias, ein Werk, das sich um die fruchtbare Benutzung der Fragmente des Euripides vorzüglich verdient gemacht hat, mit folgenden Worten einleitet: „Euripidis in scena Philosophi sententiae pleraeque, ad humanitatis virtutisque pulcritudinem commendandam, aut emendandos mores, vitamque bene informandam, aut rempublicam administrandam sunt comparatae; ex perditis autem tragoediis exquisitissimas quasque nobis veteres custodiverunt, hujus inprimis Tragici versibus tanquam veris optimi morum magistri praeceptis usi, vel tanquam sapientissimi viri testimoniis. Hoc quum cadere nequeat in dubitationem, multum erraret opinione sua, qui reliquias dramatum Euripideorum cum cujusvis Graeci Poëtae vel alterius Scriptoris fragmentis aequipararet, Sophocleis verbi gratia, vel Callimachi, vel Nicandri. Ut enim his similibusque soli delectantur antiquitatis amatores, quaeque his insumitur redintegrandis opera non magnam in universum praestare plerisque videtur utilitatem, Euripidea neminem arbitror vilipendere posse, qui quidem illa paulo propius cognoverit, atque usu didicerit, quantam in animis hominum bene moratorum vim habeant paucis expressa magnorum virorum dicta prae prolixis Philosophantium disputationibus; quique, praeter alios veteres Christianos, Clementem legerit Alexandrinum, atque ex locis, huic uni conservatis, perceperit, quam prope in isthac caligine superstitionis ad veritatis lucem Euripides accesserit."

Wir haben kein Bedenken getragen, diese Worte des gelehrten Holländers hier vollständig anzuführen, weil sie nicht nur den Charakter der damals herrschenden Betrachtungs- und Beurtheilungsweise treffend darstellen, sondern auch, mit den nöthigen Beschränkungen verstanden, eine bleibende Wahrheit besitzen. Denn allerdings muß mehreren Fragmenten des Euripides nach Inhalt und Form eine Bedeutung zuerkannt werden, der nur wenige anderer Dichter, auch des Aeschylus und Sophokles, für sich betrachtet, an die Seite gestellt werden können. Nichts desto weniger gestehen wir auch der zu Gunsten des Sophokles gemachten Bemerkung Welckers (die gr. Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet. Einleitg. S. 13) ihre vollkommene Richtigkeit zu. Es kommt nämlich dabey Alles auf den Gesichtspunkt an, von dem aus man die Fragmente dichterischer Erzeugnisse beurtheilt. Denn abgesehen von dem rein philologischen Interesse, dem nach Niebuhrs Versicherung selbst halbe, unerklärliche Worte, etwa Bruchstücke der zwölf Tafeln, ein köstliches Kleinod sind, oder, wie sich ein jüngerer Alterthumsforscher ausdrückt, jedes Wort, das sich aus dem klassischen Alterthume gerettet hat, etwas Ehrwürdiges, und, kommt es von den großen Genien der Hellenen oder der Römer, etwas Heiliges hat: so sind doch auch da, wo es sich um einen allgemein verständlichen Inhalt handelt, immer noch zwey verschiedene Weisen der Betrachtung möglich: ob man nämlich den selbständigen, von dem Zusammenhange unabhängigen, also mehr sententiösen Werth in's Auge faßt, wie dieß in früherer Zeit vorherrschend war und offenbar auch Valckenärs Gesichtspunkt ist; oder ob man Rücksicht nimmt auf die Composition des Stückes und dieser die einzelnen Fragmente unterordnet. Diese Unterscheidung führt zugleich wieder auf die durchgreifende Verschiedenheit beyder Dichter, wornach des Sophokles Mei-

sterschaft sich vorzüglich in der Composition bewährt, die bey ihm die ihr gebührende Herrschaft über alle übrigen Theile der tragischen Technik behauptet, und nächst dieser der Charakteristik, welche am engsten mit der Composition verflochten ist, die erste Stelle einräumt; während des Euripides glänzendes Talent sich ganz besonders in der Auffassung und Benützung aller geistigen Motive seiner Zeit zu erkennen gibt, wodurch aber theilweise ein zu überwiegender Einfluß dem Elemente zugestanden wird, welches Aristoteles in seiner Theorie die διάνοια nennt und als den rhetorischen Bestandtheil der dramatischen Poesie bezeichnet. Daraus ist es zu erklären, daß ebenso, wie den Fragmenten des Euripides für sich betrachtet ein Vorzug vor den sophokleischen nicht abzusprechen ist, dagegen keine von den erhaltenen Tragödien des Euripides in ihrer Ganzheit denen des Sophokles sich an die Seite stellen kann. Erst in neuerer Zeit ist die Rücksicht auf die Composition der Dichtwerke zu allgemeinerer Geltung gelangt, woher sich die in ziemlicher Ausdehnung betriebenen Versuche zur Wiederherstellung verlorener Dichtwerke schreiben. Bekannt sind die Verdienste mehrerer ausgezeichneter Philologen auf diesem Gebiete, deren Bestrebungen sogar in einzelnen Fällen die mitwirkende Thätigkeit von Dichtern hervorriefen; besonders aber bildet Welckers oben genanntes Werk nebst den früheren Untersuchungen desselben über die Trilogie des Aeschylus eine umfassende Grundlage für alle dahin zielende Studien. In der allerjüngsten Zeit hat in dieser Beziehung vorzüglich Euripides die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen, da seit der Bearbeitung Matthiä's außer der uns unbekannten Ausgabe der Fragmente von Bothe fast gleichzeitig das in diesen Blättern bereits besprochene Werk Hartungs, das seinem umfassenden Zwecke gemäß nicht zum geringeren Theile sich mit Wiederherstellung der verlorenen Dramen beschäftigt, und die zur Anzeige vorliegende Bearbeitung, welche freylich nur den Theil eines größeren Werkes ausmacht, erschienen.

Wir gehen über zur näheren Beschreibung der von Hrn. W. beobachteten Einrichtung. Nach herkömmlicher Weise sind die Titel der verlorenen Dramen, von denen sich Bruchstücke erhalten haben, in alphabetischer Ordnung aufgeführt, wogegen sich in so fern nichts einwenden läßt, als nur für wenige Stücke eine andere, der ursprünglichen Abfassung des Dichters entsprechendere und darum innerlich zweckmäßigere Anordnung hinlänglich gesichert erscheint; obwohl es nicht unangemessen gewesen wäre, diese in ihrer historisch verbürgten Aufeinanderfolge voranzustellen. Als ganz unzweckmäßig, und weder durch innere noch äußere Gründe gerechtfertigt muß aber das Schwanken zwischen griechischer und lateinischer Schreibung der Namen angesehen werden, so daß die Lemmata auf dem oberen Rande in lateinischer Form und Schrift, aber nach Anordnung des griechischen Alphabets aufgeführt werden, wodurch z. B. folgende, für das Nachschlagen höchst unbequeme, alphabetische Aufeinanderfolge entsteht: Eurystheus, Messores, Theseus, Thyestes, Ino, Ixion, Hippolytus, Cresphontes, Cressae, Licymnius, oder: Temenidae, Hypsipyle, Phaëton — Phrixus, Chrysippus u. a. Die Fragmente selbst sind unter den einzelnen Titeln so geordnet, wie es nach der Vermuthung des Herausgebers die ursprüngliche Anlage des Stückes erfordert. Diejenigen Fragmente aber, welche nicht mit Sicherheit einem bestimmten Titel zugewiesen werden konnten, sind in der traditionell zufälligen Ordnung nach den Schriftstellern, aus welchen sie entnommen wurden, aufgeführt, ohne die von Matthiä beliebte dreyfache Classificirung in fragmenta incertarum tragoediarum, fr. incerta und fr. dubia, an deren Stelle Sternchen zur Bezeichnung der unsicheren und zweifelhaften treten. Auch dieser Einrichtung können wir unsern Beyfall nicht geben. Denn da eine eigentliche Vulgatordnung doch nicht besteht oder wenigstens nicht durchgängig von Hrn. W. beobachtet ist, so war es ganz unverfänglich, ein rationelleres Princip zu Grunde zu legen, in ähnlicher Weise, wie dieß von Böckh in den pindarischen Fragmenten geschehen ist, was zugleich in besserer Harmonie mit dem bey den bestimmten Titeln beobachteten Verfahren gestanden wäre. —

Was die Bearbeitung selbst betrifft, so ist Gründlichkeit und Sorgfalt ebensowenig zu verkennen, als das lobenswerthe Bestreben, alle unnöthigen Weitläufigkeiten und gelehrten Ausschmückungen zu ver-

meiden. Die Bemerkungen des Herausgebers sind außer der Nachweisung der Quellen im Allgemeinen nur der Texteskritik gewidmet und lassen sich in der Regel nur so weit auf Erläuterungen des Wort- und Sachinhaltes ein, als es durch jene erfordert ist. Doch scheint uns eher diese Selbstbeschränkung etwas zu weit getrieben. Nach unserer Meynung sollte in schwierigen und zweifelhaften Fällen der Leser über die Auffassung des Herausgebers nicht im Unklaren gelassen werden. Die besten Dienste würde eine möglichst präcise lateinische Uebersetzung bieten, eine Sitte der früheren Erklärungsweise, die man nicht veralten lassen sollte. Wir bedauern deßhalb, daß H. W. in Rücksicht auf den gleichmäßigen Umfang der Bände es vorgezogen hat, die Uebersetzungen des Grotius, die er dem Leser nicht vorzuenthalten gedenkt, als Anhang dem ersten Bande beyzufügen, statt sie an den treffenden Stellen mitzutheilen. Wäre dieß geschehen, so hätte der Leser eine zwar nicht wörtliche, aber den Sinn meist richtig wiedergebende Uebersetzung zur Hand gehabt, die zugleich dem Herausgeber den Vortheil geboten hätte, für das Verständniß als eine Art Vulgata gelten zu können, an die er, wo sie das Richtige verfehlt, seine Erläuterungen in kürzester Form als Verbesserungen knüpfen konnte. Welche Vorzüge eine lat. Uebersetzung vor jeder andern Art der Erklärung sey es an Kürze oder an Deutlichkeit hat, mag an einem Beyspiele vorliegender Ausgabe nachgewiesen werden. In dem schönen Fragmente N. 984 (inc. fab. fr. CLV Wag. CLXV Matth.) werden die ersten Worte: *Παίδευμα δ' Ἔρως σοφίας ἀρετῆς πλεῖστον ὑπάρχει* folgendermaßen erläutert: vs. primi constructionem esse: *παίδευμα σοφίας Ἔρως πλεῖστον ἀρετῆς ὑπάρχει κτλ.* vix est quod moneam. cf. Erechth. fgm. XXI. Offenbar ist es hier auf die Erklärung der Genitive *σοφίας* und *ἀρετῆς* abgesehen. Bey dem ersten sieht man ungefähr, daß der Hrsgbr. *σοφίας* von *παίδευμα* abhängig denkt; allein der andere Genitiv *ἀρετῆς* wird dem Verständniß des Lesers durch die beygefügte Erklärung um kein Haar näher gerückt als durch den Text selber, und namentlich tritt die Ansicht des Herausgebers nicht im mindesten zu Tage, was um so nothwendiger wäre, da zwey ganz verschiedene Auffassungen, die dem Hrsgbr. wohl bekannt seyn mußten, vorhanden sind, nämlich Valckenars und Matthiä's, ganz abgesehen von der minder treffenden Uebertragung des Grotius. V. nämlich läßt *ἀρετῆς* von *ὑπάρχειν* abhängen in der Bedeutung von inchoare, auctorem esse, während M. denselben Genitiv mit *πλεῖστον* verbindet und den Ausdruck erklärt: maxima pars est virtutis, maximam partem virtutis efficit. Von dem Allem erfahren wir Nichts durch Hr. W., und das beygefügte Citat ist so weit entfernt, einen Ersatz dafür zu bieten, daß es höchstens dazu dienen kann, den Leser auch über den ersten Theil zu desorientiren. Denn schlagen wir Erechth. XXI. nach, so finden wir folgende Stelle:

Οὐκ ἔστιν οὐδὲν μητρὸς ἥδιον τέκνοις.
ἐρᾶτε μητρός, παῖδες· ὡς οὐκ ἔστ' ἔρως
τοιοῦτος ἄλλος, οἷος ἡδίων ἐρᾶν.

Was soll man aber daraus für obiges Fragment entnehmen? Wir wüßten nichts Anderes, als daß *σοφίας* von *Ἔρως* und nicht von *παίδευμα* abhängig zu denken sey, was doch sicherlich Hrn. W's. Meynung nicht ist; und auch in den Bemerkungen zu dieser Stelle konnten wir durchaus nichts auf jene irgend Bezügliches oder Anwendbares entdecken. Wie viel besser und klarer würde dieß Alles durch eine einfache Uebersetzung erläutert werden: Amor, alumnus sapientiae, plerumque virtutem inchoat nach Valk., oder maxima pars est virtutis nach Matth.! Und wollte oder konnte sich der Hrsgbr. nicht für die eine oder andere Auffassung entscheiden, so erforderte es die Gewissenhaftigkeit, dieß selbst dem Leser mit einem Worte auszudrücken. Nach unserer Ansicht nämlich wäre es die Pflicht eines Herausgebers, sich auch in solchen Fällen zu erklären, wo er selbst zu keinem entscheidenden Resultate gelangen konnte, und zwar lieber ausdrücklich als durch Schweigen, da letzteres ja nur dann die Stelle einer Erklärung vertreten könnte, wenn die sonstige Uebung des Hrsgbrs. ein sicheres Kennzeichen abgibt. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta edidit Fridericus Guilelmus Wagner.

(Fortsetzung.)

Wir haben eben Gelegenheit gehabt, auf eine philologischer Praxis auch sonst nicht fremde, mißbräuchliche Anwendung von Citaten hinzuweisen. Es finden sich davon noch mehrere Fälle in unserer Ausgabe. Wir führen S. 965 an (inc. fab. CXXXVI.), ein Fragment, das wir wegen seiner ausgezeichneten Schönheit in Form und Inhalt zugleich als Beleg für das oben angeführte Urtheil Valckenar's über den Werth der euripideischen Fragmente, hier unverkürzt mittheilen. Dasselbe lautet:

Ὄλβιος ὅστις τῆς ἱστορίας
ἔσχε μάθησιν μήτε πολιτῶν
ἐπὶ πημοσύνη μήτ' εἰς ἀδίκους
πράξεις ὁρμῶν,
5. ἀλλ' ἀθανάτου καθορῶν φύσεως
κόσμον ἀγήρω, πῆ τε συνέστη,
καὶ ὅπη καὶ ὅπως.
τοῖς δὲ τοιούτοις οὐδέποτ' αἰσχρῶν
ἔργων μελέτημα προσίζει.

Valck. nahm Anstoß an v. 7., den er aus einem erläuternden Beysatz zu den vorhergehenden Worten πῆ τε συνέστη wegen des in solchen Verbindungen minder gebräuchlichen πῆ entstanden seyn läßt. Mit Recht erklärt sich Hr. W. gegen diese Annahme, schon um des τέ willen, das dadurch seine Beziehung verlieren würde; allein die beygefügten Citate, welche Beyspiele bieten für die Verbindung von ὅπη und ὅπως, thun hier gar nichts zur Sache, da dieser Gebrauch bey attischen Schriftstellern dem belesenen Holländer gewiß nicht unbekannt war und sein Zweifel sich darauf gar nicht bezieht. Das Eigenthümliche der von Euripides hier gebrauchten pleonastischen Ausdrucksweise besteht vielmehr in der exegetischen Anfügung des ὅπη καὶ ὅπως an das dem Sinn nach gleichbedeutende aber formell verschiedene πῆ, woraus sich, abgesehen von der ebenfalls ungewöhnlichen Häufung gleichartiger Begriffe, eine Zusammenstellung ergibt, für welche die Verbindung des relativen oder indirekten Fragewortes mit dem direkten in der Weise, wie sie sonst auch in der attischen Sprache vorkommt, nicht hinlängliche Analogie bietet, um als Ergänzung zu der Bemerkung des Herausgebers dienen zu können. So lange also nicht treffendere Beyspiele zu Gebote standen, mußte der hier vorliegende Fall zwar gegen Valckenars Verwerfung geschützt; aber doch als ein singulärer anerkannt und hervorgehoben werden.

Nicht minder unangemessen erscheint die Art, wie Hr. W. in den Bemerkungen zu dem folgenden Fragmente seine Vermuthung begründet, daß im zweyten Verse πτερόεντα statt ἐρόεντα zu lesen sey. Denn so wahrscheinlich es ist, daß Plutarch an der von Matthiä angeführten Stelle sich auf dieses von Clemens Alex. erhaltene Fragment bezieht, so offenbar ist es auch, daß er die χρύσεαι πτέρυγες περὶ νώτῳ des ersten Verses, nicht die Σειρήνων πέδιλα des zweyten im Auge hat. Nichts desto weniger ist Herrn Wagners Vorschlag ziemlich plausibel, da sich Flügelschuhe mit den gewöhnlichen Vorstellungen von den Sirenen viel eher reimen lassen als irgend ein Liebreiz um und an den Füßen, ob-

wohl Ref. gesteht, keine Stelle eines Autors oder artistische Darstellung nachweisen zu können, wo die Sirenen mit Flügelschuhen nach Art des Hermes erscheinen, so daß πέδιλα hier wohl als metaphorischer Ausdruck statt des ihnen sonst zugeschriebenen Vogelgefieders zu fassen ist.

In der Constituirung des Textes ist der Herausgeber im Allgemeinen mit lobenswerther Sorgfalt und Besonnenheit zu Werke gegangen. Daß dieses Geschäft seine beträchtlichen Schwierigkeiten hat bey einer Sammlung von Fragmenten, die aus den verschiedenartigsten Schriftstellern entlehnt sind, leuchtet von selbst ein, besonders wenn der Grundsatz durchgeführt werden soll, zu dem sich unser Herausgeber bekennt. Indem er nämlich der Forderung beypflichtet, welche Valckenar an derartige Arbeiten rücksichtlich der Gewissenhaftigkeit in Mittheilung der Lesarten stellt, spricht er sich (Vorrede p. VII.) über die von ihm beobachtete Weise folgendermaßen aus: In edendo autem textu Euripidis Graeco eam mihi legem proposui, ut verba sic exhiberem, uti in codicibus extant; emendationes vero, ubi necessariae erant, infra subjicerem, paucissimis locis exceptis, velut fgm. 148 vs. 2., fgm. 345, vs. 1. M., in quibus, quum lenissima ac certissima fere medicina restitui possent, emendationes in textum recepi. Dieser Grundsatz entspricht in theoria vollkommen den gegenwärtig herrschenden Anforderungen der diplomatischen Kritik, würde aber, in seiner ganzen Strenge festgehalten, für die Praxis nicht geringe Schwierigkeiten bieten und namentlich an den Herausgeber eine Zumuthung stellen, der sich wohl schwerlich sobald einer unterziehen wird. Derselbe mußte nämlich, um dieser Forderung wahrhaft zu genügen, sich nicht nur mit dem kritischen Apparate solcher Ausgaben, deren Text auf einer diplomatisch gesicherten Grundlage beruht, genau bekannt machen, sondern zugleich bey denjenigen Schriftstellern, denen eine kritische Bearbeitung noch nicht zu Theil geworden ist, gewissermassen die Pflichten eines Herausgebers dieser Werke selbst übernehmen und sich dadurch in Untersuchungen und Bemühungen verwickeln, die in keinem Verhältnisse stünden zu dem oft geringfügigen Resultate, das sich vielleicht für einzelne Stellen ergeben würde. Wir nehmen deßhalb keinen Anstand, die oben mitgetheilte Aeußerung des Herausgebers mit der Ermäßigung zu verstehen, daß der Text nach den besten Ausgaben der benützten Schriftsteller geordnet und in zweifelhaften Fällen auf die handschriftlichen Lesarten die gebührende Rücksicht genommen ist, wie dieß z. B. bey N. 202 (Antiop. fr. XXVII.) geschehen ist, wo der Hrsgbr. die in den meisten Ausgaben des Platon, auch der Bekker'schen und Zürcher Ausg. verdrängte Lesart der Handschriften τυγχάνῃ nach Stallbaums und Matthiä's Vorgang statt des diplomatisch schlecht beglaubigten τυγχάνει in den Text aufgenommen hat. Allein überall scheint uns der Herausgeber seinem Grundsatze rücksichtlich der Aufnahme von Conjecturen nicht treu geblieben zu seyn. Wir verweisen auf Nr. 917., wo die aus der Eudemischen Ethik des Aristoteles entnommene Stelle in folgender Weise geschrieben wird:

> Λόγον δίκαιον μισθὸν ἂν λόγου φέροις,
> ἔργων δ' ἐκεῖνος, ἔργ' ἅπερ παρέσχετο.

Das Komma vor ἔργα statt nach diesem Worte ist wohl den zahlreichen Druckfehlern beyzuzählen, welche diese Ausgabe entstellen. Allein ἅπερ ist eine zwar nicht unwahrscheinliche aber doch keineswegs sichere Vermuthung Pflugk's, und die erste Hälfte des zweyten Verses ist nach Musgrave's Verbesserung gegeben, während die Ausgaben der aristotelischen Schrift, auch die Bekkersche, welche für jetzt als diplomatisch constituirter Vulgattext zu betrachten ist und auch von Hr. W. benützt wird, diese Worte folgendermassen bieten: ἔργον δ' ἐκείνοις ἔργα παρέσχετο — mit offenbarer Corruptel, deren Heilung jedoch möglicher Weise auch auf einem anderen Wege als dem von Pflugk eingeschlagenen erreicht werden könnte. Sollte aber die Rücksicht auf die metrische Vollständigkeit des Verses den Herausgeber bestimmt haben, so würde eine Inconsequenz des Verfahrens bey andern Stellen zum Vorscheine kommen, die sich mit eben solcher Leichtigkeit und vielleicht noch größerer Sicherheit herstellen ließen, z. B. Nr. 926, wo das von Theophilus erhaltene Fragment mit allen metrischen Mängeln in folgender Weise vorgeführt wird:

> Σῶσαι γὰρ ὁπόταν τῷ θεῷ δοκῇ * *
> πολλὰς προφάσεις δίδωσιν εἰς σωτηρίαν,

obwohl die Verbesserungen von Grotius durch Hinzufügung von τινά im ersten Verse und folgende Veränderung im zweyten Verse: πολλὴν δίδωσιν πρόφασιν εἰς σωτηρίαν — von dem Hrsgr. selbst als unzweifelhaft richtig anerkannt werden.

Ein ähnliches Verhältniß findet Statt bey dem Fragmente N. 912, mit welchem der Hrsgbr. die Sammlung zuerst bereichert hat. Dasselbe ist aus der in Orleans erschienenen Ausgabe des Stobäus vom Jahre 1609 entnommen, die außer anderen Beygaben auch eine von den Mönchen Antonius und Maximus veranstaltete Sammlung von Sentenzen enthält, in der sich folgende dem Euripides beygeschriebene Verse finden:

Ἐν τοῖς κακοῖς δεῖ τοὺς φίλους εὐεργετεῖν.
ὅταν γὰρ ἡ τύχη καλῶς διδῷ, τί χρὴ φίλου;

In dem ersten Verse erklärt Hr. W. τοὺς φίλους für eine Verbesserung der fehlerhaften Lesart τοῖς φίλοις in der Ausgabe des Stobäus. Allein das Exemplar, welches Ref. nachgesehen, enthält deutlich τοὺς φίλους, so daß die Angabe des Herausgebers auf einem Irrthume zu beruhen scheint. Der zweyte Vers erscheint wie er in der genannten Ausgabe gelesen wird, obwohl mit offenbarem Verderbnisse. Die Heilung jedoch ist unsicher und kann auf verschiedene Weise versucht werden. Zu derjenigen, welche eine Randbemerkung jener Ausgabe bietet, durch Ausstoßung des καλῶς den Vers herzustellen, entschließt sich der Hrsgbr. nicht, da dieser Begriff gerade durch den sonst gebräuchlichen Ausdruck εὖ διδόναι geschützt und empfohlen wird. Der Hrsgbr. selbst zeigt drey Möglichkeiten, ohne sich für eine derselben zu entscheiden. Eine vierte übergeht er ganz, die doch auch einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es mußte nämlich erwähnt werden, daß derselbe Gedanke mit geringer Verschiedenheit des Ausdruckes im Orestes (v. 654 sqq. Matth.) vorkömmt, wo die Worte so lauten:

τοὺς φίλους;
ἐν τοῖς κακοῖς χρὴ τοῖς φίλοισιν ὠφελεῖν.
ὅταν δ' ὁ δαίμων εὖ διδῷ, τί δεῖ φίλων;

Bedenkt man nun, daß der Scholiast zu der Stelle im Orestes ὁ δαίμων durch ἡ τύχη erklärt, und daß neben der Lesart τί δεῖ φίλων, welche durch die Anführung des Verses bey Aristoteles und Plutarch empfohlen wird, in den älteren Ausgaben und Handschriften τί χρὴ φίλων steht, das auch als Lemma in den Scholien erscheint: so ist wenigstens die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß das ganze Fragment mit einigen Veränderungen aus der angeführten Stelle des Orestes entstanden seyn könnte. Damit soll jedoch von unserer Seite kein Präjudiz ausgesprochen werden über die in neuester Zeit aufgeregte Interpolationsfrage, die von beyden Theilen mit Leidenschaftlichkeit besprochen, trotz der bereits zahlreichen Verhandlungen darüber einem befriedigenden Abschluße immer noch ferne zu stehen scheint und vielleicht nur durch noch umfassendere Untersuchungen erledigt werden kann. Von den zahlreichen Wiederholungen, welche man in den euripideischen Dichtungen nachgewiesen und gegen Verdächtigung zu schützen versucht hat, findet sich ein Verzeichniß in unserer Ausgabe zu fgm. IX. der Tragödie Aegeus, welche in dem uns überlieferten Texte des Euripides vorliegende Thatsache durch die neuerdings gemachte allgemeine Gegenbemerkung Hartungs (Zeitschr. f. Alterth. Jahrg. 1845 S. 1031 f.) noch nicht widerlegt oder genügend erklärt ist.

Auf weitere Einzelheiten bezüglich der kritischen Gestaltung des Textes gehen wir in dieser übersichtlichen Darlegung deßwegen nicht ein, weil sich uns ohnedieß noch Gelegenheit und Veranlassung zu einigen Bemerkungen hierüber bieten wird, indem wir uns zu einer anderen Seite der Leistungen des Herausgebers wenden, die uns zu besprechen noch übrig bleibt. Dieselbe besteht in dem Versuche, Inhalt und Plan der in ihrer Ganzheit untergegangenen Dramen zu erforschen und die erhaltenen Fragmente nach ihrer wahrscheinlichen Aufeinanderfolge in dem ursprünglichen Bestande des Gedichtes zu ordnen. Es versteht sich, daß Keiner, der sich auf diesem Gebiete versucht, an sich den Anspruch macht, etwas durchaus Sicheres und Unzweifelhaftes zu liefern; eine Forderung, die der Natur der Sache zuwiderlaufen würde, da es sich in den meisten Fällen darum handelt, die wenigen überlieferten Daten, die selbst wieder bisweilen zweydeutig und unzuverläßig sprechen, durch eigene Vermuthungen zu ergänzen

und zu beleben. Doch darf man darum solchen Bemühungen nicht etwa geradezu den Credit versagen. Denn was den Grad der Wahrscheinlichkeit betrifft, der sich möglicher Weise erreichen läßt, so hat man mit Recht auf die größere Einfachheit und naturgemäße Gesetzmäßigkeit des griechischen Drama's im Vergleiche zu dem modernen hingewiesen, wobey man sich freylich hüten muß, der subjectiven Freyheit des Dichters zu enge Fesseln anzulegen. Eine Meinungsverschiedenheit kann hier obwalten rücksichtlich der Gränzen, über die der Vermuthung nicht vergönnt ist hinauszugehen, um sich von verwerflicher Willkühr fern zu halten. Wir stimmen in dieser Beziehung der Ansicht bey, welche Hartung an dem oben bezeichneten Orte ausspricht, und erkennen ebenfalls das Recht an, welches der Phantasie auf diesem Felde gebührt. Denn offenbar wäre es große Selbsttäuschung, die sich leicht durch die Erfahrung widerlegen ließe, wollte man glauben, daß die Enthaltung von jeder Art selbstdichtender Reproduction ein Präservativ sey gegen willkührliche Annahme und Vermuthungen, die nur um so verwerflicher erscheinen, je mehr sie sich in das Gewand zuverläßiger Gewißheit zu kleiden suchen; während auf jenem Wege, der sich als Versuch einer Nachdichtung bekennt, vorausgesetzt, daß der nöthige Fond produktiven Vermögens wirklich vorhanden ist und die Sorgfalt der Forschung und Kritik nicht vergessen wird, doch immer Etwas zu Stande kömmt, was einen gewissen Werth anzusprechen berechtigt ist, selbst wenn die poetische Form, die bekanntlich in neuester Zeit auch versucht worden ist, im Allgemeinen aber weniger räthlich erscheinen dürfte, fern gehalten wird. Denn daß auch ohne diese eine großartige, tiefgreifende Wirkung möglich ist, dafür geben mehrfache Beyspiele hinreichendes Zeugniß, von denen wir uns nur auf die vortreffliche Darstellung der Orestea des Aeschylus in Droysens Uebersetzung und auf die Enarrationes fabularum in Hartungs mehrerwähntem Werke berufen wollen. Uebrigens sind wir darum noch nicht gemeint, in den Tadel mit einzustimmen, welcher als Consequenz jenes an sich richtigen Grundsatzes gegen das von Hrn. W. beobachtete Verfahren hergeleitet wurde. Es darf nämlich die Verschiedenheit der Aufgabe nicht übersehen werden, welche für einen Herausgeber von Fragmenten und für denjenigen besteht, der die Wiederherstellung der verloren gegangenen Stücke zum ersten und hauptsächlichen Gegenstande seiner Bemühungen macht. Für einen Herausgeber ist dieses letztere Geschäft doch nur secundärer Natur und hat sich der ersten und nächsten Pflicht, welche in Herstellung des Textes und Nachweisung der Quellen bestehend, nicht einmal die zum Behufe des Nachschlagens nothwendige Numerirung umgehen darf, unterzuordnen. Natürlich tragen wir kein Bedenken, jene andere Aufgabe, die sich Hartung gestellt, als die höhere zu bezeichnen, müssen aber auch anerkennen, daß unser Herausgeber in seinem bescheidneren Theile ebenfalls Dankenswerthes geleistet hat und in einzelnen wichtigen Punkten mit Hartungs Bemühungen in überraschender Weise zusammengetroffen ist. Auch das scheint uns lobenswerth, daß Hr. W. die Verdienste seiner Vorgänger bereitwillig anerkennt und nicht etwa aus dem Bestreben, überall neue und selbständige Resultate zu gewinnen, das von jenen Gebotene verläßt, sondern lieber, wo nicht entscheidende Gründe dagegen sprechen, ihren Spuren folgt, wie dieß namentlich in Bezug auf Welcker der Fall ist, den sich Hr. W. in den meisten Fällen zum Führer genommen hat, jedoch ohne dadurch die Selbständigkeit seines Urtheils zu beeinträchtigen. Einige wenige Beyspiele, auf die wir uns des Raumes wegen beschränken, werden für diese allgemeine Vorbemerkung die nöthigen Belege bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta edidit Fridericus Guilelmus Wagner.

(Fortsetzung.)

Die erste Stelle nimmt der alphabetischen Anordnung zufolge der Titel Aegeus ein. Trotz der geringen Anzahl der erhaltenen Fragmente, die sich etwa auf ein Dutzend belaufen, läßt sich der Inhalt der Tragödie nicht ohne große Wahrscheinlichkeit aus einigen Stellen entnehmen, die bereits von Heyne zu Apollodor nachgewiesen, von Elmsley und Welcker benützt worden sind, um die Hauptzüge der Handlung zu bestimmen, die ungefähr in Folgendem bestehen: Theseus begibt sich, um die Anerkennung seines Vaters zu erlangen, von Trözene nach Athen, wo Medea, mit Aegeus vermählt, den schwachen und durch Aufstände geängstigten König ganz beherrscht. Da sie von der Abstammung und den Ansprüchen des Fremblings Kunde hat, überredet sie den Aegeus, der in dem noch unerkannten Sohne einen gefährlichen Gast vermuthet, demselben einen Gifttrank zu reichen; und schon ist Theseus im Begriffe, den todbringenden Becher zu ergreifen, als Aegeus noch gerade zur rechten Zeit die vorbestimmten Symbole wahrnimmt, das Schreckliche verhindert, und den Sohn freudig vor den Bürgern anerkennt. — Im Wesentlichen bleiben auch die beyden neuesten Bearbeiter bey dieser Grundlage stehen, und unser Herausgeber tritt auch hierin Welckers Ansicht bey, daß er die vorhandenen Bruchstücke für ungenügend erachtet, die Disposition und Ausführung der einzelnen Theile erkennen zu lassen. In der Anordnung der Fragmente findet Hr. W. ebenfalls keinen Grund, von Welcker abzuweichen, mit Ausnahme der aus Stob. Anthol. 73, 14 entnommenen Stelle, welche, von Matthiä und Welcker an's Ende des Stückes gesetzt, von unserem Herausgeber in unbewußter Uebereinstimmung mit Hartung dem Prologe zugetheilt wird. Sie lautet in unserer Ausgabe:

Πέφυκε γάρ πως παισὶ πολέμιος γυνὴ
τοῖς πρόσθεν ἡ ζυγεῖσα δευτέρῳ πόσει.

Ist es nur zu loben, daß der Herausgeber dem Vorgange Matthiäs und Gaisfords in Aufnahme der Conjectur Musgrave's: *παισί* statt *πᾶσι* folgt, so scheint es dagegen unbegreiflich, daß sie alle drey in Verwerfung der ebenso wohlbegründeten Conjectur Elmsley's: *δευτέρα* st. *δευτέρῳ* als einer nicht nothwendigen übereinstimmen. Uns wenigstens hat es noch nicht gelingen wollen, den Ausdruck *δεύτερος πόσις* in dem Sinne zu verstehen, daß es den Gatten bedeutet, der in zweyter Ehe verheirathet ist, da doch offenbar hier der Haß der Stiefmutter gegen die früheren Kinder ihres Gatten gemeint ist, wobey es an sich und speciell in dem Verhältniß der Medea zu Aegeus, ganz gleichgültig ist, ob die Gattin ebenfalls schon einem anderen Gatten vermählt gewesen oder nicht. Hat aber der Herausgeber ein Mittel gefunden, den geforderten Sinn aus der vulgaten Lesart herauszubringen, so hätte er dasselbe mittheilen, nicht aber den Leser mit der nichtssagenden Phrase abfinden sollen: qua conjectura, licet ingeniosa sit, facile tamen carere possumus. Wir erblicken darin eine Halbheit und Unentschiedenheit, die noch in einigen anderen Fällen

zum Vorschein kommt und bisweilen einen nachtheiligen Einfluß auf die Ausdrucksweise des Herausgebers übt, wie z. B. Nr. 123 (Andromed. fr. VII.) „qua correctione, quamvis per se laudabili, carere tamen possumus," wo es offenbar statt laudabili heißen sollte speciosa; oder Nr. 904. (inc. fab. fr. 70) wo' zu dem Verse καὶ πᾶς τις εἰς σὲ βούλετ' ἀνθρώπων μολεῖν Erfurdts Conjectur: εἰς σ' ἐβούλετ' zurückgewiesen wird mit der Bemerkung: ingeniose quidem, sed parum probabiliter, quum Imperfectum ferri nulla ratione possit. Taugt die Conjectur in grammatischer Hinsicht nichts, so ist sie noch weniger ingenios zu nennen, was jedenfalls ein starker Mißbrauch dieses Wortes ist — freylich aber auch ein so gewöhnlicher, daß er die richtige Bedeutung noch ganz aus der Gelehrtensprache zu verdrängen droht, besonders wenn selbst Männer, deren Darstellung sonst als Muster einer präcisen, von Phraseologie freyen Schreibart gelten kann, theilweise jenem Mißbrauche huldigen. Exempla sunt odiosa. Wir kehren daher zu unserer Stelle zurück und bemerken nur noch, daß Hartung δευτέρα in den Text aufgenommen hat. Anlangend die richtige Stellung der Verse, so ist es allerdings möglich und sogar wahrscheinlich, daß sie aus dem Prologe stammen, jedoch nicht so unzweifelhaft, daß nicht auch noch für die frühere Ansicht, welche ihnen ihren Platz gegen das Ende des Stückes anwies, eine Möglichkeit bliebe. Ueber die Person, die den Prolog gesprochen, sind die beyden neuesten Bearbeiter verschiedener Meinung. Unser Herausgeber theilt ihn mit Welcker der Medea zu, die allerdings unter den Personen des Stückes diejenige ist, die sowohl über die vorausgehenden Umstände und die gegenwärtigen Verhältnisse des Hauses, als auch über das Bevorstehende am besten orientirt ist und daher auch am schicklichsten darüber Auskunft geben kann; während anderseits Hartung, der Theseus als den Vorredner annimmt, nicht nur das oben angeführte Fragment, welches, obwohl der Medea nicht gerade widersprechend und möglicher Weise von dieser zur Entschuldigung ihres Vorhabens vorgebracht, dennoch besser im Munde des die Nachstellungen der Stiefmutter fürchtenden Theseus sich ausnimmt, sondern auch den von ihm gemachten Versuch, den weiteren Inhalt des Prologs zu bestimmen und von da aus die ganze scenische Disposition des Dramas durchzuführen, für seine Ansicht geltend machen kann.

Für fr. VIII: εἰ μὴ καθέξεις γλῶσσαν, ἔσται σοι κακά — scheinen weder unser Herausgeber, der Matthiä folgt, noch Welcker die richtige Stelle ausgemittelt zu haben. Letzterer theilt den Vers der Medea zu, die damit das Widerstreben des Aegeus, auf ihren Mordplan einzugehen, niederschlagen will. Allein diese Deutung liegt nicht natürlich in den Worten: εἰ μὴ καθέξεις γλῶσσαν, die sich überhaupt nicht gut auf Aegeus beziehen lassen, eben so wenig wie sie auf den Zeitpunkt nach der Entdeckung in dem Munde des Theseus, gegen Medea gesprochen, passen, da der Vers offenbar in eine altercatio gehört, wie sie an dieser Stelle schwerlich angenommen werden kann. Das Richtige scheint uns Hartung gefunden zu haben, der, der Weise des Euripides ganz angemessen, noch vor der Katastrophe und gleich nach dem Auftreten des Theseus ein solches Wortgefecht zwischen diesem und der Medea stattfinden läßt. Nur möchten wir sie lieber der Medea als dem Theseus zutheilen, für den sich dagegen die beyden anderen Verse, welche H. in denselben Wortwechsel setzt, ganz vorzüglich eignen. Ueberhaupt können wir nicht umhin, der ganzen Disposition Hartungs, besonders auch der Weise, wie er diese Scene mit der folgenden, welche die Katastrophe herbeyführt, vermittelt, große Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen.

Hartung zieht mehrere aus den Fragmenten, deren Titel nicht überliefert ist, zur Ergänzung hieher, einige nicht ohne äußere oder innere Gründe, wie z. B. Fr. 244 Matth., welches, von dem Schol. zu Aristoph. Ach. 119 der Medea zugeschrieben, in der gleichnamigen Tragödie sich nicht findet, und das schöne Fragment bey Plut. Consol. ad Apoll. 4.; auch Nr. 392 unserer Ausgabe, welches, in dem überlieferten Titel zwischen Aegeus und Theseus schwankend, doch mehr Ansprüche für ersteres Stück hat; andere aber ziemlich willkührlich, wie z. B. fr. inc. 219 ed. Matth., das in jeder Tragödie gestanden haben kann; oder das aus Lucians Lobrede auf die Mücke entlehnte, dem die Wahrscheinlichkeit eher entgegensteht als zu Gunsten

kömmt. Bessere Ansprüche hat die schon von anderen und auch von unserem Herausgeber hieher versetzte Stelle aus Stob. 78, 3, welche allerdings Elmsley sehr richtig charakterisirt mit den Worten: optime haec Medeae personae in Aegeo conveniunt, callidae scilicet novercae amare simulanti quos odio habeat.

Die Vermuthung, welche der Herausgeber über die Zeit der Aufführung des Stückes vorbringt, steht auf sehr luftigem Boden. Sie beruht nämlich auf der metrischen Beschaffenheit des fr. inc. 118, das doch nur einen sehr unsichern Anspruch hat, in diese Tragödie zu gehören. Mehr noch scheint uns für die Combination Hartungs zu sprechen, der im geraden Gegensatze zu unserem Herausgeber dieses Stück unter die frühesten Erzeugnisse des Dichters setzt. Besonders verdient der Grund Beachtung, welcher sich auf eine Stelle in Plutarchs Theseus stützt und die Vermuthung nahe legt, daß der Dichter, dem Anspielungen auf Zeitverhältnisse sehr geläufig sind, in dem Ruhmesdrange des Theseus, der sich Hercules zum Vorbilde genommen, eine Beziehung auf die bekannte Erzählung von dem Eindrucke, den des Miltiades Thaten auf Themistokles machten, ausgedrückt habe. Aus dem Auftreten des Aegeus in der Medea läßt sich kein sicherer Schluß über die frühere oder spätere Abfassung unserer Tragödie ziehen; denn es ist eben so wohl denkbar, daß der Dichter durch das genannte Episodium der Medea eine vermittelnde Hindeutung auf die schon gedichtete Tragödie Aegeus ausdrücken wollte, als daß er durch die aus andern Gründen gewählte Einführung des Aegeus in der Medea zur Behandlung des in unserer Tragödie enthaltenen Mythus veranlaßt wurde. — Auf den erwähnten Akt der Tragödie Medea bezieht man auch allgemein den Tadel des Aristoteles in der Poetik c. 25 fin. (p. 184 ed. Bekk. min.), nicht so unser Herausgeber, der die Tagödie Aegeus damit gemeint glaubt. Ob dieß durch zufälliges Uebersehen der gewöhnlichen Ansicht, oder im ausdrücklichen Widerspruche gegen dieselbe, wie der gebrauchte Ausdruck eher vermuthen läßt, geschieht, ist doch nicht mit Sicherheit wahrzunehmen, da der Herausgeber ganz unterlassen hat, Gründe zur Unterstützung seiner und zur Widerlegung der entgegengesetzten Ansicht beyzubringen. Nach dem Wortlaute der aristotelischen Stelle, wie sie in unseren Ausgaben steht, obwohl die Lesart nicht ganz sicher ist, bleiben wir bey der gewöhnlichen Auffassung, für die auch innere Gründe sprechen, wenn gleich Euripides auch seine Vertheidiger gegen den Tadel des Aristoteles gefunden hat. Richtiger ist, was Hartung bemerkt, daß der Stoff der Tragödie Aegeus der eigenthümlichen Weise des Euripides ganz besonders zusagend erscheine, und daß auch nach der Theorie des Aristoteles die Composition zu der vorzüglichsten Gattung gehöre, in der nämlich die Katastrophe auf einer Erkennung beruht.

Einen Beweis von der Selbständigkeit des Urtheils, welche der Herausgeber nicht ohne Grund für sich in Anspruch nimmt auch gegenüber den sonst mit gebührender Anerkennung berücksichtigten Leistungen Welckers, gibt seine Behandlung der Antigone, in deren Inhaltsbestimmung er in den wesentlichsten Punkten mit Hartungs Ansicht zusammentrifft. Diese von beyden Seiten unbewußt und unabhängig von einander erreichte Uebereinstimmung kann zwar darum weniger als eine Probe für die Richtigkeit des Resultates gelten, weil die Grundlinien bereits von Andern vorgezeichnet waren; ist aber doch insofern geeignet, ein günstiges Vorurtheil für sich zu erwecken, als sie auf dem Festhalten an einer überlieferten Thatsache beruht. Der Grammatiker Aristophanes bezeugt nämlich ausdrücklich in seinem Argumentum der sophokleischen Antigone, daß Euripides denselben Stoff behandelt habe, darin aber von Sophokles abgewichen sey, daß bey ihm Antigone mit Hämon ertappt und dann vermählt wird und den Mämon gebiert. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Angaben mit dem Inhalte einer Tragödie nicht wohl verträglich scheinen, weßhalb Welcker, von dem Grundsatze ausgehend, daß eine solche Composition nicht eine Tragödie, sondern eine Komödie liefern würde, den Stoff des Drama's in einer ganz anderen Handlung sucht, als die man sonst, von dem Inhalte des sophokleischen Stückes geleitet, dem euripideischen beygelegt hatte, indem er auf die Ueberlieferung von der Geburt des Mämon

das Hauptgewicht legt. Die Voraussetzungen Welckers zugegeben, so ist nicht zu läugnen, daß derselbe mit Benützung von fab. 72 des Hyginus, der bekanntlich gerne euripideischen Tragödien folgt, eine dramatische Handlung zu Stande bringt, der einige dem Geiste des Dichters wohl zusagende Motive nicht abzusprechen sind, und mehrere Fragmente sich besser fügen als jedem anderen bisher unternommenen Herstellungsversuche. Dennoch stehen auch gewichtige Gründe entgegen, die durch Welckers Bemerkungen mehr anerkannt als beseitigt werden, wie dieß z. B. bezüglich der Wahl des Titels der Fall ist, die sich schwer mit dem angenommenen Inhalte vereinbaren läßt. Noch weniger befriedigt der Versuch, mit dem oben erwähnten Zeugnisse des Aristophanes und dem daraus gezogenen Scholion ein günstiges Abkommen zu treffen; denn so scharfsinnig auch die Deutung ist, welche den Worten des Grammatikers gegeben wird, so läßt sie sich doch nicht ohne gewaltsame Mittel durchsetzen, und, was das Schlimmste ist, ergibt sich auch dann noch nicht die supponirte Handlung, sondern immer nur die derselben vorausliegenden Umstände, die höchstens im Prologe eine Stelle finden konnten, da nach Welckers Voraussetzung die Handlung erst mit dem bereits herangewachsenen Alter des Mämon, dessen Geburt der Grammatiker erwähnt, beginnen würde. In Vergleich mit diesen Schwierigkeiten scheint uns das Bedenken nur von geringer Bedeutung, das W. gegen die Möglichkeit erhebt, die erwähnte Notiz aus der Vorausverkündigung eines Gottes entlehnt zu denken, eine Annahme, die durch sonstige Beyspiele in den Tragödien des Euripides vollkommen gerechtfertigt erscheint. Freylich bleibt noch die Hauptfrage übrig, auf die sich Matthiäs wohlbegründete Zweifel beziehen, wie sich nämlich der überlieferte Ausgang mit dem sonst bekannten Inhalte und den ästhetischen Anforderungen der Tragödie in Einklang setzen läßt. Doch war das Mittel der Lösung bereits gegeben durch Böckhs Deutung des außerdem schwierigen und mancherley Zweifeln unterworfenen Fragmentes XIX unserer Ausgabe, das auf solche Weise ebenfalls seine Erklärung findet. Ob die Stelle nach Böckh's früherer oder späterer Ansicht zu verstehen sey, entweder als danksagende Lobpreisung des vaterländischen Gottes von Seiten Antigone's, wie unser Herausgeber will, oder als Aeußerung des Kreon im Sinne einer demüthigen Anerkennung der göttlichen Macht, wie Hartung die Worte nimmt, kann unentschieden bleiben, ohne der Sache selbst Eintrag zu thun. Auch ist kein Grund vorhanden, die Art der Lösung als eine unbefriedigende in Zweifel zu ziehen, da sie der griechischen Tragödie überhaupt nicht fremd ist und mit Vorliebe von Euripides angewendet wird. Kann somit das Zeugniß des Aristophanes in all' seinen Theilen als glaubwürdig bestehen, so gehört die Antigone zu den Tragödien, welche denselben Stoff in der verschiedenen Behandlung zweyer Dichter vorführen, wie dieß in der Elektra, dem Philoktetes, Oedipus u. a. der Fall ist, von denen besonders die letztgenannte Tragödie mit der unsrigen eine Vergleichung zuläßt rücksichtlich der von dem jüngeren Dichter vorgenommenen Veränderungen. Diese erstrecken sich in beyden Stücken auf sehr wesentliche Punkte der Composition des Mythus. Denn wie Antigone in der euripideischen Tragödie nicht stirbt, sondern durch die Dazwischenkunft eines Gottes dem Tode entzogen wird, so kommt auch Oedipus nicht in die Lage, die Rache des Verhängnisses an sich selbst zu vollziehen, sondern wird bereits vor der vollständigen Enthüllung seines grauenvollen Schicksales durch die ehemaligen Waffengefährten des Laios, die ihn als den Mörder ihres früheren Herrn erkennen, geblendet; wie Euripides in der Antigone der Liebe des Verlobten für seine Braut größeren Spielraum gibt, als der ältere Dichter für gut befunden, so sind es im Oedipus die Motive der ehelichen Zärtlichkeit und Treue, durch welche der jüngere Dichter die Gemüther der Zuschauer zu rühren sucht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta edidit Fridericus Guilelmus Wagner.

(Schluß.)

Es ist hier nicht der Ort, auf die Frage einzugehen, in wie fern dem Euripides mit Recht die Vorliebe für Darstellung solcher Verhältnisse des häuslichen Lebens vorgeworfen und die Einmischung der Liebe als ein Herabsinken von der Höhe des antiken Dramas angerechnet wird. Sollte an diesem Tadel vielleicht die Unlust einen Antheil haben, welche Kenner des klassischen Alterthums über die Unersättlichkeit der modernen Bühne in Anwendung dieses Motivs empfanden, so hat der neueste Vertheidiger des Euripides nicht verfehlt, dieses Unrecht den vorgezogenen Kunstgenossen durch seine Kritik dieses und anderer Stücke entgelten zu lassen. Von tieferem Einflusse auf den Werth der Composition scheint die von Euripides unternommene Umgestaltung in Bezug auf den Ausgang der Handlung, zu dessen Gunsten sich wohl schwerlich etwas Anderes wird aufbringen lassen, als daß er zur Rechtfertigung des Dichters gegen diejenigen dienen könne, „qui eum insatiabilem miseriarum fuisse criminentur.“ Wir vermögen die Wendung, welche Euripides dem Drama durch die Dazwischenkunft des Gottes gegeben, nicht zu dessen Vorzügen zu rechnen, und glauben vielmehr, daß auf die Katastrophe die Bemerkung des Aristoteles im XIV. Cap. der Poetik Anwendung findet, welche unter den verschiedenen Arten, durch die tragische Handlung Furcht und Mitleiden zu erwecken, diejenige als die schlechteste bezeichnet, wo eine schreckliche That mit Wissen und Willen unternommen, aber nicht ausgeführt wird; τό τε γὰρ μιαρὸν ἔχει καὶ οὐ τραγικόν. Wenn demnach Hartung witzig bemerkt, daß der Unterschied des euripideischen und sophokleischen Kreon darin bestehe, „quod Creontem Euripidis dii adjuvant, Sophoclis pessumdant“ — so ist nur hinzuzusetzen, daß der von den Göttern — nicht unglücklich gemachte, denn sein eigener Sinn stürzt ihn ins Verderben — sondern streng bestrafte Kreon viel besser geeignet ist, die der Tragödie zukommende Wirkung hervorzubringen, als der von den Göttern vor der Ausführung der schrecklichen That, nicht aber vor der dazu führenden Gesinnung bewahrte Kreon.

Ein Punkt ist noch übrig, der durch keine Ueberlieferung festgestellt wird, dessen Entscheidung demnach ganz von Gründen der inneren Wahrscheinlichkeit abhängig ist. Derselbe betrifft das Verfahren, welches Kreon gegen seinen Sohn als Mitschuldigen der Antigone beobachtet. Die beyden neuesten Bearbeiter sind darüber verschiedener Ansicht. Unser Hrsgbr. glaubt dem Dichter zutrauen zu dürfen, daß er die Härte in dem Charakter des Kreon bis zur äußersten Consequenz getrieben und in ihm ein Seitenstück des römischen Brutus aufgestellt habe, den die Vaterliebe nicht gehindert, der Strenge des Gesetzes unnachsichtliche Folge zu geben: während Hartung, von dem Grundsatze ausgehend, daß der Dichter überall die Fehler seines Vorgängers vermieden aber das Gute beybehalten habe, in dem von ihm angenommenen Grade der Betheiligung des Hämon an der That der Antigone keine Nothwendig-

keit sieht, mit Antigone auch den Sohn von dem Vater verurtheilt werden zu lassen. Betrachtet man die Handlung von dem Standpunkte des in Kreon beabsichtigten Charakters, oder sieht man lediglich auf die Wirkung, deren dieses Motiv an sich fähig erscheint, wenn nämlich Kreon durch des Sohnes Beyhülfe zur That genöthigt wird, die Folge seines grausamen Verbotes, die er unnachsichtlich über Andere ergehen läßt, zugleich auf sein eigenes Haupt zu laden und sich die Strafe seines unerweichlichen Starrsinns selbst zuzuerkennen: so möchte man wohl geneigt seyn, der Ansicht unseres Herausgebers beyzutreten. Anders dagegen gestaltet sich die Sache, wenn man die ganze Intention des Stückes als einer Liebestragödie in's Auge faßt, die sich offenbar besser und vollständiger erfüllt, wenn es die Liebe ist, welche die Handlung auf den höchsten Punkt des tragischen Interesses leitet, indem sich zu der, durch die Liebe gebotenen Betheiligung an der That noch die hingebendste Aufopferung durch freywillige Theilnahme an der Strafe gesellt. Die besondere Weise, welche Hartung mit anerkennungswerthem Scharfsinne entdeckt hat, wie Hämon an der That seiner Verlobten Theil nehmen kann ohne direkt das königliche Verbot zu verletzen und somit auch in die Folgen dieser Verletzung zu verfallen, ist nichts weniger als dem Geiste des antiken Drama's unangemessen. Dazu kommt, daß unter dieser Annahme der mißfällige Eindruck der Katastrophe doch etwas minder fühlbar wird, als wenn das grausame Vorhaben Kreons sich auch auf den Sohn erstreckte. Vielleicht könnte man es als ein indirektes Zeugniß gegen die Vermuthung des Herausgebers ansehen, daß Aristoteles in einer Sache, wo nach seiner eigenen Versicherung wenig Beyspiele zu Gebote standen, der Antigone des Euripides an der angeführten Stelle keine Erwähnung thut und sich lieber auf ein durchaus untergeordnetes Motiv in der sophokleischen Tragödie bezieht, und daß auch bey der Aufzählung einzelner Fälle solcher *δεινά* und *ἀνήκεστα*, die hauptsächlich in Freveln gegen die unverbrüchlichen Gesetze der Natur bestehen, der Fall nicht vorkömmt, daß der Vater den Sohn tödtet — wenn der Grund nicht etwa in einer anderen Richtung zu suchen ist, nämlich in der besonderen, von unseren Begriffen abweichenden Ansicht der Alten über die Rechte und Ausdehnung der väterlichen Gewalt.

Die Zahl der aus dieser Tragödie erhaltenen Bruchstücke beträgt nach unserer Ausgabe zwanzig. Von einzelnen Stellen, deren Behandlung von Seiten des Herausgebers nicht befriedigt, erwähnen wir Fr. VII., das Hr. W. folgendermaßen gibt:

> *Ἀνδρὸς δ' ὁρῶντος εἰς Κύπριν νεανίου*
> *ἀφύλακτος ἡ τήρησις· ἢν γὰρ φαῦλος ᾖ*
> *τἄλλ', εἰς ἔρωτα πᾶς ἀνὴρ σοφώτερος.*
> *ἢν δ' αὖ προσῆται Κύπρις, ἥδιστον λαβεῖν.*

Im ersten Verse ist mit Recht Musgrave's vorzügliche und allgemein anerkannte Emendation: *ὁρῶντος* st. *ἐρῶντος* in den Text aufgenommen. Dagegen können wir es nicht billigen, daß Hr. W. Matthiäs Erklärung des letzten Verses, die sich von keiner Seite als die richtige empfiehlt, so bereitwillig adoptirt. Hätte Hr. W. die schöne und scharfsinnige Conjectur Hartungs gekannt, der *προσῆται* in *προσάντης* verwandelt (si ardua Venus), so würde er derselben vielleicht seine Zustimmung nicht versagt haben. Allein selbst ohne Aenderung des Textes müßten die Worte so verstanden werden: „wenn Kypris nach überwundenen Schwierigkeiten ihre Gunst gewährt,“ nicht aber, wie der Hrsgbr. mit Matthiä erklärt: sin vero sponte eum Cypris admittat, h. e. ei faveat, ut artibus illis non indigeat, dulcissimum est (amore) potiri.“

Nur wundern können wir uns, wie Hr. W. zu Fr. VI. „*Ὀνόματι μεμπτὸν τὸ νόθον, ἡ φύσις δ' ἴση*“ — schreiben konnte: „Creontis quin sint verba, non dubito; sed de quo et qua ratione dicta sint, vix explores.“ So lange man die Beziehung eines Verses gar nicht kennt, auch nicht einmal eine Vermuthung darüber hat, kann man ihn auch keiner Person zutheilen, am wenigsten mit solcher Bestimmtheit, wie der Hrsgbr. und, wie es scheint, auch Hartung, thun. Dieses Fragment gehört zu denjenigen, welche in der von Welcker vermutheten Fabel ein besseres Unterkommen finden würden. Allein, wenn man auch die andere Composition zu Grunde legt, hat Kreon den geringsten Anspruch auf diesen Vers, der sich eher im

Munde des Hämon oder selbst der Antigone als Erwiederung auf einen dieser von Kreon gemachten Vorwurf in Bezug auf ihre blutschänderische Abstammung denken ließe.

In Fr. IX.: Ἡ γὰρ δόκησις πατράσι παῖδας εἰκέναι
τὰ πολλὰ ταύτῃ γίγνεται τέκνων πέρι —
ist es doch wohl ein unbegründetes Bedenken, welches unser Hrsgr. gegen die Conjectur des Grotius: φαύλῃ st. ταύτῃ hegt. Keinenfalls verdient die seinige: πιστή den Vorzug. Der Schluß, den Hr. W. aus den vorhergehenden Fragmenten macht, ist ganz unüberlegt, da ja in dem Drama das für und wider, also auch die gegentheilige Ansicht sich auszusprechen hat. Auch spricht der titulus bey Stobäus, aus dem die Stelle genommen ist, deutlich für Grotius, wenigstens für dessen Auffassung, selbst wenn, wie nicht unmöglich, der Zusammenhang die Aenderung unnöthig machen oder auf ein anderes Wort führen sollte.

Fr. XIII., das in unserer Ausgabe nach Matthiä so geschrieben wird:
Οὔτ' εἰκὸς ἄρχειν, οὔτ' ἐχρῆν εἶναι νόμον·
τύραννον εἶναι μωρία δὲ καὶ θέλειν,
ὃς τῶν ὁμοίων βούλεται κρατεῖν μόνος —
scheint noch immer zu den locis conclamatis zu gehören. Matthiä, dem Hr. W. folgt, wollte auf dem Wege der Interpretation helfen, indem er μωρία zweymal versteht: τύραννον εἶναι μωρία· μωρία δὲ καὶ θέλειν (sc. τύραννον εἶναι). Absolut verwerfen, wie dieß Hartung thut, möchten wir eine solche brachylogische Form nicht; allein sie bleibt doch höchst zweifelhaft, bey dem Mangel eines wahrhaft entsprechenden Beyspiels, als welches man am allerwenigsten das von unserem Hrsgbr. beygebrachte Alex. Fr. XVII. v. 11 sqq. gelten lassen kann, das kaum im mindesten Grade durch die Stellung der Worte von der allerordinärsten Art abweicht. Unter denjenigen, welche zur Conjectur ihre Zuflucht nehmen zu müssen glaubten, hat zwar Pflugk, was den Gedanken betrifft, einen ganz befriedigenden Weg eingeschlagen, allein ohne den beabsichtigten Sinn auch durch die Worte zu erreichen, denen ähnliche Schwierigkeiten wie der Vulgata entgegenstehen. Das Beste hat nach unserer Meynung Jacobs getroffen, der den zweyten Vers so zu schreiben vorschlägt: τύραννον εἶναι μωρία· δίκη θ' ἑλεῖ κτέ., wodurch der folgende Vers nicht nur von rhetorischer, sondern sogar von grammatischer Seite erst seine richtige Bedeutung bekömmt, vorausgesetzt daß das grammatische Bedenken gegen die Richtigkeit des Futurums ἑλεῖ, wie wir anzunehmen geneigt sind, noch durch weiter zu gewinnende Beyspiele beschwichtigt werden wird. Der erste Vers bleibt jedoch auch so noch ohne nähere Kenntniß des Zusammenhangs etwas problematischen Verständnisses. Wie Hartung mit dem von ihm angewandten Mittel durch parenthetische Einschließung der Worte μωρία δὲ καὶ θέλειν Sinn und Construction der Stelle zu verbessern gemeint war, ist uns nicht klar geworden.

Gänzlich unbegründet scheint uns die Einwendung, welche Hr. W. gegen den Vorschlag Fritzsche's erhebt, das von Stobäus unter dem Lemma: Εὐριπίδου Ἀνδρομέδας gebotene Fragment:
Τὸ ζῆν ἀφέντες τὸ κατὰ γῆν τιμῶσί σου·
Κενόν γ'· ὅταν γὰρ ζῇ τις, εὐτυχεῖ,
Κρέων. —
in die Antigone zu versetzen und wird durch des Herausgebers eigene Worte in dem Argumentum der Antigone: „Frustra Haemo et Antigona regis clementiam implorasse — videntur" widerlegt. Wären nur sonst alle Bedenken, die, von den Herausgebern fast unerwähnt oder ungenügend gelöst, der Erklärung und dem Verständniß des ersten Verses entgegenstehen, beseitigt!

Müssen wir es uns versagen, noch durch mehrere Titel den Herausgeber zu begleiten, so mögen zum Schlusse noch einige Bemerkungen hier einen Platz finden zu derjenigen Tragödie, welche durch besondere Umstände unter unseren Landsleuten und auch über die Grenzen Deutschlands hinaus zu größerer Berühmtheit als vielleicht irgend eines der verlorenen oder selbst der erhaltenen Stücke unseres Dichters gelangt ist. Es ist dieß die Tragödie Phaethon, der das günstige Schicksal wurde, daß zu den weder zahlreichen noch sehr umfänglichen Bruch-

stücken, die auf dem gewöhnlichen Wege durch Anführung anderer Schriftsteller erhalten worden sind, noch einige ziemlich ausgedehnte und zusammenhängende Stellen, die sich im Ganzen auf etwa anderthalbhundert Verse belaufen, gekommen sind. Dieselben wurden auf einem Codex rescriptus neutestamentlicher Schriften, der Pariser Bibliothek angehörig, gefunden und erregten gleich bey dem ersten Bekanntwerden nicht nur die allseitige Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher sondern auch die begeistertste Theilnahme unseres großen Dichters und Landsmannes Göthe, dessen poetische Herstellungsversuche natürlich auch in weiteren Kreisen die Kenntniß dieses schätzbaren Fundes verbreiteten. Der Ausdruck tiefster Bewunderung, mit welchem Göthe seinen Aufsatz einleitet und schließt, zeigt, daß er wie wenige fähig war, die edle Schönheit und Einfalt der hellenischen Poesie zu empfinden und zu würdigen; und wem es gelingt, dieses Gefühl auch in sich zu beleben, der wird die Aeußerungen Göthe's nichts weniger als übertrieben finden, sondern vielmehr zur Anerkennung geleitet werden, daß die Poesie des hellenischen Volkes auf einer Wirklichkeit ruhte, die der Poesie selbst noch näher stand und der idealen Gestaltung derselben weniger widerstrebte, als dieß großentheils bey den Verhältnissen des modernen Lebens der Fall ist, die von dem Dichter erst künstlich vergessen und durch eine fingirte Welt ersetzt werden müssen. In Bezug auf den besondern Werth der Composition des Euripides und deren Verhältniß zu dem leider bis auf wenige ganz unzureichende Andeutungen verlorenen Stücke des Aeschylus, das denselben Stoff behandelte, ist Welckers besonnenem Urtheile wohl das meiste Gewicht beyzumessen. Um die Herstellung und Erklärung der Fragmente, sowie um die Auffindung der scenischen Disposition des Stückes haben sich die nahmhaftesten Gelehrten verdient gemacht. Daß Göthe dem Dichter mit wohlverstehendem Sinne entgegenkam, wird Niemand bezweifeln, und mehrere seiner Bemerkungen enthüllen entweder fein angelegte Motive des Dichters, oder bieten selbst da, wo sie vielleicht die Absicht desselben verfehlen, immer etwas an sich Belehrendes und Erfreuliches, wie dieß von der schönen Bemerkung über den Inhalt des ersten Chorgesanges gilt. Anzuerkennen ist jedoch, daß den Philologen, welche sich nach Göthe's Bemühungen an diesen Untersuchungen betheiligt haben, manches wahrscheinlicher und mehr der besonderen Weise des Dichters entsprechend zu bestimmen und zu ergänzen gelungen ist. Dessenungeachtet sind auch jetzt noch mehrere Punkte zweifelhaft und unentschieden, z. B. die Frage, wer den Prolog gesprochen, von dem uns ein Fragment durch Strabo erhalten ist, ob Klymene, wie die meisten Beurtheiler vermuthen, oder Phaethon, wie Hartung, auch in der neueren Bearbeitung seiner früheren Ansicht treu bleibend, annimmt. Eine Möglichkeit ist dabey gänzlich unbeachtet, nämlich daß auch der oder die *Τροφός*, welcher in dem Codex unter den Personen des Stückes genannt wird, über dasjenige Auskunft geben konnte, was dem Prologe als vermuthlicher Inhalt zukommen mag. Auch in der Verbindung und Vermittelung der Scenen, ferner in den Motiven der einzelnen Reden, z. B. in den Gesprächen des Merops und des Phöbos mit Phaethon; sodann auch über die Verhältnisse des Chors, den man sich schwer ohne eine gewisse Doppelheit oder Getheiltheit denken kann, bleiben noch manche Zweifel zu lösen. Selbst der Ausgang ist noch nicht vollkommen klar, namentlich in Bezug auf das Schicksal der Klymene, dem Euripides eine bedeutende Stelle in der Composition der Handlung eingeräumt hat. Von den Schwierigkeiten, welche noch in dem Verständniß einzelner Stellen bestehen, nehmen wir Umgang und scheiden von dem Hrsgbr. mit dem Wunsche, daß es ihm bald gelingen möge, die verheißene Fortsetzung des Werkes, der wir mit Begierde entgegensehen, zu liefern.

Cron.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Emil. Nannetti, Brevi nozioni di diritto pubblico-ecclesiastico. Vol. 1. 2. Bologna 1840.

Dr. Heinr. Pallmer, Die confessionellen Fragen der Gegenwart von kirchenrechtlichem und theologischem Standpunkte. Darmstadt 1846.

J. M. Querard, Les auteurs apocryphes supposés, deguisés, plagiaires et les éditeurs infidèles de littérature française pendant les quatre derniers siécles. Livr. 1. Paris 1846.

— —, La litérature française contemporaine. Vol. 3. Paris 1846.

Dr. R. Naumann, Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur. Leipzig 1846.

de Laborde, De l'organisation des bibliothèques dans Paris. 8me lettre. Etude sur la construction des bibliothèques. Paris 1845.

Nat. Dalle Laste, Brano storico postumo delle studio di Padova dall' anno 1405 al 1433. Padova 1844.

Ferd. Henaux, Etudes historiques et littéraires sur le Wallon. Liege 1843.

Mich. Wiszniewskiego, History a literatury Polskiej. Vol. 7. W Krakowie 1845.

Encyclopédie des gens du monde. Vol. 20 — 22. Pol-Zyz. Schluß des Werkes. Paris 1844 — 1845.

Bulletin de la classe physico-mathématique de l'académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. Vol. 3. 4. Petersb. 1845.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatshappij der wetenschappen te Haarlem. Deel. III. Haarlem 1844.

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse van het Kon. Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam. Vol. 11. 12. Amsterd. 1845 — 46.

Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. 15 — 17. Edinb. 1845.

The Transactions of the royal Irish Academy. Vol. 19. 20. Dublin 1845.

Transactions of the Cambridge philosophical society. Vol. 8. Cambridge 1843.

Rok 1846. pod wzgledem oswiaty, przemyslui i wypadków czasowych. Poznam 1846.

Dr. Curtius, Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur klassischen Philologie dargestellt. Berlin 8845.

R. Leech, Epitome of the grammars of the Brahuiky, Bolochky and Panjabi languages with vocabularies of the Baraky, Pashi, Laghmani, Cashgari, Teerhai and Deer dialects. Calcutta 1843.

O. Boehtlingk, Die Declination im Sanskrit. Petersb. 1844.

— —, Die Unâdi-Affixe. Mit Anmerkungen und verschiedenen Indices. Petersb. 1844.

Dr. E. G. Schultz, Jerusalem. Berlin 1845.

v. Quandt, Beobachtungen und Phantasien über Men-

schen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Leipzig 1846.

J. Welp, Wanderungen im Norden. Th. 1—3. Braunschweig 1845.

A. v. Gurowski, Eine Tour durch Belgien im Jahre 1844. Heidelberg 1845.

Teod. Codrescu, O Câlâtorie la Constantinopoli. Jawii 1844.

A. Schaubach, Die deutschen Alpen. Th. 3. Jena 1846.

E. Quinet, Mes vacances en Espagne. Livr. 4 — 9. Paris 1846.

Aug. Wahlen, Histoire, costumes, décorations de tous les ordres de chevalerie et marques d'honneur. Livr. 17 — 48. Bruxelles 1845.

J. Fr. Cramer, De studiis quae veteres ad aliarum gentium contulerint linguas. Sundiae 1844.

J. Arneth, Das k. k. Münz- und Antikenkabinet. Wien 1845.

J. T. Ackerman, Ancient coins of cities and princes. Hispannia-Gallia-Britannia. London 1844 — 1846.

B. G. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829. Bd. 1. 2. Hamburg 1845.

R. Goldsmith, The history of Greece of the death of Alexander the Great. Vol. 1. 2. London 1825.

— —, The history of Rome, to the destruction of the western Empire. Edinb. 1833.

Dr. Fr. Wilh. Reden, Vergleichende Kultur-Statistik der Großmächte Europas. Bd. 1. Berlin 1846.

Don Evaristo san Miguel, Historia de Felipe II. rey de España. T. I. Madrid 1844.

Dr. G. Vivoli, Annali di Livorno. T. III. Livorno 1844.

A. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses. Lief. 24 — 31.

C. Horace de Viel-Castel, Les familles historiques de France. I. Archambaud de Comborn. Paris 1845.

R. Thomassy, Essai sur les écrits politiques de Christine de Pisan. Paris 1838.

Cl. de Vaulabelle, Chûte de l'empire: histoire des deux restaurations jusqu'à la chûte de Charles X. en 1830. Vol. 1 — 3. Paris 1845.

K. E. A. von Hoff, Teutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit. Gotha 1838.

Conr. de Brandenstein, Mouvement politique religieux, littéraire, industrial et social de l'Allemagne. Livr. I. Paris 1846.

Dr. Fr. Rehm, Handbuch der Geschichte beyder Hessen. Bd. 2. Marburg 1846.

Ch. de Coeckelberghe de Dutzele, Histoire de l'empire d'Autriche depuis les temps les plus reculés jusqu'au regne de Ferdinand I. empereur d'Autriche. Vol. 6. et dernier. Vienne 1846.

Fr. Zschokke, Wanderungen durch Littauen und Samland. Th. 1. Leipzig 1846.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Erster Hauptheil oder der Urkundensammlung für die Geschichte der auswärtigen Verhältnisse 4. und 5. Band. Zweyter Hauptheil. Bd. 2. 3. Berlin 1845.

M. von Schmädel, Handbuch der im Gebiete der Baupolizey-Verwaltung und der Bau- resp. Nachbarn-Rechts bestehenden Gesetze Bayerns. Augsburg 1846.

H. Jacobi, Die Standesherrschaft Tambach und Geschichte des herzogl. und gräflichen Gesammthauses Oettenburg. Coburg 1845.

J. A. Galiffe, Matériaux pour l'histoire de Génève. Vol. 1. 2. Génève 1829.

Fr. Vogel, Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. Lief. 6 — 8. Zürich 1846.

Prot Srzeniawa-Potocki, Metamorphose des Polonais en Français du Nord ou la décadence de la Pologne. Bruxelles 1845.

J. Lechevalier, Rapport sur les questions coloniales. Documents et pièces justificatives. T. I. 1. Pièces écrites et recueillies pendant le voyage. — Enquêtes. Par. 1844.

Der Orient. Berichte, Studien und Kritiken für jüdische Geschichte und Literatur. Herausg. von Dr. J. Fürst. Leipzig 1846.

The life of the Rev. Jos. Blanco White. Written by himself, with portions of his Correspondence. Edited by J. Hamilton Thom. Vol. 1 — 3. London 1845.

H. Beitzke, Aus dem Leben des k. preuß. Generallieutenants Friedrich von Sohr. Berlin 1846.

J. von Arnoldi, Historische Denkwürdigkeiten. Leipzig 1807.

L. A. Sédillot, Matériaux pour servir à l'histoire comparée des sciences mathématiques chez les Grecs et les Orientaux. Livr. 1. Paris 1845.

Des voies navigables en Belgique. Brux. 1845.

G. L. A. Röder, Praktische Darstellung der Brückenbaukunde. 2. Aufl. Th. 1. 2. mit Atlas. Darmstadt 1845.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Génève par E. Plantamour. 4. Série. Génève 1845.

A. Quetelet, Annales de l'observatoir royal de Bruxelles. Vol. IV. Bruxelles 1845.

Dr. L. Schrön, Stöchiometrische Hülfstafeln. Hannover 1846.

Natural history of New-York. Part I. Zoology. Vol. 1 — 6. III. Mineralogy. Vol. 1 — 2. Part IV. Vol. 1 — 4. New - York, Boston, Albany 1842 — 1844.

Atii della sesta riunione degli scienziati italiani tenuta in Milano nel Settembre del 1844. Milano 1845.

Annali delle scienze del regno Lombardo - Veneto. Bim. 1 — 4. Vicenza 1845.

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Uitgegeven door J. van der Hoeven en W. H. de Vriese. Deel XII. Leiden 1845.

Dr. E. Rüppell, Systematische Uebersicht der Vögel Nord-Ost-Afrikas. Frankfurt 1845.

Alcide d'Orbigny, Mollusques vivants et fossiles. Livr. 1 — 3. Paris 1845.

H. K. Geubel, Neuere Beyträge zur Zoologie. Frankfurt 1846.

T. J. Pictet, Histoire naturelle des insectes néuroptères. Seconde Monographie. Famille des Ephémérines. Génève 1845.

Dr. A. A. Berthold, Lehrbuch der Zoologie. Göttingen 1845.

Alph. de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. Vol. 8 — 10. Paris 1844 — 46.

J. C. Hasskarl, Catalogus plantarum in horto botanico Bogoriensi cultarum alter. Bataviae 1844.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. Th. 2. Leipzig 1846.

Alcide d'Orbigny, Paléontologie française; description zoologique et géologique de tous les animaux mollusques et rayonnés fossiles de France. Terrains crétacés. Vol. I. Céphalopodes. Vol. II. Gasteropodes. Vol. III. Lamellibranches. Terrains jurassiques. Vol. I. Céphalopodes. Paris 1842 — 45.

J. S. C. Schweigger, Ueber Platina. Altes und Neues.

Gust. Leonhard, Geognostische Skizze des Großherzogthums Baden. Stuttgart 1846.

Elie de Beaumont, Leçons de Géologie pratique. Vol. I. Paris 1845.

Dr. L. de Koninck, Description des animaux fossiles qui se trouvent dans le terrain carbonifére de Belgique. Avec Atlas. Liège 1844.

Fournet, Die Erzgänge und ihre Beziehungen zu den Eruptivgesteinen im Departement de l'Aveyron, übersetzt von B. Cotta. Leipzig 1846.

Dr. R. Veit, Lehrbuch der Landwirthschaft. Augsburg 1846.

K. R. Herrmann, Oekonomische Pflanzenkunde der landwirthschaftlichen Kulturgewächse. Lief. 1. Colberg 1846.

Dr. A. Kahlert, System der Aesthetik. Leipzig 1846.

R. H. Newell, The zoology of the English poets, corrected by the writings of modern naturalists. Lond. 1845.

Ed. Malone, Hist. account of the rise and progress of the english stage. Basil. 1800.

Rob. Southey, Oliver Newman. London 1845.

R. E. Prutz, Die politische Poesie der Deutschen. Leipzig 1845.

Dr. C. Simrock, Das Heldenbuch. Bd. 5. Des Amelungenliedes 2. Theil. Stuttgart 1846.

Fr. Rückert, Kaiser Heinrich IV. Th. 2. Des Kaisers Begräbniß. Frankfurt 1845.

Dr. O. P. Sturzenbecher, Den Nyare Svenska Skön - Litteraturen och Tidnings - Pressen. Kopenhagen 1846.

Const. Batjuschkow, Sotschinenija w prose i stichach. T. 1. 2. Petersb. 1834.

Vic. Marchese, Memorie dei più insigni pittori, scultori e architetti Domenicani. Vol. II. Schluß. Roma 1846.

Fr. Zanotto, Il Palazzo ducali di Venezia. Fasc. 18 — 20. Venezia 1846.

Koßmaly und Carlo, Schlesisches Künstlerlexikon. Heft 1. Breslau 1846.

C. J. de Maistre, Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines. Lyon 1844.

The medical Times. 1846. London.

The Dublin Journal of medical science. 1845. Dublin.

Dr. L. Hollstein, Compendium der Anatomie des Menschen. Berlin 1845.

Dr. G. Herbst, Das Lymphgefäßsystem und seine Verrichtungen. Göttingen 1844.

Dr. C. Roesch, Untersuchungen aus dem Gebiete der Heilwissenschaft. Th. 1. 2. Stuttgart 1838.

Dr. F. O. Lietzau, Lehrbuch der speciellen Therapie. Bd. 1. Berlin 1845.

Dr. H. S. Sinogowitz, Das Kindbettfieber. Berlin 1845.

Fr. Tiedemann, von lebenden Würmern und Insekten in den Geruchsorganen des Menschen. Mannheim 1844.

Dr. J. T. Evans, Vorlesungen über die Lungenschwindsucht, deren Natur, Erkenntniß und Behandlung. Aus dem Engl. von Fr. J. Behrend. Leipzig 1845.

Dr. Fr. Bicking, Die Heillehre von der Seite der Reaction aufgefaßt. Berlin 1845.

Dr. Fr. Beschorner, Der Weichselzopf. Breslau 1843.

J. Lisfranc, Précis de médecine opératoire. Livr. 1 — 3. Paris 1845.

Dr. Fr. Ried, Die Resectionen der Knochen mit bes. Berücksichtigung der von Dr. M. Jäger ausgeführten derartigen Operationen. Nürnberg 1846.

Bampfield, Ueber die Krankheiten des Rückgrates und des Brustkorbes, übers. von Siebenhaar. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1831.

O. Berg, Charakteristik der für die Arzneykunde und Technik wichtigsten Pflanzen-Genera. Lief. 1. Berlin 1845.

Dr. A. Hohl, Vorträge über die Geburt des Menschen. Halle 1845.

Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian. Th. 2. Rechtsquellen und Rechtswissenschaft. 2. umgearb. Aufl. Bonn 1846.

C. E. Zachariae a Lingenthal, Suppl. editionis Basilicorum Heimbachianae. Vol. II. Lips. 1846.

C. v. Vegesack, Die Vermögensverhältnisse der Ehefrauen und Wittwen nach dem livländischen Adelsrechte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Berl. 1846.

— —, Westpreußisches Provinzialrecht. Bd. 1. 2. Danzig 1846.

G. Heine, Das im Königreiche Sachsen geltende Baurecht. Th. 1. Leipzig 1846.

Provinzial-Gesetzsammlung von Tyrol und Vorarlberg. Bd. 29. Innsbruck 1845.

Jos. v. Helfert, Versuch einer system. Darstellung der Jurisdictionsnorm für die deutschen und italienischen Provinzen Oesterreichs. Wien 1828.

F. A. H. Schneider, Die eheliche Gütergemeinschaft nach französischem Rechte. Edenkoben 1846.

Ch. Giraud, Essai sur l'histoire du droit français au moyen-âge. T. 1. 2. Paris 1846.

Keane, Courts of Requests, their Jurisdiction and Powers. 3. edit. London 1845.

Dr. A. Leonhardt, Commentar über das Criminal-Gesetzbuch für das Königreich Hannover. Bd. 1. Hannover 1846.

Feldstrafgesetz für das Großherzogthum Hessen. Darmstadt 1842.

Dr. O. Elben, Die Entbindung von der Instanz. Tübingen 1846.

J. B. Bekk, Die großherzoglich badische Strafprozeßordnung. Lief. 1. Mannheim 1846.

Jul. Quicherat, Procès de condamnation et réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle. Vol. III. Paris 1845.

Fr. Löher, Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrich II. Halle 1846.

J. F. Benzenberg, Die Staatsverfassungen Deutschlands. Düsseldorf 1845.

Dr. J. Aschbach, Allgemeines Kirchen-Lexikon. Bd. I. 1. Frankfurt 1846.

Dr. Bruns, Neues Repertorium für theologische Literatur und kirchliche Statistik. 1846. Berlin.

Testamentum novum. Graece et Lat. Car. Lachmannus recensuit. T. I. Berol. 1842.

L. Tosti, Il salterio del Pellegrino. Monte-Casino. 1843.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juny 1846.

(Schluß.)

Influencia de los Arabes en la ilustracion moderna. — Revista lit. de el Español 1846. T. II. p. 197.

The literature of the eighteenth century. (Brougham, Lives of men of letters and sciences who flourished in the time of George III.) — Blackw. Magaz. 1846. June p. 645.

Sur les livres d'usages. — Bullet. du Bibliophile. 1846. Févr. p. 606.

Brunet (G.) Notes extraites du catalogue raisonné d'un amateur de province. (Notices extraites du catalogue inédit de la bibliothèque d'un amateur.) — Bulletin du Bibliophile 1846. Févr. p. 612. Mars. p. 680. Avril et Mai. p. 754.

Nodier, Réflexions à propos de la vente de la bibliothèque de M. de Pixerécourt. — Ebendaselbst. Mars p. 677.

Basse, Note sur le projet d'une édition des Provinciales de Pascal, avec les variantes. — Ebendas. Avril et Mai. p. 728.

Dinaux, Livres annotés, signés et estampillés. — Ebendas. p. 744.

Jubinal, Sur les manuscrits littéraires de la bibliothèque royale de La Haye. — Ebendas. Févr. p. 621.

Flourens, Revue des éditions de l'histoire de l'Académie des sciences par Fontenelle. (3 Art.) — Journ. des Savans. 1846. Juin. p. 329. (4 et dern. art.) Juillet. p. 402.

Bibliothèque de poche, ou variétés curieuses et amusantes. Vol. I. Curiosités littéraires. Vol. II. III. Curiosités biographiques. Par. 1845—1846. — Bulletin du Bibliophile. 1846. Févr. p. 628.

Vocabolario degli accademici della Crusca; quinta edizione. Fir. 1843—45. — Journ. des Savans. 1846. Juin. p. 321.

Dion Cassius, Histoire Romaine par E. Gros. Par. 1845. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. No. 2. (Juin.) p. 196.

Halévy, Chefs-d'oeuvre d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, traduits en vers, accompagnés de notices etc. Par. 1846. — Ebendas. p. 206.

Horacio-Burgos. — Revista lit. de el Español. 1846. T. II. p. 229.

Mela (Pomp.) Geographie, traduite par Nic. Huot. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Juin. p. 341.

Amed-Ben-Mohammed-el-Menoufiyi, Le livre du don abondant, ou histoire du Nil bienfaisant. Sect. III du chapitre I, trad. par Bargès. — Journ. asiat. 1846. Juin. p. 485.

Sedillot, Notice sur un ouvrage intitulé: Voyage au Darfour par Mohammed-Ebn-Omar-el-Tounsy, trad. de l'arabe par Perron. — Ebendas. p. 522.

Dulaurier, Liste des pays qui relevaient de l'empire javanais, de Madjapahit à l'époque de sa destruction en 1475. — Ebendas. p. 544.

Hellert, Nouvelles observations sur la jonction des deux Océans au moyen d'un canal à tra-

vers l'isthme de Darien. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Juin. p. 389.

Jerningham Wakefield, Adventure in New Zealand from 1839 to 1844. Lond. 1845. — Bibl. univ. 1846. No. 6. p. 276.

Itier, Fragment d'un journal de voyage aux îles Philippines. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Juin. p. 365.

Hell, Les steppes de la mer caspienne, le Caucase, la Crimée et la Russie méridionale. — Correspond. T. XV. 1846. Livr. 14. p. 252.

Hale, Migrations in the Pacific Ocean. 1846. — American Journ. of sc. and arts 1846. May. p. 317.

Barrow, Voyages of discovery and research in the arctic regions. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1846. June. p. 45.

De los Rios (J. A.) Vasco Nuñez de Balboa. — Revista lit. de el Español. 1846. T. II. p. 177. 193.

Soyecourt, Notions claires et précises sur l'ancienne noblesse du royaume de France, ou réfutation des prétendus mémoires de la marquise de Créquy. Par. 1846. — Bulletin du Bibliophile 1846. Avril et May. p. 760.

Orellii inscriptionum latinarum selectarum amplissima collectio. Turici 1828. — Quart Rev. 1846. June. p. 61.

Lenormant, Cours d'histoire moderne. 8 leçon. — Revue de Brux. 1846. T. II. Livr. 13. p. 13.

The fall of Rome. Its causes at work in the British empire. — Blackw. Magaz. 1846. Juin. p. 692.

Grote, A history of Greece. 2 Vols. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1846. June. p. 113.

Don Sebastian. — Revista lit. de el Español. 1846. T. II. p. 135. 148.

Circourt, Histoire des Mores mudejares et des Morisques, ou des Arabes d'Espagne, sous la domination des chrétiens. 3 Vol. Par. 1846. — Bibl. univ. 1846. No. 6. p. 157.

Mérimée, Rapport sur les monuments historiques. — Annal. archéol. T. V. Livr. 1. p. 1.

Roisin, Rapport sur le congrès archéologique de Metz. — Ebendas. p. 38.

Ozanam, Etudes sur les peuples germaniques avant le christianisme. (Cinquième et dernier article. La poesie.) — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 11. p. 669.

Brown, (Abner W.) On some british kistvaens (stone coffins) under the present churchyard of Pytchley, North-Amptonshire. — Archaeol. Journal. 1846. June. p. 105.

Antiquities found at Woodperry, Oxon. — Ebendas. p. 116.

Billings, On the history and remains of the franciscan friery, Reading. — Ebendas. p. 141.

Poynter, St. Winefrede's well at Holywell, Flintshire. — Ebendas. p. 148.

Hardinge, Gough, Smith, Despatches. Lond. 1846. Steinbach, The Punjab; being a brief account of the country of the Sikhs etc. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1846. June. p. 175.

Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. — Journ. des Savans 1846. Juin. p. 359. Ebendaselbst. p. 145.

Le Pelletier de Saint-Remy, sur l' île de Saint-Domingue. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Juin. p. 349.

Borneo, Eastern Archipelago etc. (1. Keppel, The expedition to Borneo. 2 Vols. Lond. 1846. 2. Brereton, An address. Lond. 1846. 3. Davidson, Trade and travel in the far east, or recollections of twentyone years passed in Java, Singapore, Australia and China. Lond. 1846. 4. Windsor Earl, Enterprise in tropical Australia. Lond. 1846. — Quart. Review. 1846. June. p. 1.

Pichon, Notices biographiques et littéraires sur la vie et les ouvrages de Jean Vauquelin de la Fresnaye et Nicolas Vauquelin des Yveteaux, gentilshommes et poètes normands, 1536—1649. (Suite et fin.) — Bulletin du Bibliophile. 1846. Févr. p. 601. Mars. p. 663. Avril et Mai. p. 711.

Harcourt, Letter to Henry Lord Brougham, containing remarks on certain statements in his lives of Black, Watt and Cavendish. (Contin. and concluded.) — Philos. Mag. 1846. June. p. 478. Suppl. p. 505.

Biografia española: Don Fernando Colon. — Revista lit. de el Español. 1846. T. II. p. 204. 214.

The life of Joseph Blanco White, written by himself. Edited by J. Hamilton Thom. 3 Vols. Lond. 1845. — Dublin Rev. 1846. June. p. 345.

Burton, Life and correspondence of David Hume. 2 Vols. Edinb. 1846. — Quart. Rev. 1846. June. p. 75.

Lyttelton, Memoirs and correspondence compiled and edited by R. Phillimore. 2 vols. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. June. p. 216.

Life and writings of Abelard. — Engl. Rev. 1846. June. p. 318.

Clement, Histoire de la vié et de l'administration de Colbert; précédée d'une étude historique sur N. Fouquet. Par. 1846. — Revue de droit français et étranger T. III. Livr. 7. p. 568.

Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de Charles Comte. — Revue de législat. 1846. T. II. p. 223.

Giles, The life and letters of Thomas Becket. 2 Vols. Lond. 1845. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. No. 2. (Juin.) p. 234.

Viollet-Leduc, Du style gothique au XIX siècle. — Annal. archéol. T. IV. Livr. 6. 1846. Juin. p. 325.

Petrie, The ecclesiastical architecture of Ireland. Vol. I. Dublin 1845. — Archaeol. Journ. 1846. June. p. 166.

Fresnel, Mémoire sur les couleurs dévelopées dans les fluides homogènes par la lumière polarisée. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Juin. p. 172.

Aimé, Mémoire sur le magnétisme terrestre. — Ebendas. p. 199.

Bennigsen-Förder, Note sur les lois numériques auxquelles semble être soumise la distribution des vallées, des sources, des courants d'eau, des villages et des hameaux dans les formations sédimentaires. — Bibl. univ. 1846. No. 5. Suppl. p. 17.

Zantedeschi, Trattato del calorico e della luce. Ebendas. p. 25.

Redfield, On three several hurricanes of the American seas etc. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. May. p. 333.

Sloggett, On the constitution of matter. — Philos. Mag. 1846. June. p. 443.

Scoresby and Joule, Experiments and observations on the mechanical powers of electro-magnetism, steam, and horses. — Ebendaselbst. p. 448.

Faraday, Experimental researches in electricity. (20. Series.) — Ebendas. May. p. 396. June. p. 455.

Airy, On the equations applying to light under the action of magnetism. — Philos. Mag. 1846. June. p. 469.

Airy, Remarks on Faraday's paper on ray-vibrations. — Ebendas. Suppl. p. 532.

Mallet, Explanation of the vorticose movement, assumed to accompany earthquakes. — Ebendas. p. 537.

Wartmann, On the causes to which musical sounds produced in metals by discontinous electric currents are attributable. — Ebendas. p. 544.

Gay-Lussac, Remarques sur la théorie de Leplay, touchant la réduction des oxydes métalliques par le charbon. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Juin. p. 221.

Gay-Lussac, Essai de l'argent contenant du mercure. — Ebendas. p. 232.

Hare, An attempt to refute the reasoning of Liebig in favor of the salt radical theory. — Am. Journ. of sc. and arts 1846. May. p. 377.

Gerhardt, Recherches sur les anilides, nouvelle classe de composés organiques. — Journal de Pharm. et de Chim. 1846. Juin. p. 401.

Dupasquier, Des inconvènients et des dangers que présente l'emploi de l'acide sulfurique arsénifère. — Ebendas. p. 415.

Schoenbein, On the relation of ozone to hyponitric acid. — Philos. Mag. 1846. June. p. 432.

Teschemacher, An account of various substances found in the Guano deposits and their vicinity. — Ebendas. Suppl. p. 546.

Gregory, Notes on the preparation of Alloxan. — Ebendas. p. 550.

Begbie, Observations on the natural history of the Malayan peninsula. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. June. p. 395.

Owen, Observations on Strickland's article on the structural relations of organized beings. — Philos. Mag. 1846. June. Suppl. p. 525.

Loevig et Koelliker, De la composition et de la structure des enveloppes des Tuniciers. — Annales des scienc. nat. 1846. Avril. (Zool). p. 193.

Dana, Recherches sur les Polypes. — Ebendas. p. 227.

Gervais, Observations sur diverses espèces de mammifères fossiles du midi de la France. — Ebendas. p. 232.

Reid, On the delvelopment of the ova of the nudibranchiate mollusca. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. June. p. 377.

Baird, Description of some new genera and species of British Entomostraca. — Ebendaſ. p. 410.

Dalton-Hooker, Mémoire sur l'organisation des Myzodendron. — Annal. des scienc. nat. 1846. Avril. (Botan.) p. 193.

Martins, Sur la température exceptionelle de l' hiver de 1846 et son influence sur la floraison des végétaux. — Ebendaſ. p. 225.

Spach, Monographia generis Cardopatium. — Ebendaſelbſt. p. 233.

Decaisne, Sur la structure anatomique de la Cuscute et du Cassytha. — Ebendaſ. p. 247.

Léveillé, Description des champignons de l'herbier du Muséum de Paris. — Ebendaſ. p. 249.

Boussingault, Recherches sur le développement successif de la matière végétale dans la culture du froment. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Juin. p. 162.

Müller, (C.) On the development of Chara. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. June p. 390.

Alexander, Botanical excursion in lower Styria in 1842. — Ebendaſ. Suppl. p. 457.

Gray, Notice of a new genus of plants of the order Santolaseae. — Americ. Journ. of sc. and arts 1846. May. p. 386.

Gardner, Researches on the functions of plants, with a view of showing that they obey the physical laws of diffusion in the absorption and evolution of gases by their leaves and roots. — Philos. Mag. 1846. June. p. 425.

Stenhouse, Observation on the resin of the Xanthoraea hastilis or gellow gum-resin of New Holland. — Ebendaſ. p. 440.

Pictet, Considerations générales sur les débris organiques qui ont été trouvés dans l'Ambre et en particulier sur les insectes. — Bibl. univ. 1846. No. 5. Suppl. p. 5.

Delesse, Recherches sur la composition chimique de quelques minéraux. — Annal. des Mines. T. IX. 1846. Livr. 2. p. 307.

Malaguti et Durocher, Recherches sur la laumonite. — Ebendaſ. p. 325.

Damour, Analyses de la Levyne et de l'Harmotôme d'Islande. Ebendaſ. p. 333.

Domeyko, Mémoire sur la constitution géologique du Chili. — Annal. des Mines. T. IX. 1846. Livr. 2. p. 365.

Williamson, On the real nature of the minute bodies in flints, supposed to be sponge spiculae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. June. Suppl. p. 467.

Norwood, Description of a new fossil fish from the palaeozoic rocks. of Indiana. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. May. p. 367.

Conrad, Observations on the Eocene formation of the United States. No. 2. — Ebendaſ. p. 395.

Rogers, (Henry and William) On the geological age of the White Mountains. — Ebendaſ. p. 411.

Björnstjerna, The theogony of the Hindus. Lond. 1846. — Engl. Review. 1846. June. p. 300.

The deaf and dumb in Ireland: Dr. Kitto's lost senses. — Dublin Rev. 1846. June. p. 291.

Ozanam, Dante et la philosophie catholique au XIII siècle. Par. 1846. — Correspond. T. XV. 1846. Livr. 14. p. 252. Nouv. Rev. encycl. 1846. No. 2. p. 176.

Maret, Cours de théologie philosophique. Partie I: La théodicée. — Correspondant. T. XV. 1846. Livr. 14. p. 182.

Curran's Speeches, with memoir and historical notices. By Th. Davis. Dublin 1845. — Dublin Rev. 1846. June. p. 273.

Gay, Vêtements sacerdotaux. IV Art. — Annal. archéol. T. IV. Livr. 6. 1846. Juin. p. 354.

Didron, Armoire de Noyon. — Ebendaſ. p. 369.

Didron, Les cérémonies et les fonts du baptême. — Ebendaſ. p. 21.

Rosini, Histoire de la peinture en Italie, exposée par les monuments. T. IV. — Bibl. univ. 1846. No. 6. p. 192.

Way, Notices of ancient ornaments, vessels and appliances of sacred use. — Archaeol. Journ. 1846. June. p. 129.

Compton, Notice of a decorative pavement in Haccombe Murch, Devonshire. — Archaeol. Journ. 1846. June. p. 151.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 62.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Octobber.
Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

1) Hr. Akademiker Dr. v. Martius berichtet über die neuerlich in der Serra de Sincurá im Sertão der Provinz Bahia aufgefundenen Diamanten-Localitäten.

Seit einigen Jahren hat sich die Nachricht verbreitet, daß im Innern der Provinz von Bahia unglaubliche Schätze an Diamanten seyen aufgefunden worden, und daß in Aussicht stehe, der Diamantenhandel werde durch diese neuen Fundorte einen ganz neuen Charakter annehmen. Genauere Nachrichten bestätigen jene durch den Ruf weit übertriebene Annahme keineswegs und lassen vielmehr vermuthen, daß die seit wenig Jahren aufgeschlossenen Fundgruben früher erschöpft seyn dürften, als die schon länger bekannten; leider aber sind sie noch nicht vollständig genug, um einen gründlichen Blick in die geognostischen Verhältnisse thun zu lassen, unter welchen die Diamanten in jener Gegend vorkommen. Inzwischen dürfte es gerade deßhalb geeignet seyn, die wenigen Notizen *), welche ich hierüber aus Brasilien, namentlich durch die freundschaftliche Mittheilung des Hrn. Sturz, kais. bras. General-Consul in Berlin, erhalten konnte, bekannt zu geben.

*) In „dem Ausland" 1845. December Nro. 337. steht ein Aufsatz über denselben Gegenstand, welchen die hier mitgetheilten Nachrichten berichtigen und erweitern.

Die Gegend, welche neuerlich als eine reiche Fundgrube von Diamanten ausgerufen worden ist, liegt im Innern der Provinz Bahia im sogenannten Sertão oder der Wüste dieser hier noch sehr volksarmen Provinz, zwischen den Flüssen Cambucá und Peruaguaçú (Paroassú) und dürfte mehr als fünfzehn Quadratmeilen einnehmen.

Diese Gegend ist ein Theil des pittoresken Quarzschiefer-Gebirgs von Sincorá, welches sich im Ganzen von NO. nach SW. erstreckt, aber mehrere Aeste aussendet und tiefe, steilbegränzte Felsenschluchten, erhabene Hochthäler und kahle Felsenkämme darstellt, deren allgemeiner Charakter wesentlich mit dem des Districto diamantino in der Provinz von Minas Geraes übereinkommt.

Als ich im Monate September und October 1818 mit meinem verstorbenen Collegen v. Spix aus dem südwestlichsten Theile der Provinz Bahia, von Malhada am Rio des Francisco aus, diese Gegenden durchreiste, wurden wir beyde durch die auffallende Aehnlichkeit in der Conformation des Terrains zwischen dem Diamantenlande und dieser einsamen Wildniß in Erstaunen gesetzt. Dieselben steil ansteigenden Wände des glänzenden Glimmerschiefers, dieselben tief eingeschnittenen Rinnsale, durch welche sich kühle Waldbäche rauschend Bahn machen, dieselben terassenförmigen Ausbreitungen des Gebirgs, von kahlen Felsenbänken durchzogen oder in scharfe Kämme und

Spitzen auslaufend; hie und da massenhafte Gebirgsstöcke von Itacolumit und biegsamem Sandstein, aus welchem hie und da mächtige Gänge eines sehr schönen weißen Quarzes, bald dicht, bald in kleine unregelmäßige Körner, wie durch einen ungeheueren Druck zerbröckelt zu Tage treten; — auf dem festen Gestein oft gar keine Dammerde, oder in den flachen Hochebenen eine Schicht von schwarzer Haidenerde, mit zahlreichen Körnern weißen Quarzes vermengt. Eben so fanden wir die größte Aehnlichkeit in der Vegetation. Von dem hohen, schattenreichen Urwald des Küstengebirges keine Spur in diesem unregelmäßigen Haufwerke von Bergen und Thälern; die Hochebenen großentheils mit niedrigem Graswuchs besetzt, zwischen welchen sich einzelne schön blühende Gentianeen (Prepusa, Callopisma, Lisianthus), zahlreiche Melastomaceen (Cambessedesia, Microlicia, Trembleya, Siphanthera) in wechselnden Büschen erheben, oder Hecken von Cassien, Lippien, Lantanen und buntblüthigen Malpighiaceen hinziehen; — die Niederung mit feinlaubiger Waldung von stark verästelten, nicht sehr hohen Bäumen beschattet, welche auf trocknen Stellen den Charakter der Catingas, d. h. solcher Wälder an sich tragen, deren Blätter in den trocknen Monaten abfallen, auf feuchtem Grunde dagegen den Caapoam oder isolirten Lohen der Minasgegenden ähnlich sind. Was aber ganz vorzüglich uns auffallen mußte, war, daß nun auf einmal die banmartigen Lilien (Velloziae, Barbaceniae), die stämmigen Eriocaulen, gleichsam Gräser mit Blüthenköpfen, und die fleischigen Melonencactus an den Felsenbänken und den kühlen Bergabhängen wieder erschienen, welche wir in solcher Menge und Vereinbarung nicht mehr gesehen, seitdem wir das Diamantenland verlassen hatten. Alles begründete die Vermuthung, daß diese so überaus malerische Gebirgsgegend ebenfalls Diamanten beherbergen dürfte. Einige Sertanejos, welche aus den benachbarten Grasfluren, den sogenannten Geraës, heraufkommend uns auf unserer mühsamen Reise durch dieß einsame Gebirg begegneten, versicherten auch, daß in den Quellen des Peruaguassu und in dem Sincoraflüßchen und überhaupt in dem östlichen Abhange dieses Gebirgs Diamanten gefunden worden seyen *). Ein Blick auf die Charte machte es uns überdieß wahrscheinlich, daß dieses ganze Gebirge eine unmittelbare Fortsetzung des Gebirgsstocks von Serro Frio sey, und demnach wohl alle Reichthümer des letztern ebenfalls beherberge. Diese Vermuthung meldeten wir schon von Bahia aus dem damaligen Intendanten des Diamantendistrikts, Manoel da Camara Bethencourt e Sa, und als einige Jahre später der unternehmende Marquis de Barbacena uns über die Räthlichkeit befragte, in jenen Gegenden bergmännische Unternehmungen zu veranstalten, machten wir ihn auf die mächtigen Flötze von Rotheisenstein und Magneteisen zunächst Lages, einem einsamen Meierhofe im Gebirgszug westlich von Sincorá aufmerksam, welche nicht bloß eine ergiebige Quelle von Eisen, sondern auch von dem gewöhnlich damit zugleich in dem begleitenden thonichten Eisenconglomerate und in den Quarzgängen des Itacolumits erscheinenden Gold in Aussicht stellten. Eigene Untersuchungen konnten wir selbst leider bey unserem Marsch durch jene Gegend nicht anstellen, denn unser Trupp befand sich im schlechtesten Zustande. Mehrere Maulthiere waren gefallen, der eine unserer Führer war nächtlicher Weile entwichen und wir durften an Nichts anderes denken, als jene einsame Gegend, in welcher wir kaum täglich auf ein ärmliches Gehöfte stießen und wo uns Ueberfälle drohten von entlaufenen Negern und sogenannten Valentoës, einer Art Banditen, welche hier dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen suchten, schnell zu verlassen.

Nun sind neuerlich ums Jahr 1837 zuerst mehreremale Diamanten in dem Gebirge von Sincurá gefunden worden, und diese Entdeckung hat auf einmal die Lage der Sachen hier gänzlich verändert. Die auri sacra fames hat eine große Menge von Abentheurern und unternehmenden Leuten hierher ergossen, und wo man sonst nur einem elenden Meyerhofe oder einem Zuge von Maulthieren begegnete, welcher Baumwollensäcke von dem Rio de S. Francisco an die Küste führte, da findet man jetzt die Strassen belebt durch einen beständigen Wechsel hin-

*) S. v. Spix und Martius Reise II. p. 609.

und herziehender Handelsleute, von Rindviehheerden und Karavanen mit Lebensmitteln. Nach einigen Nachrichten sollen gegen 30000 Menschen sich gegenwärtig in dem Districte niedergelassen haben, Diamanten zu suchen und mit diesen köstlichen Steinen Handel zu treiben. Der Ausgangspunkt für diesen Theil des weitläuftigen Sertão der Provinz von Bahia ist Porto de S. Feliz am Rio Peruaguassú, gegenüber von der großen und reichen Villa de Cachoeira gelegen. Vor 25 Jahren stand das Innere durch keine regelmäßige Post in Verbindung mit der Küste, jetzt gehen am ersten, eilften und einundzwanzigsten eines jeden Monats reitende Briefboten nach den Villas do Rio de Contas und de Caiteté ab, welche das Dorf Sincurá passiren und die Diamantenorte Peruaguassú, Tambucas, Coasa Boa, Chique Chique, Andarahy, Nadeche und Lancoes (den südlichsten Ort) so wie Chápada, den Hauptort dieser flüchtig errichteten Niederlassungen, der zehntausend Einwohner haben soll, mit Nachrichten versorgen.

Die Regierung fand es mit ihren Zwecken nicht mehr vereinbar, auch hier auf einem fast unbewohnten Terrain, dessen Diamantengehalt und dessen Begränzung noch nicht ermittelt worden, dasselbe Princip des Monopols und der eifersüchtigen Abschließung auszuführen, womit sie die Nachsuchung auf Diamanten im Districto diamantino, auf der Serra de Gran Mogol und in dem sogenannten Diamantino, nördlich von Cujabá in der Provinz Matto Grosso, überwacht. Sie hat vielmehr die Exploitation hier fürs Erste noch frey gegeben, — und so sind denn auf einem Flächenraum, der jenen des eigentlichen Districto diamantino mehrfach übertrifft, in Zeit von wenigen Jahren mehrere Dorfschaften, ja eine Stadt, gleichsam durch Zauberschlag in jenen noch vor Kurzem unwirthlichen Gebirgen entweder ganz entstanden oder bevölkert worden. Stadt nämlich „Ciudade de Chapada" wird von den Bewohnern ein Haufen von 1400 Hütten genannt, welche in einer hochliegenden Thalebene, Chapada, auf einem nördlichen Aste des Gebirgsstocks von Sincorá improvisirt worden sind. Dieses Thal hat eine Ausdehnung von einer halben Legoa ins Gevierte. Es ist von hohen und kahlen Felsenkämmen umgeben, welche die glühenden Strahlen der Tropensonne verdoppelt herabwerfen und bey Tag eine drückende Schwüle veranlassen, welche den Einwanderern aus dem gemäßigteren Küstenlande um so empfindlicher fällt, als die Nächte kalt und die Winde, besonders aus Westen durchdringend scharf sind. Nächtlicher Thau fällt hier häufig, während die Gegenden in Osten vom Gebirge von Sincurá selten von ihm und von Regen erfrischt sind. Der Boden dieses Thals besteht aus einer schwarzen, mit vielem Quarz vermengten Torferde, und wenn längere Zeit Regen fällt und wilde Bergwasser, welche keinen Abzug haben, die Hochebene überschwemmen, so verwandelt sich die ganze Gegend in einen Sumpf, über welchem zahllose Muskitenschwärme hängen und aus welchem die zerstreut umherliegenden Aeser gefallener Maulthiere und die Abfälle von sechs bis acht Stück Rindviehes, welche hier täglich geschlachtet werden, einen pestilenzialischen Geruch verbreiten. Die Hütten sind aus Lattenwerk und Lehm aufgebaut und mit dem getrockneten Gras der Ebene gedeckt. Wegen der feuchten Lage überzieht sich in ihnen alsbald Alles mit Schimmel, und dennoch kostet ein Gemach, kaum groß genug, um darin eine Hangmatte aufzuhängen, 40 Mil Reis (50 fl.) monatliche Miethe. Zu der Plage der Muskiten gesellt sich für die steinbegierigen Bewohner auch noch jene von Flöhen und anderem Ungeziefer.

Aller dieser Unbequemlichkeiten ungeachtet ist die Zahl der Einwanderer immer noch im Zunehmen, und in dem eben beschriebenen Orte Chapada wird der Haupthandel mit den Steinen getrieben, weßhalb er auch Commercio Grande genannt wird.

Das Terrain in der Nähe dieser so plötzlich entstandenen Stadt, welches von den Diamantensuchern (Grimpeiros) ausgebeutet wird, besteht aus unregelmäßigem Haufwerke von Felsen und zertrümmertem Gestein, aus welchem sich hie und da isolirte Hügel mit Erde bedeckt und mit niedrigem Wald bewachsen erheben. Das Gestein ist von röthlicher Farbe, wahrscheinlich ein körniger Glimmerschiefer oder Itacolumit, so mürbe, daß er theilweise zwischen den Händen zerrieben werden kann. Zwischen

den nackten Wänden und Bänken dieses Gesteins bemerkt man Ritzen und Löcher, welche mit einem körnigen röthlichen Kieselsand und mit Bruchstücken von Bergkrystall in mehr oder weniger Anzahl erfüllt sind. Dieses aufgelöste Gestein, welches die Grimpeiros Cascalho nennen, wird aus dem übrigen Gebirge herausgearbeitet und sofort auf die dazwischen (lose?) vorkommenden Diamanten durchsucht. Wenn Wasser in der Nähe ist, so wird der Cascalho sogleich an Ort und Stelle in flachen Schüsseln (Pateas) aus dem leichten Holze eines Feigenbaums geschnitten, gewaschen. Fehlt Wasser, so muß der Cascalho auf dem Rücken der Maulthiere oder der Neger zu einem Wasserstrahle geführt werden. Wasser ist aber überhaupt eine seltene Sache auf dieser Hochebene, weßhalb auch das Wascherlohn hie zu Lande äußerst hoch zu stehen kommt, da überdieß die Wäscherinnen, fast die einzigen Personen weiblichen Geschlechts, welche hierher gekommen sind, ihre Dienstleistungen sehr hoch anschlagen.

An einzelnen Orten ist von unternehmenden und wohlhabenden Grimpeiros das Gebirge auf bergmännische Weise in Angriff genommen worden. Arbeiten dieser Art bestehen vorzüglich in der Entblößung der beschriebenen Adern und Nester des zerbröckelten Quarzes. Dieß Geschäft geschieht auf zweyerley Weise. Entweder wird das taube Gestein durch Sprengung hinweggeschafft, oder die präsumtiv reichen Stellen werden durch Hinwegleitung der Flüsse, an denen sie sich befinden, trocken gelegt. Die Flüsse Cambucá und Peruaguassú sind zwar in dieser Breite des Landes nicht wasserreich, aber jeder Regenguß in den höheren Gebirgsgegenden schwellt sie in ihren tief ausgeschnittenen Felsenbecken schnell an, und so werden mühsame und kostbare Werke oft wieder plötzlich zerstört. Die Wasserbauten zur Ableitung der Gewässer sind wegen Mangel an Holz, an Baumaterial und wegen des theueren Taglohns (jeder Neger verdient täglich 1000, ein Steinmetz 3 bis 6000, ein Zimmermann selbst bey geringerer Fertigkeit 4 bis 5000 Reis) ungemein kostspielig. Um Wasserleitungen zu obigem Zwecke zu machen kann man nur Steine verwenden. Sie werden mit der Torferde des Terrains und mit trocknem Riedgras statt des Mörtels verbunden. (Kalk kommt in der Nähe nicht vor.) Deßhalb sind denn auch solche Abzugs- und Trocknungs-Canäle so schwach, daß sie durch jedes Regenwetter wieder zerstört werden.

Aus diesen Gründen haben bisher große Unternehmer nur selten ihr Glück gemacht, dagegen die kleinen Grimpeiros, welche auf gut Glück bald da bald dort einschlagen und manchmal die rechten Zusammenmündungen von Bergwässern treffen, worin die edlen Steine zwischen losem Gerölle zusammengeführt worden sind, meist Schätze ohne große Mühe gehoben. Man hat mit unsäglichen Kosten und Anstrengungen hydraulische Maschinen von Bahia kommen lassen, um tiefe Gruben im Felsenbett der Flüsse auszuschöpfen oder einzelne Arme derselben trocken zu legen. Nicht selten aber sind ihre Wirkungen plötzlich durch wilde Regenwasser aus dem Gebirge vereitelt worden.

Dieser großen Schwierigkeiten ungeachtet häuft sich doch zur Zeit die Zahl von Freybeutern auf die kostbaren Steine immer mehr an, und die ganze ehemals ganz öde liegende Gegend ist jetzt in den Schauplatz einer wirren, höchst unruhigen Thätigkeit verwandelt worden.

Besonders an Sonn- und Montägen kommen die kleineren Grimpeiros in der Chapada aus allen Gegenden des Distriktes schaarenweise zusammen und ein Markt mit sehr unstät hin- und herschwankenden Preisen und ohne allen Credit, bloß gegen baares Geld, das in großen Massen circulirt, oder gegen die von der Küste aus eingeführten Waaren wird eröffnet. Jeder verlangt, was er will, und jeder, der kaufen will, muß sich vorsehen, daß ihm die Waare nicht gegen ein anscheinend höchst niedriges Angebot zugeschlagen werde.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 63.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

1) Hr. Akademiker Dr. von Martius berichtet über die neuerlich in der Serra de Sincurá im Sertão der Provinz Bahia aufgefundenen Diamanten-Localitäten.

(Schluß.)

Dieß gilt sowohl von den Diamanten, als von allen übrigen Handelsgegenständen, mit Ausnahme der Nahrungsmittel, welche sich alle auf verhältnißmäßig sehr hohen Preisen erhalten. Nur das Rindfleisch ist, da beständig Viehheerden aus Minas und Piauhy nach diesem neuen Eldorado im Anzuge sind, weniger kostbar (das Pfund etwa 300 Reis). Ein Metzen (Alqueire) Mandioccamehl kostet 16 Mil Reis, ein Metzen Bohnen 20 bis 25 Mil Reis, ein Metzen Salz 32 Mil Reis, eine Flasche Wein 2 Mil Reis, eine Flasche guten Weinbranntweins 1000 Reis, eine Flasche des gewöhnlichen 15grädigen schlechten Zuckerbranntweins 400 Reis, ein Ey 320 Reis, eine Citrone 4 Reis.

Die Diamanten, welche bisher in allen diesen Orten gefunden worden, sind ungleich in Farbe und Feuer. Die aus dem Fluß Peruaguassú sollen häufig bräunlich oder sogenannte schwarze, die von dem südlich gelegenen Lançoes (wo sich gegenwärtig 64 Hütten erhoben haben) von besonders schönem Wasser seyn. Die meisten sind Octaeder; die erstgenannten oft nicht so rein auskrystallisirt oder von minder regelmäßiger Gestalt. Man hat bis jetzt noch keine sehr großen Steine gefunden. Solche, die eine Octave ($17\frac{1}{2}$ Karat bras. Gewicht, das um $7\frac{1}{2}$ Proc. geringer als das Pariser Diamantengewicht ist) wiegen, kommen nur äußerst selten vor. Die Zahl von Steinen aber ist sehr beträchtlich und soll sich in jedem der letzten beyden Jahre auf einen Werth von 12 Millionen Franken belaufen haben. Hierüber existiren jedoch zur Zeit nur unbestimmte Berechnungen. In Bahia wird die Octave zu 250 bis 300,000 R., etwa 700 bis 1400 Francs bezahlt. Englische Handelshäuser haben sich des Trafics vorzugsweise bemächtigt.

In dem Sertão selbst halten die Steine viel weniger fixen Preis. Es kommt hiebey vorzüglich viel auf den Stand der Lager von verschiedenen Waaren an, welche man aus Bahia meistens in unverhältnißmäßig großer Menge beyführt. So geschieht es, daß manchmal an einem Sonntage die Steine um 100,000 Reis verkauft werden, welche am nächsten um 50,000 zu haben sind. Nicht selten sieht man einen schmutzigen zerlumpten Neger, welcher um mehrere Tausend Gulden Diamanten zum Kauf ausbietet. Die reicheren Unternehmer, welche selbst Sklaven hergeführt haben, um mit ihnen bergmännischen Betrieb zu eröffnen, senden ihre Ausbeute sogleich an die Küste. Ein Negersklave kostet hier 700,000 Reis, und es werden fortwährend Sklaven zu diesem Preis aus Rio und Bahia eingeführt. Denn die Sterblichkeit unter diesen Unglücklichen, die die kalten Nächte und rauhen

Winde des Gebirgslandes nicht ertragen können, ist manchmal nicht unbeträchtlich. Ruhren und Wechselfieber dezimiren sie. Besonders soll der Ort Andarahy von bösen Fiebern heimgesucht seyn. Uebrigens hat er doch den Vortheil, daß dort einige Gemüse gebaut werden, welche, wenn acht Legoas weit nach Chapada gebracht, hier zu enormen Preisen verkauft werden.

Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das gesammte Hochland von Bahia zwischen den Villas do Rio de Contas und da Jacobina Velha, wo in früheren Zeiten beträchtliche Ausbeute an Gold gemacht wurde, in seiner geognostischen Constitution mit dem Gebirge von Sincurá übereinkommt, und dann wäre zu vermuthen, daß noch mehrere Fundorte für Diamanten nachgewiesen werden. Ja, wenn spätere Forschungen erweisen würden, daß derselbe Gebirgszug sich nach Norden bis an den Rio de S. Francisco erstreckt, und daß er es ist, welchen dieser Strom in dem großen Fall Cachoeira do Paulo Alfonço durchsetzt, so wäre vielleicht nicht mit Unrecht anzunehmen, daß unter der brausenden Wassersäule jener ungeheuren Katarakte reiche Schätze jener köstlichen Steine begraben liegen. Uebrigens ist neuerlich auch bey der Villa de Farina in der Provinz S. Paulo im Gerölle eines Baches ebenfalls ein Diamant gefunden worden, der in dem Museo nacional zu Rio ist niedergelegt worden.

---

2) Hr. Akademiker Dr. Zuccarini übergiebt der Classe nachstehenden Aufsatz über die Laubmoos-Flora von Oberbayern von Hrn. Dr. Otto Sendtner.

Es ist in Deutschland kaum ein Gebiet gleichen Umfanges in bryologischer Beziehung so gründlich untersucht worden, als die Rheinpfalz. Seitdem Forscher wie Pollich, Bischoff, A. Braun, Bruch, Th. Gümbel, W. P. Schimper der Moosvegetation dieses Gebietes ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, ist dieses theils durch den Reichthum, theils durch die Seltenheit der auf ihm vorkommenden Moosarten zu bedeutendem Ansehen gelangt.

Die oberbayerische Moosflora dürfte nun im Vergleich mit der rheinpfälzischen dieser an solchen gerühmten Vorzügen weit nachzustehen scheinen, wenn man erwägt, wie Oberbayern eines Theils verhältnißmäßig noch wenig untersucht, und anderer Seits von einer für die Mooswelt ungleich minder günstigen geognostischen Beschaffenheit ist, als die Rheinpfalz.

Es ist nämlich dieser Theil der bayerischen Flora seit des sel. von Schrank Zeiten zwar durch die Herren Hofrath von Martius, Professor Zuccarini, Professor Alex. Braun und Dr. C. Schimper in Münchens näherer Umgebung so wie auch in einzelnen kleineren Bezirken des Oberlandes mit bestem Erfolge untersucht worden; ferner hat um Rothenbuch Herr Pfarrer Ohmüller auch in der Kryptogamenwelt wichtige Funde gemacht, und endlich haben die Bemühungen der Herren Dr. Kummer und Studiosus W. Gümbel, deßgleichen von mir angestellte Excursionen in verschiedenen Gegenden Oberbayerns zu erfreulichen Resultaten geführt — demungeachtet ist die Moosflora des größern Theiles von Oberbayern noch völlig unbekannt, was um so weniger befremden darf, da ja für die botanische Literatur in der Kenntniß der Kryptogamenflora dieses Districtes noch so bedeutende Lücken fühlbar bleiben; Lücken, deren Schuld weniger im Mangel an allgemeiner Untersuchung, als vielmehr in dem Umstande liegt, daß die einzelnen Forscher, welche in der Flora irgend eines Districtes gearbeitet haben, die gewonnenen Thatsachen der öffentlichen Kenntnißnahme vorzuenthalten pflegen.

Die geognostischen Verhältnisse Oberbayerns sind ebenfalls nicht geeignet, hier das Vorkommen vieler Arten von Moosen vermuthen zu lassen. Der Charakter nämlich einer jeden Moosflora hängt bey weitem weniger vom Clima, der geographischen Lage und der Elevation über dem Meere ab, als von der Beschaffenheit des Bodens, von seiner geognostischen Constitution, seinem Aggregatzustande, seiner Bewässerung und der ihn bekleidenden höhern Vegetation.

Das Clima und die Elevation über dem Meere kommen zwar allerdings auch in Betracht, aber nur in ihren allgemeinsten Beziehungen. Das Moos ist mehr als irgend andere Pflanzen (mit Ausnahme der Flechten und Pilze) an den Boden gebunden, es ist gewissermassen sein erstes Product: es colonisirt zunächst den Boden (Linné). Nach seiner Beschaffenheit richtet sich daher auch die der Moosart, welche auf ihm wächst. Jede Art des Gesteins von besonderer chemischer Constitution hat ihre eigenthümliche Vegetation von Moosen, und wir können von solchen Gesteinsarten in Ansehung ihrer Moosflora hauptsächlich drey verschiedene Erscheinungsweisen festhalten: nämlich Kalkgesteine, thonige und quarzige. Da nun jede dieser drey Gesteinsarten ihre besondere Vegetation von Moosen hat, so ist natürliche Folge, daß da, wo deren zwey oder alle drey zugleich ihren Einfluß ausüben, je nach den verschiedenen Combinationen, in welche sie unter sich treten, die größte Mannigfaltigkeit von Moosarten seyn kann und es dann auch ist, wenn noch die übrigen zum Gedeihen derselben erforderlichen Momente hinzutreten: nämlich Feuchtigkeit, schattige Wälder, kühle Schluchten ꝛc.

In Oberbayern ist nun die geognostische Beschaffenheit ziemlich monoton. Einerseits bietet das Donaubecken nichts dar, als vorherrschend Kalkgeschiebe, streckenweise wohl auch Tertiärsand und Thon, aber meist in flacher wenig günstiger Gegend, welche noch überdieß gar nicht näher untersucht ist. An den Rändern der tief eingeschnittenen Rinnsale der Flüsse tritt die Nagelfluhe (Diluvialconglomerat) zu Tage, und bildet so das fast ausschließend vorkommende feste Gestein. Von einzelnen in diesem Gebiete eingestreuten Blöcken von Granit, Glimmerschiefer und Diorit möchte man wenig erwarten. Der Sandstein, welcher theils zur Molassengruppe als Molassensandstein, theils zur Kreide als Grünsand (Flysch) unserer Voralpen gehört, ist von einer ziemlich trockenen Beschaffenheit (wenigstens im Vergleich zum bunten Sandstein der Rheinpfalz, wo er mit Mergel und Muschelkalk in Combination tritt). Die Alpen bestehen durchgehends aus Kalk mit größerer oder geringerer Beymischung von Bittererde.

Unter solchen Umständen nun sollte man meinen, daß der Bryologe hier keine gute Ausbeute machen dürfte und nach einigen auf das Geradewohl angestellten Excursionen kann eine solche Meynung sogar bestätigt werden. Allein, so untergeordnet auch das Auftreten eines zur Moosvegetation geeigneten andern Bodens als des Kalkbodens ist, so fehlt es doch nicht gänzlich daran. Auch haben wir gewisse eigenthümliche Localitäten, die eine ergiebige Fundgrube darbieten, und sobald man überhaupt orientirt ist, erschließen sich einzelne überaus günstige Verstecke der anziehendsten Mooswelt.

Es dürfte als Leitfaden für bryologische Untersuchungen nicht undienlich seyn, eine kurze Schilderung solcher Localitäten zu geben.

Die mit Buchwald bekleideten Anhöhen und das Thal längs der Isar aufwärts von München sind es vor Allem, welcher die nähere Umgebung dieser Stadt für den Bryologen wichtig machen. Theils liefern hier der Waldboden, und die Stämme herrlicher Buchen befriedigende Ausbeute (Anacamptodon splachnoides, Anomodon longifolius Bruch c. fr., Barbula flavipes Bryol. eur., Buxbaumia aphylla, Lasia Smidtii, Leskea attenuata c. fr. subtilis, trichomanoides, Mnium serratum, stellare, Neckera pennata, Orthotrichum stramineum, pallens, Peterogonium nervosum, repens); theils bietet die Nagelfluhe in ihren Ritzen und Vertiefungen reiche Funde dar (z. B. Barbula paludosa, Bryum Fuukii, Didymodon capillaceus, Encalypta streptocarpa, Gymnostomum calcareum, pallidisetum, rupestre, Hypnum alopecurum, brevirostrum, chrysophylleum und stellare, depressum Bruch, julaceum, Halleri, molluscum, piliferum, Leskea rufescens, Meesia uliginosa, Trichostomum flexicaule, rigidulum, Weisia calcarea, pusilla, tristicha nebst gymnostomoides).

In dichtem Gebüsch sind die Trümmer desselben Gesteines die Träger vorzüglicher Zierden unserer Flora (Hypnum laetum, minutulum, glareosum, Vaucheri, rotundifolium), deßgleichen schmückt die verwesenden Strünke manch willkommnes Moos (Dicranum flagellare, Bryum roseum c. fr., Hypnum silesiacum, fertile, Didymodon longirostris mit Tetraphis). Die Ränder der Hohlwege, welche den Tertiärthon durchschneiden, prangen mit Bartra-

mia Oederi und Halleriana, Hypnum pulchellum, Trichostomum glaucescens, Fissidens exilis und bryoides. Zahlreiche Quellen, zwischen der Nagelfluhe und dem Tertiärthon hervortretend, meist sehr tuffreich, beherbergen hier gleichfalls eine eigenthümliche Moosvegetation, nämlich: Weisia verticillata, Bryum pseudotriquetrum, Hypnum commutatum und filicinum.

Unsere Torfmoore längs der Amper, der Loisach, des Inns rc. und am Fusse des Gebirges, deren Grundlage der Tertiärthon ist, enthalten, so wie sie überhaupt als Träger einer hochnordischen Vegetation gelten, auch an Kryptogamen und namentlich Moosen höchst eigenthümliche Arten, die zu ihrer äußern Physiognomie nicht wenig beytragen. Ihre Erscheinung ist nicht überall dieselbe, und namentlich sind die Filze zwischen den Formationen der Molasse und des Grünsandes, in mehrfacher Hinsicht von denen des Donaubeckens verschieden. Auch wird in der Forstsprache ein Unterschied gemacht zwischen sogenannten Filzen und Mösern *) Unter erstern begreift man die Residuen von Seen, welche sich durch das Auftreten der Torfmoosarten und der Legföhre oder „Filzkoppe" auszeichnen (eigentliche Sphagneta mit Pinus Pumilio); während die Möser, Versumpfungen an den Ufern der Flüße, namentlich der Würm und der Amper, durch ihren überwiegenden Reichthum an Riedgräsern und Hypnis sich kund geben; so zwar daß aus weiter Ferne schon, etwa vom Gipfel eines Berges herab, das Auge nach der Farbe der Bodenfläche die Filze von Mösern unterscheiden kann. Die oberländischen Torfmoore sind größtentheils Filze, und die bekanntesten derselben befinden sich bey Heilbronn (Landgerichts Tölz), bey Rothenbuch (Raitenbuch) an der Amper, zwischen Wessobrunn und dem Hohenpeissenberg, um Deining, u. s. w. Von Phanerogamen enthalten sie außer dem bereits genannten Pinus Pumilio: Carex leucoglochin, limosa, chordorhiza, Eriophorum vaginatum, Rhynchospora alba, Juncus stygius, Vaccinium Oxycoccos und Andromeda polifolia, an Moosen: Sphagnum cymbifolium, compactum, molluscum, cuspidatum, und da wo Quarzsand mit ins Spiel kommt: Sph. squarrosum; ferner: Aulacomnion palustre, Polytrichum alpestre, Dicranum Schraderi, Hypnum trifarium, Meesia Albertinii, longiseta und tristicha. Die Filze der Ebene, wie z. B. das Haspelmoos, entbehren der einen oder der andern der eben genannten Arten, desgleichen soweit unsere Untersuchungen reichen, des Juncus stygius: hingegen sind hier die Polytricha häufiger, von denen namentlich Polytrichum gracile weite Strecken überzieht; ferner herrschen hier vor: Hypnum aduncum und stramineum c. fr., Campylopus palustris Bruch., Dicranum cerviculatum. Die Möser, überreich an seltenen Carexarten hegen vorzüglich Hypnum fluitans, nitens, aduncum, stellatum, in Gräben: Bryum pseudotriquetrum, bimum, pallens, turbinatum, Hypnum cuspidatum, cordifolium, Bartramia calcarea: Quellbäche, welche hie und da die Filze, häufiger aber die Möser durchlaufen, und sich, wie z. B. um Moosach und Dachau durch ein auffallend kaltes Wasser auszeichnen, sind sehr empfehlenswerthe Fundstätten seltner Pflanzenarten, die sonst nur auf bedeutenden Alpenhöhen angetroffen werden, worunter an Moosen zu rechnen sind: Mnium (Cinclidium) stygium, Catoscopium nigritum, Barbula paludosa, Fissidens osmundoides, so wie auch Hypnum scorpioides c. fr. Auf Kuhmist findet sich häufig in Filzen sowohl als Mösern das schöne Splachnum ampullaceum. Uebrigens läßt sich eine scharfe Gränze zwischen Filzen und Mösern nicht ziehen, weil es viele Filze giebt, welche die Flüsse begleiten, z. B. die Loysach von Wolfrathshausen bis zum Kochelsee, und die Ränder der Filze wenigstens in Beziehung auf ihre Moosflora eine den Mösern entsprechende Beschaffenheit haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zuccarini über die Vegetationsgruppen in Bayern, München 1833. pag. 10.



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 64.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Octobber.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

2) Hr. Akademiker Dr. Zuccarini übergiebt der Classe den nachstehenden Aufsatz über die Laubmoos-Flora von Oberbayern von Hrn. Dr. Otto Sendtner.

(Fortsetzung.)

Die Alpen, die einen so ausgedehnten Flächenraum in Bayern einnehmen, gewähren dessen Flora einen der rheinpfälzischen mangelnden Vorzug. Die an Tirol und Voralberg angränzende Kalkalpenkette erhebt sich zu einer Höhe, welche die ausschließende Geburtsstätte mancher der schönsten und seltensten Moosarten ist. Der ihr parallel gehende Voralpenzug ist durch das Vorherrschen des Grünsands und Mergels bevorzugt, welche unsere Flora mit den quarz- und thonsteten Moosarten bereichern. In manchen der abgelegenen Alpenthäler dehnen sich bedeutende Urwälder aus, wo aus dem Moder des Laubes und der Stämme die herrlichste Mooswelt sich erzeugt.

Noch ein Umstand, welcher den Mangel an Urgebirge in unserm Vaterlande einigermassen ersetzen hilft, sind die erratischen Blöcke, die sich in größerer Entfernung von den Alpen längs des Inns, und zwischen der Isar, dem Starnberger- und Ammersee in großer Anzahl zeigen. Gerade sie sind es, welche hier den mächtigen Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf das Vorkommen der Pflanzen beurkunden. Unser Kalk beherbergt so wenig als irgend ein anderer Kalk Moose, die nur auf quarz-, feldspath-, glimmer-, hornblende- oder augitreichem Gebirgsgestein ihr Vorkommen finden, wie z. B. Hedwigia ciliata, Grimmia ovata, Racomitrium sudeticum u. a. So wie nun, wenn auch in geringem Umfange, mitten in Kalkterrain isolirt eine solche Gesteinsart sich zeigt, ist regelmäßig die ihr eigene Moos- und Flechtenvegetation da, und mit ihr selbst ein Farnkraut: Acrostichum septentrionale.

Das Ergebniß der in Oberbayern gemachten Untersuchungen, so weit es zu unserer Kenntniß gelangt ist, steht mit den hier angeführten Thatsachen vollkommen im Einklange. Es beläuft sich die Zahl der in Oberbayern bis jetzt bekanntermaaßen aufgefundenen Laubmoosarten auf 268 Arten *). Das in der Pollichia enthaltene Verzeichniß der in der Rheinpfalz vorkommenden Moose enthält freylich 288 Arten; allein ich bin überzeugt, daß sobald Oberbayern in demselben Maaße wie jenes Gebiet untersucht ist, es gewiß eine noch höhere Anzahl von Moosarten darbieten wird. So sind es namentlich die Alpen, die noch viel Neues liefern werden, da sich aus der großen Verwandtschaft ihrer Flora mit der des südlichen Kalkalpenzuges auch auf das in diesem bereits beobachtete Vorkommen gewisser Arten

*) Für die Richtigkeit dieser Angabe bürgt die Autorität der Herrn Bruch und Schimper, welchen alle zweifelhaften Arten zur Bestimmung vorgelegt worden sind.

schließen läßt. Als solche lassen sich nahmhaft machen: Anoectangium Sendtneri Bruch, Barbula mucronifolia, Bartramia ithyphylla var elatior, Bryum alpinum, acuminatum, arcticum, longicollum, Zierii, Cynodontium inclinatum, Cinclidotus aquaticus, Desmatodon latifolius, Laureri, Dicranum elongatum, majus, Sauteri, Encalypta commutata, rhabdocarpa, Eremodon splachnoides, Grimmia anodon Bruch, alpicola, Gymnostomum bicolor Bruch, caespiticium, Hypnum cirrhosum, Mühlenbeckii, myosuroides, reflexum, Starkii, Leskea rostrata, Mnium medium, Orthotrichum coarctatum, Hutchinsiae, Sturmii, Pterogonium gracile, Tayloria splachnoides, Timmia austriaca, megapolitana, Trichostomum crispulum, Weisia compacta.

Ferner sind von den erratischen Blöcken noch die wenigsten untersucht, und gerade wo sie am zahlreichsten und gedrängtesten auftreten, z. B. von Wasserburg nach Kraiburg, in bryologischer Beziehung noch unbekannt. Gewiß liefern diese noch manches dem Granit und Glimmerschiefer eigenthümliche Moos, und schwerlich dürften da Arten fehlen wie z. B. Grimmia leucophaea, commutata, funalis, Racomitrium heterostichum, Orthotrichum Sturmii etc.

So reiche Ausbeute auch die Filze und Möser gewährt haben, so ist sie doch lange nicht erschöpft; vielmehr lassen sich hier noch einige Bürger der nordischen Flora mit derselben Zuversicht vermuthen, mit welcher man z. B. Mnium stygium erwartet hat, welches dann auch in der That bereits aufgefunden worden ist; weßhalb denn Amblyodon dealbatus, Bryum Duvalii, Paludella squarrosa und Trematodon ambiguus durchaus keine überraschenden Funde mehr seyn werden.

Das Thal des Inns von Wasserburg nach Rosenheim, gleichfalls noch unbekannt, bietet an den Ufern reiche Ablagerungen von Glimmer- und Quarztheilen dar, die eine gründliche Untersuchung von Seite des Bryologen gewiß nicht unbelohnt lassen werden. Ebenso empfehlenswerth ist jener Landstrich zwischen dem Lech, der Donau und der Amper, wo der Tertiärsand entblößt ist. Da wo derselbe mit dem Thon in Combination tritt, würden die Phasca zu erwarten seyn, an welchen unser Verzeichniß noch so arm ist.

Es verdient auch der Erwähnung, daß dieses noch sehr vieler sonst allgemein durch Deutschland verbreiteter Moosarten entbehrt, namentlich aber auch solcher, die vereinzelt auftreten, kleinere Districte überspringen, aber doch auf größerem Flächenraume nicht fehlen. Von derley Arten lassen sich je nach dem Auftreten der in Bayern als vorhanden erwiesenen Bodenarten mit um so größerer Bestimmtheit folgende erwarten, als manche derselben bereits in den nächst benachbarten Gebieten (wie z. B. Gymnostomum tortile um Eichstädt von H. W. Gümbel) aufgefunden worden sind: nämlich Anacalypta Starkeana, Barbula aloides, gracilis, revoluta, Bryum atropurpureum, cernuum, inclinatum, Buxbaumia indusiata, Cryphaea heteromalla, Dicranum rufescens, Fissidens incurvus, Funaria hibernica, Grimmia crinita, Gymnostomum tortile, Hymenostomum squarrosum, Hypnum megapolitanum, rivulare, Stokesii, Neckera pennata, Orthotrichum tenellum, Phascum curvicollum, Flörkeanum, nitidum, palustre, patens, Physcomitrium sphaericum, Pottia Heimii, Trematodon ambiguus, Trichostomum tortile, Weisia mucronulata.

Endlich kommt auch noch der Umstand in Erwägung, daß wir bis zur allerneusten Zeit keine Excursion in die verschiedenen Gegenden Oberbayerns, selbst nicht in Münchens weitere Umgebung unternommen haben, welche nicht durch einen neuen Fund belohnt worden wäre, und zwar gerade oft durch solche Funde, die man am Wenigsten erwartet hatte, wie etwa von amerikanischen Moosarten. Es kann von einer erschöpfenden Aufschließung unserer Moosflora in gegenwärtiger Zeit noch um so weniger die Rede seyn, als man noch weit davon entfernt ist, nur eine genügende Kenntniß der Gegenden zu besitzen, wo mit Erfolg für die Wissenschaft bryologische Untersuchungen anzustellen seyn dürften. Und damit zunächst nur dieses Ziel erreicht werde, bedarf es vieler Hände. Wenn diese Bekanntmachung auch nicht geeignet ist, die Thätigkeit solcher aufzumuntern, so ist sie doch schon von Nutzen gewesen, wenn durch sie der eine oder andere Sammler veranlaßt worden ist, die ihm bereits gelungenen Entdeckungen,

und wenn es auch bloß eine wäre, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diese Anregung aber gilt nicht bloß den Sammlern im Felde der Kryptogamie, sondern überhaupt den heimathlichen Botanikern, denn nur durch deren einverstandenes Zusammenwirken kann dem Bedürfniße einer bayrischen Flora abgeholfen werden, und das Sammeln selbst gewinnt einen wissenschaftlichen Werth, sobald es einer egoistischen Habsucht entkleidet die Thätigkeit des Einzelnen zu allgemeinem Zweck vereinigt.

Verzeichniß der in Oberbayern aufgefundenen Laubmoose.

Anacalypta lanceolata Roehl. Leersia cuspidata Schrank. Bayer. Flora II. p. 442. Auf sandgemischtem Thonboden, z. B. um München bey der Papierfabrik am Wege nach Thalkirchen. — März. April.

Anacamptodon splachnoides Brid. An Buchenstämmen, wo in Vertiefungen der Rinde sich die Feuchtigkeit länger hält, im Walde hinter der Menterschwaige bey München. — Juni.

Anomodon curtipendulus Hook. et Tayl. In den Wäldern an Zweigen, seltner an Stämmen und auf Gestein. — Sommer.

Anomodon longifolius Bruch. Um Moosburg: Dr. Kummer. Auf Nagelfluhe in der Isarleithen sehr selten fructificirend. — November.

Anomodon viticulosus Hook. et Tayl. Auf Nagelfluhe, Erde in der Isarleithen häufig. — Winter.

Aulacomnion palustre Schw. In den Filzen, in Mösern, so wie auch an Quellrändern. — Juni.

Aulacomnion androgynum Schw. Um Augsburg von Hrn. Professor Schwarz gefunden.

Barbula aciphylla Bryol. eur. In den Alpen über 3000 Fuß, besonders häufig um die Sennhütten auf zerstreuten Steinblöcken. — Juni. Juli.

Barbula ambigua Bryol. eur. Auf thonreichem Kalkboden oberhalb Maria Einsiedel bey München. — October.

Barbula convoluta Hedw. Auf Kalkboden an Wegen im Walde, unter Gesträuch, auch am Isarkies; um München nicht selten. — Mai.

Barbula fallax Hedw. Mollia fallax Schrank. B. Fl. II. p. 458. Auf thonreichem Kalkboden, auf Nagelfluhe. — October. November.

Barbula flavipes Bryol. eur. An Waldstellen auf entblößtem steinigem Kalkboden; in den Alpen: Zuccarini; am Roßberg bey Berchtesgaden: W. P. Schimper; auch um München bey Bayerbrunn. — Juni. Juli.

Barbula Hornschuchiana Schultz. Auf Tertiärsand um München zwischen der Kalbl- und Papiermühle gegen Thalkirchen. — April, auch schon im Winter, doch kommen die Kapseln hier selten zur Reife.

Barbula inclinata Sw. Auf dem Isarkies um München: C. Schimper, Dr. Kummer; auf dem Amperkies um Rothenbuch; im Kiese eines Alpenbaches hinter Kochel. — Mai.

Barbula muralis Tim. Mollia muralis Schrank B. Fl. II. p. 456. An Mauern und sonnigem Gestein, allgemein verbreitet. — Juni.

β. aestiva Bryol. eur. Barbula aestiva Schultz. Mollia tegularis Schrank. B. Fl. II. p. 457? — An schattigen Mauern bey Wessobrunn.

Barbula paludosa Schw. An feuchten felsigen steilen Abhängen auf kalkigem Gestein, Nagelfluhe, Molasse, Alpenkalk, meist mit Meesia uliginosa, im Gebirge um den Kochelsee bey Schlehdorf: v. Martius, Kummer; Kirchhofmauer zu Weil daselbst; bey Rothenbuch: Ohmüller; ferner um Wolfrathshausen, Grünwald rc. — November.

β. Funkiana Bryol. eur. Barbula Funkiana Schultz. Auf steinigem Boden an den Thörln beym Eibsee. — October.

Barbula rigida Hedw. An thonigen Erdblößen, an Mauern; auf der Isarbrücke bey München (nach dem Gasteig) in den von Strassenstaub ausgefüllten Vertiefungen der Nagelfluhe. — October. November.

Barbula ruralis Hedw. Mollia ruralis Schrank Bayer. Fl. II. p. 456. Auf Stroh-

dächern, besonders häufig längs der Amper und Würm; hie und da am Fuße von Baumstämmen, namentlich Eichen, oder auf thonigem Boden in lichten Wäldern. — Mai.

Barbula subulata Brid. Mollia subulata Schrank. B. Fl. II. pag. 455. Auf nacktem Thonboden, an Wegrändern, an Hohlwegen in Wäldern und Hainen, gemeiniglich in Gesellschaft von Peltigera vinosa. — Mai. Juni.

Barbula tortuosa Web. et Mohr. Mollia tortuosa Schrank. B. Fl. II. p. 458. In den Alpenthälern bis zur Baumgränze, in der bewaldeten Isar- und Amperleithen, meist auf Gestein, besonders Kalk, auch auf Grünsand, auf Erde und auf Baumwurzeln. — Juni, im Gebirge Juli, August.

Barbula unguiculata Hedw. Mollia unguiculata Schrank. B. Fl. II. p. 457. Gemein auf thonreichem Kalkboden, an Erdblössen, auf Gestein. — October. November.

β. cuspidata Bryol. eur. Barbula cuspidata Schultz. Auf frey liegenden sonnigen Nagelfluhblöcken bey Bayerbrunn.

γ. obtusifolia Bryol. eur. Barbula obtusifolia Schultz. Auf der Isarbrücke bey München; in den Sandgruben bey Haidhausen.

Bartramia calcarea Bryol. eur. An quelligen Orten in Kalkgebirgen und Torfmooren, auf Thonlagern, in letztern selten fructificirend. Aecht und mit Früchten in der Molasse bey Wessobrunn mit Weisia verticillata; mit männl. Blüthen im Längenthal an der Benediktenwand: J. Schlosser. — Juni. Juli.

Bartramia crispa Sw. Auf thonig-kalkigem Boden an den Rändern von Hohlwegen; an den Isarabhängen bey Hesellohe und Bayerbrunn. — Mai. Juni.

Bartramia fontana Schw. Hypnum fontanum Schrank. B. Fl. II. p. 472. An quelligen Orten wie B. calcarea, aber mehr in quarzreichen Gegenden. Aecht am Blonberg bey Tölz auf Grünsand. — Juni. Juli.

Bartramia Halleriana Hedw. Auf thonhaltigem Kalkboden an beschatteten Abhängen; bey Hesellohe: Kummer; am Eib- und Wallersee (auswärts häufiger auf Granit, Diorit, Porphyr). — Juni. Juli.

Bartramia Oederi Sw. Am obern Rande schattiger Abhänge auf Kalkboden, meist auf Gestein unter überhangenden Moosdecken; in der Isarleithen. — Mai. Juni.

Bryum argenteum Lin. Hypnum argenteum Schrank B. Fl. II. p. 469. Theils auf nacktem Erdboden (sowohl kalk- als quarzreichem), theils auf faulendem Holz, auf Schindeldächern, auch auf Strohdächern, bis hoch in die Alpen. — In der Ebene October, November; in den Alpen September.

Bryum annotinum Hedw. Hypnum annotinum Schrank Bayer. Fl. p. 474. Auf feuchten sandig-thonigen Plätzen, Strassengräben, Wegrändern z. B. zwischen Holzkirchen und Miesbach. Bey uns nur in kümmerlichen Exemplaren und ohne Früchte angetroffen.

Bryum bimum Schreb. An Quellrändern, auf feuchtem Gestein, an Felsen, Mauern; in den Torfmooren der Ebene, im Gebirge.

β. cuspidatum Bryol. eur. An einer feuchten Mauer am Gasteig bey Wolfrathshausen: v. Martius. — Mai. Juni.

Bryum caespiticium Lin. Hypnum caespiticium Schrank. B. Fl. II. pag. 473. Auf Mauern, auf alten Dächern, auf quarz- und sandhaltigem Boden sehr allgemein verbreitet, in seinen Formen sehr vielgestaltig (β. gracilescens und imbricatum Bryol. eur.). — Mai. Juni.

Bryum capillare Hedw. Hypnum capillare Schrank B. Fl. p. 473. Auf Waldboden, an Baumwurzeln, auch an hohlen Bäumen, auf Gestein, bis ins Hochgebirge, z. B. Gipfel der Benedictenwand: Schlosser. — Juni.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 65.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

2) Hr. Akademiker Dr. Zuccarini übergiebt der Classe nachstehenden Aufsatz über die Laubmoos = Flora von Oberbayern von Hrn. Dr. Otto Sendtner.

(Fortsetzung.)

Bryum carneum Lin. Auf dem Tertiärthon an Hohlwegen, Wegrändern, um München im englischen Garten, im Walde zwischen Ebenhausen und Starnberg, bey Föhring auf herabgestürzter Diluvialnagelfluhe in den kleinen Höhlungen: W. Gümbel; zwischen Reichenhall und Berchtesgaden am Hallthurm: W. Gümbel.

Bryum cirrhatum Hoppe et Hornsch. Auf feuchtem Gestein im Gebirge, an der Nase am Kochelsee und auf der Schloßmauer von Schlehdorf: Kummer. — Herbst.

Bryum crudum Schreb. An Fels = und Mauerritzen, auf quarzreichem Gestein häufiger als auf Kalk oder Thon, im Gebirge bis über die Waldregion. Um München nicht sehr häufig; ferner am Peißenberg, am Haingarten, Krotenkopf und zwischen Ebersberg und Eglharding. — Mai, Juni.

Bryum elongatum Dicks. Auf sandig thonigem Boden in Wäldern, besonders an Wegrändern und in Hohlwegen, selten auch in Gräben auf Torfmooren wie z. B. um Rothenbuch. Um München bey Hesellohe, dann am Peißenberg. — Juli — October.

Bryum erythrocarpon Schw. Auf dem Isarkiese bey München: W. Gümbel. — Mai, Juni.

Bryum Funkii Schw. Auf Nagelfluhe so wie auf thonreichen Erdblößen an der Isarleithen, an feuchten Mauern bey Wolfrathshausen: v. Martius, W. Gümbel, um Rothenbuch. — Mai.

Bryum intermedium Brid. Am Rande des Bassin im Schloßgarten zu Nymphenburg: W. Gümbel. — April.

Bryum nutans Schreb. Schrank B. Fl. II. p. 483. Auf Quarz =, Thon = und Kalkboden, auf faulem Holz in Wäldern, besonders auf Nadelholz, in der Ebene wie in den Alpen. — Mai.

β. **bicolor Bryol. eur.** Auf Alphöhen zwischen 6 — 7000 Fuß, so wie in den Filzen um Rothenbuch. — Juli, August, in den Filzen im Juni.

γ. **longiseta Bryol. eur.** Auf faulen Baumstöcken und in Sphagnum - Polstern in den Filzen, z. B. im Haspelmoos.

Bryum pallescens Schw. An feuchten Felsen und Mauern, mehr im Gebirg, und daselbst weit über die Waldregion gehend. — Juni, im Gebirge Juli, August.

Bryum pallens Sw. Auf feuchtem Gestein (Kalk, Thon und Quarz), auf feuchtem nacktem Boden, an Wegrändern, Hohlwegen, in Quellen und Mösern. — Juni, Juli.

β. microstomum Bryol. eur. Feuchte Mauern bey Wolfrathshausen: v. Martius.

Bryum pyriforme Hedw. Auf feuchtem mit Thon gemischtem Kalkboden, auf Gestein (Nagelfluhe), an Mauern; um Dachau, Wolfrathshausen, bey Rothenbuch: Ohmüller. — Juni.

Bryum pseudotriquetrum Schw. An sinternden Quellen, auch an thonigen feuchten Plätzen in Filzen und Sümpfen, in Gräben, auf nassem Gestein nicht selten, in den Filzen und Mösern selten fructificirend. Geht bis auf die Alpenhöhen. — Mai, Juni, in den Alpen August.

Bryum roseum Schreb. Hypnum roseum Schrank. B. Fl. p. 471. In schattigen Wäldern und Hainen an Laubholzstämmen, faulenden Baumstrünken, auf Waldboden; fructificirt selten; auf der Nase am Kochelsee: Kummer, in der Isarleithen bey Bayerbrunn. — Herbst.

Bryum turbinatum Hedw. In Mösern an Gräben, in feuchten Kiesgruben, Moosach, Nanhofen. — Juni.

β. latifolium Bryol. eur. An quelligen Orten, nassen Felsenwänden im Gebirge, z. B. am Krotenkopf.

Bryum versicolor Braun. Im Kiesbette der Isar mit Barbula inclinata: A. Braun, C. Schimper. — Mai, Juni, auch im Spätherbst.

Bryum Wahlenbergii Schw. Im Gebirge an quelligen Abhängen, auf nassem thonig-quarzigem Gestein, besonders schön am Blonberg bey Tölz (Grünsand), am Rande der Abhänge bey den Sausberger-Alphütten, die männlichen Blüthen häufiger, z. B. um Schlehdorf, am Haingarten.

Buxbaumia aphylla Hedw. Buxbaumia caulescens Schrank B. Fl. II. p. 485. Auf nacktem, thon- und quarzhaltigem Erdboden in dunkeln Wäldern, besonders an Wegrändern, bey Sendling: C. Schimper, bey Hesellohe: Kummer.

Catharinea undulata Web. et M. Polytrichum undulatum Schrank. B. Fl. II. pag. 448. Auf thonigem Boden in Wäldern, an Wegen, Hohlwegen gemein. — Herbst.

Catoscopium nigritum Brid. Im Gebirge an sinternden Quellen, Nase am Kochelsee: Kummer; bey Rothenbuch: Ohmüller; ferner auch an Quellrändern, in Mösern der Ebene, bey Moosach, Dachau. — Juni, Juli.

Campylopus palustris Bruch. In den Torfmooren an Grabenrändern, wo er bald die entblößten Stellen überzieht, z. B. in den Gräben zu beyden Seiten der Eisenbahn im Haspelmoos. — Spätherbst.

Ceratodon purpureus Brid. Fuscina purpurea Schrank B. Fl. II. p. 453; Trichostomum basiflorum Schrank. l. c. p. 448; Tr. tortum Schrank. l. c. p. 449 (?). Gemein auf verschiedenstem Boden an Waldschlägen, so wie auch in Torfmooren.

Cinclidotus fontinaloides P. Beauv. Auf Steinblöcken in reißenden Bächen, z. B. im Wasserfall im englischen Garten bey München. — Sommer.

Climacium dendroides Web. et M. An feuchten Waldrändern, in Waldsümpfen, in faulenden Baumstöcken, selten fructificirend, Früchte in der Gegend des Kochelsees bey Schlehdorf: Dr. Kummer, und auf der Nase daselbst. — October.

Dicranum cerviculatum Hedw. An Gräben in Torfmooren, z. B. im Haspelmoos. Scheint quarzhaltigen Boden zu lieben. — Sommer.

Dicranum flagellare Hedw. In schattigen Wäldern auf faulenden Laubholzstämmen, um die Heiliggeistschwaige bey München: C. Schimper; bey Ebenhausen. — Juli, August.

Dicranum glaucum Hedw. Häufig in feuchten Wäldern, namentlich Föhrenwäldern, auf Sandboden mit thoniger Beymischung, an den Rändern von Filzen. Selten Früchte tragend; mit solchen angetroffen bey Hesellohe und Wolfrathshausen. — August.

Dicranum heteromallum Hedw. Fuscina heteromalla Schrank. B. Fl. II. p. 454 (?). Auf quarzig-thonigem Boden bey Grünwald. — Juli.

Dicranum longifolium Hedw. Auf fau-

lenden Laubholzstämmen in Gebirgswäldern, auf der Benedictenwand, am Haingarten, im Höllenthal unter dem Zugspitz. — August.

Dicranum montanum Hedw. An Birkenstämmen um Sendling und Hesellohe häufig, aber stets steril; mit Früchten um Reichenhall auf faulen Stöcken, desgleichen bey Heilbrunn.. — Juli.

Dicranum pellucidum Hedw. Auf nassen felsigen Abhängen, in Gebirgsbächen, quarzhold, am Blomberg bey Tölz mit Bryum Wahlenbergii (als var. fagimontanum). — Juni, Juli.

Dicranum polysetum Schw. Auf thonigen von leichtem Gebüsche beschatteten Hügeln, in Vorwäldern hie und da. — August, Sept.

Dicranum Schraderi Web. et M. In Torfmooren, auf faulem Holz, in Erlenbrüchen. — Juli.

Dicranum Schreberi Hedw. Auf thonigen Brachen, Ackerrändern. Zweifelhaft im Gebiete Oberbayerns.

Dicranum scoparium Hedw. Fuscina scoparia Schrank. B. Fl. II. p. 452. Gemein in Wäldern auf Erdboden, faulenden Stöcken, so wie auf Gestein. — Juli, August.

Dicranum spurium Hedw. Auf Haideboden in Föhrenwäldern bey Freymann. Nur steril bey uns gefunden.

Dicranum varium Hedw. Fuscina simplex Schrank. B. Fl. p. 453. Auf thonigen Erdblößen, auf Nagelfluhe, an Strassengräben, Hohlwegen häufig. — October, November.

Dicranum virens Hedw. Auf Hochalpen auf kalkigem wie thonigem Gestein (Glimmerschiefer) an schattigen Abhängen, am Rande des ewigen Schnees, am Watzmann: C. Schimper, am Krotenkopf.

Didymodon capillaceus Schrad. Auf kalkigem, so wie auch thonreichem Gestein in Gebirgsgegenden, bis auf die Gipfel der Alpen steigend, in Felsritzen. Bey Grünwald an einer Mauer unfern dem Brunnenhaus auf Tertiärthon, bey Hesellohe auf Nagelfluhe, bey Rothenbuch auf Molasse. — Juni, Juli.

Didymodon longirostris Web. et M. Auf faulenden Stöcken in schattigen Wäldern, besonders Nadelholz, an Gräbenrändern in den Torfmooren. — Mai — Juli.

Diphyscium foliosum Web. et M. Auf nacktem, thonigem Waldboden, an Wegrändern, in Hohlwegen. — Fructificirt zu verschiedenen Jahreszeiten.

Encalypta ciliata Hedw. Leersia ciliata Schrank B. Fl. II. p. 443. Auf thon- und quarzhaltigem Gestein häufiger als auf Kalk; um Erlichsholz im Hohenschwangauischen: v. Schrank. — Mai, Juni.

Encalypta streptocarpa Hedw. Vorzugsweise auf Kalk, auf Nagelfluhe, Molasse und Alpenkalk in Gebirgsthälern, im Isar- und Amperthale. — Juni, Juli.

Encalypta vulgaris Hedw. Leersia vulgaris Schrank B. Fl. II. p. 443. Auf Thonboden und Nagelfluhe, an Abhängen, Hohlwegen, Wegrändern. — April, Mai.

Fissidens adiantoides Schrad. In Buchenwäldern, an schattigen Abhängen auf Gestein (Nagelfluhe), Erdboden und Baumwurzeln. — October.

Fissidens bryoides Hedw. Fuscina bryoides Schranck. B. Fl. II. p. 451. — Auf Thonboden in Waldschlägen, Hohlwegen; bey Harlaching, Hesellohe; auch auf Ziegelsteinen. — October, November, auch im März.

Fissidens osmundoides Hedw. An Quellbächen, in Torfmooren (auch in Felsritzen auf Alphöhen); in einem Filz bey Heilbrunn, jedoch steril.

Fissidens taxifolius Hedw. Fuscina taxifolia Schrank B. Fl. II. p. 450. Auf dem Tertiärthon an schattigen Berghängen des Isarthales. Auf der Eitlingerhöhe bey Murnau. — October, November.

Fontinalis antipyretica Lin. Schrank B. Fl. II. p. 485. Auf Steinen, hölzernen Einfassungen in fluthenden Bächen, selten fructificirend.

Funaria hygrometica Hedw. Kölreutera

hygrometrica Schrank. B. Fl. II. pag. 481. Unter allen Moosen am weitesten verbreitet und auf dem verschiedenartigsten Boden gedeihend. Vorzüglich häufig auf Brandstätten, aber auch auf faulendem Holz, auf Gestein, auf Cementkalk, in Sümpfen, Wäldern, Haiden und Torfmooren 2c. — Juni.

Funaria Mühlenbergii Turn. Auf kalkhaltigem Boden, an Wegrändern, Hügelrändern, auch auf Nagelfluhfels, um München bey Maria Einsiedl, im Hohlweg, oben auf der Erde: W. Gümbel.

Grimmia apocarpa Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 444. Auf leicht beschatteten Felsblöcken, Kalk, Sandstein, Molasse, Nagelfluhe, Gneiß, Diorit 2c.

β. gracilis. An schattigern Localitäten.

Grimmia conferta Funk. Auf einem Dioritblocke bey Starnberg.

Grimmia pulvinata Hook. et Tayl. Leersia pulvinata Schrank. B. Fl. II. pag. 442. Das Vorkommen dieses sonst weit verbreiteten Mooses ist in Bayern sehr eigenthümlich. Am häufigsten ist sein Vorkommen auf Quarzgesteinen, es fehlt aber weder dem Thone, noch dem Kalk (häufig auf Basalt, Diorit, Thonschiefer, auch auf Granit 2c.); während es in der Juraformation auf Kalk und Dolomit eines der gemeinsten Moose ist, fehlt es unsern Gebirgsbildungen fast gänzlich. (Auf Nagelfluhe, Grünsand und Alpenkalk wurde es von W. Gümbel und mir zwar angetroffen, jedoch nur sehr vereinzelt.) Häufig aber ist es auf unsern erratischen Blöcken. — Winter.

Grimmia ovata Web. et M. Auf einem Dioritblocke bey Kempfenhausen am Würmsee. — Juni.

Gymnostomum calcareum Nees et Hornsch. Auf Nagelfluhe und Molassefelsen längs dem Isar- und Amperthale. — Sommer.

Gymnostomum curvirostre Hedw. An feuchten, triefenden Felsen in den Alpen, an Wasserfällen, vorzugsweise auf Kalk. Am Krater eines Springbrunnens zu Nymphenburg: C. Schimper. — October.

β. microcarpon. (G. microcarpum Bryol. germ.) Nasse Felsen auf der Nase am Kochelsee: Kummer.

γ. pallidisetum. (G. pallidisetum Bryol. germ.) Nasse Nagelfluhfelsen bey Wolfrathshausen.

Gymnostomum rupestre Schw. Mehr auf thon- und kalkhaltigen Gebirgsarten als auf quarzreichen; um München auf Nagelfluhe bey Grünwald, im Gebirge am Watzmann, im Höllenthal unter dem Zugspitz. — August, September.

β. tenellum Bruch. Grünwalder Römerschanze bey München.

γ. stelligerum Dicks. Ebendaselbst an sehr feuchten schattigen Nagelfluhfelsen.

Gymnostomum tenue Schrad. Auf feuchtem Molassensandstein am Springbrunnen bey Rothenbuch: Ohmüller.

Hedwigia ciliata Hedw. Gymnostomum Hedwigia Schrank. B. Fl. II. p. 438. Dem Kalke durchgehends fehlend, fast ausschließlich auf thonreichem Urgebirge und auf Trachyt. Auch auf Grünsand scheint sie zu fehlen. Bey uns in Oberbayern daher nur auf den Erraticis, die häufig davon ganz überzogen sind.

Hoockeria lucens Sm. Hypnum lucens Lin. Schrank B. Fl. pag. 477. In feuchten schattigen Laubwäldern der Gebirgsthäler, unter abgefallenem Laube im Joch am Kochelsee; in der Jachenau; im Graswangerthal bey Ammergau im Walde von Linderhof gegen den Brunnkopf; um Legern bey Hohenschwangau: Schrank. — October, November.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 66.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

2) Hr. Akademiker Dr. Zuccarini übergiebt der Classe den nachstehenden Aufsatz über die Laubmoos-Flora von Oberbayern von Hrn. Dr. Otto Sendtner.

(Fortsetzung.)

Hymenostomum microstomum Hedw. Auf thonigem Boden an Wegrändern, Kiesgruben; um Sendling, Forstenried.

Hypnum abietinum Linn. An sonnigen Hügeln, trocknen Waldrändern, Haideland, auf kiesiger Unterlage, bey uns nie mit Früchten angetroffen.

Hypnum aduncum Linn. Auf Torfmooren, in Gräben, an Quellen, auf nassen Waldwiesen nicht selten. — Mai, Juni.

Hypnum albicans Neck. Auf Haideboden, am Tuffe von altem Mauerwerk.

Hypnum alopecurum Linn. An feuchten beschatteten Felsen, nicht selten auf Nagelfluheblöcken in der Isarleithen. In unserm Territorio nicht mit Früchten angetroffen.

Hypnum brevirostrum Ehrh. An beschatteten Nagelfluheblöcken an beyden Isarufern zwischen Grünwald und Bayerbrunn, bey Rothenbuch an der Amperleithen: W. Gümbel. — Winter.

Hypnum campestre Bruch. In den Kiesgruben bey Haidhausen: W. Gümbel. — Spätherbst.

Hypnum chrysophyllum Schw. Auf feuchten beschatteten Nagelfluheblöcken im Isar- und Mangfallthale. — Mai, Juni.

Hypnum catenulatum Brid. In Alpenthälern auf Nagelfluhe und Alpenkalkblöcken, z. B. um Partenkirchen, im Graswangthale u. s. w.

Hypnum commutatum Hedw. An kalksinterigen Quellen im Isarthale sehr häufig, deßgleichen auf Molasse im Amperthale, so wie auf Grünsand in den Voralpen. — April, Mai, im Gebirge Juni.

Hypnum confertum Sm. Auf Nagelfluhestücken unter Gebüsch bey Harlaching. — October.

Hypnum cordifolium Hedw. In Gräben in Torfmooren, z. B. am Kochelsee; bey Rothenbuch: Ohmüller, an einem Waldsaum bey Hegnenberg, um Moosburg: Kummer. — Mai.

Hypnum Crista castrensis Linn. Schrank B. Fl. II. pag. 464. — Hypnum filicinum Schrank B. Fl. II. p. 462 (?). In dichten feuchten Nadelwäldern. — August, September.

Hypnum cupressiforme Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 478. Sehr gemein in Waldungen aller Art an Baumstämmen, faulenden Stöcken, auf Gestein; aber auch auf sonnigen Mauern. — Winter.

Hypnum curvatum Web. et M. — H. Myurum Pall. Schrank B. Fl. II. pag. 479. In schattigen Laubwaldungen, an Baumstämmen, auf faulenden Stöcken, Waldboden. — Nov.

Hypnum cuspidatum Hedw. Hypnum cuspidulum Schrank. B. Fl. p. 466. Auf nassen Waldwiesen, in Gräben, am Rande von Mösern. — April, Mai.

Hypnum cylindricum Bruch. Auf faulendem Holz, auf kiesigem Boden an beschatteten Stellen, hier stets steril angetroffen.

Hypnum depressum Bruch. In der Leithen bey Bayerbrunn in einer schattigen Schlucht auf einem mit dünner Erdschicht bedeckten Nagelfluheblock. — October.

Hypnum delicatulum Bruch. Auf Nagelfluhestücken, seltner auch auf verwesender Buchenrinde im Buchenwalde längs des Isarthales. — Juli, August.

Hypnum dimorphum Brid. Im Gebirge an entblößter thonhaltiger Walderde, an Wegrändern; am Haingarten. — Juli.

Hypnum fastigiatum Bruch. Auf Kalkblöcken in bewaldeten Gebirgsthälern, bis zur Knieholzregion sich erhebend, stetig auf Kalk gefunden, z. B. auf der Seealpe am Eibsee. — Juli, August.

β. tenellum Bruch. in litt. An einem beschatteten Dolomitfelsen unweit der Strasse bey Oberau in der ehem. Grafschaft Werdenfels.

Hypnum fertile Sendt. Auf abgehauenen oder faulenden Fichtenstämmen in schattigen Gebirgsschluchten; im Joch am Kochelsee, im Reinthale bey Partenkirchen, am Blonberg bey Tölz, in der Amperleithen bey Rothenbuch: Ohmüller; auch um München bey Grünwald. — April, Mai.

Hypnum filicinum Hedw. An kalksinternden Quellen gemeinschaftlich mit Hyp. commutatum. — Die Früchte reifen etwas früher als bey diesem.

Hypnum flagellare Turn. In Moospolstern (unter Racomitrium lanuginosum), an feuchten Felsenwänden auf der Benedictenwand, dort stets steril.

Hypnum fluitans Hedw. In Torfmooren und Filzen, im Hochgebirge in Quellen. — Juni.

β. oligophyllum. Schwimmend in tiefen Tümpeln, z. B. im Haspelmoos.

Hypnum fluviatile Brid. Um München auf Holzwerk an den Isarkanälen.

Hypnum glareosum Bruch. Auf beschatteten Nagelfluheblöcken und kleinern Trümmern in der Isarleithe bey der Römerschanze unweit Grünwald. — November.

Hypnum Halleri L. fil. In den Vorgebirgen und Gebirgsthälern auf Gestein, immer auf Kalk. — Juli.

Hypnum julaceum Schw. In humusreichen Ritzen von Nagelfluhefelsen in der Isarleithen, auch auf einer aus Nagelfluhe gemauerten Einfassung eines Kanals im Nymphenburger Schloßgarten; stets steril.

Hypnum incurvatum Schrad. In Buchenwäldern in der Isar-, Würm- und Amperleithen, auf Baumrinden und Gestein. — Mai, Juni.

Hypnum laetum Brid. Auf Nagelfluhetrümmern unter Gebüsch bey Bayerbrunn mit Hypn. lutescens. — December. — Außerdem in Nordamerika.

Hypnum longirostrum Ehrh. Auf beschattetem Waldboden, auf faulen Baumstrünken ziemlich häufig. — October, November.

Hypnum loreum Linn. Auf der Grünsandformation der Voralpen in Nadelwäldern, am Blonberg bey Tölz, auf den Vorbergen der Benedictenwand; am Haingarten, im Graswangthale. — November.

Hypnum lutescens Hedw. An Waldsäumen in Gebüsch, auf steinigem Boden und an Zweigen jüngerer Bäume. — October.

Hypnum molluscum Hedw. In den waldigen Voralpen vorzüglich häufig auf Kalk, Molasse und Nagelfluhe, gemein in der Isarleithen um Grünwald rc. — October, November.

Hypnum murale Hedw. In Wäldern und schattigen Schluchten auf Kalk, Dolomit und Nagelfluhe, auch auf Ziegeln. — October.

Hypnum nemorosum Koch. Auf faulem Holz im Nadelwald in der Nähe des Wasserfalles bey Schliersee. — November.

Hypnum nitens Schreb. An den Rändern der Filze und in Torfmooren; mit Früchten um Rothenbuch: Ohmüller, auch im Moos zwischen Starnberg und Leithstetten. — Mai.

Hypnum nitidulum Wahlenb. Auf thoniger Erde unter überhangenden Moosdecken in Hohlwegen, auf den Thörln am Eibsee, nächst der Landstrasse zwischen Ebersberg und Eglharding. — Sommer.

Hypnum palustre Linn. Auf nassem Gestein, an Flußufern, Bachrändern, auf Nagelfluhe, besonders häufig auf der Molasse am Amperufer bey Rothenbuch, auch auf Grünsand. — Mai, Juni.

Hypnum plicatum Schleich. Auf Alpenkalk in der Knieholz- und obern Waldregion in den Alpen, auf der Benedictenwand, um die Seealpe ober dem Eibsee. — November.

Hypnum piliferum Schreb. In feuchten Wäldern und in Gebüsch auf Gestein oder steinigem Erdboden, nicht sehr häufig fructificirend z. B. bey Harlaching, in einer Schlucht vor Hessellohe. — Octob.

Hypnum polymorphum Brid. An feuchten schattigen Stellen an Baumrinden und Holz oder auf Erdboden. — April, Mai.

Hypnum populeum Hedw. Seltener auf Baumwurzeln und Kalkstein als auf Quarz- oder Hornblendereichem Gestein, bey München auf einigen erratischen Blöcken, dann am Kochelsee, Höllenthal an der Zugspitz. An Baumstämmen um Harlaching gesammelt. — Octob. Nov.

Hypnum praelongum Linn. Auf Humusboden in Wäldern und schattigem Gebüsch, auf bemoosten Nagelfluhfelsen, wo sich bereits Erdreich abgesetzt hat. — October.

β. Schleicheri. (Hyp. Schleicheri Hedw.) Auf Nagelfluhe bey Bayerbrunn. —

Hypnum pulchellum Dicks. Auf thonigem Boden unter überhangender Moosdecke in einem Hohlwege bey Schäftlarn, im Höllenthale an der Zugspitz, auf dem Haingarten und Krotenkopf, ferner in der Nähe eines Wetzsteinbruches bey Ohlstadt. — Juni.

Hypnum purum Linn. Schrank. B. Fl. II. p. 467. An schattigen Hügellehnen, grasigen feuchten Waldrändern; mit Früchten bey Giesing und Tegernsee. — October.

Hypnum recognitum Hedw. H. delicatulum Schrank. B. Fl. II. p. 468. Auf faulenden Baumstöcken sowie Nagelfluheblöcken in Buchenwäldern, von München aufwärts an der Isar, ꝛc. — August, September.

Hypnum riparioides Schw. Hyp. rusciforme Schrank. B. Fl. II. p. 477. Auf Steinen in fluthenden Bächen, an Wasserfällen; bey Bayerbrunn, im engl. Garten bey München ꝛc.

β. prolixum Brid. In Quellbächen fluthend, z. B. an der Nase am Kochelsee, so wie am Haingarten.

Hypnum riparium Linn. An bretternen Einfassungen von Bächen, an Mühlrädern, Brunnentrögen, um München, Benedictbayern ꝛc.

Hypnum rotundifolium Bruch. Auf Steintrümmern unter feuchtem Gebüsch und Nesseln; auf Nagelfluhe bey den Kalköfen ober Maria-Einsidl: W. Gümbel; auf Ziegelsteinen bey Harlaching. — October, Nov.

Hypnum rugosum Hedw. An trockenen steinigen Hügeln, auf Haideland häufig, aber stets steril.

Hypnum rutabulum Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 476. — In Wald und Gebüsch häufig auf Gestein, faulendem Holz und Erdboden, auch auf steinigen Wiesenrändern unter niederm Gras. — Nov.

Hypnum salebrosum Hoffm. Wie voriges.

Hypnum Schreberi Willd. Hyp. inerme Schrank B. Fl. II. pag. 466. In Nadelwaldungen gemein.

Hypnum scorpioides Linn. In tiefen Morästen und Quellenrändern der Filze und Torfmoore, mit Früchten um Moosach bey München

und in einem Moos zwischen Wessobrunn und dem Rissenberg. — Mai.

Hypnum serpens Hedw. Gymnostomum serpens Schrank B. Fl. II. p. 439 (?). Hyp. repens Schrank B. Fl. II. p. 450. An schattigen etwas feuchten Orten, häufig an Bäumen, verarbeitetem Holz, so wie auf blosser Erde. Auch auf Gestein. — April, Mai.

Hypnum silesiacum Pal. Beauv. Auf faulem Holz in Laubwäldern, bey Hessellohe, am Peissenberg, um Rothenbuch, im Graswangthale beym Linderhofe. — Mai, Juni.

Hypnum splendens Hedw. Hypnum proliferum Schrank B. Fl. p. 463. — In Wäldern (besonders Nadelholz) weite Strecken überziehend. Sowohl auf Kalk-, als Thon- und Sandboden. — April.

Hypnum squarrosum Hedw. — Schrank B. Fl. II. p. 468. Mehr auf Sand- als Kalkboden, an feuchten Waldrändern, Waldwiesen, schattigen Grasplätzen. Bey uns nicht mit Früchten gesehen.

Hypnum stellatum Schreb. Schrank B. Fl. II. p. 479. — An Quellen, in Torfmooren, an feuchten Waldstellen auf thonig kalkigem Boden, um Schäftlarn, Wolfrathshausen, Rothenbuch: Ohmüller.

Hypnum stramineum Schw. In Filzen in Graspolstern, meist unter Knieholz (im Urgebirg auch in hochgelegenen Quellen); im Haspelmoos häufig. — Mai, Juni.

Hypnum strigosum Hoffm. Auf lehmiger Erde im Walde unfern Hegnenberg. — November.

Hypnum silvaticum Linn. Auf Mergelboden in bewaldeten Hohlwegen und Schluchten, auch auf verwitterndem Holz. Am Peissenberg, im Forstenrieder Park. — Juni.

β. denticulatum (Hyp. denticulatum Linn.) Auf faulem Holz in Erlenbrüchen, in Mösern.

Hypnum tamariscinum Hedw. H. parietinum Schrank B. Fl. II. p. II. 463. An feuchten Waldblössen meist im Nadelholz und auf thonig-kalkigem Boden, bey Ebenhausen. — Nov. Dec.

Hypnum tenellum Dicks. Auf beschatteten Steinblöcken ober Maria-Einsiedl. Schimper.

Hypnum trifarium Web. et Mohr. An den morastigsten Stellen der Filze zwischen den Rasenpolstern, wo Juncus stygius und Lycopodium inundatum gedeihen, um Rothenbuch, Heilbronn; mit Früchten in einem Filze zwischen Wessobrunn und dem Peissenberg. — Mai.

Hypnum triquetrum Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 465. — Gemein in allen Waldungen. — October, November.

Hypnum umbratum Ehrh. In den Voralpenwäldern des Grünsands; am Blonberg bey Tölz, auf den Vorbergen der Benedictenwand, geht bis in die Knieholzregion, z. B. am Haingarten, Krotenkopf. — Winter, im Anfang Frühling.

Hypnum uncinatum Hdw. Auf faulem Holz, auf nassem Boden in Bergwäldern, in schattigen Schluchten, an Waldbächen, auch an Steinen, in den Voralpen. — Juni.

Hypnum Vaucheri Lequ. Auf Nagelflueblöcken im Walde am beyderseitigen Isarufer zwischen Grünwald und Bayerbrunn. — Decembr.

Hypnum velutinum Hedw. Leskea velutina Schrank B. Fl. II. p. 461. In Gehölzen auf entblößter thoniger Erde, an Baumwurzeln. — Decembr.

Lasia Smidtii Brid. Dieses jenseits der Alpen häufige, an Baumstämmen, Gesträuch und auf Gestein gedeihende Moos wurde v. H. W. Gümbel auch um Hessellohe gefunden.

Leskea attenuata Schreb. Auf Baumstämmen und Wurzeln, auf Erdboden und Gestein in Wäldern und Gehölz, mit Früchten im Walde zwischen Neuried und Gauting, in der Leithen von Bayerbrunn nach Pullach, bey Heilbronn, sowie auch im Walde zwischen Neuried und Gauting. — October, November.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 67.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

2) Hr. Akademiker Dr. Zuccarini übergiebt der Classe nachstehenden Aufsatz über die Laubmoos-Flora von Oberbayern von Hrn. Dr. Otto Sendtner.

(Fortsetzung.)

Leskea complanata Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 459. An Bäumen vorzüglich Buchenstämmen in Gehölzen, auf altem Gemäuer, aus dem Gebiete Oberbayerns nicht mit Früchten gesehen.

Leskea incurvata Hedw. Auf den Alpen in der Knieholzregion auf Steingeröll und größern Blöcken, auch an Stämmen und Aesten der Legföhre auf der Benediktenwand — im Winter und bey dem Thauen des Schnees.

Leskea polyantha Schreb. An Bäumen von fast allen Gattungen, in Wäldern, Vorhölzern, Gärten, deßgleichen an morschem Holz, selten auf Gestein. — Sommer.

Leskea polycarpa Schrad. An Pappeln und Weidenrinde an feuchten schattigen Orten z. B. im engl. Garten bey München. — Juni.

Leskea rufescens Schw. An nassen Kalkfelswänden in den Alpen, bis an das Ende der Knieholzregion steigend. — Juli, August.

Leskea sericea Hedw. An Baumstämmen, faulenden Stöcken, auf Gestein in Wäldern und Gehölz. — December.

Leskea subtilis Hedw. In Laubwäldern und Vorhölzern am Fuße von Baumstämmen. — Juni.

Leskea trichomanoides Hedw. Fuscina trichomanoides Schrank. B. Fl. II. p. 450. Am Fuß von Buchen- und andern Laubholzstämmen in Wäldern, bey Leithstetten, Bayerbrunn. — Sept. Oct.

Leucodon sciuroides Schw. Fuscina sciuroides Schrank II. p. 452. — An Bäumen, namentlich Eichen und Hainbuchen in Vorhölzern und lichten Waldungen. Die Früchte, welche in nördl. Gegenden selten, jenseits der Alpen aber an den sonnigsten Stellen gemein sind, kommen auch in Bayern häufig vor, z. B. bey Hessellohe, im Nymph. Schloßgarten. — Winter.

Meesia Albertinii Bryol. eur. Im tiefen Filz zwischen Rothenbuch und den Ammerhöfen auf faulem Holz. — Juni.

Meesia longiseta Hedw. In Filzen und Torfmooren um Rothenbuch und Heilbronn, in der Gegend von Peissenberg. — Juni.

Meesia tristicha Bryol. eur. Häufig in unsern Filzen und Torfmooren. — Juni.

Meesia uliginosa Hedw. Webera trichodes Schrank. B. Fl. II. p. 484 (?). An nassen Felswänden, feuchten Wegrändern auf Kalk mit Bryum pallens, im Gebirge bis auf den Gipfel höherer Alpen in kleinerer Form steigend; aber auch in Torfmooren der Ebene. — Juni, im Gebirg Juli und August.

β. minor, Alpenform am Krotenkopf.

Mnium affine Bland. Im Tannenwald bey der Römerschanze unweit Grünwald. — April, Mai.

Mnium cuspidatum Hedw. Hypnum cuspidatum Schrank. B. Fl. II. p. 471. In Gebüsch und Gehölzen auf faulen Baumstrünken und Erdboden, eine sterile Abart kommt auch in Quellen der Möser vor z. B. bey Mosach. — April.

Mnium lycopodioides Schw. Im feuchten Laubwald in Joch am Kochelsee auf Erde. — Juni.

Mnium orthorrhynchum Brid. In Laubwäldern auf Erde und Steinen an mehr thonigen Plätzen, wächst an der Landstrasse zwischen Ebersberg und Zorneding, auf Molasse bey Rothenbuch. — Mai, Juni.

Mnium punctatum Hedw. Hypnum punctatum Schrank. B. Fl. II. p. 470. An sehr feuchten dunkeln Waldstellen, an Quellen und Sümpfen, auch auf die Alpen sich versteigend, wo es in etwas veränderter Form mit Bartr. fontana und calcarea vorkömmt. — April, auch im December.

Mnium rostratum Schw. In schattigen Wäldern und feuchten Gehölzen auf Erdboden oder Nagelfluhe. — April, Mai.

Mnium serratum Brid. Häufig in den Leithen an beyderseitigen Isarufern von Harlaching aufwärts, in Buchenwäldern, Hohlwegen auf Erdboden. — Mai.

Mnium spinosum Hedw. In feuchten schattigen Buchenwäldern um Berchtesgaden: W. Gümbel.

Mnium stygium Bryol. eur. An einem Quellbache im Moose bey Moosach mit Hyp. scorpioides, in sterilen Rasen.

Mnium stellare Brid. In den Isarleithen so wie im Vorgebirge häufig in Wäldern, Hohlwegen u. dgl. auf Nagelfluhe und Molasse. — Mai, Juni.

Mnium undulatum Hedw. Hypnum undulatum Schrank B. Fl. II. p. 474. Unter Gebüsch und Bäumen, auf leicht beschatteten Grasplätzen, an Waldrändern, häufig im engl. Garten bey München ꝛc. — April, Mai.

Neckera crispa Hedw. In Wäldern an Bäumen und Felsen, so wie auch an sonnigen Bergabhängen auf blosser steiniger Erde. — October.

Neckera pennata Hedw. Weissia pennata Schrank B. Fl. II. p. 445. — In Buchenwäldern an Baumstämmen. — October.

Orthotrichum affine Schrad. An Alleebäumen, in Vorhölzern. — Juni, Juli.

Orthotrichum anomalum Hedw. Grimmia ovata Schrank. B. Fl. II. pag. 443. Auf freyliegenden Steinen und Mauern; auf Kalk, Nagelfluhe minder häufig als auf Grünsand und erratischen Felsblöcken; kommt auch auf altem Holzwerk vor, z. B. in München an den Staketen des botan. Gartens. — Mai.

Orthotrichum crispum Bryol. eur. An Zweigen und Stämmen von Buchen, vor allen an Birken um Hessellohe, Rothenbuch, Starnberg. — Aug. Sept.

Orthotrichum crispulum Hornsch. An Stämmen und Zweigen von Buchen und Fichten, häufiger als O. crispum. — Mai, Juni.

Orthotrichum cupulatum Hoffm. Auf Steinen (Dolomit) bey Kelheim. — Mai.

Orthotrichum diaphanum Schrad. An alten Allee- und Obstbäumen, Holzwerk um München. — März, April.

Orthotrichum fallax Bruch. An Obst-, Pappel- und Lindenbäumen, auf altem Holzwerk um München gemein.

Orthotrichum fastigiatum Bryol. eur. An Allee-Bäumen, besonders Pappeln und Linden, z. B. um Ebenhausen. — April, Mai.

Orthotrichum leiocarpon Bryol. eur. Grimmia oblonga Schrank. B. Fl. II. p. 443. — Auf Wald- und Culturbäumen, an Nadelholzzweigen, auch auf Gestein häufig. — April, Mai.

Orthotrichum leucomitrium Bryol. eur. An Pappeln in der Allee von Ebenhausen nach

der Landstraße, deßgleichen zwischen Starnberg und Percha. — Mai.

Orthotrichum Ludwigii Schw. An Buchen- und Nadelholz, Stämmen und Zweigen, in schattigen Wäldern, besonders häufig in Berggegenden. — Juli, Aug.

Orthotrichum Lyellii Hook. Auf hohen Tannen und Fichten an den oberen Zweigen. — Juli, Aug.

Orthotrichum obtusifolium Schrad. An den Stämmen von alten Weiden, Pappeln und Linden. — Mai.

Orthotrichum pallens Bryol. eur. An Buchen, Eschen, auf Haselstauden, Hainbuchen Pappeln, mehr im Gebirge, und dort auch auf Knieholz vorkommend meist in Gesellschaft v. O. stramineum. — Mai, Juni.

Orthotrichum patens Bryol. eur. An Pappeln und Weidenstämmen, auch auf Ahorn häufig um Thalkirchen, Ebenhausen und Starnberg. — Mai.

Orthotrichum pumilum Sw. An Pappeln Eschen z. B. im englischen Garten bey München. — April, Mai.

Orthotrichum rupestre Schleich. Auf erratischen Blöcken in der Nähe des Starnbergersees. Juli, Aug.

Orthotrichum speciosum N. ab E. Auf Wald- und Alleebäumen häufig, auch auf erratischen Blöcken. — Juni, Juli.

Orthotrichum stramineum Hornsch. Vorzüglich an Buchen, aber auch an Weiden, Pappeln, Haselstauden, Linden, Birken, Ahorn, Ulmen, Ebereschen, selten auf Gestein, in Bergwäldern häufig, bis in die Knieholzregion. — Juni, Juli.

Phascum alternifolium Bryol. eur. Auf feuchter thoniger Erde in den Kiesgruben und Strassengräben zwischen Neuried und Gauting.

Phascum bryoides Diks. In der Nähe der Papiermühle am Wege nach Thalkirchen, wo der Tertiärsand zu Tage tritt. — März, April.

Phascum crispum Hedw. Schrank. B. Fl. II. p. 433. Auf thoniger Erde in einer Kiesgrube bey der Heiliggeistschwaige unweit München. — Februar, März.

Phascum cuspidatum Schreb. Schrank. B. Fl. II. pag. 432. Häufig auf bebautem Boden, an thonigen Stellen, Rainen, Brachen. — October, November.

Phascum muticum Schreb. Auf Aeckern hinter Sendling gegen den Wald zu, W. Gümbel.

Phascum nitidum Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 434. Um Ingolstadt in der Kothau an feuchten Stellen nach Schrank. Liebt nassen Sandboden.

Phascum serratum Schreb. Auf thonigen Feldern zwischen Sendling und Fürstenried: W. Gümbel; in einer Kiesgrube bey der Heiliggeistschwaige. — Nov., Dec.

Phascum subulatum Schreb. Schrank B. Fl. II. p. 433. Im Sand gemengten Thone der kleinen Donauinseln bey Ingolstadt an schattigen feuchten Stellen nach Schrank.

Physcomitrium pyriforme Bryol. eur. Gymnostomum pyriforme Schrank B. Fl. II. p. 437. An thonigen Grabenrändern, auf Mösern und nassen Wiesen. — April, Mai.

Physcomitrium fasciculare Bryol. eur. Auf mehr trocknem thonig-erdigem Boden, in einer Kiesgrube bey der Heiliggeistschwaige und Maria-Einsiedl: Mai.

Polytrichum aloides Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 447. Auf Quarz- und Thon gemischtem Boden in Hohlwegen, waldigen Abhängen, in der Gegend von Rosenheim, zwischen Holzkirchen und Miesbach, bey Heilbronn. — September, October.

Polytrichum alpinum Hedw. In den Alpen auf die höchsten Gipfel sich erhebend, auf Kalk selten, einmal am Kirchstein bey Lenggries gefunden. Sommer.

Polytrichum commune Linn. — P. serratum Schrank B. Fl. II. p. 446. — Auf nassen Waldwiesen, in kleinen Waldsümpfen, an den bewaldeten Rändern von Torfmooren. Juni.

β. perigoniale, Polytrichum perigoniale Mchx. In Torfmooren.

Polytrichum formosum Hedw. Gemein in unsern Waldungen. — Juni.

Polytrichum gracile Menz. In den Torfmooren vorzüglich an Grabenrändern. — Juni.

Polytrichum juniperinum Willd. Polytrichum commune Schrank. B. Fl. II. p. 445. In den Wäldern an gelichteten oder abgetriebenen Stellen, deßgleichen auch in Torfmooren, besonders auf frisch aufgeworfener Erde. — Mai.

Polytrichum nanum Hedw. Schrank. B. Fl. II. p. 447. Auf thonigem Boden. Um Denglingen bey Ebersberg: Fröhlich nach v. Schrank; im Walde bey Hessellohe: Kummer. — October.

Polytrichum piliferum Schreb. P. pilosum Schrank B. Fl. II. p. 446. — Auf sandigem Thonboden, nach v. Schrank in bergigen Waldungen um Burghausen, so wie auf den Bastionen und in den Hecken um Ingolstadt und Moosburg: Kummer. — April, Mai.

Polytrichum strictum Menz. In den Torfmooren (so wie auf Urgebirg auch auf Alphöhen bis 8000'). In unsern Filzen oft unmittelbar neben P. juniperinum, nie daselbst in Uebergängen beobachtet. *) — Mai.

Polytrichum urnigerum Linn. Auf Thonboden, auf etwas feuchtem blossem Erdboden an waldigen Abhängen, in Hohlwegen, bey Hessellohe um München; am Blonberg bey Tölz, um Moosburg: Kummer, am Haingarten. — August, September.

β. falcatum Nob. um Schleedorf: Kummer.

Pottia cavifolia Ehrh. Auf thon- und kalkhaltigem Gestein, auf altem Mauerwerk; auf der alten Isarbrücke bey München, auf einem Nagelfluhblock oberhalb der Menterschwaige. — Nov. December.

*) Ebensowenig in Tirol, wo ich am Saume des Stubayerferner Polytrichum juniperinum in zwerghafter Alpenform in der Nähe von Polytrichum septentrionale und ächtem strictum streckenweise vorkommen sah.

Pottia minutula Bryol. eur. Auf thonreichem Boden in einer Waldblösse bey Piessenhart unfern Neuburg a. D.

Pottia truncata Bryol. eur. Gymnostomum truncatum Schrank B. Fl. II. p. 437. Auf thonigem Boden in einer Kiesgrube bey der Heiliggeistschwaige unfern Gauting. — October, Nov. auch März.

β. intermedia (Gymnost. intermed. Auct.) Auf Aeckern und Brachen, an alten Mauerzäunen um München.

Pterogonium filiforme Schw. An Buchen- und Ahorn-Rinde, auch auf Knieholz im Gebirge; um Rothenbuch Ohmüller, um Partenkirchen, in der Jachenau. — Juni, Juli.

Pterogonium nervosum Schw. In Laubwäldern an Baumwurzeln und Stämmen, um München und im Gebirge hier und da, z. B. um Bayerbrunn, Abach, Leithstetten, Kochelsee. Mit Frucht bloß im Höllenthale unter der Zugspitz gegenüber dem Bergwerke gefunden. — August.

Pterogonium repens Schw. In Wäldern und Vorhölzern auf Baumstämmen, besonders Buchen und Fichten, abgehauenen Baumstöcken und verwitternden Stämmen, um Hessellohe, Forstenried rc. — Oct., Nov.

Pterogonium striatum Schw. An alten Knieholzästen auf der Benediktenwand.

Racomitrium canescens Brid. An Waldrändern auf Sandboden (Molassen- und Grünsand) mit Calluna vulgaris.

Racomitrium lanuginosum Brid. In der Knieholzregion die Felsen überziehend, auf der Benediktenwand immer steril gefunden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 68.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.
Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

2) Hr. Akademiker Dr. Zuccarini übergiebt der Classe den nachstehenden Aufsatz über die Laubmoos-Flora von Oberbayern von Hrn. Dr. Otto Sendtner.

(Schluß.)

Sphagnum acutifolium Schrank. In feuchten Wäldern, an waldigen Rändern von Torfmooren, auf Felsen in feuchten Nadelwaldungen, nur im tiefen Sumpf der Filze, geht bis auf die Alpen.

β. alpinum. (Sph. alpinum Schrank. B. Fl. II. p. 435.) In Alpenwäldern.

γ. robustum Bryol. An feuchten Alpentriften, auf Haideboden, wo er in Torfmoor übergeht.

δ. asperum Nob. Mss. In Alpenquellen (vorz. des Urgebirges.)

Sphagnum compactum Brid. An Grabenrändern in Filzen; im Merlbachermoos zwischen Ebenhausen und dem Würmsee. — Juni.

β. rigidum (Sph. rigidum N. ab E.) Im Haspelmoos reich mit Früchten.

Sphagnum cuspidatum Ehrh. An sehr schwammigen Stellen der Filze, in welchen diese Art überhaupt vorherrscht. — Juni, Juli.

β. capillifolium (Sph. capillifolium Bryol. germ. nach Exemplaren in der Sammlung des H. Präs. Nees van Esenbeck). An mehr beschatteten Stellen der Filze, unter den Filzkoppen.

γ. cuspidatiforme. An tiefen morastigen Stellen, in Tümpeln der Filze, z. B. im Haspelmoos.

δ. natans Nob. In Tümpeln.

ε. plumosum (Sph. plumosum Bryol. germ.) deßgleichen.

ζ. hypnoides Braun. In Filzen an Stellen, die auszutrocknen beginnen.

Sphagnnm cymbifolium Dill. — Schrank. B. Fl. II. p. 434. In Filzen an etwas trocknern Stellen, unter den Filzkoppen, an Grabenrändern.

β. patens. Bryol. germ. An schattigern Stellen.

Sphagnum molluscum Bruch. Im Filz am Kochelsee, und bey Merlbach, unfern Aufkirchen am Starnbergersee. — Juli.

Sphagnum squarrosum Pers. In Filzen um Rothenbuch: Ohmüller. Scheint quarzhaltigen Boden zu lieben (anderwärts an steilen Abhängen an Wasserfällen). — Juni.

Sphagnum subsecundum N. ab. E. In Filzen in Gräben, in den Lücken zwischen den Rasenpolstern der Carices. — Juni.

β. contortum (Sphagnum contortum Schulz). In tiefen Morästen, an quelligen Sümpfen in den Filzen.

Splachnum ampullaceum Lin. Auf Kuh-

excrementen in Erlenbrüchen, Mösern und Filzen. — Juni.

Splachnum Fröhlichianum Hedw. Auf Alpentriften, an grasigen Abhängen in humusreichen Felsritzen der Hochgebirge; am Karwendl, am Krotenkopf mit Hampea alpina. — Juli, August.

Splachnum mnioides Lin. fil. Auf den Donauinseln bey Ingolstadt steril nach Schrank: B. Fl. II. p. 441.

Splachnum serratum Hedw. An einer feuchten Hügellehne zwischen Eschenlohe und Oberau längs den Versumpfungen rechts von der Straße; in München links vor dem Eingang in die kgl. Akademie gegenüber der Herzog Marburg: W. Schimper. Am Bischof bey Farchant, auf dem Rabenkopf bey Kochel. — Juli, August.

Splachnum sphaericum Lin. Spl. longisetum Schrank B. Fl. II. p. 441. — Auf der Alpspitz bey Partenkirchen und Watzmanscharte: Zuccarini. — Um Tegernsee: Fröhlich, nach Schrank. Um die Seealpe am Eibsee.

Tetraphis pellucida Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 440. Auf faulen Baumstöcken in schattigen Wäldern und in Mösern, an Filzen (anderwärts auch auf feuchtem Sandstein). — Mai, Juni.

Trichostomum flexicaule Bryol. eur. In Ritzen an Kalkfelsen, auf Nagelfluh, an steilen Abhängen im Gebirge, z. B. am Kesselberg, ferner um München ober der Menterschwaige; auch an quelligen Orten im Moos bey Moosach. —

Trichostomum glaucescens Hedw. Auf thonigkalkiger Erde am Rande eines Hohlweges unter überhangender Moosdecke bey Schäftlarn. — Juni.

Trichostomum homomallum Bryol. eur. Auf thonig sandiger Erde an etwas feuchten Orten, in Hohlwegen zwischen Holzkirchen und Miesbach, am Abhange des Blonberges bey Tölz unfern der Sausbergeralpe.

Trichostomum pallidum Hedw. Schrank B. Fl. II. p. 448. Auf kahlem etwas thonigem Erdboden im Walde zwischen Forstenried und Obersendling. — Juli.

Trichostomum rigidulum Smidt. Auf Nagelfluhefelsen, auf Molasse, an Mauern häufig. — September, October.

Trichostomum tophaceum Brid. An sinternden Quellen bey Rothenbuch. — October.

Weisia calcarea Hedw. An Nagelfluhefelsen bey Grünwald: W. Gümbel.

Weisia cirrhata Schw. Gymnostomum cirrhatum Schrank B. Fl. II. p. 436. Nach Schrank auf Steinen in Laubhölzern, wahrscheinlich um Ingolstadt.

Weisia controversa Hedw. Auf bloßer mit etwas Thon gemengter Erde an Hohlwegen, Ackerreinen, Abhängen, Kiesgruben. — April.

Weisia crispula Hedw. Auf einem Grünsandblock am Blonberg bey Tölz am Wege von der Sausbergeralpe abwärts gegen Tölz zu: Herm. Schlagintweit. — Juni.

Weisia cylindrica Bruch. An alten Baumstämmen im Walde bey Rothenbuch: Ohmüller. — Juli, August.

Weisia gymnostomoides Brid. Auf Nagelfluhefelsen mit Gymnost. calcareum bey den Kalköfen oberhalb Maria Einsiedl, so wie auch zwischen der Menterschwaige und Grünwald: W. Gümbel. — Mai.

Weisia pusilla Hedw. Auf beschatteten Nagelfluhefelsen um Hesellohe, Bayerbrunn. — Juni.

Weisia recurvata Hedw. Auf Molassensandsteinblöcken in einer Schlucht bey Wessobrunn, bey Rothenbuch: Ohmüller; auf Grünsand am Blonberg bey Tölz gemein. — Mai, Juni.

Weisia recurvirostris Hedw. Auf Baumwurzeln, nackter steiniger Erde in Wäldern, Hainen, unter Gebüsch, auf Gestein, Mauerwerk häufig. —

Weisia tristicha Brid. Auf feuchten Nagelfluhefelsen bey Wolfrathshausen, auf Molasse (Tuff und Sandstein) bey Rothenbuch und am Peissenberg, W. Gümbel, auf den Felswänden der Nase bey Schlehdorf. — Juni — August.

Weisia verticillata Schw. An sinternden Quellen, sehr nassen Nagelfluhefelsen, an Wasserfällen, z. B. um Bayerbrunn und Schäftlarn, um Rothenbuch: Ohmüller, in den sieben Quellen bey Starnberg. — Juli.

Nachtrag.

Während des Druckes obiger Zusammenstellung habe ich in dem Territorium Oberbayerns folgende noch unerwähnte Arten gefunden.

Barbula mucronifolia Bryol. eur. In Felsenritzen auf der Höhe des Haingarten. — Juli.

Bryum (Webera) longicollum Brid. Diese Art, welche in den auswärtigen Gebirgsgegenden auf quarz- und thonhaltigem Gesteine vorkommt, findet sich auch in den Ritzen der Kalkfelsen in der Einsattlung zwischen dem Bischof und Krotenkopf mit Bryum pallescens und crudum. — August.

Cynodontium inclinatum Schw. Am Gipfel des Krotenkopf auf entblößter Erde und in Steinritzen. — August.

Dicranum congestum Brid. Auf faulenden Baumstrünken in der obern Waldregion, so wie in der des Knieholzes; am Brunnkopf bey Ammergau, am Krotenkopf und Bischof, bey Partenkirchen, am Haingarten bey Schlehdorf. — August.

β. flexicaule. Dicr. congestum β. fagimontanum Brid. Dicr. flexicaule Hornsch. Auf Felsen unter Knieholz am Krotenkopf.

Dicranum majus Turn. Im Reißeilerwald zwischen dem Linderhof im Graßwangthale und dem Brunnkopf (in der Gegend von Ammergau). — Juli.

Hypnum cirrhosum Schw. Auf einem beschatteten Dolomitfelsen in der Knieholzregion zwischen dem Bischof und Krotenkopf. Steril.

Hypnum lycopodioides Neck. In Alpenquellen, am Brunnkopf bey Ammergau, auf der Oesteralpe bey Partenkirchen, am Haingarten. — Juni, Juli.

Hypnum molle Dicks. In Alpenbächen auf Steinen, auf dem Brunnkopf bey Ammergau, im Hammersbach unter der Zugspitz. — Juli, August.

Hypnum protuberans Brid. Im Hochgebirge bis zur Knieholzregion auf der Rinde gesunder Baumstämme nächst dem Boden; im Höllenthal auf Birken, Ahorn und Buchen, desgleichen auf der sogenannten hohen Tanne zwischen Ohlstadt und Schlehdorf, am Haingarten und Krotenkopf. — August, September.

Hypnum undulatum Linn. In der Gegend von Ammergau zwischen dem Linderhof im Graßwangerthale und dem Brunnkopf, an einem Gebirgsbach im Reißeilerwald mit Hoockeria lucens, steril.

Timmia austriaca Hedw. Am Gipfel des Krotenkopf in Felsritzen, steril.

---

3) Herr Prof. Dr. Erdl berichtet über eine von Hrn. Dr. Prunner gemachte Sendung aus ägyptischen Amphibien und Fischen bestehend, nebst Bemerkungen über den Bau des Gymnarchus niloticus.

Ich erlaube mir Bericht zu erstatten über eine Sendung von in Weingeist bewahrten ägyptischen Amphibien und Fischen, mit welchen Hr. Dr. Prunner, praktischer Arzt in Cairo, unsere vergleichend anatomische Sammlung bereichert hat. Leider bin ich erst jetzt, nachdem seit dem Eintreffen der ungemein werthvollen Sendung ein volles Jahr verstrichen ist, im Stande, Rechenschaft über ihren Inhalt abzulegen, weil die Bestimmung der betreffenden Thiere, welche zum Theile durch Correspondenz mit dem Auslande vermittelt werden mußte, so lange aufgehalten hat.

Von Amphibien enthielt diese Sendung ein ganz ausgewachsenes Exemplar von Trionyx thyrse, zwey junge Nilkrokodile, Uromastyx ornata, Agama gularis, Chamaeleo vulgaris, Hemidactylus tuberculatus, Ptyodactylus lobatus, Scincus ocellatus, septemtaeniatus, nebst mehreren kleineren Eidechsen; Eryx thebaicus und turcicus, Echis pavo, Cerastes cornutus, Naja Haje nebst mehreren kleineren Arten von Nattern und Vipern.

Unter den Nilfischen befanden sich Tetrodon physa, Polypterus Bichir, Heterobranchus anguillaris, Silurus mystus, Malapterurus electricus, Porcus Docmac, Pimelodus membranaceus, synodontis nebst einer noch unbestimmten Art, Gymnarchus niloticus, Mormyrus oxyrhynchus, dorsalis, Characinus citharus, Nefasch, Perca latus, Cyprinus lepidotus, Clupea nilotica nebst zwey Salmen. Viele der angeführten Arten sind in zwey oder mehreren Exemplaren angelangt.

Diese ganze Sammlung hat Hr. Dr. Prunner der anatomischen Anstalt zum Geschenke gemacht und letztere hatte für dieselbe außer den Quarantainespesen in Triest, Weingeist zum Nachfüllen und Transport von Triest bis München nichts zu entrichten.

Welch ein wichtiges Geschenk der großherzige Geber der anatomischen Sammlung machte, mag daraus sich leicht verstehen, daß von allen diesen so wichtigen Thierformen die anatomische Sammlung bisher nichts aufzuweisen hatte, nun aber auf einmal so sehr mit ihnen bereichert wurde, daß sie in dieser Hinsicht die Concurrenz mit dem Auslande nicht mehr scheuen darf. Bereits ist eine ansehnliche Partie der genannten Thiere zergliedert und zahlreiche in der Sammlung aufgestellte Skelete und Präparate von Weichtheilen erläutern ihren, von ähnlichen Thieren anderer Länder gänzlich abweichenden inneren Bau.

Aber nicht bloß unserer Sammlung, auch der Wissenschaft hat Hr. Dr. Prunner mit diesen Thieren ein sehr bedeutungsvolles Geschenk gemacht. Von den aufgezählten Nilfischen war bis jetzt fast nur die äußere Form bekannt, bloß über einige sehr wenige ist anatomisches Detail gegeben worden, und unter diesen wurde Polypterus besonders in neuester Zeit durch die Arbeit von J. Müller über Ganoiden so vollständig durchgearbeitet, daß nur noch Weniges über Lymphgefäßsystem und männliche Geschlechtstheile nachzutragen ist. Von den übrigen noch anatomisch untersuchten Fischen wurde fast bloß das Skelet und dieses häufig nicht erschöpfend genug von Geoffroy in der description de l'Egypte veröffentlicht.

Ich hatte in der vorigen Sitzung die Ehre, auf ungemein merkwürdige Organisationsverhältnisse der Gattung Mormyrus aufmerksam zu machen und möchte dießmal, um den Werth des Prunner'schen Geschenkes weiter zu entwickeln, eine der größten unter allen bisher bekannt gewordenen ichthyologischen Merkwürdigkeiten, welche ich bey Gymnarchus niloticus auffand, mittheilen.

Dieser Fisch besitzt eine sehr schön entwickelte Lunge, nebst dem wie gewöhnlich gestalteten Kiemenapparate. Die Lunge liegt an der Stelle der Schwimmblase dem ganzen Bauchtheile der Wirbelsäule entlang, zeigt ein vorderes freyes Ende, in Gestalt eines konischen Zipfels, mündet dann mit einer kurzen aber sehr weiten Luftröhre in den Schlund (durch dessen obere Wand) ein, und läuft anfänglich rundlich, dann immer flacher gedrückt und auf ihrer oberen Fläche von den Nieren begleitet nach hinten. Dabey wird sie mit ihrem mittleren Theile der ganzen Länge nach immer dünner, während ihre seitlichen Theile dicker, massiger bleiben, so daß ein Zerfallen in rechte und linke Lunge angedeutet ist. Gegen den After hin zieht sich die Lunge in eine freye abgerundete Spitze aus, an welcher nach vorne die bey diesem Fische sehr ansehnliche Harnblase liegt.

(Schluß folgt.)

Hiezu eine Beylage.

Beylage zu den Gelehrten Anzeigen Bd. XXIII. Nro. 202. 1846.

Vergleichende Tabelle

über den Reichthum an Moosarten im österreichischen Küstenlande, in Oberbayern, den schlesisch-böhmischen Sudeten, der bayerischen Rheinpfalz, dem Harz, in Irland und Skandinavien:

Benennung der Gattungen.	Anzahl der Arten in						
	dem Littorale.	Ober-Bayern.	Rheinpfalz.	Sudeten.	Harz.	Irland.	Skandinavien.
Amblyodon.	—	—	—	—	—	1	1
Anacamptodon.	1	1	—	—	—	—	—
Andreaea.	—	—	—	2	2	3	4
Anöctangium.	1	—	—	1	—	1	1
Anomodon.	3	3	3	3	2	2	3
Archidium.	—	—	1	—	—	—	—
Aulacomnion.	1	2	2	2	2	1	3
Barbula.	17	15	16	11	11	11	13
Bartramia.	7	5	7	7	5	5	7
Brachyodus.	—	—	1	1	1	1	—
Bryum.	24	22	26	27	23	13	30
Buxbaumia.	1	1	2	2	2	—	2
Campylopus.	—	1	2	2	1	1	1
Catharinea.	1	1	3	4	2	1	2
Catoscopium.	—	1	—	—	—	—	1
Ceratodon.	1	1	1	1	1	1	1
Cinclidotus.	3	1	—	1	1	1	2
Climacium.	1	1	1	1	1	—	1
Conostomum.	—	—	—	—	—	—	1
Coscinodon.	—	—	—	1	1	—	1
Cryphaea.	1	—	1	—	—	1	—
Cynodontium.	1	1	—	1	—	1	1
Daltonia.	—	—	—	—	—	1	—
Desmatodon.	2	—	—	2	—	2	2
Dichelyma.	—	—	—	1	—	—	1
Dicranum.	12	16	17	24	21	17	27
Didymodon.	2	2	4	3	5	3	4
Diphyscium.	1	1	1	1	1	—	1
Discelium.	—	—	—	—	—	—	1
Encalypta.	5	3	3	5	4	3	5
Entosthodon.	—	—	—	—	—	1	—
Eremodon.	1	—	—	—	—	—	2
Fabronia.	1	—	—	—	—	—	—
Fissidens.	4	4	4	5	4	3	4
Fontinalis.	1	1	2	2	2	1	2
Funaria.	3	2	1	1	1	1	2
Glyphomitrium.	—	—	—	—	—	2	—
Grimmia.	9	4	11	14	13	6	20
Gymnostomum.	7	4	2	2	2	4	6
Hedwigia.	1	1	1	1	1	2	1
Hookeria.	1	1	1	1	1	2	1
Hymenostomum.	1	1	1	1	1	1	1
Hypnum.	63	76	64	73	64	56	72
Lasia.	1	1	—	—	—	—	—
Leskea.	10	9	7	9	8	2	8
Leucodon.	1	1	1	1	1	1	1
Meesia.	1	4	2	3	2	—	2
Mnium.	11	11	8	11	8	5	11
Neckera.	3	2	3	3	3	2	3
Oedipodium.	—	—	—	—	—	1	1
Orthotrichum.	19	19	27	21	15	9	20
Paludella.	—	—	—	1	—	—	1
Phascum.	4	8	15	8	11	10	10
Physcomitrium.	2	2	4	3	3	2	4
Polytrichum.	7	10	8	9	8	6	9
Pottia.	2	3	4	4	3	4	2
Psilopilum.	—	—	—	—	—	—	1
Pterigynandrum.	4	4	3	3	5	2	3
Ptychomitrium.	—	—	—	—	—	1	—
Racomitrium.	1	2	4	8	8	6	7
Schistidium.	—	—	1	—	—	—	—
Schistostega.	—	—	—	1	1	—	1
Sphagnum.	1	7	7	7	7	4	4
Splachnum.	2	5	1	5	3	3	10
Tayloria.	1	—	—	1	—	—	1
Tetraphis.	1	1	1	1	1	1	1
Tetrodontium.	—	—	1	1	2	1	1
Timmia.	2	1	—	—	—	—	1
Trematodon.	—	—	1	—	—	—	1
Trichostomum.	8	6	5	7	5	4	6
Voitia.	—	—	—	—	—	—	1
Weisia.	9	11	6	11	12	9	11
Zygodon.	2	—	1	1	1	1	1
Zygotrichia.	—	—	—	—	—	1	—
	279	279	288	328	282	214	347

Bemerkung.

In dieser Tabelle sind die die Rheinpfalz betreffenden Angaben einem in den Jahresberichten der Pollichia befindlichen Verzeichnisse der Flora jenes Gebietes von D. Schulz entnommen, die Angaben der Harzflora aus einem Verzeichniß von Hampe, die von Irland aus der Flora von Mackay, und die über Skandinavien aus der von Hartmann.

Von Amphib
ganz ausgewachsene
zwey junge Nilkrok
ma gularis, Char
tuberculatus, Ptyo
latus, septemtaeni
dechsen; Eryx thel
Cerastes cornutus,
neren Arten von N

Unter den N
physa, Polypteru
guillaris, Silurus
cus, Porcus Docn
synodontis nebst ei
narchus niloticus,
salis, Characinus
Cyprinus lepidotu
Salmen. Viele der
oder mehreren Exen

Diese ganze S
der anatomischen A
letztere hatte für d
spesen in Triest,
Transport von Tr
richten.

Welch ein w
Geber der anatom
daraus sich leicht v
wichtigen Thierforn
bisher nichts aufzu
mal so sehr mit ih
dieser Hinsicht die
nicht mehr scheuen
Partie der genannt
reiche in der Sar
Präparate von W
ähnlichen Thieren
chenden inneren Ba

Aber nicht bl
Wissenschaft hat H
ren ein sehr bed
Von den aufgezäh
nur die äußere For

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 69.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Juli 1846.

3) Hr. Prof. Dr. Erdl berichtet über eine von Hrn. Dr. Prunner gemachte Sendung aus ägyptischen Amphibien und Fischen bestehend, nebst Bemerkungen über den Bau des Gymnarchus niloticus.

(Schluß.)

Der Bau der Lunge gleicht dem der Lunge des Lepidosiren auf das frapanteste, besteht aus einer äußeren sehr zarten Wandung und aus zahlreichen Parietalzellen, welche zierliche Maschenwerke bildend, von der inneren Oberfläche dieser entspringen und besonders im oberen (vorderen) dickeren Theile der Lunge in mehreren Schichten übereinander liegen. Die Lunge ist übrigens durchsichtig, so daß man wie z. B. bey Schlangen, schon von außen die Zellen erkennen kann. An der Einmündungsstelle der Luftröhre bildet der Schlund rechts und links eine starke Longitudinalfalte, welche offenbar zur willkührlichen Verschließung und Oeffnung der Luftröhre dient. Zur Insertion der diese Falten regierenden Muskeln dient ein am Kiemenapparate anliegender langer Knorpel, den man in dieser Beziehung auch wohl mit dem Kehlkopfsrudimente des Lepidosiren vergleichen könnte.

Merkwürdig ist neben der Lunge auch der nervus vagus entwickelt. Als ein ungewöhnlich mächtiger Stamm tritt er zu beyden Seiten des Schlundes aus dem Kopfe hervor, gibt jederseits mächtige Zweige an die Sinus des Herzens und spaltet sich dann in einen Lungen- und in einen Magentheil. Erster löst sich sogleich in viele feinere Aeste auf, welche zum Theil die Luftröhre und den benachbarten Theil der Lunge mit Geflechten umspinnen, zum Theil bis weit rückwärts an den seitlichen Portionen der Lunge verlaufen.

Das Herz ist verhältnißmäßig zur Größe des ganzen Fisches bedeutend groß. Der nach hinten gelegene venöse Vorhof besteht aus einem Sinustheile und aus einem Aurikulartheile, welcher letztere sich seitlich und oben wie die Lehne eines Lehnsessels von ersterem erhebt, sich auf die obere Fläche des Ventrikels hinlegt und diesen ganz bedeckt. An seinem hinteren abgerundeten Ende nimmt der Sinus die großen Venen auf, als: die Lebervene, welche, ehe sie in den Vorhof eindringt, eine nach unten vorragende, divertikelartige Ausstülpung bildet und die beyden Seitensinus, von welchen der rechte um die Hälfte größer ist als der linke, sich auch früher mit der Lebervene vereiniget als letzterer, aufnimmt. Das Muskelgewebe des Vorhofes ist ungemein zierlich, seine ganze dicke Wandung besteht aus spinnengewebeartigen Fäden, die durch größere und kleinere Zwischenräume auseinander gehalten werden. Der Herzventrikel hat die Form einer dreyeckigen Pyramide, mit der Spitze nach hinten, mit der Basis nach vorne und mit der einen Kante gerade nach unten gerichtet. Sein Muskelgewebe ist sehr derb. Ein eigentlicher bulbus aortae fehlt; statt seiner ist eine

Art zweyten Atriums auf der breiten Basis des Ventrikels vorhanden. Dieses besteht aus vier pyramidenartigen Lappen, deren freye breite Basis nach außen gekehrt ist; mit ihren Spitzen laufen sie nach innen zusammen, um zu einem sehr kurzen Gefäßstamm sich zu vereinigen, der sogleich zwischen ihnen in einen vorderen und hinteren Ast gespalten hervortritt. Der vordere Ast spaltet sich dann in drey, der hintere in vier Zweige.

Dieses den bulbus aortae anderer Fische vertretende Gebilde erinnert an die eigenthümliche Formation des betreffenden Theiles beym Stör, findet aber noch mehr Analogie bey der Gattung Mormyrus.

Jeder Lappen dieses eigenthümlich gestalteten Herztheiles hat eine derbe muskulöse Wandung und im Inneren eine verhältnißmäßig kleine Höhle.

Leider war es nicht möglich, das Verhalten dieser Höhlen zu den aus ihrer Mitte hervorkommenden Gefässen genau zu untersuchen, eben so wenig gelang es mir, die Gefäßverbindung zwischen Herz und Lunge vollkommen klar darzustellen; ich hoffe aber, in Zukunft diese Fragen entscheiden zu können, da Hr. Dr. Prunner so gütig war, mir weitere Exemplare dieses Fisches zu versprechen.

Das Gehirn ist ähnlich wie bey Mormyrus gebaut. Auf den ersten Blick zeichnet es sich verhältnißmäßig zum ganzen Fische durch ungewöhnliche Größe aus. Von Lappen unterscheidet man bey Betrachtung des Gehirnes von oben zwey vordere, zwey seitliche und einen nicht wie bey Mormyrus paarigen, sondern einfachen mittleren hinteren Lappen. Alle haben ähnliche Größen und Lagerungsverhältnisse wie bey Mormyrus oxyrhynchus, aber alle besitzen eine ebene Oberfläche, ohne Spur von gyrus Bildung. Sobald man aber die dünne äußere Rinde abnimmt, erscheinen zahlreiche gyri in den drey Lappenarten, welche sich, da sie sich in unmittelbarem Zusammenhange befinden, auch hier wieder als Mantelsubstanz des großen Gehirnes zu erkennen geben. Unter den vorderen Lappen liegt ein paariger Riechnervenlappen, unter dem Seitenlappen liegt corpus striatum und thalamus nervi optici, welche gerade von innen nach außen laufen. Der hintere innere Lappen deckt fornix, corpus callosum, und substantia quadrigemina, welche großentheils auch noch vom corpus callosum zugedeckt wird. Seitlich zwischen Vierhügel und verlängertem Marke befindet sich noch besondere Markmasse als kleines Gehirn.

Nerven und Gehörorgan sind fast ganz so wie bey Mormyrus.

Digestionsapparat. Im Unter- und Zwischenkiefer stecken lange schaufelförmige Zähne mit gezähnelten Rändern und zwar 14 in den beyden Zwischenkiefern und 28 im Unterkiefer. Die Zunge ist ungewöhnlich groß, fleischig und mit papillenartigen Erhabenheiten versehen. Der Schlund setzt sich ohne bedeutende Erweiterung zu erleiden in den Magen fort, welcher ein schmaler, langgezogener, stark muskulöser Sack ist, aus dessen Mitte (der Längenausdehnung nach) die Pförtnerportion entspringt. Am unteren blindsackigen Ende des Magens setzt die etwas herzförmige Milz mit einer kleinen Nebenmilz an. Der Pförtnertheil bildet in kurzer Entfernung vom Magen ein kleines rundes Divertikel, dann zwey sehr lange an ihrem freyen Ende hackenförmig umgebogene Blinddärme, welche ganz dieselbe Querdimension wie der übrige Darm haben, und geht in den Zwölffingerdarm über. Dieser empfängt aus der sehr großen Gallenblase einen kurzen aber weiten Gallengang. Die Leber ist dreyeckig; die vordere Ecke ist durch die Lebervene an das Herz geheftet, die hintere ist die dickste längste, und hat die Gallenblase ansitzen, die äußere kleinere Ecke nimmt sich wie ein kleines dreyeckiges Läppchen aus.

Der Darm bildet eine nach unten und eine nach oben gerichtete, lang gezogene Schlinge und endet als Mastdarm am After mit einer mäßigen Verengerung seines Lumens. Er bildet keine Kloake, Geschlechtstheile und Harnblase münden selbstständig aus.

Die Nieren beginnen in der Höhe der Einmündung der Trachea in den Schlund, sind paarig, weit von einander abstehend, dünn, schmal und von schwarzgrauer Farbe. Nach hinten werden sie dicker und breiter, begegnen endlich von beyden Seiten her einander, verwachsen und bilden in der Nähe des Afters eine dicke knollige Endigung. Aus letz-

terer kommt ein einfacher, aber dicker, kurzer Harnleiter, der unter dem Ende der Lunge zu einer beträchtlich großen, dickwandigen Harnblase sich ausdehnt. Letztere mündet hinter der Afteröffnung frey nach außen.

Ueber die Geschlechtstheile konnte ich bey den zwey von mir untersuchten Exemplaren von Gymnarchus keinen genügenden Aufschluß erhalten, die Thiere waren noch zu jung. Nur sah ich mit Bestimmtheit, daß sie selbstständig nach außen münden neben der After- und Harnröhrenöffnung.

Am Skelete sind mehrere Eigenthümlichkeiten. Am Kopfe ist wie bey Mormyrus eine Art äußeren Gehörganges mit einem besonderen deckelförmigen Knochen verschlossen, zugegen. Die Kiemendeckel sind sehr klein; der Augenring besteht wie bey Gymnothus in einer vom Schläfenbein bis zum Gelenke des Ober- und Zwischenkiefers sich erstreckenden Kette von schmalen dünnwandigen, größeren und kleineren Knochenkanälen, von denen der vorderste sich zu einem ziemlich ovalen, schaligen Knochen umwandelt. Auf diesem liegt die Riechhaut mit den strahligen Ramificationen des Riechnerven auf, so daß er als eine Art Nasenmuschel gelten könnte. Die Nasenbeine sind neben dem Riechbeine als dünne Knochenkanäle, die sich auf dem Zwischenkiefer hackenförmig nach außen umbiegen.

Der Zwischenkieferknochen ist paarig, jederseits platt, ziemlich viereckig, vorne konvex dick, hinten konkav dünner, das Oberkiefer hängt als ein platt gedrückter schmaler Knochen mit mäßiger Krümmung nach unten versehen an der äußeren Seite eines jeden Zwischenkieferknochens.

Der Unterkiefer zerfällt jederseits in drey (eigentlich 4) Knochenstücke, jedoch in anderer Weise als bey anderen Fischen. Während man gewöhnlich ein Körper-, ein Ast- und ein Winkelstück unterscheidet, findet sich hier ein Körperstück wie gewöhnlich, dann ein Aststück, welches zugleich den Winkel bildet und die untere Hälfte der Gelenkfläche formirt; die obere Hälfte derselben wird von einem besonderen Gelenkstücke wie bey Amphibien dargestellt. Letzteres läßt sich wieder in zwey Stücke zerlegen. Eine etwas ähnliche Formation des Unterkiefers findet sich bey Polypterus; aber mit dem Unterschiede, daß bey ihm jede Mandibulahälfte zwar auch aus vier Stücken besteht, aber das Gelenkstück die **ganze** Gelenkfläche bildet.

Der Keilbeinkörper und der Vomer sind an ihrer Basis ganz ungewöhnlich breit, so daß sie nach außen mit dem Gaumenbeine und Quadratbeine zusammentreffen und mit ihnen ein nach oben überall geschlossenes Knochengewölbe bilden.

Die beyden Thränenbeine sind mit einander in ein Knochenstück verwachsen.

Am Zungenbeine unterscheidet man neben den gewöhnlichen zwey großen Hörnern auch noch zwey kleine, welche auf der Mitte des Zungenbeinkörpers aufsitzen und nach rückwärts divergirend in die Muskulatur treten.

Die Extremität zeigt nichts Besonderes.

Die Körper der Wirbel sind wie alle Knochen des Rumpfskeletes klein und zart, vollkommen cylindrisch. An den größeren Wirbeln ist die ganze Oberfläche der Länge nach mit engeren und weiteren tief eindringenden Furchen zerklüftet, von denen auf der Rückseite immer zwey Paare von besonderer Tiefe und Breite sich auszeichnen. In dem inneren Paare sitzt ein eigenthümlicher zapfenförmiger Gelenkfortsatz der rechten und linken Bogenhälfte ein, und der Bogen scheint hier wie bey Polypterus der processus spinosus das ganze Leben hindurch beweglich zu bleiben. In dem äußeren Paare ist das eben so gestaltete aber selbstständige Gelenkstück der Rippen eingekeilt. An den kleineren von beyden Seiten etwas flach gedrückten Schwanzwirbeln verändern sich die Furchen der Körper zu unregelmäßigen Gruben, und die Bogentheile sind festgewachsen.

Noch wäre eines eigenthümlich gebauten elektrischen Organes zu erwähnen, das diesen Fisch auszeichnet und zu beyden Seiten des Schwanzes liegt. Meine Zeit erlaubte mir noch nicht, die Untersuchung desselben hinreichend durchzuführen, daher ich die Darstellung desselben für einen späteren Vortrag verspare.

Verzeichniß

der an die mathematisch-physikalische Classe vom April bis Juli 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von Hrn. Professor Dr. Eichwald in St. Petersburg:

Die Urwelt Rußlands durch Abbildungen erläutert. III. Heft. St. Petersburg und Moskau 1845. 4.

Ueber den Riesenhirsch. 8.

Von Hrn. Jomard, membre de l'Institut de France etc.

Observations sur le voyage au Darfour, suivies d'un vocabulaire de la langue des habitants et de remarques sur le Nil-Blanc supérieur. Paris 1845. 8.

Cartes en relief. Rapport fait à la Société de Géographie. Sur le relief du Mont-Blanc exécuté par M. Séné 8.

Des Cartes en relief. Observations générales. 8.

La Collection géographique de la bibliothèque royale en 1845. 8.

Von Sr. Erlaucht Hrn. Grafen Wilhelm von Württemberg in Stuttgart:

Dessen geognostisches und Petrefakten Kabinet. Stuttg. 1846. 8.

Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. II. Jahrg. 1. Heft. Stuttgart 1846. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Sechster Jahrgang. Vom 1. Jänner bis 31. December 1845. Prag 1846. 4.

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen in Böhmen in den Jahren 1843—1845. Prag 1846. 4.

Von Hrn. D. Jose Luis Casaseca, Professor in Habana:

Quimica. Compendio de esta ciencia y de sus aplicaciones a las artes, por Mr. Desmarest, antiguo disciputo de la escuela politécnica. Tom. I. II. Madrid 1828. 8.

Formulario para la preparacion y uso de varios medicamentos nuevos. Madrid 1827. 8.

Tratato de los medios de averiguar las falsificaciones de las drogas simples y compuestas y de comprobar su grado de pureza. Madr. 1835. 8.

De la elaboracion del azucar en las colonias y de los nuevos aparatos destinados a mejorarla obra escrita en frances por M. M. Derosne y Cail. Habana 1844. 4.

Discurso inaugural que al instalarse en la Habana la cátedra especial de aplicacion de la Fisica y de la quimica a la industria y a la agricultura. Habana 1845. 4.

Von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Bern:

Mittheilungen aus den Jahren 1844. 45. 46. Nro. 13 — 65. incl. Bern. 8.

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung zu Chur 1844. Chur 1845. 8.

Neue Denkschriften. Bd. VII. Neuchatel 1845. 8.

Actes de la Société réunie à Génève les 11. 12. 13. Août 1845. Trentième Session. Génève 1841. 8.

Von Hrn. Professor Francesco Zantedeschi in Venedig:

Trattato del magnetismo e della elettricità. Parte II. Venezia 1845. 8.

Trattato del calorico e della luce. Parte I. Venezia 1846. 8.

Von Hrn. August Grunert, Professor zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten. I — VII. Th. à 1 — 4. Heft. VIII. Th. 1. u. 2. Heft. Greifsw. 1841—46. 8.

Von Hrn. Professor Mädler, Direktor der Sternwarte in Dorpat:

Die Centralsonne. Dorpat 1846. 4.

Von dem Koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam:

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse. 12. Deel, 2. St. Amst. 1846. 4.

Nadere Waarnemigen en proeven over de onlangs geheerscht hebbende ziekte der Aardappelen door G. Vrolik. Amsterdam 1846. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit, zum Selbststudium und für Vorlesungen von Dr. Johann Georg Theodor Gräße, Bibliothekar Sr. Majestät des Königs von Sachsen. Ein Auszug aus des Verfassers größerem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. Erster Band. Literaturgeschichte der alten Welt. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1845. Zweyter Band. 1 — 3. Heft. Ebend. 1845.

Herr Theodor Gräße in Dresden hat sich durch sein größeres Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte einen wohlverdienten Ruf erworben. Trotz aller Mängel im Einzelnen, die in einem solchen Werke niemals ganz zu vermeiden sind, ist Herrn Gräßes allgemeine Literärgeschichte doch bey weitem das vollständigste und reichhaltigste Buch der Art, das unsere Literatur besitzt. Hr. Brunet sagt daher gewiß nicht zu viel, wenn er Hrn. Gräße, wie uns dieser selbst berichtet (Vorr. S. VI), eine Stelle unter den ersten Bibliographen Europas anweist. Und wenn Hr. Gräße in der Vorrede zu dem hier anzuzeigenden Werk mit einigem Wohlgefallen auf den Beyfall zurückblickt, den seine bisherigen Leistungen gefunden haben, so kann er sich auf Lessings Ausspruch berufen: Seines Fleißes darf sich jeder rühmen. Denn was Hrn. Gräßes Arbeiten vor Allem auszeichnet, ist der rastlose Fleiß, mit dem er literärgeschichtliche Notizen aus den verschiedensten Gebieten und oft aus den entlegensten Winkeln zusammenzutragen weiß. Wer sich irgend in ähnlichen Arbeiten versucht hat, der kennt die Mühe, die solche Sammlungen fordern, und weiß, wie viel leichter sie zu tadeln als zu machen sind. Der Verfasser dieser Anzeige hielt sich für verpflichtet, Hrn. Gräßes Verdienste hervorzuheben, da er selbst dessen Schriften so manche Belehrung verdankt, dennoch aber nicht umhin kann, an dem hier vorliegenden Buch Manches, das ihm nicht unerheblich scheint, zu tadeln.

Mit einer Bearbeitung der Literaturgeschichte für ein größeres Publikum tritt nämlich Hr. Gräße auf ein ganz neues Gebiet. Denn daß er auch seine große Literärgeschichte ein Lehrbuch nennt, wird man billig nur für einen Mißgriff in der Wahl des Titels erklären. Vorliegendes Buch aber bestimmt der Hr. Verfasser ausdrücklich nicht bloß für Literatoren von Fach, sondern auch für ein größeres Publikum „zum Selbststudium und für Vorlesungen." In welcher Ausdehnung er sein Publikum faßt, ergibt sich aus einigen Stellen der Vorrede.

„Um aber wieder auf den jetzt vorliegenden ersten Band meines Auszuges zurückzukommen, sagt der Hr. Verf. S. VIII, so bemerke ich, daß derselbe vorzüglich auf die mir von allen Seiten zugekommenen Aufforderungen, ein abgekürztes Handbuch der Literaturgeschichte zu liefern, theilweise aber auch darum geschrieben ward, um auch Unbemittelten ein Werk zu bieten, welches nach dem dermaligen Stande der Literaturwissenschaft eine kurze historische Uebersicht der Literaturgeschichte, verbunden mit den gehörigen Nachweisungen über Leben, Werke, Ausgaben der einzelnen Schriftsteller, liefere. Dabey habe ich zugleich, da es vorzugsweise für Deutschland bestimmt ist, fast immer

eine oder zwey der neuesten oder besten Uebersetzungen der bedeutendsten älteren Autoren beygefügt."

Nimmt man zu den letzten Worten hinzu, daß der Verf. (S. IX) sich wegen seiner „etwas weitläufigeren" Behandlung der antiken Literatur gewissermassen entschuldigt und durch kürzere Behandlung des Mittelalters „Raum für die Neuzeit zu gewinnen sucht, welche in einer gerundeten Skizze vor sich zu haben für jeden Gebildeten wünschenswerth seyn muß," so sieht man, daß er den Leserkreis, für den er sein Buch bestimmt, selbst noch über die Zahl der Studirten hinaus erweitern möchte. Aber nehmen wir auch an, der Verfasser denke sich bey seinem Buch nur solche Leser, die sich wenigstens eine klassische Gymnasialbildung erworben haben, so wird doch auch hier die Hauptfrage seyn, in welchem Grad es ihm gelungen ist, die wirklichen Hauptsachen aus der Masse der ganzen Literatur herauszuheben, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Werthvolle vom Werthlosen zu unterscheiden und so dem Bildung Suchenden einen Wegweiser durch die Unmasse der Bücher zu liefern, die nun seit mehr als drey Jahrtausenden von den Menschen geschrieben worden sind.

Gerade in dieser Hinsicht aber droht gegenwärtig eine Verwirrung der Begriffe hereinzubrechen, von der schwer zu sagen seyn möchte, wodurch sie sich von der Barbarey unterscheidet. Ich will zum Beleg aus zwey andern eben erschienenen Literargeschichten einige Beyspiele anführen, die ich nicht für möglich halten würde, wenn sie nicht wirklich wären. Hr. Theodor Mundt, ein beliebter Docent der Berliner Universität, hat vor Kurzem eine „Allgemeine Literaturgeschichte" in drey Bänden herausgegeben. Das Buch ist entstanden aus Vorträgen, die Hr. Mundt „an der Berliner Universität in mehreren Semestern unter dem Titel einer Philosophie der Literatur" gehalten hat, und man erinnert sich, wie die Zeitungen von jenen Vorlesungen wie von einer wichtigen Sache sprachen. In dieser Allgemeinen Literaturgeschichte also, oder anspruchsloser und verständlicher gesagt, in dieser „Philosophie der Literatur" füllt die Betrachtung und Anpreisung der Madame Dudevant und ihrer Romane gerade Eine Seite mehr als die Darstellung der ganzen Griechischen Tragödie, Komödie und Geschichtschreibung zusammengenommen. Der Französischen Romanschreiberin sind zwanzig Seiten (Thl. 3. S. 298—318) gewidmet, den sämmtlichen Griechischen Tragikern, Komikern und Historikern neunzehn (Thl. 1, S. 253—272). Wem aber etwa an den Denkern mehr liegt als an den Dichtern und Historikern, der findet Thl. 3, S. 319—324 gerade fünfmal so viel Seiten auf Lamennais verwendet als Thl. 1, S. 289 auf Aristoteles. Nicht minder überraschend als diese Ergebnisse der Philosophie der Literatur sind die Ansichten, die Hr. August Fuchs in seinem vor Kurzem erschienenen „Grundriß der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Germanischen Völker" entwickelt. Hr. Fuchs schreibt sein Buch für höhere Schulanstalten. Es ist aus den Heften hervorgegangen die er beym Unterricht in einer Dessauer Schule zu Grunde legt, und der Verf. wünscht, daß sein „Buch wo möglich auch in andern Lehranstalten benützt werden" könne. Er selbst hat seit Ostern 1845 sein Buch bogenweise, naß aus der Druckerey, in seine Schule eingeführt. Und was sind nun die neuen Ansichten mit deren Einführung es solche Eile hatte? Der Hr. Verf. legt sie im Vorwort dar. Er ist unzufrieden damit, daß man „in der Geschichte des Schriftenthums fast immer nur eine Geschichte der Dichterfürsten" giebt. Das scheint ihm ungerecht. Er meint, man müsse „auch das Dichtervolk, d. i. die Dichter des Volkes (das hält Hr. Fuchs für gleichbedeutend!) vorführen."

„Allerdings nur die, welche wirklichen und dauernden Beyfall beym Volke finden" — — „Schriftsteller, wie Cramer, Spieß, Lafontaine, Kotzebue u. v. a. Lieblinge des Volkes sind daher in einer Geschichte des Schriftenthums in diesem Sinne weit wichtiger, als der dem Volke ganz fern stehende und kaum den Gebildetsten seiner Zeit verständliche Hamann u. v. A., welche darum keineswegs ausgeschlossen werden sollen" —

(Hr. Fuchs gönnt also doch Hamann noch ein Plätzchen neben Cramer und Spieß!), da man ja das Volk in seinem ganzen Umfange und in allen Ständen soll kennen lernen.

Die Wahrheit, die Hrn. Fuchs vorgeschwebt und die er so gröblich mißverstanden hat, näher dar-

zulegen, muß einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben. Hier bemerke ich nur das Eine, daß wer über das Volk und seine Poesie mitsprechen will, doch vor allen Dingen lernen sollte, das edle Brod des Armen von dem Abhub unterscheiden, den die Bedienten vom Tische des Reichen naschen:

— — „Allerdings, sagt Hr. Fuchs weiter, durchläuft jedes Volk verschiedene Lebensalter, und was es in dem einen entzückt hat, sagt ihm im spätern nicht mehr zu; aber eben dieselbe Bahn durchläuft auch jeder Einzelne wieder; in jedem Einzelnen wiederholt sich die ganze Geschichte des Schriftenthums; Jeder wird eine Zeit haben, wo ihn Gellert Geßner, Matthisson, Göthes Werther, und wiederum Rinaldo Rinaldini und Abällino der große Bandit, und nun gar Göthes Götz(!) entzücken. Und diese Zeit erleben jederzeit(!) Tausende.“

Diesen Grundsätzen gemäß erzählt denn Hr. Fuchs seinen Schülern und Schülerinnen mit derselben trocknen Wichtigkeit von Schlenkert und Cramer, von Clauren und Tromlitz, mit der er in der ersten Hälfte von Aeschylus und Sophokles spricht. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß Hr. Fuchs keineswegs, wie man vielleicht vermuthen könnte, ein abgeschmackter Ignorant ist, sondern ein kenntnißreicher Mann, der sich auf dem Felde der Romanischen Grammatik Verdienste erworben hat, so wird man mir zugeben, daß gegenwärtig über das bildende Element der Literaturgeschichte bey einem Theil unsrer Landsleute eine ziemliche Verwirrung der Begriffe herrscht.

An jedes neue Buch, das hier miteinzugreifen bestimmt ist, wird daher vor Allem die Forderung zu stellen seyn, daß es durch Sichten und Scheiden zur Verminderung jener Verwirrung beytrage. Inwiefern wir berechtigt sind, auch an das vorliegende Werk des Hrn. Gräße diese Forderung zu stellen, muß sich aus dem Ziel ergeben das er sich selbst bey Abfassung seines Buches gesteckt hat. Er will nicht nur „die Quintessenz“ aus seinem größeren Werke bieten, sondern auch „in den einzelnen Paragraphen eine fortlaufende chronologische Darstellung des Entwickelungsganges der gesammten Literatur.“ —

„Zum Muster, sagt er S. IX, habe ich mir das kleine Lehrbuch der Deutschen Literaturgeschichte des berühmten Gervinus genommen, welches in jeder Beziehung die Anforderungen, die man an ein derartiges Werk machen kann, nicht bloß befriedigt, sondern auch übertrifft. Ob ich nun gleich weit entfernt bin, zu glauben, daß meine Nachahmung ihrem Vorbilde nahe gekommen, geschweige denn es erreicht habe, so habe ich doch das Bewußtseyn, Alles aufgeboten zu haben, mein Ziel zu erreichen, um wo möglich eine für das erste Bedürfniß ausreichende, mit dem nöthigen bibliographischen Material ausgestattete und vorzüglich mit gehöriger Kritik die Denkmäler der Literatur beurtheilende (NB) Darstellung der Geschichte derselben zu liefern.“

Mit dieser Absicht tritt also Hr. Gräße aus der Zahl der Bibliographen heraus und sucht sich nach dem Maaß seiner Kräfte an die Leistungen unsrer großen Philologen, an deren Spitze Lessing und Herder stehen, anzuschließen. Sehen wir nun zu, wie ihm dieß gelungen.

Die vorliegenden Theile von Hrn. Gräßes Werk umfassen im ersten Band die Geschichte der alten Literatur bis auf den Untergang des Weströmischen Reichs, in den darauf folgenden drey ersten Heften des zweyten Bandes die erste Hälfte des Mittelalters, vom Jahr 476—1100. Die Literaturgeschichte der alten Welt theilt Hr. Gräße in zwey Perioden. Die erste bis Moses ist natürlich bald abgemacht. Die zweyte zerfällt wieder in drey Abschnitte; der erste reicht bis auf Alexander den Großen (S. 122—131), der zweyte bis auf Augustus (S. 132—232), endlich der dritte bis auf den Umsturz der Weströmischen Monarchie (S. 233—448). Wenn wir uns erinnern, daß Hr. Gräße keineswegs bloß die Europäische Literatur behandelt, sondern auch die Asiatische, bis an die Küsten des stillen Oceans, so werden wir schon gegen diese rein chronologische Methode Manches einzuwenden haben. Hr. Gräße würde sich nämlich streng genommen (und wir werden ihn als einen Anhänger der Consequenz bis zur Verzweiflung kennen lernen) dadurch genöthigt sehen, auch die Chinesische und Indische Literatur nach jenen chronologischen Einschnitten zu zertheilen, was seine Schwierigkeiten haben möchte. Indessen bey der ohne allen Vergleich größeren Wichtigkeit der Europäischen und Vorderasiatischen Literaturen mögen sichs die Hinterasiatischen immerhin gefallen lassen, etwas unbequem untergebracht zu werden. Ueber

die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit chronologischer Einschnitte wird sich aber jederzeit streiten lassen.

Worüber sich aber nicht streiten läßt und wodurch Hr. Gräße sein Buch schon in der Anlage verdorben hat, ist die Art, wie er die Abschnitte seiner Perioden wieder in Unterabschnitte theilt. Innerhalb der oben angegebenen Zeitabschnitte verläßt nämlich Hr. Gräße das chronologische Princip. Statt nun aber, wie es die Natur der Sache fordert, dem ethnographischen Princip zu folgen und z. B. im ersten Abschnitt die Griechische Literatur bis auf Alexander den Großen, dann die Hebräische, dann die Indische, jede als ein Ganzes und in Einem Zusammenhang zu behandeln, hat sich Hr. Gräße eine, noch dazu sehr willkürliche, Eintheilung der Künste und Wissenschaften entworfen und dieser Eintheilung gemäß zerhackt er dann die einzelnen Literaturen. So handelt z. B. der erste Abschnitt, der die Zeit von Moses bis Alexander begreift, zuerst von der Poesie der Griechen, dann der Hebräer, dann der Inder, endlich der Chinesen; darauf von der Theologie, erst der Griechen, dann der Hebräer u. s. f.; darauf von der Philosophie, erst der Inder, dann der andern Orientalen, endlich der Griechen. Und so werden die sämmtlichen Künste und Wissenschaften, Beredsamkeit, Naturwissenschaften, Chronologie u. s. w., der Reihe nach aufgeführt und bey jeder von Neuem die einzelnen Völker drauf angesehen, wie sie ihr Pensum geleistet haben. Um von der eigenthümlichen Art, wie Hr. Gräße die Erzeugnisse des menschlichen Geistes in gewisse Kategorien zusammenfaßt, einen Begriff zu geben, erwähne ich nur, daß in seiner Eintheilung der Künste und Wissenschaften neben Poesie, Theologie und Philosophie coordinirt ein besonderer Abschnitt „Epistolographie" geliefert wird; und dieser Abschnitt kommt nicht etwa nur Einmal als verzeihlicher Nothbehelf vor, um Allerley darin unterzubringen, was sonst nirgends Platz findet: Nein, sondern in jeder der drey Unterperioden behandelt ein besonderer Paragraph die Epistolographie, erst die Epistolographie von Moses bis auf Alexander den Großen (§. 68), dann die Epistolographie von Alexander dem Großen bis auf Augustus (§. 108), endlich die Epistolographie von Augustus bis auf den Untergang des Weströmischen Reichs (§. 206). Daß bey einem solchen Verfahren an „eine fortlaufende — Darstellung des Entwickelungsganges der gesammten Literatur," wie sie Hr. Gräße in der oben angeführten Stelle des Vorworts verspricht, gar nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Ja nicht einmal der äußerlichste Ueberblick über die Leistungen der Völker läßt sich auf diesem Wege gewinnen. Aber was noch schlimmer ist, der unerfahrne Leser bekommt nicht nur kein klares, sondern er bekommt geradezu ein völlig falsches Bild der alten Literaturen, wenn sie ihm in dieser Byzantinischen Eintheilung vorgeführt werden. Schon durch den Anblick dieser Eintheilung überträgt er unwillkürlich Sonderungen und Begriffe in die alte Zeit, von denen diese Zeit nichts wußte; und daß sie davon nichts wußte, gehört eben gerade zu den wesentlichen Merkmalen, durch die sie sich von der späteren Zeit unterscheidet.

Um in einer so verkehrt angelegten Form eine Geschichte der Literatur zu Stande zu bringen, aus der sich einigermassen der Werth und die wechselseitige Stellung der einzelnen Schriftsteller erkennen ließe, würde ein ungemeiner Takt in der Auswahl des Stoffs und eine außerordentliche Feinheit des literarischen Urtheils erforderlich seyn. Weder in dem Einen noch in dem Andern zeigt sich unser Hr. Verf. besonders stark. Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so hat Hr. Gräße im Vorwort (S. IX) mit Recht bemerkt, daß er die ältere Literatur (d. h. nach seiner eignen Bestimmung die Literatur bis 476 nach Chr.) als die Grundlage aller Bildung etwas weitläufiger behandeln müsse.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

(Fortsetzung.)

Und worin besteht nun diese billige Bevorzugung der alten Literatur? Die Geschichte der ganzen Griechischen Poesie von den ältesten Zeiten bis auf Alexander den Großen (und ein gutes Stück über ihn hinaus) füllt Einunddreyßig Seiten (Bd. 1, S. 24—54), das heißt gerade vier Seiten mehr als die Geschichte der Arabischen Poesie bis zum Jahr 1100 nach Chr. Denn dieser theilt Hr. Gräße Siebenundzwanzig Seiten des zweyten Bandes zu (S. 69—96), und hierin ist das bey weitem wichtigste Buch der Arabischen Literatur, der Koran, noch nicht einmal mitbegriffen. Denn diesem wird unter der Rubrik Theologie (S. 156 flgde.) ein besondrer Abschnitt gewidmet. Nun mag die Poesie der Araber in allen Ehren bleiben. Daß aber ihre Bedeutung und ihr Werth neben der Griechischen sehr in den Hintergrund tritt, das läugnet kein urtheilsfähiger Mensch. Was sollen dem Europäischen Leser, der sich durch das Studium der Literatur zu bilden sucht, jene unendlichen Reihen Arabischer Dichternamen wie er sie bey Hrn. Gräße angehäuft findet? Da nimmt (S. 76) der „berühmte Schnellläufer Schanfara Ben Aus Ben Hodjr Alhinw Ben Azel Ben Gauth Ben Zeid Ben Cahlan Ben Saba“ allein mit seinem Namen schon mehr Platz ein als Hr. Gräße (Bd. 1, S. 38) dem größten Griechischen Meliker Alcäus zugesteht. Und warum müssen wir uns nun jenen berühmten Schnellläufer sammt seinen sieben Ahnen merken? Was weiß Hr. Gräße von ihm zu berichten? Nach Anführung seines langen Namens, in dem bekanntlich sein ganzer Stammbaum steckt, fährt Hr. Gräße fort: „von dem nur sein berüchtigtes Gedicht Lamyyat al arab, worin alle Verse mit dem Buchstaben Lam endigen, übrig ist.“ Also deßwegen. — Ich bin weit davon entfernt, der feurigen und spitzigen Poesie der Araber, wie Rückerts meisterhafte Nachbildungen sie uns näher gebracht haben, ihre gebührende Stelle in einer Allgemeinen Literaturgeschichte nicht zu gönnen: aber daß man ein so schreiendes Mißverhältniß duldet, wie es sich in Hrn. Gräßes Darstellung der Arabischen Poesie verglichen mit der Griechischen findet, das kann ich nur aus einer Selbsttäuschung der einsichtigsten Beurtheiler erklären. Die Griechische Literatur kennt nämlich unter den Gelehrten von Fach ein jeder ohnehin schon genauer als sie Hr. Gräße schildert. Er fragt deßhalb wenig danach, was Hr. Gräße darüber sagt. Ueber die Arabische Literatur dagegen erfährt er von Hrn. Gräße so manches, was er noch nicht gewußt hat, und somit ist er ganz zufrieden. Wo aber bleibt bey einem solchen Urtheil der Maaßstab, den uns Hr. Gräße in der Vorrede zu seinem Werk selbst in die Hand giebt? Man versetze sich doch nur einen Augenblick auf den Standpunkt eines völlig uneingenommenen Lesers, der seine Kenntniß der Literatur aus einem solchen Buche schöpfen will. Was für einen Eindruck muß es auf ihn machen wenn er bey Hrn. Gräße (Bd. 2, S. 88) über einen Arabischen Roman, der den Titel Antar führt, einen Bericht von achtzehn Zeilen fin-

det, während (Bd. 1, S. 46) die Tragödien des Aeschylus auf neun Zeilen abgefertigt werden? Aber Hr. Gräße ersetzt vielleicht diese quantitative Ungerechtigkeit durch eine besonders schlagende und eindringende Charakteristik, aus der sich dem Leser von selbst ergiebt, daß die Tragödien des Aeschylus denn doch eine etwas andere Stelle in der Literatur der welthistorischen Völker einnehmen als der Arabische Roman Antar. Vergleichen wir deshalb, was Hr. Gräße über jenen Arabischen Roman und was er über den Aeschylus sagt. Von dem Roman Antar heißt es (2, 88): „Er ist, wie auch sehr viele rein historische Werke der Araber, mit dichterischen Stellen geschmückt und giebt vorzüglich durch den Reichthum der darin geschilderten Situationen und treffliche Sittenschilderung von der glücklichen und umfangreichen Phantasie seines Erfinders ein treffliches Zeugniß, wenn auch die Sprache durch die Erzähler und Abschreiber verunstaltet worden ist.“ Und was lesen wir nun über den Aeschylus? Nachdem Hr. Gräße berichtet hat, daß die Alexandriner fünf Tragiker in ihrer Kanon aufgenommen haben, nämlich Aeschylus, Jon, Achäus, Sophokles und Euripides, fährt er fort (1, 46):

„Von diesen ist aber Aeschylus, aus dem Attischen Eleusis gebürtig (Ol. 63, 4 od. 525 v. Chr.) und nachdem er von dem noch jungen Sophokles in einem Wettstreite besiegt worden, bey Hiero zu Gela (Ol. 81, 1) verstorben, der wichtigste, indem er durch Hinzufügung des zweyten Schauspielers den Dialog erfand und sonst auch (sic) den Kothurn einführte. Von seinen nach einem ganz einfachen Plane geschriebenen und auf Erschütterung der Zuschauer berechneten(!) Stücken, sind außer Fragmenten nur noch 7 übrig. Ihn übertraf aber bey Weitem Sophokles.“ —

Das ist Alles, was uns Hr. Gräße über Aeschylus zu sagen weiß. Denn die zu obiger Stelle gehörige Anmerkung fügt dann nur noch eine Anzahl Büchertitel hiezu. Da hat wohl der ehrliche Hederich nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn er in seiner Notitia Auctorum antiqua den alten tragischen Titanen einen „armen Stümper“ nannte! Ich glaube, dieß eine Beyspiel reicht hin, um zu beweisen, daß Hr. Gräße eben kein großer Meister in der Charakteristik ist. Wer aber mehr dergleichen sucht, der findet z. B. 1, S. 120, daß der Styl des Thucydides „würdevoll und fast dichterisch kunstvoll geschmückt ist, die Einzelnheiten lebhaft ausgemalt.“ Dem Aristophanes wird (1, 50) neben vielem Rühmlichen nachgesagt, daß seine Stücke an „Planlosigkeit und lockerem Zusammenhang der einzelnen Theile leiden.“

Von Archilochus heißt es (1, 42),

daß er „aus Verzweiflung wegen seiner von einer gewissen Neobule verschmähten Liebesanträge das Feld der Elegie, das er früher angebaut, verließ und die Jamben, als am Besten zur Satire geeignet, aus Rache erfand.“

Sophokles, dem Hr. Gräße übrigens sehr wohl will, zeichnet sich (1, 47) aus durch „treffliche, wiewohl(!) idealische Charakterzeichnung.“ Und Tacitus, den Hr. Gräße (1, 404) sonst gar nicht übel charakterisirt, muß sich nichtsdestoweniger gefallen lassen,

„daß er, kaum den Livius ausgenommen, unter allen Römischen Historikern am Meisten zur Lectüre der studierenden Jugend empfohlen werden mag.“

Den Abschnitt über Plato, mit dem Hr. Gräße seine Darstellung der Sokratiker schließt, beginnt er mit den Worten (§. 61):

„Bey Weitem mehr Glück oder im Ganzen den meisten Erfolg hatte aber dasjenige System, welches Plato aus Athen — vortrug.“

Und was sagt man zu folgender Charakteristik des Plato:

„Obgleich ein tiefsinniger und feiner Kopf, hat ihn doch sein dichterisches Genie und seine lebhafte Phantasie des ruhigen Beobachtungsgeistes seines Lehrers beraubt, dem er zwar in seiner Moral, in der Methode des schriftlichen Vortrags und in der Bekämpfung der Sophisten folgte, von welchem er aber durch Bearbeitung des speculativen Theils der Philosophie, durch Benützung des von ihm auf seinen Reisen Erlernten, in Ansehung der Lehrart und des Vortrags abwich.“

In solcher Weise stellt nun Hr. Gräße den großen Geistern aller Jahrhunderte ihr Schulzeugniß aus. Er lobt sie, er tadelt sie, je nachdem sie es verdienen. Unpartheyisch ist Hr. Gräße. Selbst bey der Frage, ob denn ein Name in einem Buch, das den Aeschylus in neun und den Sophokles in zehn Zeilen abthut, wirklich eine Stelle verdiene, kennt Hr. Gräße kein Ansehn der Person. Ein Buch ist ihm ein Buch, und wer einmal irgend etwas zu

Papier gebracht hat, der ist ihm verfallen. So muß denn (1, S. 48) „jeder Gebildete“ (s. Vorr. S. IX) auch etwas erfahren von „Sosiphanes, Sositheus, Homerus dem Jüngeren aus Hierapolis in Carien, Philiscus aus Corcyra, Aeantides, Dionysiades.“ Durch alle diese Männer hat sich nämlich die tragische Poesie „von Neuem etwas im Alexandrinischen Zeitalter“ erhoben. Dem unbefangenen Leser kommt dabey vielleicht der Gedanke, den er aber natürlich nicht auszusprechen wagt, daß also die Literaturgeschichte im Grunde auch nichts weiter ist als „ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer.“ So wenig hat Hr. Gräße das Werthvolle und Bedeutende aus dem Richtigen und Todtgeborenen auszuscheiden vermocht. Und doch wäre das gerade die Hauptsache bey einem Buche, wie es Hr. Gräße zum Nutzen „der Gebildeten“ beabsichtigt hat.

So und nicht anders konnte unser Urtheil über Hrn. Gräße ausfallen, wenn wir an sein Werk den Maaßstab legen, den wir an den Leistungen unsrer großen Philologen besitzen. Unser Urtheil mag hart klingen, aber ungerecht ist es nicht, tritt auch den anderweitigen Verdiensten des Hrn. Gräße keineswegs zu nahe. Denn wenn ich von jemanden sage, er hätte keine Verse machen sollen, so spreche ich ihm damit die Verdienste nicht ab, die er sich als Steuerbeamter oder sonst wie erworben haben mag. Ich bin aber überzeugt, daß alle aufrichtigen Freunde Hrn. Gräßes mehr erschrocken als erfreut gewesen sind, als sie in der Vorrede zu unsrem Werk lasen daß Hr. Gräße beabsichtige, als ein Nachahmer des „berühmten Gervinus“ aufzutreten. Nicht Hrn. Gervinus, sondern J. A. Fabricius und andere große Literatoren vom alten Schlage mußte sich Hr. Gräße bey seinen Arbeiten zum Muster nehmen, wenn er die Aufgabe richtig erkannte, die ihm die Natur seiner Anlagen gestellt hat. Zu dieser Orientirung des gelehrten und talentvollen Hrn. Verfassers das Unsrige beyzutragen, ist der Hauptzweck dieser Anzeige. Es sollte uns freuen, wenn dieselbe auf die Fortsetzung von Hrn. Gräßes Werk oder auf eine künftige zweyte Ausgabe des schon Gelieferten nicht ohne Einfluß bliebe. Denn legen wir den großen Maaßstab, zu dessen Anwendung uns die Ansprüche des Hrn. Verfassers selbst herausgefordert haben, bey Seite und nehmen wir an, Hr. Gräße habe nur den Freunden der Gelehrsamkeit auf engem Raum eine große Menge brauchbarer Notizen und Nachweisungen liefern wollen, so stehen wir keinen Augenblick an, auch diesem Werk des Hrn. Verfassers das verdiente Lob zu spenden. Es wird nicht leicht jemand so gelehrt seyn, daß er nicht in dem einen oder dem andern Theile desselben ihm noch unbekannte Thatsachen nachgewiesen fände. Aber um wie viel höher würden wir das Verdienst des Hrn. Verf. anschlagen, wenn diese Thatsachen in einfacher, anspruchsloser Form, unvermischt mit geschmackloser ästhetischer Kritik vorgeführt würden, und wenn der Hr. Verf. die Mühe, die ihm die „beurtheilende Kritik“ gemacht, lieber darauf verwendet hätte, die Thatsachen besser zu ordnen und zu sichten und alle eigentlichen Verstöße möglichst zu vermeiden.

Nicht um uns mit unsrer Gelehrsamkeit an dem Hrn. Verf. zu reiben, — denn wir wissen recht wohl, daß man einem solchen Buch ein gewisses Procent von Fehlern zugestehen muß —, sondern um auch im Einzelnen zur Verbesserung seines Buches beyzutragen, geben wir zum Schluß eine Anzahl von Berichtigungen. Unsre Berichtigungen werden sich zum Theil nur auf den Styl des Hrn. Verf. beziehen. Doch werden wir nur auf solche Fehler des Styls aufmerksam machen, die unzweydeutig einen Sinnfehler mit sich führen.

Bd. 1. S. 50 heißt es von der alten Attischen Komödie: „In ersterer (der alten Komödie nämlich) — war die ganze Behandlungsart satirisch, öffentliche, vorzüglich politische Personen wurden so, daß sie Jedermann erkennen konnte, karrikirt (l. karikirt), Philosophen, Tragiker und Dithyrambendichter gar unter ihren eigenen Namen durchgezogen.“

Das ist nicht richtig.

Es wurden nicht bloß Philosophen, Tragiker und Dithyrambendichter, sondern auch Staatsmänner unter ihrem eigenen Namen auf die Bühne gebracht, z. B. Lamachos in Aristophanes Acharnern (vgl. v. 575; 576; 578).

S. 58, Anm. 3. Hier oder bey §. 58 war etwas über die Bhagavadgita zu sagen. Der Herr Verf. übergeht dieß berühmteste philosophische Gedicht der Inder ganz mit Stillschweigen, während er manche viel untergeordnetere Produkte anführt.

Das ist um so weniger zu billigen, da die Bhagavadgita nicht nur bey den Indern hohen Ruhm genießt, sondern auch mehr als Anderes die Aufmerksamkeit großer Europäischer Gelehrten auf sich gezogen hat. Ich erinnere nur an A. W. Schlegels Ausgabe und vortreffliche lateinische Uebersetzung, von der so eben die zweyte Auflage nach langem Warten vollendet worden ist, und an Wilhelm von Humboldts Abhandlung über die Bhagavadgita.

Wenn der Hr. Vf. S. 45 mehreremal „das Chor" schreibt, wo vom Chor der Griechischen Tragödie die Rede ist, oder wenn er S. 27 den Schild des Herakles als Bruchstück einer „Herogonie" (st. Heroogonie) bezeichnet, so sind das leichte Versehen, die er in seinem Handexemplar schon selbst verbessert haben wird. Ebenso wird er S. 33 den seitdem entdeckten Babrios nachgetragen haben.

S. 84, Z. 2, Plato ist nicht 329 vor Chr. gestorben sondern 348.

Bd. 2, S. 3. Das Gewirr unrichtiger Angaben, das sich auf dieser Seite beysammen findet, wollen wir auf sich beruhen lassen, weil politische Historie Herrn Gräßes Sache nicht ist.

S. 9, Z. 14 sind unter den Beherrschern Italiens die Ostgothen vor den Longobarden zu nennen. S. 57 Unter der Rubrik „Poesie" heißt es, nachdem von Otfrieds Evangelienbuch gehandelt worden ist:

> „Neben diesen rein biblischen Arbeiten giebt es aber auch noch andere kleinere geistliche Gedichte, unter denen wir eine Interlinearübersetzung Lateinischer Kirchenlieder des 9. Jahrhunderts, — — hervorheben wollen."

Diese Uebersetzung gehört nicht unter die Gedichte, wie die andern hier mit Recht genannten Althochdeutschen Stücke. Denn sie ist in steifer, ohne das Lateinische Original kaum verständlicher Prosa abgefaßt. S. 59 Anm. 5. „Für den Verfasser erklärt man jetzt den oft schon genannten Hucbald" würde besser heißen: Für den Verfasser erklärt Willems in den angeführten Elnonens. den — Hucbald.

S. 61 wird von der Alliteration gesagt:

> „Diese Form bleibt noch bis ins 8. Jahrhundert und erreicht ihren Glanzpunkt im Heliand" muß heißen: bis ins 9. Jahrhundert.

S. 61. Vom Nibelungenvers und seiner Entstehung aus dem Otfridischen:

> „Weil nun aber der klingende Reim in der Cäsur dem stumpfen oder einsylbigen der zweyten Vershälfte nicht respondiren konnte, so verlegte man ihn überhaupt von dem Schlusse zweyer Vershälften auf den Schluß zweyer auf einander folgenden vollständigen Verszeilen, und so entstand der Nibelungen-Vers."

Demnach würde der Nibelungenvers lauter klingende Reime haben, wovon gerade das Gegentheil der Fall ist.

S. 180 „von Robert Pullenus und Paulus Lombardus ihren Summen zu Grunde gelegt" Schreibfehler für Petrus Lombardus.

S. 152. „Hieran schließt sich des Mönches zu St. Gallen († 1022) Notker — Psalmenübersetzung in altfränkischer Sprache" der Ausdruck „altfränkisch" würde unter allen Umständen für Notkers Sprache unpassend seyn. Da sich aber der Hr. Verf. außerdem mit Recht des Ausdrucks „Althochdeutsch" bedient (z. B. gleich vorher für den Ald. Tatian), so ist es geradezu unrichtig, wenn er in scheinbarem Gegensatz dazu Notkers Sprache altfränkisch nennt.

S. 153, Anm. 3. Hier war vor Allem anzuführen: Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia evangeliorum, ed. J. A. Schmeller, Viennae 1841. 4.

S. 222 heißt es in der Darstellung der abendländischen Historiker:

> „Noch mehr (als der im Vorangehenden besprochene Isidorus von Sevilla) leistete aber Beda Venerabilis, weil er in seiner von Erschaffung der Welt bis zum J. 726 n. Chr. gehenden Chronik nach Isidors Vorgang — die gesammte Geschichte nach den 6 Weltaltern abgetheilt hat. — Ihm sind die späteren Chronographen sehr lange fast ohne Ausnahme gefolgt. Von nun an wird es aber immer besser, seitdem Jordanes, —, um d. J. 550 die Weltgeschichte von Adam bis auf seine Zeit führte."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	15. October.
Nro. 206.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1846.



Eothen, or Traces of Travel brought home from the East. London 1844.

Der anonyme Verfasser des eben genannten Buches will die Erwartungen seiner Leser schon durch den einfachen Titel „aus dem Osten“ und durch das, was er in der Vorrede über Zweck und Inhalt seiner Reiseschilderungen sagt, in eine möglichst gemäßigte Stimmung versetzen; es scheint sein Vorsatz, weniger zu versprechen als zu gewähren. Er läßt es sich von vorn herein gefallen, daß man sein Buch als ein oberflächliches Machwerk betrachte, daraus weder für Geographie noch für Alterthumskunde, weder für Statistik noch für Geschichte etwas zu lernen sey, darin weder eine Spur von Gelehrsamkeit, oder auch nur von Belesenheit in den besten neueren Werken über den Orient, noch von religiöser Erkenntniß oder gesunder Moral gefunden werde. Er hat in diesen seinen schriftlichen Mittheilungen an einen Freund, der im Begriffe stand, eine Wanderung nach dem Morgenlande anzutreten, weiter nichts geben wollen, als ein treues Bild seiner eignen Persönlichkeit, seiner eigensten Anschauungen, Erfahrungen, Gemüthsstimmungen und Gefühle, abgespiegelt in dem vorüberrinnenden Fluß der Begegnisse seiner Reisen.

Daß ein Mann, der so unbekümmert um das Urtheil der gelehrten wie der ungelehrten Menge, als Schriftsteller auftritt, der so wenig darnach fragt, ob sein Buch jener Menge gefalle, so lange es nur ihm und seinen nächsten Nachbarn und Gefreunden gefällt, kein gewöhnlicher Reisebeschreiber, kein Mann von gemeinem Schrot und Korn seyn könne, das wird man bey dem Lesen seiner Schilderungen bald gewahr; man erkennt darin, da der Verfasser in ihnen zunächst und überall nur sich selber giebt, den Mann von vornehmer Weltbildung, den reichen Engländer, der sein Inselland nicht verlassen hat, um auf dem Festlande zu sparen, sondern welcher Christen wie Türken, Beduinen wie Matrosen gerne an seinem Ueberfluß Theil nehmen läßt. Mitten unter den anspruchlosen Beschreibungen seiner Wanderschaft treten Züge ungesucht und unversehens hervor, darin der Kenner und Freund des klassischen Alterthumes, der Künste, so wie der Kenner der Welt sich verräth; sein Urtheil über Mehemed Ali wie über Lady Stanhope, eine ältere Freundin seiner Mutter, ist eben so gemäßigt und besonnen, als treffend, der Stachel seines Witzes ist mehr gegen ihn selber als gegen Andre gerichtet; sein Scherz empfängt durch einen gewissen Ernst, der ihm zu Grunde liegt, die rechte Kraft. Wir werden uns nicht täuschen, wenn wir diesem „Eothen“ bey all der Leichtigkeit seiner Behandlung dennoch einen Reiz zuschreiben, der ihm unter den verwöhnten Lesern des geistig wie politisch mächtigen Inselreiches einen dankbaren, theilnehmenden Kreis erwerben wird, und wahrscheinlich bereits erworben hat.

Die Landreise von Belgrad aus durch Serbien, über den Balkan nach Adrianopel war selbst für unsern Reisenden, der doch eine ganze Fülle von Bequemlichkeiten und eine tüchtige Dienerschaft mit sich auf den Weg nahm, jetzt, in der Regenzeit des angehenden Winters (1834) nicht frey von Beschwerden. Er selbst indeß war ohne die leiseste

Anwandlung von Uebelbefinden an der Pyramide vorübergekommen, welche die Baukunst der Türken (im J. 1806) nicht aus Backsteinen oder Steinquadern, sondern aus den Schädeln von 30,000 serbischen Rebellen errichtet hat; unberaubt an den Skeleten der an Stangen gespießten Räuber des Balkans; nicht so glücklich jedoch war in ersterer Beziehung sein Freund und Reisegefährte „Methley.“ Dieser wurde schon auf dem Weg über den Balkan von einem Unwohlseyn ergriffen, das ihn bey seiner Ankunft in Adrianopel aufs Lager warf. Und wäre dieses Lager nur ein solches gewesen, wie bey uns zu Lande jedes Dorfwirthshaus es darzubieten vermag! An dergleichen Bequemlichkeit war aber für den armen Methley nicht zu denken, denn obgleich in Adrianopel ein englischer Consul wohnt, als dessen erste Pflicht es erscheinen mußte, einen kranken Engländer unter sein Obdach aufzunehmen, war dennoch die Furcht vor der Pest, welche gerade damals im Lande herrschte, mächtiger, als jedes Gefühl der Menschlichkeit; der hoffnungsvollste Sprößling eines altberühmten edlen Hauses mußte da, als ein halb Sterbender ausgestreckt auf eine Matratze, am Boden einer Hausflur liegen, ohne die nothdürftigste Pflege, ja ohne den theilnehmenden tröstenden Zuspruch eines Freundes. Denn der ihm diesen Zuspruch hätte gewähren sollen, der Verfasser des Eothen, fand sich damals, wie er dieß offen von sich selber gesteht, durch das halbwilde Leben und die Beschwerden der vorhergegangenen Reise für alle feineren Gefühle, die das gesellige Leben in der Heimath weckt und nährt, so abgestumpft, daß er, der vollkommen Gesunde, das Kranksehn seines Freundes wie einen entschieden dummen Streich desselben und als etwas zum Theil Affectirtes betrachtete. Der alte armenische Hakim oder Wunderdoktor, den man zum Kranken gerufen hatte, bezeugte gerade auch kein sehr zartes Mitleid gegen den Leidenden. Denn nachdem er diesen, während er dabey seine Paternosterkugeln durch die Finger gleiten ließ, eine Zeitlang mit feyerlichem Ernst betrachtet hatte, versetzte er ihm auf einmal einen derben Schlag an die Brust; wahrscheinlich um aus dem Schmerzgeschrey und Benehmen des Kranken es abnehmen zu können, ob die Lunge in Folge der Pest entzündlich angegriffen sey oder nicht. Der Engländer aber verbiß standhaft den Schmerz wie den Unmuth, den der rohe Schlag erregt hatte, und die Kunst des alten Hakim war zu Ende, denn von den Mitteln, die derselbe zu bieten hatte, mochte Methley nichts wissen. Das einzige Zweckmäßige und Heilsame, was da geschehen konnte, war das schleunige Hinwegführen des Kranken nach Constantinopel. Anders nicht als auf einem mit Ochsen bespannten, oben mit einem Leinwanddach versehenen schwerfälligen Karren (einer sogenannten Araba) konnte dieses bewerkstelligt werden, darin der Kranke jeden Stoß des Fuhrwerkes auf dem holpricht steinigen Wege schmerzhaft zu fühlen bekam, bis er endlich nicht ohne Mühe und kräftige Verwendung — denn man hielt ihn auch dort für einen Pestkranken — zu Pera in dem vornehmen Gasthaus der Engländer Aufnahme und jene Pflege fand, die ihm bald nachher seine Gesundheit wieder gab.

Auch in Constantinopel herrschte damals die Pest in voller Heftigkeit. Nur einen Tag lang hatte sich unser Reisender durch die Warnungen und Bitten seiner Wirthin im Gasthaus zu Pera halten lassen; denn im Anblick der prachtvoll glänzenden Hauptstadt wurde ihm der enge Gewahrsam in der Vorstadt unerträglich, er gab das feyerliche Versprechen, daß er sich vor jeder Berührung von pestverdächtigen Dingen in Acht nehmen wolle, und eilte dann die Stufen hinab nach dem Wasser, um sich in die Hauptstadt übersetzen zu lassen. Aber gleich auf diesem ersten Wege begegnet es ihm, daß Lastträger, die einen an der Pest Verstorbenen auf einer Bahre hinaustragen, nicht bloß selber, sondern auch mit einem Fuße des Todten, der zur Bahre herausragt, sehr derb an ihn anstossen. Ist, so schließt er, die Ansicht, daß die Pest durch jede Berührung anstecke, so richtig, dann bist du jetzt einmal angesteckt und die weitere Vorsicht ist unnütz; ist sie aber unrichtig, nun dann wird weder der Fußstoß des Todten noch das Anstreifen der wollenen Kittel seiner Träger an dir eine üble Folge haben und eben so wenig auch jede andre Berührung der Art, die dir etwa auf deinen Wanderungen durch die Gassen der Stadt begegnen könnte. Er entscheidet sich schnell für die zweyte Ansicht der sogenannten Nichtcontagionisten, lacht in seinem Herzen, wenn er in den

Gassen der Stadt die Europäer in Mänteln von Wachstaffet mit ihren Sicherheitsstäben herumschreiten sieht, geht muthig in das Gedräng hinein und — bleibt gesund.

Wir lassen die Richtigkeit der beyden entgegengesetzten Ansichten dahin gestellt seyn; übrigens hat unser Reisender nicht Unrecht, wenn er außer der leiblichen Disposition, welche die Ansteckung durch die Pest begünstigt, auch eine geistige annimmt, die noch gefährlicher ist als jene: Niedergeschlagenheit und Furcht. An einer andern Stelle seines Buches erzählt er einen Fall, den er als ein Zeugniß für die traurige Wirksamkeit der letzteren Stimmung betrachtet. Als vor einigen Jahren die Pest in Jerusalem herrschte, fuhren die lateinischen Mönche des heiligen Grabes fort, so wie sonst ihre Pflichten im Besuch der Kranken und Sterbenden zu erfüllen. Jeder aber, der dieses that, trat hiermit aus dem Verkehr und Verband mit den lebenden Brüdern seines Ordens aus; ihm stand, so wie er das Kloster verließ, das mußte er glauben, die Einkehr in die Todtengruft näher als die Wiederkehr in seine Zelle. Denn wenn er jetzt überall in den von der Pest befallenen Theilen der Stadt den Kranken und Sterbenden den Trost der Religion gebracht, die Verstorbenen zu ihrer Ruhe geleitet hatte und nun ermüdet sein Lager suchte, da durfte er dieses nicht mehr an gewohntem Ort im Kloster nehmen, dieses blieb aus Furcht vor der Ansteckung für ihn verschlossen; sondern er fand sein Ruhe- und wahrscheinlich sein Sterbebett in einem kleinen Häuschen, das zu diesem Zweck eingerichtet nicht fern vom Klostergebäude gelegen ist. Ein Glöckchen war darin, dieses mußte er, so lange er dieß vermochte, jeden Morgen zur bestimmten Stunde läuten. In ängstlicher Erwartung harrte man im Kloster auf das Tönen der Glocke. Blieb dieses aus, dann war es ein Zeichen, daß der einsam ausgeschlossene Bruder entweder schon todt oder wenigstens in ohnmächtigem Hinsterben sey; ein Andrer, den jetzt die Reihe traf, trat den Todesgang an. So folgten sich in Kurzem 21 auf dem Weg aus dem Kloster hinaus zur Todtengruft; die Zahl der lateinischen Mönche, sonst 40, war durch die Pest auf 19 zusammengeschmolzen, ein Unglück, welches unser Reisende vorzugsweise der gefahrvollen Macht einer für den Ausbruch des Pestfiebers günstigen geistigen Stimmung zuschreibt, welche hier aus der fast sicheren Erwartung des Todes hervorgieng.

Methley war früher wieder genesen als man anfangs erwartet hatte; die Annäherung des Winters hörte jetzt auf ein Hinderniß der Weiterreise zu seyn; schon nach einigen Wochen erneuerten die beyden Reisegefährten auf der Ebene von Troja die Erinnerungen an jene schöne Zeit ihrer Jugend, da ihnen die Gesänge des Homer des Geistes Lust und liebste Nahrung gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

(Schluß.)

Jenes „Von nun an" hat entweder gar keinen Sinn oder einen verkehrten, da, wie Hr. Gräße selbst bemerkt, Jordanes (oder vielmehr nach J. Grimms neusten Untersuchungen Jornandes) fast zweyhundert Jahre vor Beda Venerabilis lebte. Ich führe diese Stelle als eine von den vielen an, in denen der Hr. Verf. durch das Bestreben stylistische Uebergänge zu finden, sich hat verleiten lassen etwas zu sagen, was er offenbar gar nicht sagen wollte. Diese Fehler hätte der Hr. Verf. leicht vermeiden können, wenn er den Gedanken ganz aufgegeben hätte, ein unterhaltendes Buch zu schreiben. Denn auch wo seine Uebergänge dem Sinne nach nicht falsch sind, werden sie doch häufig ganz unerträglich, schleppend und geschmacklos. So wenn §. 290 mit den Worten beginnt: „Was nun die Armenische theologische Literatur dieser Periode anlangt," und der darauf folgende §. 291: „Was endlich noch die Syrer anlangt." Oder wenn (2, S. 223) nach der Besprechung des Hermannus

Contractus, Bertholdus und Bernoldus fortgefahren wird: „Ja wir müssen auch den Mönch von Hirschfeld, Lambertus von Aschaffenburg, hier erwähnen.“ Und unzähliges Aehnliche. Gewiß verlangt keiner der besseren Leser dergleichen Anstrengungen vom Verfasser. Ich wenigstens würde die trockenste, aber im Ausdruck richtige Aneinanderreihung der Thatsachen weit lieber lesen. Nicht Fülle und Gelenkigkeit, sondern Richtigkeit und Deutlichkeit sind die Eigenschaften des Ausdrucks, die man von einem Buch wie das vorliegende verlangt. Wie sehr es aber Hr. Gräße in zweyter Beziehung fehlen läßt, dafür liefert fast jeder Abschnitt Belege. So heißt es z. B., gleich nach der oben angeführten Stelle über Lambert, von der Chronik des Marianus, sie gehe bis 1086 und sey „vorzüglich ihrem dritten Theile nach wichtig, worin die Geschichte der Karolingischen Kaiser bis auf Heinrich IV, 1082 berichtet wird.“ Wer hier nicht schon weiß, was Hr. Gräße sagen will, der rechnet Heinrich IV. zu den Karolingischen Kaisern.

S. 233 „der Niedersachse Witikindus, als Vorsteher der Stiftsschule zu Corvey 1004 verstorben, der uns in 3 Büchern Sächsische Jahrbücher (449—937) besonders von den Thaten Heinrichs des Vogelstellers und Otto's des Großen, die von großer Wichtigkeit sind, hinterlassen hat.“

Das Werk des Witikind, oder wie man ihn jetzt nach dem Vorgang von Waitz und Pertz lieber nennt Widukind, reicht bekanntlich bis in das letzte Jahrzehnd von Ottos des Großen Regierung. Für die berühmtesten Thaten Ottos, wie seinen großen Sieg über die Ungarn im Jahr 955, ist Widukind Hauptquelle. Nichtsdestoweniger läßt ihn Hr. Gräße nur bis auf das Jahr 937 reichen, und zwar ist dieß kein Druckfehler. Denn in Hrn. Gräßes größerem Werk, (Zweyter Band. Erste Abtheilung. Erste Hälfte. S. 754) lesen wir gleichfalls: „des Witikindus — — Annales de rebus Saxonum gestis oder De rebus gestis Henrici Aucupis et Ottonis M. in drey Büchern von 449—937.“ Sonderbarer Weise findet sich schon in Pütters Grundriß der Staatsveränderungen des Teutschen Reichs (7. Ausg. 1795) S. 61 dieselbe irrige Angabe: „Wittichindus Corbejensis de Henr. Auc. et de Ott. I. (von 449—937).“ Und was einem die Sache fast unheimlich machen könnte, auch bey dem sonst sorgfältigen Pütter ist es kein bloßer Druckfehler. Denn in seinem „vollständigeren Handbuch der Teutschen Reichshistorie (2. Ausg. 1772)“ findet sich S. 137 derselbe Mißgriff. Wo mag die Quelle dieses Versehens zu suchen seyn? Doch wohl nur in einer zufälligen Umstellung der Zahl 973 in 937. Denn bis 973 geht ja Widukinds Geschichtswerk, wenn man die kurze Fortsetzung, die er nach 967 hinzufügte, zum Uebrigen rechnet.

S. 234. Das Lob, das Thietmar von Merseburg hier erhält, ist viel zu übertrieben, zumal wenn man es mit der kühlen Art vergleicht, wie S. 223 Lambert von Aschaffenburg besprochen wird. Denn daß Lambert von Aschaffenburg in jeder Hinsicht, zumal aber vom literargeschichtlichen Gesichtspunkt beurtheilt, hoch über Thietmar von Merseburg steht, unterliegt keinem Zweifel.

Doch wir müssen hier abbrechen, um nicht gar zu viel Raum für unsre Anzeige in Anspruch zu nehmen. Zum Schluß fassen wir unser Urtheil noch einmal dahin zusammen: der Aufgabe eine „beurtheilende Darstellung der Literatur“ für den Bildung suchenden Leser zu seyn, ist Hrn. Gräßes Werk durchaus nicht gewachsen. Dem Freunde der Gelehrsamkeit aber können wir dasselbe, trotz mancher Schwächen als bibliographisches Handbuch angelegentlich empfehlen.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Eothen, or Traces of Travel brought home from the East.

(Fortsetzung.)

In Smyrna kam zu diesen Landsleuten von beyden Seiten unerwarteter Weise noch ein Dritter, ein eifriger Freund der Reisen zu Wasser, der vor etlichen Wochen bey Liverpool plötzlich Lust bekommen hatte, auch einmal die Fahrt auf einem Kauffahrteyschiffe zu versuchen. Er findet eines, das ihm nicht mißfällt, vor Anker liegen, erfährt, daß es im Begriff stehe, nach dem Orient unter Segel zu gehen und entschließt sich sogleich die Fahrt mitzumachen, die freylich nicht so schnell von statten gegangen war, als er das bey seinen bisherigen Reisen auf Yachten und Fregatten gewohnt gewesen, sondern volle acht Wochen gedauert hatte. Dieser Freund war hier in Smyrna noch auf einen andern Einfall gekommen, er, der im Vaterland schon lange heirathslustig gewesen, wollte sich da eine junge, schöne Griechin zur Frau suchen. Sein Entschluß war bekannt geworden und hatte in den Familien der Stadt, in denen erwachsene Töchter waren, nicht geringe Aufmerksamkeit erregt, denn Herr Carrigaholt, das konnte man aus seinen reichen Einkäufen und sonstigem Aufwand schließen, war ein Mann von bedeutendem Vermögen.

Wenn man in Smyrna die griechischen Töchter des Landes in ihrem besten Schmucke sehen will, dann bieten die Feyertage, deren fast in jeder Woche außer dem Sonntage noch einer oder etliche fallen, dazu die beste Gelegenheit dar. Die schöne Welt steht dann an den Fenstern, um die Vorübergehenden zu sehen und von ihnen gesehen zu werden; die Männer aber sitzen und stehen nicht vor den Fenstern, sondern vor ihren Thüren. Diese Vertheilung der beyden Geschlechter, des einen an die Fenster, des andern an die Hausthüren, ist eine so anerkannte Sitte, daß, als Carrigaholt einer Griechin, in deren Haus er sich einmiethen wollte, die Bemerkung machte, daß die Fenster der Zimmer, die man ihm zeigte, nicht, wie er wünschte, vorn heraus auf die Straße, sondern in einen Hof giengen, die Matrone mit strengem Blick ihn fragte: „bist du denn ein zartes Fräulein, daß du am Fenster sitzen und hinaus schauen willst?“ Carrigaholt indeß fand Gelegenheit genug, Joniens Schönheiten zu sehen und kennen zu lernen, ohne sich zur Verwirklichung seines Einfalls entschließen zu können.

Von Beyrut aus machte der Verfasser des Eothen einen Besuch bey der Königin der Wüste, bey Lady Stanhope. Diese Enkeltochter des großen Minister Chatam hatte in ihrer früheren Jugend nach dem Tode des Großvaters mit Lady Chatam einige Jahre in Sommersetshire gelebt und hatte damals der mütterlichen Familie des Verfassers, namentlich seiner Mutter selber, die als ein jüngeres Mädchen mit großer Ehrfurcht und Hingebung an die hochgebildete und hochgeborne Lady sich anschloß, so viele Freundschaft erwiesen, daß sie fortwährend bey der Mutter in dankbarem Andenken stund. Zwar pflegte die merkwürdige „Prophetin“ um jene Zeit, als unser Reisender im Orient war, nur äußerst selten Europäer, namentlich Engländer bey sich vorzulassen, sein Brief aber, denn er wie dort gewöhnlich durch

einen Boten sendete, weckte so mächtige Erinnerungen aus der harmlos fröhlichen Zeit ihrer Jugend auf, daß nach wenig Tagen zwey reitende Boten, davon der eine die Stelle eines Arztes und zugleich obersten Kammerdieners bey der Lady bekleidete, in den kleinen Hof der Locanda hereingesprengt kamen und mit Mienen und Gebehrden, „als ob sie einen Fehdebrief des Satans an den Engel Michael brächten,“ dem Herrn aus Sommersetshire ein Schreiben ihrer Gebieterin überreichten, das eine freundliche Einladung für den Sohn der alten Freundin enthielt. Dieser folgte nach etlichen Tagen der Einladung. Der Wohnsitz der Lady, ein altes Klostergebäude, liegt eine Tagreise weit von Beyrut entfernt auf einem Hügel am Abhang des Libanon; es war bey Sonnenuntergang, als er in den ersten Hof des großen altväterischen Gebäudes eintritt, in welchem eine Anzahl albanesischer Soldaten, theils ihren Tschibuck rauchend, theils träge am Boden hingestreckt die Wache hielten. Vom zweyten Hofe aus führte man ihn durch den großen Vorsaal in ein Gemach, wo eine Person in männlich orientalischer Kleidung ihn empfieng. Es war bekannt, daß die Lady öfters solcher Kleidung sich bediene; er begrüßte die vermeintliche Herrin des Hauses mit tiefen Bücklingen, welche von der unbekannten Figur mit eben so tiefen und noch tieferen erwiedert wurden, bis diese endlich der Irrung dadurch ein Ende machte, daß sie erklärte, sie sey nicht Milady. Es war Niemand anders als ein Diener des Hauses, von Geburt, so wie der Doctor, ein Italiener, eben so wie dieser frey von jedem prophetischen Anflug.

Die Lady ließ jetzt in gastfreundlicher Besorgniß ihrem Gaste sagen, er solle vorerst nur ausruhen und durch eine Mahlzeit sich erquicken; nachdem er dieß gethan, führte ihn der Doctor bey der Herrin ein. Sie stund bey seinem Eintreten von ihrem Sofa auf und blieb vor dem Gaste stehen, bis dieser auf dem ihm angewiesenen Stuhl seinen Sitz genommen. Eine hohe majestätische Gestalt, deren imposantes Aussehen durch den Turban und die übrige ganz eigenthümlich gewählte Tracht noch erhöht ward. Die Züge dieses bleichen ausdrucksvollen Angesichtes erinnerten unsern Reisenden sehr an Copleys Bild des sterbenden Staatsmannes im Hause der Lords, denn diese Aehnlichkeit der Lady mit ihrem Großvater, dem mächtigen Minister Chatam, die schon früher von Vielen bemerkt worden war, mochte jetzt da in ihrem sechzigjährigen Lebensalter noch auffallender seyn, als sie dieß in ihren jüngeren Jahren gewesen. Die hochgebietenden und dennoch wohlwollenden Mienen der alternden Dame mochten im Ganzen noch dieselben seyn, die sie einst gewesen, als sie im Haus ihres Oncles, des zweyten Pitt, die Seele des Salons und der allesvermögende Liebling des Mannes war, der über so viele Patronate und andre Begünstigungen der ministeriellen Macht zu gebieten hatte, und als die Geschäfte eines Staatssecretärs fast allein in ihren Händen lagen. Ueber all diesen Mienen schwebte aber ein schwermüthiger Tiefsinn, welcher die innere Stimmung, die Stellung dieser Seele nicht auf festem Boden, sondern auf selbst geschaffnem Nebelgebilde nur zu deutlich errathen ließ. Sie, die einst in der bewegenden Mitte der wirklich vorhandenen politischen Verhältnisse von Europa gestanden, hatte sich, seitdem diese Macht von ihr gewichen, ein spinnwebenartiges Netz der erdichteten, nahe künftigen Weltbegebenheiten gewebt, in deren Mitte ihr in Irrsinn gerathener Geist als Herrscher und Lenker zu stehen wähnte.

Unser Reisender war gewandt genug, das Gespräch mit dieser merkwürdigen „weißen Frau“ auf Gegenstände zu lenken, welche ihr innerstes, verborgenstes Interesse berührten. Der Inhalt des Gespräches betraf die geheimnißvolle Gabe, das Künftige und Ferngelegene zu erkennen und den wundervollen Zug prophetisch gestimmter Geister nach dem Morgenlande. Die Lady wurde so mittheilend und zutraulich, daß sie dem Sohn ihrer Freundin das Anerbieten machte, ihn in der Geheimlehre zu unterrichten. Sie erzählte mehrere Fälle, in denen sich ihre Sehergabe so wie ihre Unverletzlichkeit in den Gefahren des Waffenkampfes bewährt hatte. Auch Ibrahim Pascha, sagte sie, sey, freylich durch schlechte magische Künste, schuß- und kugelfest und pflege nach jeder Schlacht die Kugeln, die auf ihn trafen ohne ihm zu schaden, aus den Falten seines Shawls herauszuschütteln. Mitten unter den Gesprächen solchen Inhaltes und den geheimnißvollen

Hindeutungen auf nahe künftige großartige Entwicklungen im Gang der Welt= und Völkergeschichte regten sich in der Prophetin auch manche alteingewurzelte unprophetische Züge ihrer Natur. Es war von ihr bekannt, daß sie in ihrer Jugend ein ungemeines Talent zur Mimik gezeigt und dieses öfters dazu benutzt hatte, andre Personen durch karrikirte Nachahmung ihres Benehmens lächerlich zu machen. Sie konnte es nicht unterlassen, auch dießmal namentlich zwey ihr bekannte Männer von allgemeinerem Rufe durch mimische Nachahmung ihrer Bewegungen und Weise zu sprechen lächerlich zu machen; der eine davon war Lord Byron, der andre Lamartine. Daß sie in ihren wachen Träumereien sich oft mit den Gedanken auch an Geld und Geldeswerth beschäftigte, das gab sich in ihren Gesprächen über die unter dem Boden vergrabenen Schätze kund, von deren mehreren sie den Bergungsort zu wissen glaubte. Die Zeit, so behauptete sie, sey nahe, in welcher der Zugang zu diesen verborgenen Schätzen den Eingeweihten in der wahren Erkenntniß sich aufthun werde.

Von den raschen Uebergängen oder Sprüngen, welchen das Leben eines Reisenden in dem Morgenlande von einem Tag zum andern unterworfen ist, kann sich der Reisende in Europa kaum eine Vorstellung machen. Wenn dieser aus deutsch Tirol nach Welschland, oder aus der deutschen Rheingegend nach Frankreich, nach Belgien, nach England kommt, hört er zwar eine andre Sprache des Volkes; das aber, was er sieht, das, was zu den Gewohnheiten des täglichen Lebens in seiner Heimath gehörte, hat sich im Ganzen so wenig verändert, der Cameriere oder Marqueur ist in seinem dienstfertigen Benehmen dem deutschen Kellner so ähnlich geblieben wie das Weißbrod an der Wirthstafel oder der Kaffee in den Kaffeehäusern von London, von Paris, von Neapel und von St. Petersburg jenen von Wien oder München. Man erblickt von dem einen Ende des gebildeten Europas zum andern die vornehmen Städter und Städterinnen in Kleidertrachten nach dem Zuschnitt von Paris; in Bordeaux wie in Livorno und Hamburg, in Wien wie in Lissabon kann man die Neuigkeiten der letztvergangenen Tage aus

den Zeitungen, namentlich auch aus der allverbreiteten Augsburger allgemeinen Zeitung erfahren; man nimmt am Morgen sein Frühstück, am Mittag oder Abend sein Diner, legt sich am Abend in ein Bett wie zu Hause; bey allem Wechsel im Kleinen und Einzelnen bleibt es in Europa im Ganzen und Großen bey demselben Einerley.

Wie so anders ist das auf einer solchen Reise, wie die des Verfassers des Eothen war; wie verändert sich da bey jedem Schritte die Scenerie und Beschaffenheit der auf ihr figurirenden Personen. Heute noch sitzt er in Cypern an der Tafel des griechischen Consuls, der in griechischer Nationaltracht prangenden Gemahlin desselben gegenüber, hört da die Vermahnung derselben an ihre Kinder: „Themistokles, mein Lieber, du mußt nicht schlagen; — Alcibiades kannst du denn gar nicht still sitzen? — Sokrates, ei, so setze doch die Tasse wieder auf den Tisch; — o still Aspasia, wer wird so unartig seyn!“ — Gleich darauf sieht er sich vielleicht wieder auf einem Schiff unter französischen Matrosen, begiebt sich aus der Locanda des Herrn Pietro in Beyrut, in welcher alle europäischen Elemente laut durcheinander brausen, in das geheimnißvolle Dunkel des Audienzgemaches der Königin und Prophetin der Wüste, lebt dann einige Tage unter den lateinischen Mönchen in Nazareth und erzählt den frommen Vätern, welche von alle dem, was seit 10 Jahren in Europa geschehen, gar wenig erfahren haben, von Louis Philipp, von Kaiser Ferdinand und von der Königin Victoria. Er zieht weiter und findet sich unter armen, halbnackten Beduinen, genießt mit diesen statt des Brodes, davon sie keinen Bissen haben, Ziegenmilch und eine Art von Gras (oder Klee), darin zu dieser Zeit ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel besteht, läßt sich statt in einem Dampfschiff oder Boot auf luftgefüllten Ziegenfellen über das Wasser führen.

Die guten Väter im lateinischen Kloster zu Nazareth hatten es gewiß nicht übel gemeint, als sie unserm Reisenden einen der armen christlichen Eingebornen ihres Städtchens zum Wegweiser und Führer auf die Reise von Nazareth nach Tiberias

und nach Jerusalem empfahlen. Man pflegt freylich sonst die Fremden vor dieser Art der Begleiter zu warnen und die Mohammedaner für zuverlässiger zu halten, und auch dießmal verwaltete der Nazarethaner das ihm anvertraute Amt, ob mit oder gegen seinen Willen, das läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, so schlecht, daß er den Reisenden in keine geringe Verlegenheit brachte. Der Jordan nimmt vom Tiberiassee seinen Lauf in fast gerader Richtung nach Süden, er bildet die scharf abscheidende Gränze zwischen den unter dem Obdach der Hütten wohnenden und den unter Zelten lebenden wandernden Stämmen des westlichen so wie des östlichen Landstriches. Nur der Nazarethaner war des Landes so wie seiner Wege kundig und nächst ihm kannte unser Reisender die Richtung, in der Jerusalem lag, während weder der alte Scheriff aus Beyrut, der die Pferde und Maulthiere zu dieser Reise hergeliehen hatte, noch seine Knechte, noch Mysseri, der Dolmetscher, der mancherley Sprachen, nur kein Arabisch verstund, noch sonst Einer aus der Dienerschaft, selbst der rüstige und gewandte Dimitri aus Zante nicht, einen Begriff hatten von der Lage Jerusalems so wie des todten Meeres. Als deßhalb der Nazarethaner, der dem Zuge voran ritt, einige Stunden unterhalb des Jordanausflußes aus dem See von Tiberias, statt auf der rechten Seite des Flußes zu bleiben über die steinerne Brücke von Dschesr el Medschame, die wahrscheinlich ein altes römisches Bauwerk ist, hinüber ritt auf die Ostseite, da folgte der ganze Zug ihm nach; unser Reisender in der Meinung, daß vielleicht der Fluß hier eine starke Krümmung mache, welche der Führer, dem etwa weiter hinabwärts eine bequeme Furth zum Wiederhinüberſetzen bekannt sey, vermeiden wolle, die Andern alle aber aus Unwissenheit. Die erwartete Krümmung kam nicht; der Fluß, so weit das Auge reichte, behielt unausgesetzt seine gerade Richtung bey. Endlich fragten einige aus der Dienerschaft den Wegweiser, zu welcher Ortschaft er sie heute bringen werde? Da gestund es der Mann unverholen, daß es für dießmal mit den Ortschaften aus sey; da drüben jenseits des Flußes sey an keine dergleichen zu denken, er wisse aber eine Gegend, in der sich ein Lager von friedlich gesinnten Beduinen finde, die den vornehmen Gast freundlich bey sich aufnehmen und bewirthen würden. Unserem Reisenden konnte nichts willkommener seyn als dieser Bericht, denn es war längst sein Wunsch gewesen, bey den Söhnen der Wüste einen Besuch zu machen, und mit ihnen nach gastfreundlicher Sitte Salz und Brod zu essen.

Der Führer aus Nazareth, seine Absicht bey Veranlassung dieses unerwarteten und unerbetenen Abstechens in das Land der Beduinen mochte gewesen seyn welche sie wollte, hatte wahrscheinlich keine Ahnung von dem, was wenige Wochen vorher diesen seinen Beduinenfreunden widerfahren war. Ibrahim Pascha, dem das unruhige Raubgesindel durch mancherley feindselige Streiche lästig geworden war, hatte eine Abtheilung seiner Truppen über den Jordan gesetzt, welche am Fuß des Gebirges sich ausbreitend dem Stamme der Beduinen, dem dieser Angriff galt, den Weg zur Flucht abschnitt, hatte zuletzt ihre zusammengeschaarten Haufen, die in einem Thale lagen, umringt, ihnen all ihre Waffen, ihre Kamele und was sie sonst an Werth besaßen, genommen, dann die Scheiks und aus allen Männern des Stammes je den zehnten Mann herausnehmen und erschießen lassen. Einer aus den Soldaten des Paschas mochte der Reiter seyn, der den Reisenden nach einiger Zeit begegnete, sie begrüßte, und als er diese fast ganz unbewaffnete Gesellschaft sah, sie freundlich darauf aufmerksam machte, daß sie hier auf einem ganz falschen Wege seyen, welcher, wenn sie ihm folgten, sie unfehlbar mitten unter Räuber führen werde. Der Wegweiser indeß, als sey er taub, ritt unaufhaltsam voran und die Andern, nach dem Beyspiele ihres Herrn sich richtend, folgten nach.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.



Eothen, or Traces of Travel brought home from the East.

(Fortsetzung.)

Den ganzen übrigen Tag sah man keinen Menschen mehr; vergeblich blickte der Nazarethaner nach Süden wie nach Osten; das was sein Auge suchte war nirgends zu finden. Es ward Nacht und noch immer zeigte sich kein Lager der angeblich gastfreyen Beduinen, bis 10 Uhr war man geritten, die Thiere konnten sich vor Erschöpfung kaum noch im Schritt erhalten, da sah man gegen Osten hin Lichter. Es kam dieß von den angezündeten Feuern die in einigen Höhlen der Kalkfelsen brannten, darinnen, wie der Nazarethaner sagte, nicht eigentliche Beduinen sondern ein schlechtes Gesindel hauste, von welchem der Fremde nichts Gutes zu erwarten habe. Ein Bächlein rauschte in der Nähe, dort machte man Halt, und ein Haufen von abgehauenen Dorngebüschen, den man unmittelbar neben dem Ruheplatz fand, bot ein sehr willkommenes Material zum Anzünden und zur Unterhaltuug eines Nachtfeuers dar. Der alte Scherif und seine Leute packten und sattelten ihre Pferde und Maulthiere ab, man machte sich so bequem als sey man in einem Hotel, versehen mit der besten Stallung abgestiegen. Die Dienerschaft servirte für ihren Herrn und für sich selber Alles was vorhanden war; dieses All bestand, weil man nicht auf eine Wanderung in unbewohnter Gegend sich vorgesehen hatte, in einem Stück Ziegenkäse und in einigen ungesäuerten Brodkuchen. Doch er, der reisende Herr, wußte für die buntfarbig gemischte Schaar seiner Begleiter noch eine andre Erquickung, die gleich dem Weine nicht nur das Herz des christlichen Abendländers sondern auch des Muselmannes erfreut; dieß war der gute starke Thee, den er wie auf allen Reisen, so auch auf dieser in reichlicher Menge bey sich führte. Denn nicht nur der vornehme Perser setzt den Thee dem Weine gleich, dessen Genuß er sich, obgleich Mohamedaner, nicht versagt, sondern auch der Osmanli hält den kostbaren Tschäi oder Thee, wenn er einmal so glücklich ist zu seinem Genuß zu gelangen, für viel besser und herrlicher als den Wein, dessen Genuß er sich für immer versagt hat. Als nun auch, zu dem aufheiternden Getränk die reichliche Spende des trefflichen Tabaks aus Latakier kam, da verklärte sich das wahrhaft ehrwürdige, graubärtige Gesicht des alten Scheriffs so überschwänglich, als säße er vor der Thür des Paradieses.

Es war im Februar, eine Zeit des Jahres, da sich zwar hier, in der Nähe des todten Meeres das Auge während des Tages am Anblick mancher herrlichen Frühlingsblume, bey Nacht an den hellstrahlenden Sternen des tiefblauen Himmels ergötzen kann, da jedoch für den Franken das Schlafen auf freyem Felde, das der Thau des Himmels gleich einem stark niederträufelnden Regen benetzt, nicht ohne Beschwerde ist. Auch unsern Reisenden umgeben von seiner abwechslend die Wache haltenden Dienerschaft, hielt nicht die Furcht vor den nachbarlichen Höhlenbewohnern, deren lautes Aufschreyen es errathen ließ, daß sie die um das helle Feuer sitzenden Fremden bemerkt hatten, sondern das zwi-

schen Hitze und Frost getheilte Gefühl der Unbehaglichkeit einen großen Theil der Nacht wach, weil, während die nach dem Feuer hingekehrten Füße fast brannten, der Kopf und das Gesicht in Frost erstarrten.

Der Morgen graute, man erhob sich vom Lager und bemerkte jetzt, daß der Ruheplatz, darauf die Pferde und Maulthiere gegrast, die Reisenden sich gelagert hatten, ein kleines Stück Feldes voll Gerste sey, welchem das abgehauene, dürre Gesträuch, womit man das Wachtfeuer entzündet und genährt hatte zur schützenden Umzäumung diente, und das den armen Höhlenbewohnern zugehörte, die sich jetzt, bey anbrechenden Morgen, haufenweis und mit zornigem Geschrey, Speere wie Stöcke in den Händen haltend, der Reisegesellschaft gegenüber aufstellten. Diese that, wahrscheinlich auf Dimitris Rath, als hörte und sähe sie das Alles nicht; man sattelte und bepackte die Thiere so ruhig als sey man in seinem eignen Haus und Hofe, während die Höhlenmänner, gleich Kettenhunden, die lautbellend einmal übers Andre nach den Fremden hinfahren und immer wieder durch die unnachgiebige Kette zurückgeschleudert werden, bald, wie zum Angriff auf das kleine Häuflein der Reisenden sich vorwärts stürzten, bald wieder zurückschreckten. Beym Hinwegreiten aus diesem unheimlichen Lagerplatz bemerkte man erst, was die Kette gewesen war, die den Anfall des streitlustigen Volkes gehemmt hatte. Eine kleine Abtheilung von Cavalleristen aus Ibrahim Paschas Heere hatte nicht ferne von dem Gerstenfeld campirt; diese, nicht die wenig bewaffneten Reisenden, hatten die sonst nicht zur Schonnung der Fremden geneigten Leute gefürchtet.

Ein Ziegenhirt erquickte, im Verlauf des Vormittags die Reisenden mit etwas Milch; am Mittag wurde der Nazarethaner in förmliches Verhör genommen; er fiel nieder auf seine Knie und bekannte, daß er hier in dieser Gegend des Weges und seiner Richtung so unkundig sey wie in dem fernen Lande der Franken. Der Reisende konnte jetzt nur seine Landkarte zu Rathe ziehen, und da er wohl annehmen konnte, daß der gestrige übermäßige Tagesmarsch seiner Ausdehnung nach für 2 Tagreisen zu rechnen sey, schloß er mit Recht, daß das todte Meer und mit ihm zugleich eine Furth über den Jordan nicht mehr sehr fern seyn konnte. Er hatte sich nicht geirrt, denn schon zeitig am Nachmittag lag vor ihm das todte Meer mit seinen öden gelblich grauen Bergwänden und die Gegend der Einmündung des Jordans, bezeichnet durch die angeschwemmten, zum Theil aufrecht stehenden Baumstämme, deren abgestorbene, schwarzfarbige Zweige schon längst ihr grünes Laub verloren hatten. Der Reisende hätte gern noch an diesem Abend der Noth, die ihn und seine Reisegefährten seit 2 Tagen drückte, ein Ende gemacht; wäre gern noch mit ihnen zu einem Obdach gekommen und zu einem Ort der Verpflegung, er begab sich daher sogleich an das Suchen nach jener Furth durch den Jordan, die allerdings zu der Zeit, wenn der Wasserstand des Flußes am niedrigsten ist, einen ziemlich leichten Uebergang gewährt. Er fand den Weg, der vom steilen Ufer hinab an den Jordan führt, und der sich, wie man dieß deutlich sehen konnte, an der jenseitigen, westlichen Seite des Ufers fortsetzt. Aber der Fluß war durch die Regengüsse im Gebirge, durch die Massen des geschmolzenen Schnees so angelaufen und so reissend daß man an keinen Uebergang für schwer beladene Lastthiere denken durfte; man nahm zuletzt vom plötzlich einbrechendem Dunkel überfallen, das Nachtlager auf einer dürren, sandigen Anhöhe, wo sich nicht einmal das nöthige Material zum Anzünden eines Feuers fand. Als hierauf am andern Morgen, beym Hinabreiten nach der Einmündung des Flußes in das todte Meer auch dort jene seichten Stellen und Sandbänke sich nicht fanden, die man zur Begünstigung des Ueberganges erwartet hatte, da verloren, außer unsrem Reisenden und außer dem alten Scheriff, der in unverändert ruhiger Haltung seinen Aschibuck rauchte, alle die andern Gefährten ihre Fassung, Dimitri gab auf Italienisch den Rath man solle den Nazarethaner, der all dieses Ungemach veranlaßt habe, todtschlagen, und Misseri der Grieche, so wie manche der andern Diener, hätten sich wohl leicht zu dieser ebenso nutzlosen als wahnsinnigen Mordthat verleiten lassen, wenn nicht unser Engländer sein kräftiges Veto eingelegt hätte, der jetzt in aller Ruhe ein Bad im todten Meere nahm, dann sein Roß bestieg und muthig

dem Zuge, wieder nach Norden zurück, voranritt. Die Andren folgten, im mäßigen Schritt ihrer ermüdeten Thiere; und der Nazarethaner, welcher, wenn auch nicht die Worte doch die Mienen des Dimitri verstanden haben mochte, hielt sich nahe zu seinem Schutzherrn. Da, auf einmal, hörte man das Gebell eines Hundes; unser Reisender, mit Recht voraussetzend daß da, wo der Haushund bellt, auch Wohnungen der Menschen seyn müßten, ritt nach der Gegend hin, von welcher er den Laut vernommen.

Die Richtung, welche er genommen, führte zu einem Abhange, von dessen Höhe noch keine Spur von Menschenwohnungen zu sehen war; weiter hinabwärts aber öffnete sich eine Schlucht und in diese hineinkommend sahe sich unser Reisender auf einmal mitten unter den schwarzen Zelten der Söhne der Wüste, denen er ja auf dieser Reise einen Besuch zugedacht hatte. Es war jetzt zu spät zur Umkehr; das mindeste Zeichen von Furcht von seiner Seite hätte von bedenklicheren Folgen seyn können als ein muthiges, unbefangenes Voranschreiten; er ritt zu dem nächsten Zelte hin und stieg da von seinem Pferde ab. Zwanzig bis dreyßig mächtig große Männer, nur mit einer Schürze um ihre Hüften bekleidet, traten ihm entgegen; einer, der ihr Häuptling zu seyn schien, begrüßte den Fremden indem er zuerst mit seiner Hand die Hand desselben, dann seine eigne Stirn berührte. Man führte den Gast in das Zelt, in dessen Hintergrund sich ein Haufe von Männern, Weibern und Kindern zusammengedrängt hatte; er nahm seinen Sitz auf einem Schaffell, die Begrüßungen begannen von neuem, alle anwesende Männer, einer nach dem Andern, kamen um seine Hand und dann ihre Stirn zu berühren, die Frauen brachten ihm einen großen, hölzernen Napf voll saurer Ziegenmilch, die ihm, dem Durstigen und Hungernden eine willkommne Gabe war.

Er hatte jetzt Zeit die Leute, unter die er gerathen war, etwas genauer zu betrachten. So hatte er sich die Beduinen nicht gedacht. Es war ein Gemisch von gelbfarbigem, von braunem und von negerartig schwarzem Volke, unheimlichen Aussehens; vergeblich erwartete der Fremde, daß man ihm als Zeichen des unverbrüchlich festen Freundschaftsbundes Salz und Brod bringen werde; er hätte lang darauf warten müssen, denn dieses arme Volk hatte, wie sich bald ergab, weder Brod noch Mehl, es lebte mit seinen Ziegen um die Wette von schmackhaften Kräutern der Hügel und Berge. Auch der Gedanke, daß er, als Schützling des Ibrahim Pascha, der ihnen vor Kurzem fast all ihre Habe, vielen von ihnen auch das Leben genommen, für diese Gewaltthat vielleicht werde büßen müssen, hätte ihn nicht beunruhigen sollen, denn diese Leute, deren Hand wider Jedermann so wie Jedermanns Hand wider sie ist, haben nur Achtung gegen Den, der Gewalt übt oder Gewalt zu üben vermag; wie jene Heiden, welche die Riesenschlange oder das Krokodil anbeten, beugten sie sich damals, mit ihrem sonst unbeugsamen Sinne ehrfurchtsvoll vor des Paschas Macht.

Die Begleiter waren den Fußspuren der Pferde gefolgt; sie kamen jetzt bey den Zelten an. Als Dimitri seinen Herrn, auf dem Schaffell sitzend, unter diesem unheimlichen Gesindel sah, da erstarb ihm das Wort auf der Zunge; er hielt die ganze Gesellschaft für geliefert in raubsüchtiger Feinde Hand. Mysseri öffnete den Beutel voll Tabak, den er um seinen Leib gebunden trug und augenblicklich drängte sich das ganze Volk der Zeltbewohner um ihn her; Jeder bettelte um eine kleine Gabe von dem köstlichen Kraute.

Der gewandte Dimitri begann jetzt seine Unterhandlungen. Als Einleitung sagte er, daß dieser Fremde da ein Busenfreund des Ibrahim Pascha sey. Die Nennung dieses Namens brachte eine gewaltige Bewegung hervor; der Scheikh gab alle mögliche Versicherungen der großen Ehrfurcht, welche er und seine Leute gegen den Pascha hegten. Dimitri baute alsbald auf diese Grundlage der großen Ehrfurcht weiter. Er foderte die Araber auf, sie und ihre Lastthiere, in jener Weise, darauf sie gut sich verstehen, über den Fluß zu führen und alsbald machten sich 17 der tüchtigsten Männer, geleitet von einigen erfahrenen Alten, befehligt von ihrem Scheikh Ali Dschulran, nachdem sie vorher mit aufgehobenen Händen etwas gesprochen, das vielleicht die Stelle eines Gebetes vertreten sollte, auf den Weg nach

dem Fluße. Die ganze Bagage des Reisenden war von den Rücken der Lastthiere herabgenommen; sie lag am Boden ausgebreitet und vor sie hin hatte er selber sich gesetzt. Eine Berathung der Araber begann jetzt, die mit so lautem Geschrey und mit solcher Heftigkeit geführt wurde, daß sie der Reisende, vielleicht mit Unrecht, für den Streit zweyer Parteyen hielt, davon die eine geneigt war das anlockende Gepäck zu rauben, die andre aber aus Furcht vor dem Pascha die Ueberfahrt begünstigte. Das laute Zwiegespräch dauerte zwey volle Stunden, während denen unser Engländer öfters vor den Augen der Araber seine geladenen Pistolen mit dem Ladstock untersuchte, was ihm diesem Volk gegenüber, dem der Pascha all seine Waffen genommen hatte, wirksamer schien als ein gesprochnes Wort der Drohung. Dimitri indeß, der zwar von dem lauten Gespräch, das in einem sehr schlechten Arabisch gehalten wurde, nur den kleinsten Theil verstanden hatte, machte dem Zustand der Unentschloßenheit und des Zwiespaltes, der zwischen den Leuten bestand, ein Ende durch das Versprechen daß sein Herr außer einem Backschisch oder Geschenk an Geld ihnen ein Taskeri oder schriftliches Zeugniß über ihr willfähriges, gutes Betragen ausstellen werde, das ihnen im Fall der Noth bey Ibrahim Pascha sehr zur Empfehlung gereichen und große Dienste leisten könne. Dieses Versprechen, vor allem des Zeugnißes, denn die Geldsumme, welche Dimitri verheißen hatte, war sehr gering, brachte eine solche Wirkung hervor, daß die laute Berathung sogleich abgebrochen wurde und daß der größere Theil der versammelten Männer sich zu dem Reisenden herandrängte um seine Hände und seine Füße in dankbarer Ehrfurcht zu berühren. Augenblicklich wurden Anstalten zum Hinüberführen des Gepäckes und der Personen der Reisenden getroffen; Stangen wurden gehauen und daraus ein Floß zusammengesetzt, an welches man bocksledernе Schläuche, die man, statt mit Wasser mit Luft gefüllt hatte, befestigte und das von zwölf Männern, die sich das Schwimmen im Wasser durch das Umgürten mit luftgefüllten Schläuchen erleichtert hatten, fortgeschoben und gelenkt wurde. Die Araber hatten sich zur Ueberfahrt über den Fluß nicht etwa eine seichte, sondern eine sehr reissende Stelle desselben, weil diese dem abgeladenen Gepäck am nächsten lag, gewählt; als der Strom in seiner Mitte das Floß herumzuwirbeln und seine Ladung wie die neben ihm schwimmenden Leute in Gefahr zu bringen drohete, da riefen die Alten, die am Ufer stehend die Bewegungen der Schwimmer beobachteten, mit lauter Stimme: „Ibrahim Pascha,“ und das arme Volk im Wasser wiederholte mit halberstickter Kehle denselben Ruf: „Ibrahim Pascha,“ und gleich als ob der gewaltige Herrscher selber als Zuschauer am Ufer stünde, verdoppelten die Schwimmer ihre Anstrengung und ihre Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des Floßes. Dieses kam glücklich ans andre Ufer, wurde dort entladen, kehrte zum dießseitigen Ufer zurück und brachte jetzt in derselben Weise auch die andre Hälfte des Gepäckes, so wie den Herrn desselben, der darauf saß, hinüber.

Solche Macht hatte damals der gewaltthätige Pascha von Aegypten nicht bloß dann wenn er an der Spitze seines Heeres in Person erschien, sondern wenn nur sein drohender Schatten bey Nennung seines Namens sich zeigte, auch über die unbändigen, raubsüchtigen Schaaren der Wüstenbewohner. Wie ein zweyter Mohamed hätte dieser Mann durch die Ueberredungskunst des Schwertes Arabiens Volk nach seinem Willen gestalten können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Eothen, or Traces of Travel brought home from the East.

(Schluß.)

Noch ein, ja noch mehrere Male stürzte sich das arme Volk, um sich den Preis des Taskeri zu verdienen, in das Wasser; die Pferde und Maulthiere wurden zum Hinüberschwimmen angetrieben, die Dienerschaft, nachdem man jeden Einzelnen mit einem Luftschlauch umgürtet hatte, wurde, sich festhaltend an die unermüdeten Schwimmer, ans andre Ufer gebracht. Sie alle waren jetzt bey ihrem Herrn, nur der alte Scheriff, der bisher bey allen Gefahren und Wechseln des Schicksals seinen gleichen Muth behalten, hatte sich noch nicht entschließen können eine Wasserreise wie diese war, anzutreten; er wollte wenigstens unter Allen zuletzt den Uebergang wagen, und darüber war der Abend herbeygekommen, so daß er, der selbst unter jenen Halbwilden hochgeachtete Nachkömmling Mohameds mit dem grünen Turban, für diese Nacht noch seinen Tschibuck unter den Beduinenzelten rauchen und dort übernachten mußte.

Die Schwimmer indeß, sammt noch andren ihrer Leute die herübergekommen waren, feyerten den Triumph ihrer Anstrengung und ihrer Geschicklichkeit die ganze Nacht hindurch durch einem seltsamen Festgenuß. Der großmüthige Fremde, der Busenfreund des in Furcht und Zittern angebeteten Pascha's, der Versprecher des Taskeri hatte sie mit einer Fülle des köstlichsten Tabaks beschenkt, aber, zum Rauchen desselben besaß das arme Volk nur eine einzige halbzerbrochne, als Pfeifenkopf dienende Tschibukschale und nur ein einziges Pfeifenrohr. Sie saßen deshalb im Kreise um das hellloderende Feuer und jeder von ihnen, nachdem er eine Zahl der fröhlich stimmenden Züge gethan, reichte das Rohr und die Schale dem Nachbar, der sie dann weiter im Kreise gab, bis sie von neuen bey ihm war und von ihm aus die ohne Aufhören sich erneuernde Runde machte.

Als am Morgen auch der alte Scheriff die Wasserfahrt glücklich bestanden, und durch Dimitris wie Mysseris Versicherung, daß er jetzt, im Jordan gebadet, ein Christ geworden sey, sich in seinem türkischen Gleichmuth nicht hatte stören lassen, schrieb der Reisende den versprochnen Taskeri in französischer Sprache und entließ das gelb wie braun und schwarz gefärbte Volk seiner Schwimmer über Erwarten reich beschenkt und hoch vergnügt. Auf die gestrige Kost der rohen Kräuter und der Ziegenmilch schmeckte jetzt den Reisenden allen das Brod, davon sie in dem sogenannten Kastell bey Richa, das nahe bey der vormaligen Stätte von Jericho steht, eine hinreichende Menge fanden, wie noch niemals ein andres Brod, und das Nachtlager in St. Saba dünkte ihnen lieblicher, als das Lager in dem vornehmsten Hotel.

Für einen Europäer welcher, abgesehen von jedem geistig höherem Motiv, auch nur ein feines Gefühl für sittlich und unsittlich hat, kann es, wenn

er auf diesem Wege Erbauung suchte, wohl keine ungünstigere Zeit zum Besuch der heiligen Stadt geben, als die des griechischen Osterfestes ist. Nicht die Menge der griechischen und armenischen Pilgrime, von denen dann alle Gassen von Jerusalem voll sind, nicht die Umwandlung des Vorplatzes vor der Kirche des heiligen Grabes in einen Jahrmarktsplatz ist es, was dann zerstreut und anstößig wird, sondern vor allem ist es die wahrhaft heidnische Unsitte, welcher sich, in der Grabeskirche selber, beym Aufflammen des heiligen Feuers, Christen, zum Aergerniß und Gespött der Ungläubigen hingeben, was den stillen Genuß dieser Stätte auf schmerzliche Weise verkümmert. Desto wohler wurde es unsrem Reisenden außen im Freyen, am Oelberg, und beym Besuch des lieblich gelegnen Bethlehem, dessen Bewohnern so wie kindlich frohen Bewohnerinnen die wohlthätigen Folgen der Befreyung von ihren vormaligen mohamedanischen Mitbürgern anzumerken war. Denn da nur die mohamedanische Bevölkerung jenes Städtchens an dem Aufstand gegen die ägyptische Herrschaft Theil genommen hatte, war auch Ibrahim Paschas strenges Gericht nur über diese ergangen; die Mohamedaner hatten sich aus Bethlehem flüchten müssen.

Für die Reise nach Aegypten wählte der Verfasser des Eothen den kürzeren und minder beschwerlichen Weg von Gaza, durch die Heeresstraße der Wüste. Es war gerade zur Zeit der großen, furchtbaren Pestseuche (im J. 1835), als er aus dem gelben Sand der Wüste in die grünen Auen und Palmenwälder des Nilthales eintrat. Nahe an den Thoren von Cairo kam ein Reiter in orientalischer Tracht und mit einem langen Bart auf ihn zugeritten, dessen Gesicht und Haltung die abendländische Abkunft verriethen. „Halten Sie an, mein Herr, rief er dem Reisenden auf französisch zu, ich bitte Sie reiten Sie nicht in die Stadt hinein, denn da herrscht die Pest an allen Enden" — „Ich weiß dieß wohl, aber" — — „Mein Herr ich wiederhole Ihnen nochmals, die Pest, die Pest, von der Pest ist die Rede; ich beschwöre Sie die verpestete Stadt zu meiden."

Je eifriger der wohlmeinende Mann in seinen Warnungen wurde, desto kaltblütiger setzte der Andre ihm sein „aber," „aber" entgegen, endlich mußte der Franzose, denn dieses war der Entgegenkommende seiner Abkunft nach, es einsehen, daß es unmöglich sey, durch Gründe der Vernunft einen Engländer von seinem Vorhaben abzubringen, der Reisende dankte für den so wohl gemeinten Rath und der Franzose setzte seine Flucht aus dem Bezirk der Stadt hinaus auf das Land in Eile fort.

Es wäre damals nicht nöthig gewesen, daß ein europäischer Reisender sich an einen Unterhändler gewendet hätte, um sich durch ihn eine anständige Wohnung zu verschaffen; alle Fremde hatten die Stadt verlassen, man konnte nach Belieben und sogleich in die wohl eingerichtetsten Räume einziehen. Dennoch war die Empfehlung an Osman Effendi, einen gebornen Schottländer, der in früher Jugend als Kriegsgefangener, wo nur die Wahl zwischen Tod und dem Koran ihm geblieben, zwar den Glauben, nicht aber die Anhänglichkeit an Vaterland und Landsleute verläugnet hatte, bey dem Eintritt in die große fremde Stadt von sehr hohem Werth. Der arme Osman, tief gebeugt durch die Furcht vor der Pest, deren Opfer er auch wirklich nach einiger Zeit wurde, nahm den Landsmann als Gast in eines seiner Häuser auf, hätte ihn hier gerne vor jeder Gefahr der Ansteckung abgeschlossen, erschrak aber nicht wenig, als er wahrnahm, daß derselbe gleich einem fatalistischen Moslem ohne alle Scheu ein öffentliches Bad besucht habe. Eigentlich war es die Absicht unsers Reisenden gewesen, nur wenige Tage in der ägyptischen Hauptstadt zu verweilen, dann die Merkwürdigkeiten der Umgegend, vor allem die Pyramiden zu sehen und in kürzester Zeit den Rückweg nach Syrien anzutreten; eine freundliche Rücksicht jedoch des für seine Leute sehr besorgten Mannes auf den treuen Diener Mysseri, der durch die Reise sehr abgemattet war und eine Ruhezeit bedurfte, so wie später der Mangel an Kameelen hielten ihn gegen seinen Willen 19 Tage in Cairo zurück. Als er hier ankam, mochte die Zahl der täglich an der Pest Versterbenden 400 bis 500 betragen; sie stieg aber in der dritten Woche auf 1200, und bey Tage wie bey Nacht hörte man

auf den verödeten Gassen keine andern Töne als das laute Geschrey der Klageweiber und Leidtragenden.

Zweymal während seines Aufenthaltes in der verpesteten Stadt wurde der sonst übermüthige Mann von einem Grauen vor der Seuche überfallen. Einmal, als er einen Arzt, einen politischen Flüchtling aus Bologna, besuchte, um ihn wegen des Halswehs, das ihn ergriffen hatte, um Rath zu fragen. Das Haus des jungen Doctors schien wie ausgestorben; kein Thürhüter noch andrer Diener führte ihn in das Wohnzimmer hinauf, welches nach mehrmaligem Anklopfen der Arzt selber aufthat. Wie geht es mit der Pest, fragte der Reisende auf Italienisch. — Sieben hundert Todte in einen Tag, antwortete der Doctor mit einem tiefem Seufzer, indem dabey sein bleiches, kummervolles Gesicht von einem Schweiß der Angst oder der krankhaften Aufregung überströmte, so daß der dicke Shawl, in den er sich gehüllt hatte, ganz feucht war. Der Engländer berichtete jetzt, was ihn hierher geführt habe, der Doctor sah ihm in den Hals, verschrieb ihm ein Recept und begleitete ihn bis zur Thür. Nicht ohne mitleidiges Erschrecken bemerkte unser Reisender bey dieser Gelegenheit jene unheimlich rollende Bewegung der Augen, jenen fieberhaft wilden Blick des jungen Mannes, davon er gelesen und gehört hatte, daß sie ein Symptom der schon ausbrechenden Pest seyen. Zwey Tage nachher sendete er Dimitri zu dem Doctor hin und dieser brachte die Nachricht, daß er am Eingang des Hauses der Bahre begegnet sey, auf der man die Leiche des jungen Arztes heraustrug. Ohnläugbar war es, daß, als der Doctor mit seiner Hand das Kinn des Reisenden erfaßte und als sein heißer Athem beym Hineinschauen in die Mundhöhle so unmittelbar in die Lunge des Andern drang, er schon pestkrank gewesen war, dennoch gieng dieß Alles für den furchtlosen und gesunden Engländer ohne Nachtheil vorüber.

Etwas bedenklicher war der zweyte Fall, bey welchem derselbe sich der Gefahr des schweren Erkrankens ausgesetzt hatte. Eines Morgens beym Ausgehen fühlte er, daß der Gluthwind des Khamsin wehete und kehrte in seine Wohnung zurück. Als er aber hier bedachte, daß derselbe Wind ihn auch auf der Reise überfallen könne, wo keine Möglichkeit sey ihm auszuweichen, beschloß er den Versuch zu machen, ob und wie weit seine Natur ein solches Begegniß werde aushalten können. Er ritt hinaus nach dem eine Stunde abgelegenen Fastal und hatte auf diesem Wege den erstickend heißen Wind gerade entgegen. Auf den Gassen wie auf dem Wege war kaum ein Mensch zu sehen, Alle hatten sich in ihre Häuser oder Hütten zurückgezogen und auch er empfand jetzt, daß es besser für ihn gewesen wäre, zu Hause zu bleiben, denn so fieberhaft angegriffen, so schmerzhaft unwohl an Haupt und Gliedern hatte er sich noch nie gefühlt. Es ist bekannt, daß neben der herrschenden Pest keine andre Krankheitsform aufkommen und sich ausbilden kann; was war für ihn jetzt wahrscheinlicher als ein Ausbruch der Pest! Den Bedienten, so sehr er von ihrem treuen Aushalten bey ihm auch im schlimmsten Fall sich versichert hielt, wollte er nichts von seinem Erkranktseyn merken lassen; von den Speisen, die man ihm zum Diner auf die Tafel stellte und vor deren Genuß ihn eckelte, brachte er heimlich so viel auf die Seite, als er etwa sonst bey seinem gewöhnlichen guten Appetit verzehrt haben würde, dann streckte er sich mit den arabischen Nächten in der Hand und wenigstens scheinbar darinnen lesend auf den Divan hin. Eine Tasse Thee, dieß sagte ihm eine Regung des Instinktes, würde ihm sehr zuträglich seyn. Aber die Stunde zum Theetrinken war noch nicht da; den Bedienten würde die Aenderung der gewohnten strengen Ordnung auffallend gewesen seyn; er wartet mit geduldig scheinender Ungeduld die Theezeit ab. Dann aber trinkt er mit wahrhafter Begierde und so heiß als möglich einige Tassen des starken Aufgusses, fühlt sich augenblicklich erleichtert,

ein wohlthuender Schweiß bedeckt seine ganze Haut, das Kopfweh und die Spannung des Fiebers sind vorüber, er geräth in die heiterste Stimmung, legt sich gut zugedeckt zu Bette, genießt einen ruhigen Schlaf und erwacht am andren Morgen als ein vollkommen Gesunder.

Es mögen diese beyden Fälle allerdings als ein Beweis für die Lehre der Nichtcontagionisten gelten, doch wären sie bey wenig andren Naturen als bey der lebensfrischen und lebensmuthigen unsres Rindfleisch essenden Engländers möglich gewesen. Namentlich dieß bey einer so furchtbaren Pestepidemie als dieß in Aegypten war, an welcher in Alexandria von einer Bevölkerung von 25,000 Menschen 12,000 hinweggestorben und auch die Einwohnerzahl von Cairo, die vor der Pest auf 200,000 geschätzt war, fast zur Hälfte zusammenschmolz. Von den Leuten in dieser Stadt, mit welchen unser Reisender während seines dortigen Aufenthaltes in Geschäftsverbindung getreten oder bekannt geworden war, wurden die Meisten von der Pest ergriffen und Jeder, den dieß betraf, unterlag der Krankheit.

Eingedenk der Gespräche, welche unser Reisender mit der „Prophetin“ Stanhope geführt hatte, wollte er in Kairo die Gelegenheit nicht versäumen, ein Pröbchen der magischen Künste zu sehen, die dort betrieben werden. Der Magier mit seinem Knaben war gekommen, die Anstalten, wodurch das Kind zu einem Seher von weit entfernten Gegenständen werden soll, waren getroffen; unser Reisender nannte den Namen eines alten ziemlich mißgestalteten Bekannten in der Heimath: John Krato. Was siehest du? fragte der Magier den Kleinen. Ich sehe, erwiederte dieser, ein schönes Mädchen mit goldnen Haaren, blauen Augen, weißem Angesicht, rosigen Lippen. — Der Reisende brach in ein lautes Gelächter aus. — Der Magier stieß den Knaben hinaus, zwey andre wurden nach einander hereingerufen, spielten jedoch ihre Rolle mit eben so wenig Glück.

Statt der Todesgefahr von der Pest, welcher der Reisende in der Stadt glücklich entgangen war, gerieth er, ohne dieß zu ahnen, in eine andre, an einem Ort und auf eine Weise, bey welcher er dieß am wenigsten erwartet hätte. In den Zeiten schwerer Pestepidemien wie im Krieg und in großer Hungersnoth, wenn alle Sicherheit des Lebens aufzuhören scheint, tritt sehr häufig unter dem Volk ein Zustand der Verwilderung, der Nichtachtung aller bürgerlichen Ordnung und strafenden Gewalt ein, der das allgemeine Elend noch vermehrt. Auch in Cairo mag sich hin und wieder dieser Geist der Ordnungslosigkeit geregt haben. Unser Reisender wäre bey seinem Besuch der Pyramiden fast das Opfer derselben geworden, denn ein Mensch, der einem verdorbenen Soldaten gleich sah, wollte die Araber, die den Fremden ins Innere der großen Pyramide führten, dazu bewegen, denselben sammt seinen wenigen Begleitern dort zu ermorden und sein Gold unter sich und jene zu theilen.

Auf seiner Rückreise besuchte der Verfasser des Eothen noch mehrere Gegenden von Palästina, die er auf der Hinreise noch nicht gesehen, und kam auch nach dem von der Natur so reich begabten Damaskus.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Prolegomena in Platonis rempublicam scripsit Georg. Ferd. Rettig. Bernae sumptibus Huberi et sociorum (Körber) MDCCCXLV. 327.

Von den vielen Versuchen, womit griechische Philosophen die Menschheit beglückten und ihr den besten Staat aufdringen wollten, war der Platonische, wie er der einzige uns erhaltene ist, gewiß auch der eigenthümlichste und durch ideelle Richtung hervorragendste. Griechischer Geist strebte über gewöhnliche Bedürfnisse hinaus immer dem Höchsten zu, das Ideal einer Verfassung aufzufinden; an ihm kann des Lebens Glück recht anschaulich gemacht und dieses, wenn auch nicht ganz erreicht, so doch als das in der Ferne leuchtende Licht erkannt und nach Vermögen erstrebt werden. Das betrachtet Aristoteles als einen Fehler, den er an den meisten seiner Vorgänger auszusetzen habe; man müsse über das eine doch das andere nothwendigere nicht versäumen; nicht bloß einen besten Staat gründen, sondern auch einem vorhandenen und heruntergekommenen aufhelfen können. Es ist als besondere Gunst des Geschickes zu rühmen, daß es uns eines der vorzüglichsten Werke des Alterthums unverletzt erhalten hat, in welchem wir die ernsteste Bekämpfung der Grundsätze lesen, welche Schriften über den Staat, namentlich des vorigen Jahrhunderts, von Engländern und Franzosen, oben an stellen; aus welchem auch spätere griechische Philosophie viel hätte lernen können, hätte man nicht von der bekannten Wahrheit, daß, um selbst etwas in einer Sache zu leisten, man wenigstens wissen müsse, was andere geleistet haben, stillschweigend Umgang genommen.

So klar, verglichen mit andern Dialogen Platos, die Composition dieses Werkes ist, so bestritten ist doch der Zweck, den Plato hier vor Augen hatte, ob dieser die Gerechtigkeit, wovon das Gespräch ausgeht und wohin es zurückkehrt, oder der Staat ist, und wie die Alten darüber verschieden dachten, so ist auch unter uns zumeist durch Schleiermacher diese Frage angeregt worden. Mit ihr ausschließlich ist Herrn R.'s Schrift beschäftigt, nur die Gründung des Staates sey der Zweck des Werkes, alles andere aber nichts als kunstvolle und bewundernswerthe Hülle und Einkleidung, in welcher der wahrhafte Schatz verborgen, oder wenn man will, offen da liege. Dabey wird die Eintheilung in die zehn Bücher, als von Plato ausgehend, gegen Schleiermacher gerechtfertigt. In einem Excursus endlich ist die Erklärung der schwierigen Stelle im achten Buche, nach welcher Zahl der Untergang des besten Staates herbeygeführt wird, worüber der Verfasser in einem Programme 1835 neuen Aufschluß ertheilt hat, aufgenommen und theils vertheidigt, theils berichtigt. Andere Fragen, welche aufgeworfen wurden, wie über die Zeit der Abfassung, wann das Gespräch gehalten gedacht wird, über die Ideenlehre, und was sonst noch mancherley sich darbietet, sind nicht berührt; die Beweisführung über den Zweck des platonischen Werkes hat den Verfasser ganz in Anspruch genommen. Rettigs Schrift ist keine Einleitung, und will nicht vor und nicht nach, sondern mit dem griechischen Texte zugleich gelesen werden, um mit steter Rücksicht auf Zusammenhang dessen

Urtheile und Aussprüche richtig würdigen zu können, so daß wir die Benennung **Prolegomena** gerne mit einer geeigneteren vertauscht wünschten.

Anlage und Ausführung des ganzen Werkes, richtig aufgefaßt, scheint über den Zweck Plato's keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Sokrates besucht den alten Kephalos, Lysias Vater, und stellt, da ihm dieser alles göttliche und menschliche Recht zu erfüllen scheint, die Frage an die Anwesenden, was wohl Gerechtigkeit, *δικαιοσύνη*, sey. Die Beantwortung dieser Frage, anfangs in Unterredung Sokrates mit Kephalos und Polemarchos, erlangt durch Thrasymachos Dazwischentreten, welcher das *δίκαιον* geradezu als den Vortheil des Stärkern erklärt, und durch Sokrates Widerlegung neues Interesse, welches durch die Replik Beyder noch gesteigert wird; denn Thrasymachus seinen Satz behauptend hält die Ungerechtigkeit für vortheilhafter (*ἀδικίαν δικαιοσύνης κερδαλεωτέραν εἶναι*), das Leben des Ungerechten für besser und glücklicher, als das des Gerechten (*τὸν τοῦ ἀδίκου βίον εἶναι κρείττω ἢ τὸν τοῦ δικαίου*); Sokrates widerlegt dieses, gesteht aber selbst am Schlusse des ersten Buches, daß die Untersuchung nicht eindringend genug geführt worden; so lange nicht ausgemacht sey, was das *δίκαιον* an sich ist, könnten auch obige Fragen nicht genügend entschieden werden. So wird im zweyten Buche von neuem begonnen, und um recht deutlich zu sehen, was Gerechtigkeit wäre, hält es Sokrates für geeignet, sie zuerst im Großen, im Staate, dann im einzelnen Menschen zu betrachten; sehe man, wie ein Staat entstehe, so müsse man auch sehen, wie *δικαιοσύνη* und *ἀδικία* in ihm entstehe. Dieses geschieht in diesem und dem nächsten Buche, im vierten aber wird p. 434 die Anwendung von dem Staate, dem großen, auf das Individuum, das kleine, nach der Entwicklung der verschiedenen Seelenkräfte gemacht, und die Gerechtigkeit in die Harmonie der drey Cardinaltugenden gesetzt nach dem Verse: *ἐν δὲ δικαιοσύνῃ συλλήβδην πᾶσ᾽ ἀρετὴ ἔνι·* und so zufrieden ist Sokrates mit dieser Untersuchung, daß er selbst sagt p. 444 *τὸν μὲν δίκαιον καὶ ἄνδρα καὶ πόλιν καὶ δικαιοσύνην ὃ τυγχάνει ἐν αὐτοῖς ὄν, εἰ φαῖμεν εὑρηκέναι, οὐκ ἂν πάνυ τι οἶμαι δόξαιμεν ψεύδεσθαι.* Damit ist aber auch das Gegentheil, die *ἀδικία*, und mit ihr die obige Frage, was mehr Vortheil bringe, ein gerechtes oder ungerechtes Leben, abgemacht; denn wie einem unheilbar erkrankten Körper alle Reichthümer und Güter nichts helfen, so noch weniger einer kranken Seele. Hätte es Plato beliebt, dem vierten Buche den Epilog des Ganzen zu geben, so wären uns zwar ausgezeichnete Theile der Republik vorenthalten, aber Niemand könnte oder würde den Vorwurf machen, der fragliche Gegenstand sey nicht erledigt. Indessen Sokrates, ausgehend von der Bemerkung, daß die Tugend nur eine, die Fehler aber unzählige seyen — *ἐσθλοὶ μὲν γὰρ ἁπλῶς, παντοδαπῶς δὲ κακοί* — will auch die vorzüglichsten Abarten der *κακία*, wie sie sich stufenweise in dem einzelnen Individuum, wie in einer größeren Gemeinschaft, dem Staate, entwickeln, nachweisen, und so erhalten wir die glänzende Schilderung des ehrsüchtigen, oligarchischen, demokratischen und tyrannischen — Staates und Mannes, jedoch erst im achten und neunten Buche, da die dazwischen liegenden V. VI. VII. den Zusammenhang scheinbar unterbrechen und Sokrates von den Unterredenden aufgefordert, ehe er die Fortsetzung beginnt, sich über Gemeinschaft der Frauen und Kinder und über die Möglichkeit dieser seiner Verfassung erklärt, welche von der Tüchtigkeit und rein philosophischen Bildung der Regierenden abhängig gemacht wird. Damit man ja nicht glaube, die Verschiedenheit der Staatsverfassungen sey das Wesentliche, so wird im neunten Buche pag. 576 die frühere Untersuchung wieder aufgenommen und an dem *τυραννικός* als dem absolut Ungerechten auf dreyfache Art dargethan, daß er der unglücklichste sey, eben so zur alten Frage p. 588 zurückgekehrt *λυσιτελεῖν ἀδικεῖν τῷ τελέως μὲν ἀδίκῳ, δοξαζομένῳ δὲ δικαίῳ·* und wenn schon der Anfang des zehnten Buches uns unerwartet zur dramatischen Poesie und deren Ausschließung aus dem platonischen Staate führt, so ist doch alles übrige nur mit Beziehung auf den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, die Gerechtigkeit; war bis jetzt die *δικαιοσύνη* an und für sich betrachtet worden, ohne alle Rücksicht auf Ehre und Belohnung, daß sie das beste dem Menschen sey, so wird nun dargethan, daß sie Gott und den Menschen angenehm

sey und wenn nicht schon in dieser Welt, doch jenseits sichere Belohnung zu erwarten habe.

Diesen Inhalt und Gang des Gespräches muß man beachten, um zu erkennen, daß es sich hier um die Gerechtigkeit handle, der Staat nur als Mittel zur Erklärung herbeygezogen, das Werk selbst vermöge seiner Composition nicht den Gedanken aufkommen lasse, als sey Zweck aller Untersuchung etwas anderes, als zu zeigen, was gerechtes Leben sey und wie groß der Vorzug dessen vor dem ungerechten Leben. Wenn aber Platon selbst im Timäus den Staat als den Zweck dieses Gespräches auszusprechen scheint, die Aufschrift πολιτεία nicht zweifeln läßt, was beabsichtigt ist, und die innere Verzweigung beyder, der Gerechtigkeit und des Staates nicht verkannt werden kann, so wird man allerdings zur andern Seite gedrängt, und will man nicht ausschließlich das eine gegen das andere festhalten — schon die Neuplatoniker haben sich darüber gezankt — so kann man Schleiermachern, dem man noch immer bey weitem das beste über die platonische Republik verdankt, nicht so ganz Unrecht geben, wenn er hier den platonischen Sokrates für einen doppelgesichtigen Janus erklärt, dessen rückwärts gekehrtes Gesicht im Werke selbst spreche, das vorwärts gekehrte aber sich im Timäus vernehmen lasse. Dagegen ist Rettig's ganze Schrift gerichtet; er gibt sich die vergebliche Mühe, jene Ansicht, als handle es sich um die Gerechtigkeit, als völlig falsch darzustellen, ihm ist der Staat das Wesen und der Kern des ganzen Gesprächs, alles andere nur Schein und Kunstgriff, wodurch man dringen müsse, wenn man den wahren Gedanken, die platonische Dialektik begreifen wolle, und so ist ihm Sokrates in allem, was er spricht, bald simulator, bald dissimulator, um der widerstrebenden Aussagen sich zu entledigen, oder sie selbst als Zeugniß für das angenommene Ziel gebrauchen zu können. Wir billigen dieses Verfahren, das der Verfasser nicht ohne Geist consequent übte, nicht und glauben, daß er durch die einmal vorgefaßte Meinung, der Staat müsse Zweck des Ganzen seyn, sich zu mancher gekünstelten Erklärung der vielen entgegengesetzten Stellen verleiten ließ, ohne im Stande zu seyn, dadurch den Eindruck der Composition des Ganzen verwischen zu können; wie seine Ansicht durch das Einzelne begründet ist, so kann sie vollständig nur durch die Erläuterung des Einzelnen widerlegt werden, aber eine allgemeine Bemerkung mag hier nicht als überflüßig erscheinen. Der Verfasser betrachtet Gerechtigkeit und Staat als einander ganz ferne stehend, als incommensurabel, statt im Sinne der Alten ihre Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zu erkennen. Ihnen war Staat ohne Gerechtigkeit ein Unding; die aristotelische Politik ist nur Fortsetzung der Ethik; Gerechtigkeit selbst ist nicht in einem Individuum für sich möglich, muß sich im Umgange mit andern, in der Gesellschaft, dem Gemeinwesen äußern, so daß nach griechischer Denkungsart πόλις in nothwendiger und unzertrennbarer Verbindung mit der δικαιοσύνη steht. Wenn im Charmides die πολιτική als ἐπιστήμη δικαίου erklärt wird, wenn wir in den Definitionen lesen: πολιτικὴ ἐπιστήμη ποιητικὴ δικαιοσύνης ἐν πόλει, darf man sich wundern, daß Plato von beyden gesprochen, sie in einander so enge verflochten, daß es verwegen erscheint, das aufzulösen, was er als eines und unzertrennlich verbunden wissen wollte, daß er den Staat als die verwirklichte Gerechtigkeit betrachtete?

Aus dieser Bemerkung wird erhellen, mit welchem Rechte das Werk, obschon Gerechtigkeit Gegenstand der Untersuchung ist, die Aufschrift πολιτεία trägt, denn von der zweyten περὶ δικαίου kann bekanntlich nicht die Rede seyn. Aber Plato hätte, wenn es ihm beliebte, wie ich glaube, seinem Dialoge eine andere Benennung, die manches erläuterte was jetzt unbeachtet ist, geben können, nemlich φιλόσοφος. Wie mit πολιτεία der ideale Staat gemeint ist, so ist dessen Träger der vollkommen Gerechte, dieser aber niemand anders als der das Wahre schauende und in den Ideen lebende Philosoph. Die Bedeutung der ἄρχοντες wird schon in den ersten Büchern hervorgehoben, aber erst in der zweyten Hälfte p. 503 rückt Sokrates nicht ohne Zögern heraus, daß diese Philosophen seyn müßten, die nicht aus Herrschsucht, sondern wider Willen zum besten der andern die Leitung des Staates führen. Plato knüpfte an den Theätet den Sophistes, an diesen den Politicus, ihm sollte der φιλόσοφος folgen; ein solcher Dialog hat sich nicht erhalten, und nir-

gends eine Spur, daß Plato einen mit diesem Namen geschrieben hat; Schleiermacher glaubte dessen Ausführung im Symposion und Phädon zu finden und hat dieser Ansicht gemäß beyden Dialogen ihre Stellung nach dem Politicus angewiesen; ich glaube den φιλόσοφος deutlich genug in der πολιτεία zu erkennen. Fast drey Bücher der Republick sind der Erklärung des Philosophen gewidmet, und ausführlich wird dargethan, welche Eigenschaften schon in der Jugend hervorragen müssen, um einen zu philosophischen Studien zu befähigen, mit welchen Schwierigkeiten zu kämpfen gegen gewöhnliche Ansichten und das gemeine Leben, das oft die tüchtigsten Talente von der Philosophie abziehe, so daß unberufene und unfähige sich eindrängen, den Namen von Philosophen sich anmassen und die Philosophie selbst in Verruf bringen — nicht undeutliche Hinweisung auf Isokrates und andere Zeitgenossen —, welche mathematische Studien als apriorische Wissenschaften und Einleitung dienen, um zum eigentlichen Höhepunkte, dem reinen Denken, der Dialectik, νόησις, und ἐπιστήμη zu gelangen, wie hierin seine Lebensaufgabe enthalten sey, die δικαιοσύνη nicht höchster Zweck, unter der ἰδέα τἀγαθοῦ stehe, die Cardinaltugenden selbst δημοτικὴ ἀρετὴ genannt werden; ferner warum Philosophen so unbeholfen und untauglich für das Leben erscheinen, warum sie sich von der Welt zurückzuziehen genöthigt sind, während sie doch eigentlich befähigt und berufen sind, die Leitung des Staates zu führen *), — dieses und vieles andere zeugt, wie ernst es dem Plato gewesen, und wie passend dem Politicus die Schilderung des φιλόσοφος folgt, der mehr geeignet ist den Staat zu regieren, aber eine höhere Bestimmung kennt und dieser nachzukommen sucht. Diese drey Bücher **V. VI. VII**, wie sie äußerlich die Mitte des Werkes einnehmen, enthalten auch das Innere und den Kern des Ganzen; es mag als platonische Kunst bewundert werden, daß das was nur Erläuterung und gelegentliche Einschaltung scheint, sich gleichwohl jedem als das wesentlichste aufdringt. Wie ganz anders ist dieser platonische φιλόσοφος als der stoische σοφός! ihre Verschiedenheit drückt am deutlichsten der Name aus. Liebe und Drang zum Wissen und Erkenntniß des Höhern kann jedem inwohnen; das höchste Wissen bleibt den Menschen unerreichbar; aber der φιλόσοφος genügte den Stoikern nicht, Plato sollte überboten, und eine höhere Potenz dessen was jener gegeben, erlangt werden, daher das bizarre Wesen, was das menschliche abstreift und oft verläugnet; ihr σοφός ist außer dem Kreise des menschlichen zu suchen und nur in Gott zu finden. Ist doch der platonische Philosoph, wie er im Theätet, der Republik und sonst geschildert wird, von dem gewöhnlichen Leben so abweichend, daß die peripatetische Schule sich diesem weit mehr anschmiegt; was aber diese an Umfang voraus hatte, sie versäumte kein Gebiet des menschlichen Wissens, das fehlte an innerer Tiefe; denn ihrem Meister und Vorbild konnte sie es nicht gleich thun. Plato gibt überall zu erkennen, wie ihm die Welt hienieden und alles γεννητὸν wenig genüge, er über sie hinaus zu dem Ewigen sich sehne, dem Aristoteles ist es dagegen in ihr ganz heimisch, vollauf beschäftigt, sich alles in derselben vorhandene zurecht zu legen und zur Einsicht zu bringen, wird der stille Wunsch aus ihr zu scheiden bey ihm nicht rege. Die Stoiker wollten die Tiefe Platos mit dem vielseitigen Wissen des Aristoteles verbinden, und die erstern Anhänger dieser Lehre haben auch manche Fächer erweitert, wie denn selbst Grammatik, die sie von den Peripatetikern überliefert erhalten, von ihnen weiter ausgebildet worden, aber die spätern konnten bald weder das eine noch das andere erfassen und blieben in beyden gleich weit zurück.

(Schluß folgt.)

*) **P. 497** ἀλλά τοι ἦδ' ὅς, οὐ τὰ ἐλάχιστα ἂν διαπραξάμενος ἀπαλλάττοιτο. Οὐδέ γε εἶπον τὰ μέγιστα, μὴ τυχὼν πολιτείας προσηκούσης· ἐν γὰρ προσηκούσῃ αὐτός τε μᾶλλον αὐξήσεται καὶ μετὰ τῶν ἰδίων τὰ κοινὰ σώσει.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen von Dr. Karl Friedrich Hermann, Professor in Göttingen. Heigelberg 1846. X und 374 S. gr. 8.

Der Hr. Verfasser gibt im ersten Haupttheile (S. 1 — 53) eine allgemeine Geschichte der Gottesverehrung im griechischen Volks- und Staatsleben, im zweyten (S. 53 — 240) eine Uebersicht des griechischen Cultus in den Einzelheiten seiner Aeußerungen, im dritten endlich (S. 241 — 359) behandelt er die hauptsächlichsten Feste und Festgebräuche des freyen Griechenlands und seiner Colonien. Sowohl die Anordnung des ganzen Werkes als auch die Durchführung der einzelnen Theile zeugt von vollendeter Meisterschaft, und die neuen Resultate, zu welchen den so gelehrten als geistreichen Verfasser seine vieljährigen und umfassenden Studien führten, so wie die glücklichen Vermittlungen entgegengesetzter Ansichten sind so zahlreich, daß wir uns hier auf eine kurze Andeutung der wichtigsten beschränken müssen. Die Verehrung der Gottheit war mit den ältesten Zuständen des griechischen Volkes auf das engste verbunden. Der Cultus hängt noch bis tief in die geschichtliche Zeit hinein vorzugsweise mit solchen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens zusammen, welche den patriarchalischen Charakter jener ältesten Periode deutlich an sich tragen. Religiöses und bürgerliches Element waren im früheren Volksleben innig mit einander verknüpft, wie sich dieß später noch in den häuslichen und geschlechtlichen Kreisen zeigt. Je wesentlicher dieses ganze älteste Volksleben auf dem Boden der Sitte wurzelte, in desto engere Wechselwirkung trat der Cultus mit dieser, und während er ihr ihre Heiligkeit und Voraussetzung ihres höhern Ursprunges mittheilte, empfieng er von ihr selbst die Stätigkeit seiner Formen, welche ihm auch unter ganz veränderten Umständen eigen blieb. Damit war jedoch eine allmählige Entwicklung des Cultus und seiner Formen eben so wenig ausgeschlossen, als die Sitte selbst des organischen Lebens entbehrte. Anfangs können wir ihn freylich nur als eine rohe Anbetung der unmittelbaren Kräfte denken, deren Gewalt die Griechen in ihrer physischen Umgebung empfanden, ohne in ihrem eigenen Bereiche etwas Analoges zu kennen; in demselben Maaße aber, wie sie sich jene durch symbolischen Ausdruck vergegenständlichten und zuletzt geradezu unter menschliche Gesichtspunkte brachten, mußte ihr Cultus die Gestalt der nämlichen Pflege oder pflichtmäßigen Aufmerksamkeit annehmen, wie sie ihnen der moralische Instinkt gegen die Höheren ihres Gleichen eingab, und sie ließen kein Mittel unbenützt, welches die Bildungsstufe ihrer Gemeinde darbot. Dazu kam die physische Beschaffenheit des griechischen Landes und Bodens selbst, welche in derselben Art, wie sie dessen Bewohner anfänglich auseinander hielt, und auf einem verhältnißmäßig geringen Flächenraume die größte Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen und Interessen herbeyführte, auch den symbolischen und gottesdienstlichen Ausdruck derselben unter den einzelnen Stämmen verschieden und bey jedem scharf und eng begränzen mußte. Demnach war die bestimmte Lebensart eines Volkes die wesentlichste Quelle für seinen Cultus und durch diesen auch für seinen Mythus selbst, der schon frühe

von ihm eben so viele Wirkungen empfieng, als er auf ihn ausübte. Wohl konnte Gegenstand des ältesten Cultus nichts seyn, was außerhalb des physischen oder moralischen Gesichtskreises seiner Gemeinde lag; dabey schritt jedoch die innere Entwicklung des Cultus eben so weit fort, als es der jeweilige Standpunkt der bürgerlichen und technischen Cultur möglich machte, und je größere Mannigfaltigkeit aus dieser Vereinzelung für das Ganze hervorging, desto reicher langte, sobald jene Schranke fiel, der griechische Cultus schon an der Schwelle der geschichtlichen Zeit an. Es zeigt sich eine lange Entwicklungsreihe, welche jene einfache Anbetung der Gestirne und der Natur mit der bunten Fülle anthropomorphischer Wesen und diesen zugehöriger Sagen verbindet, deren Elemente die homerische Götterwelt jedenfalls der vorhergehenden Periode verdankt. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich aber auch zwischen dem anfänglichen Naturdienste und den mannigfachen Gebräuchen, mit welchen die homerische Menschheit ihre Götter verehrt, die im Grunde schon dieselben sind, welche die ganze geschichtliche Zeit hindurch von der Sitte geheiligt fortdauern. Die Behauptung einiger Mythenforscher, daß sie erst durch ausländische, insbesondere ägyptische Einflüsse zur Reife ihrer geschichtlichen Erscheinung gebracht worden seyen, läßt sich nicht erweisen. Die etwaige Uebereinstimmung griechischer Gebräuche mit fremden erklärt sich aus den gemeinschaftlichen Grundzügen des ältesten Völkerlebens und der ursprünglichen Gleichheit der Objecte, aus deren Bezeichnungen und Namen die orientalischen und griechischen Götter hervorgingen. Nur so viel kann man einräumen, daß der Verehrung einzelner griechischer Gottheiten später, vorzüglich in den Colonien manche phönizische oder sonstige asiatische Elemente beygesellt wurden, und auch fremde Culte Eingang fanden, was sich aber auf die Urzeit nicht anwenden läßt. Die Leleger, welche der Hr. Verf. für einen nur halb griechischen Stamm hält, dürfen als Stammväter der ächt hellenischen Aeolier eben so wenig für Fremde angesehen werden, als man die Thracier und ihren mythischen Repräsentanten Orpheus (S. 11) als Träger einer eigenthümlichen Culturreligion betrachten kann. Der in der Urzeit an verschiedenen Orten auftauchende Name „Thracier“ scheint nur eine locale Bedeutung zu haben und die einzelnen Theile der Hellenen, welche denselben führten, wanderten nicht erst aus Thracien ein. Auch möchte sich die Annahme, daß die Religion und ihre Vertreter (S. 15) mit dem jugendlichen Uebermuthe eines kriegerischen Theiles der Nation gewaltige Kämpfe bestanden haben, als dieser der Kindheit jenes patriarchalischen Zustandes entwachsen, zugleich mit der Fessel der Gewohnheit auch die Scheu vor dem Heiligen selbst abgeworfen, nicht leicht begründen lassen. Die Sagen, aus welchen der Hr. Verf. dieß folgert, haben einen ganz andern Sinn. Wie die kräftigen Ritter des Mittelalters die Religion und religiöse Institute schirmten, so zeigen auch die griechischen Heroen, so unbändig und wild sie ihren Gegnern gegenüber sind, gegen die Götter sich sehr unterwürfig und haben ihre Tempel und Culte eher geschirmt, als zerstört. Da Religion und Cultus die Grundlagen der politischen und geselligen Ordnung des ältesten Griechenlands bildeten, so können wir nicht glauben, daß die Sagen von den Thaten des Herakles und Theseus auf gräuliche Unordnung und Verwilderung des Landes und Bodens schließen lassen. Darin aber stimmen wir mit dem Herrn Verf. vollkommen überein, daß manche Culte in Folge der politischen Veränderungen, welche Griechenland erfuhr, in ein gewisses Geheimniß gehüllt wurden, ohne daß man annehmen darf, daß sie schon in der Urzeit nur für eine bestimmte Classe, nämlich für die Eingeweihten, zugänglich waren. Der hieratische Charakter, welcher die Urzeit auszeichnet, verlor sich allmählig um so mehr, je vollständiger sich das Heldenthum entwickelte, so daß in der Zeit, welche uns die homerischen Gesänge vorführen, der Cultus nur als ein vereinzeltes Moment des großen und reichen Volks- und Staatslebens erscheint. Diese Verselbständigung des letzten bleibt denn auch fortwährend der Grund und Boden für die ganze gesellige und geistige Entfaltung der hellenischen Nation, an welcher der Cultus trotz der wesentlichen Stelle, welche er in dem Leben des Ganzen behauptet, immer nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil nimmt.

Die Cultusformen, welche die homerischen Gedichte schildern, bilden allerdings die wesentlichen

Umrisse der griechischen Götterverehrung für die ganze Folgezeit; doch bietet diese letztere noch eine Menge einzelner Züge dar, welche in den Gesängen des Homerus nicht erwähnt werden, und welche auch nicht immer erst nach ihm entstanden oder eingeführt zu seyn brauchten, um gleichwohl erst später zu der allgemeinen Anerkennung zu gelangen, deren sie in der geschichtlichen Zeit genossen. Dahin gehört besonders der Einfluß, welchen der Apollo-Cultus mit seinen großartigen Institutionen seit der dorischen Wanderung auf die übrigen Stämme des Mutterlandes und namentlich auf Athen gewann. Die ethische Richtung, welche derselbe schon frühe erhielt, wirkte unter der Form mannigfacher Reinigungs- und Sühngebräuche zugleich mildernd und veredelnd. Das delphische Orakel ward seit dieser Zeit zu einem Mittelpunkte des griechischen Cultus, welchen es in seiner vollen örtlichen Mannigfaltigkeit schützte. Dabey schwebte es als eine höhere Einheit dergestalt über dem Ganzen, daß eine jede Veränderung desselben von seinem Gutachten abhängig gemacht und jede Streitfrage auf diesem Gebiete seiner Entscheidung unterzogen ward. Selbst die übrigen Orakel, welche Griechenland in der geschichtlichen Zeit besaß, mögen erst diesem Beyspiele die Erweiterung ihrer Wirkungskreise verdankt haben, so wie die großen Nationalspiele die allgemeine Bedeutung, welche sie später vor allen ähnlichen Festen auszeichnete, erst von der Herrschaft oder dem Schutze der Dorier erhielten.

(Fortsetzung folgt.)

Prolegomena in Platonis rempublicam scripsit Georg. Ferd. Rettig.

(Schluß.)

Wie wir dem Verfasser in dieser seiner ausführlichen Darlegung und Exegese nicht folgen konnten, eben so wenig hat er uns überzengt, daß die Abtheilung in zehn Bücher eine systematische sey und von Plato selbst herrühre. Schleiermacher hat diesen Punkt zuerst berührt und man sieht, wie nur das erste, vierte, siebente und neunte Buch besondere Ruhepunkte haben und von ihnen ein gehöriger Uebergang stattfindet, während den übrigen eine mehr zufällige Trennung zukommt, und es wenig wahrscheinlich ist, daß Plato, wo eine weit bessere näher lag, eine solche willkürlich vorgezogen habe, vielmehr scheint das erste Buch den Maaßstab für die Größe der andern gegeben zu haben, daß jedes Buch ein ziemlich gleiches Volumen enthalte. Schneider im dritten Bande seiner Ausgabe hat allerley Bedenken dagegen vorgebracht, ist aber von Leutsch im Rh. Museum, wie billig, abgefertigt; Rettig, ohne diese zu nennen, glaubt überall bey den einzelnen Büchern einen genügenden Abschnitt nachweisen zu können; vergleicht man indessen Plato näher, so verschwinden die vorgebrachten Gründe und Schleiermachers Ausspruch behält seine Vollgültigkeit nach wie vor. Der Verfasser glaubt z. B., daß das zweyte Buch sehr schön mit der Lehre über die Götter ende, und man müsse Platos Klugheit bewundern, daß er gerade hier einen Haltpunkt gemacht, damit der Leser um so mehr dabey in seinen Gedanken verweile. Die Erziehung, welche einen wichtigen Abschnitt bildet (p. 376—412), wird im zweyten Buche in μουσική und γυμναστική getheilt; erstere besteht aus λόγος und τὸ περὶ ᾠδῆς; die λόγοι werden ihrem Inhalt nach, ἃ λεκτέον, und ihrer Form nach, ὡς λεκτέον, betrachtet. Damit sind die Uebergänge bezeichnet, wann eine Abtheilung statt finden sollte; das zweyte Buch aber schließt mitten in der Untersuchung der λόγοι mit den Mythen über die Götter, das andere außerhalb den Göttern liegende erscheint im dritten Buche; dieses ist, wenn auch äußerlich ein Ruhepunkt eintreten soll, nicht eine systematische Gliederung, sondern eine willkürliche Scheidung. Den Schluß des achten Buches, oder die Trennung des τυραννικός von der τυραννίς rechtfertigen zu wollen, kann nur mißlingen, und der Verfasser wird, fürchten wir, andere nicht mehr als uns von der Richtigkeit seines Urtheils überzeugen.

Den Uebergang aus dem idealen Staate in die andern Verfassungen sucht Plato im achten Buche durch eine Zahlenformel anschaulich zu machen; eben so drückt er den Abstand, welcher zwischen der Lust



eines βασιλικός und τυραννικός statt findet, durch ein Zahlenverhältniß aus; uns ist, wie so oft, das was zur Erklärung dienen soll, weit undeutlicher, als was damit erklärt wird, aber schon die Alten haben über den obscurus numerus Platonis geklagt, und von den vielen Erklärungen wollte keine ausreichen oder genügen. Einen ganz neuen Weg hat H. Rettig in einer Abhandlung 1835 eingeschlagen; er glaubte in den Zahlen eine symbolische Deutung gefunden zu haben, und die in der Republik vorkommenden Hauptpunkte schienen die Erklärung vollkommen zu bestätigen. Rettigs Versuch konnte nicht verfehlen Aufmerksamkeit zu erregen, und Referent freute sich um so mehr dieses Räthsels auf diesem Wege los geworden zu seyn, als seine ungenügende Zahlenkenntniß einen neuen Schlüssel zu finden nicht hoffen ließ. Indessen kehrte C. F. Hermann in dem Göttinger Lectionskataloge 1839 wieder zur mathematischen Lösung der Aufgabe zurück, weil er kein Freund von solchen symbolischen Deutungen sey, und Rettig selbst muß in der neuen Bearbeitung gestehen, daß ohne Zahlen nicht durchzukommen sey. Wie das θεῖον γεννητὸν seinen Umkreis nach einem ἀριθμὸς τέλειος nimmt, d. h. der Uranos mit Sonne, Mond, Planeten und Firsternen nach der Verbindung der drey Tetraden, denn dem Plato ist der οὐρανὸς wie erschaffen, so auch vergänglich, ebenso muß das ἀνθρώπειον nach einer ähnlichen Formel seine Aenderung haben. Welche Bedenken sich aber mir gegen die symbolische Deutung dieser Stelle aufgedrungen haben, will ich kurz angeben und den Verfasser zur Lösung dieser auffordern. Aristoteles kennt eine solche Erklärung der platonischen Worte ganz und gar nicht; ihm ist diese Zahl die Formel der Aenderung der besten Verfassung in die nächste Kretische oder Lakonische, nicht allgemein in jede schlechte; sie könnte aber eben so gut zu jeder passen, ja für die Aenderung von Allem was entsteht gelten, Polit. V, 12 αὕτη τὶ ἂν ἴδιος εἴη μεταβολὴ τῆς ὑπ' ἐκείνου λεγομένης ἀρίστης πολιτείας μᾶλλον ἢ τῶν ἄλλων πασῶν καὶ τῶν γιγνομένων πάντων; diese letzten Worte sind sehr zu beachten, und beweisen klar, daß Aristoteles an eine solche symbolische Verbindung nicht gedacht hat; denn wie sollte eine Mischung aus fünf Verfassungen, drey Seelenarten, vier Tugenden auf die Veränderung aller Dinge anwendbar seyn? Ferner das Produkt der Rechnung sind zwey Harmonien, von welchen die eine den besten Staat, die zweyte die vier andern Abarten von jenem enthalten; folgt man der neuen Erklärung, so wird dieses Produkt erzeugt durch die vier Cardinalzustände der Seele und die drey Seelenkräfte, verbunden mit den fünf Principien der Staatsform (der ersten und den vier schlechten), das heißt, diese produciren nichts anders als sich selbst, wobey auch schwer einzusehen ist, wie der beste Staat aus der Mischung der fünf Staatsformen, also der besten und der vier schlechten entstehen könne.

Wenn wir dem Verfasser in dem, was er zum Verständniß der platonischen Republick gefunden zu haben glaubte, auch weniger als wir wünschten, beystimmen können, so haben wir Ernst, Fleiß und Gewandtheit, womit er seine Ansicht zu vertreten weiß, desto mehr zu rühmen; wir sind durch ihn zu genauerer Prüfung von manchem veranlaßt worden. Erläuterungen einzelner Stellen finden sich selten, wundern mußten wir uns στρατευομένῳ (p. 472) in Schutz genommen zu sehen; die versuchte Erklärung ist unhaltbar, da Socrates mit den Kriegsbestimmungen schon zu Ende gekommen ist und darüber gar nichts mehr zu sagen hat; στραγγευομένῳ, was Orelli vorgeschlagen, ist eine der schönsten und einleuchtendsten Verbesserungen, die je gemacht worden sind, und hat später durch eine Wienerhandschrift eine Bekräftigung gefunden, indem man daraus sieht, daß sie ein kundiger Leser schon längst erkannt hat; denn daß es sich dort nicht aus Verbesserung, sondern aus diplomatischer Ueberlieferung erhalten habe, macht das Alter der platonischen Handschriften ganz unwahrscheinlich.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	23. October.
Nro. 212.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1846.

Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen von Dr. Karl Friedrich Hermann.

(Fortsetzung.)

Auch die ästhetischen Anregungen, welche in Musik, Poesie und bildender Kunst zuerst von den Colonien, dann von den Hauptorten des Mutterlandes selbst ausgingen, konnten auf die Gestaltung und die Gebräuche des Cultus nicht ohne Rückwirkung bleiben. So wenig aber die überlieferte Dichter- und Künstlermythologie die unendliche Menge symbolischer Gestalten und Sagen erschöpfte, welche dem Cultus in der Mannigfaltigkeit seiner örtlichen Erscheinung zu Grunde lagen, eben so wenig schmiegte sich dieser allen den Modificationen an, welche jene Gestalten durch die Phantasie der Dichter oder die äußern Rücksichten, welchen diese huldigten, angenommen hatten, und selten wurden auch nur alle die Gottheiten, welche jene in gleichem oder ähnlichem Range verbindet, gleichzeitig am nämlichen Orte Gegenstand ausdrücklicher und besonderer Verehrung. Eine Menge von Local-Culten, welche theils durch ahnungsreichere Mythen die Gebildeten, theils durch das bedeutsame Gepräge ihrer Festgebräuche die Menge anzogen, fanden erst an den lyrischen oder dramatischen Dichtern ihre Träger; selbst die in das Dunkel des Geheimnisses zurückgezogenen lüfteten dem steigenden religiösen Bedürfnisse ihren Schleyer und ganz besonders machte sich in dieser Hinsicht neben den heitern Gestalten des homerischen Olympus und der Erhabenheit des apollinischen Cultus als dritte Hauptmacht der griechischen Götterwelt ein Kreis chthonischer Gottheiten geltend, welche trotz mannigfaltiger örtlicher Verschiedenheit ihrer Aeußerungen in der Hinweisung auf ein jenseitiges Leben übereinstimmen. Uebrigens darf man nicht übersehen, daß der griechische Cultus als solcher seinen ursprünglichen Particularismus örtlicher oder sonstiger Beschränkung nie ganz aufgab, welcher nur durch positive äußere Umstände in der Art ausgedehnt ward, daß entweder Auswanderer die heimischen Götter auch in die Fremde mitnahmen, oder ein einzelner Tempel im weiteren Kreise dieselbe Anerkennung fand, welche ihm eigentlich und zunächst nur von seiner Ortsgemeinde gebührte. Namentlich waren es immer nur sehr wenige Götter, deren Gemeinde ein ganzes Volk mit derselben Nothwendigkeit bildete, wie es die Mitglieder einer Familie für die Götter des Hauses waren, die eigentlichen Stamm- oder Staatsgötter, in welchen sich die sittliche Idee der Staatsgemeinschaft selbst ausprägte, und deren Existenz mit dieser dergestalt verwachsen schien, daß ihre Verehrung zur Lebensbedingung des Gemeinwesens ward. Die meisten übrigen dagegen hatten entweder kleinere Gemeinden, wo sich das ähnliche Verhältniß auf engere Kreise beschränkte, oder waren auf die freywillige Verehrung der Gläubiger angewiesen, welche nur in so ferne sie zugleich Tempel hatten, durch deren Priester geregelt, geleitet oder vertreten ward. Die Zahl und Beschaffenheit dieser engeren Gemeinden war eben so mannigfach, als die Kreise des bürgerlichen und geselligen Lebens selbst, die auch in der geschichtlichen Zeit nicht aufhörten, ihr sittliches Band durch irgend einen gemeinschaftlichen Cultus zu heiligen. Die Götter desselben hingen stets so enge als möglich mit dem Begriffe der betreffenden Gemeinschaft zusammen.

Manche Culte verschlossen sich allerdings fortwährend gegen jeden Verehrer, welcher nicht zu ihrer eigenen Gemeinde gehörte oder von dieser eine besondere Begünstigung erhalten hatte, und wie es Hausväter gab, welche nicht einmal ihren Sklaven die Theilnahme an dem Dienste des Familiengottes gestatteten, so waren nicht nur Geschlechter und Brüderschaften, sondern auch Staatsgemeinden eifersüchtig darauf bedacht, ihre Schutz- und Stammgötter jeder Berührung mit Fremden zu entziehen, die ihnen jene abgeneigt machen zu können schien. Der Mehrzahl der Culte aber konnte eine weitere Anerkennung, welche den Ruhm ihres Gottes und dessen Einkünfte vermehrte, nur erwünscht seyn, und die Empfänglichkeit des griechischen Gemüthes für jedes Zeichen göttlicher Nähe kam diesem Wunsche auf halbem Wege entgegen. Wie neben die örtlichen Cultusgemeinden die durch Beruf verknüpften traten, so drang sich auch, abgesehen von solchen einem jeden, dessen Lage oder Bestrebniß bleibend oder vorübergehend an irgend einer Gottheit den symbolischen Ausdruck ihres Begriffes besaß, die Nothwendigkeit auf, sich durch Gebet und Opfer oder Gelübde des Schutzes derselben zu versichern. Ganz besonders aber traf dieses alles auch den Staat selbst hinsichtlich aller Gottheiten, welche innerhalb seiner Gränzen irgendwie Platz gefunden hatten und deren richtige Verehrung ihn schon aus dem Grunde anging, weil ihr Zorn nach den Ansichten des Alterthums auch die ganze Gemeinschaft des Schuldigen umfassen konnte. Waren es also auch nicht seine eigentlichen Schutzgötter, so nahm er gleichwohl nicht nur jeden rechtmäßigen Cultus seiner Bürger unter seinen Schutz, sondern betheiligte sich auch häufig dabey selbst entweder durch stehende Beyträge zu den Kosten der Tempel und ihrer Feste, oder durch außerordentliche Gaben und Opfer.

Die Rechtsidee und der damit verknüpfte Begriff der Freyheit fing zwar schon mit dem Eintritte Griechenlands in die geschichtliche Zeit sich deutlich zu entwickeln an; doch ward dieselbe erst spät und in mancher Hinsicht nie so stark, daß sie der Mitwirkung der Sitte und Religion zu ihrer Gewähr entbehren konnte. Wie noch Jahrhunderte lang in bürgerlicher Hinsicht das ungeschriebene Herkommen als höchstes Recht galt, so ersetzten oft noch länger die gottesdienstlichen Gebräuche, in welchen die Griechen den Ausdruck ihres weltlichen und geselligen Bedürfnisses niedergelegt hatten, den Mangel juristischer, polizeylicher, ja finanzieller und staatswirthschaftlicher Veranstaltungen für gemeinnützige Zwecke oder erlaubten erst später noch die Einkleidung und Anknüpfung solcher Maaßregeln an ihre Formen, um in Ermangelung sonstiger Zwangsmittel der Selbstauflösung der Freyheit einen Damm entgegen zu setzen. Das Recht und dessen Handhabung selbst wurden als ein Ausfluß göttlicher Weltregierung aufgefaßt, wie die ersten Regungen völkerrechtlicher Begriffe unter den Schutz der Religion gestellt und von dieser mit der Heiligkeit ihrer Formen umkleidet. Derselbe Schutz erstreckt sich aber auch bis auf die geringfügigsten Einzelheiten des innern Volkslebens herab, und verbürgt auch hier Handlungen und Pflichten, deren Nothwendigkeit der Mensch fühlt, ohne sich ihrer noch unter angemessener Form bewußt zu werden. Endlich konnte aber auch der entwickelte Rechtszustand des griechischen Volkes nicht umhin, in dem Cultus und seinen Gegenständen integrirende Theile des Gemeinwesens selbst zu erblicken, deren hergebrachten und wohlbegründeten Ansprüchen er jedenfalls dieselbe Gewähr, wie seinen übrigen sittlichen Grundlagen schuldig war. Wenn auch in der Sphäre des bürgerlichen Lebens die Gewalt des Herkommens und der Scheu vor dem Heiligen allmählig hinter der selbstgefälligen Aufklärung der Zeit verschwand, so trat jene rechtliche Rücksicht nur um so mehr in den Vordergrund, und hielt dadurch wenigstens die Aeußerlichkeiten des Cultus noch weit länger aufrecht als der Geist, welchem derselbe seine Entstehung verdankte, fortwährte. Freylich ging daraus mitunter eine höchst mechanische Auffassung hervor, und wie die Philosophie Frömmigkeit und Gottesfurcht als Gerechtigkeit gegen die Götter definirte, so betrachtete man die Opfer und sonstigen gottesdienstlichen Gebräuche nur als eine schuldige Leistung, welche der Gottheit nicht vorenthalten werden dürfte, ohne auch für andere Kreise der Gesellschaft das gefährliche Beyspiel einer Rechtsverletzung zu geben. Die persönliche Ehre der Gottheit kommt dabey eben so wenig in Betracht, als die der einzelnen Bürger im Staate hochgeschätzt wird, und was diese sich

gefallen lassen müssen, lassen sie unbedenklich auch über jene ergehen. Hieraus erklärt sich die ungestrafte Verspottung göttlicher Personen auf der attischen Bühne, welche das Rechtsprincip um so weniger verletzte, als sie nicht nur der äußern Verehrung derselben keinen Eintrag that, sondern selbst auf dem Boden eines anerkannten Cultus ruhte. Nur wer einen solchen verletzte, war gottlos und ward als solcher verfolgt, ja selbst der Gottesläugner nur deßhalb, weil seine Grundsätze in ihrer Consequenz den Cultus als unnöthig erscheinen ließen.

Daß es die griechischen Staaten nicht an Maaßregeln fehlen ließen, um die Verehrung der Götter und deren Erfordernisse direkt zu überwachen und zu ordnen, zeigt insbesondere die große Menge gottesdienstlicher Aemter und Titel, welche mit der wachsenden Pracht und Mannigfaltigkeit des Cultus in beständigem Zunehmen begriffen und nur zu verschieden nach Ort und Zeit ist, als daß sie eine vollständige Aufzählung möglich machte. Mit allen Maaßregeln ließ sich aber auf die Länge doch nicht vermeiden, daß nicht nur das religiöse Bedürfniß, aus welchem der griechische Götterdienst entsprungen war, für seine wachsenden Anforderungen immer geringere Befriedigung in demselben fand, sondern auch die Bedeutung desselben und seiner Gegenstände in immer größere Vergessenheit gerieth. Für das innere Bedürfniß blieb am Ende nur die Wahl, entweder in der Philosophie Ersatz zu suchen, oder sich dem Aberglauben in die Arme zu werfen, dessen krankhafte Auswüchse auf diesem entarteten Boden zu Hunderten wucherten. Wie sehr das sittliche Vertrauen auf die herrschende Götterwelt gewichen war, zeigt das Verstummen der Orakel, das zwar nicht plötzlich, aber jedenfalls bald nach Christi Geburt eintrat. Wo noch ein religiöser Sinn übrig war, wandte er sich sogar im öffentlichen Leben lieber den ägyptischen oder morgenländischen Culten zu.

Was den griechischen Cultus in den Einzelheiten seiner Aeußerung anbelangt, so hatten die Gegenstände desselben auf dessen Beschaffenheit den größten Einfluß, der selbst dann, als jene mehr eine mythische und ethische Richtung angenommen und sich mit andern Vorstellungen der letztern Art verbunden hatten, nicht ganz verschwand. Selbst nachdem der homerische Olymp die Mehrzahl der herrschenden Götter zu einem großen Systeme vereinigt hatte, blieb die örtliche Scheidung in himmlische, irdische und unterirdische übrig, die sich zumal bey den letztgenannten in scharfen Gegensätzen des Cultus äußerte. Wenn vorzüglich Berge, Höhlen und Haine schon im frühesten Alterthum als Lieblingsorte der Götter bezeichnet werden, so hat diese Erscheinung ihren Grund in der ursprünglichen Bedeutung derselben und in den Vorstellungen, welche sich die Griechen in ihrer Kindheit von dem Auf- und Untergange der Gestirne und von ihrer Beschaffenheit machten.

Im Allgemeinen aber schloß sich der Götterdienst zunächst an diejenigen Oertlichkeiten an, welche die Grundlagen oder den Mittelpunkt des häuslichen und geselligen Verkehrs bildeten. Dahin gehört zuvörderst die Verehrung des häuslichen Heerdes und seines Feuers selbst, welche natürlich an keinem andern Orte Statt finden konnte. Daran reihten sich die übrigen Gottheiten, welche als Repräsentanten und Beschützer der Familie und ihres Eigenthums die wichtigsten Plätze des häuslichen Bezirkes einnahmen. Auf ähnliche Weise verhielt es sich auch mit den Schutz- und Stammgöttern größerer Gemeinden und des Staates überhaupt. Nur einzelne Götterdienste, welche sich frühzeitig in abgesonderten Tempelgemeinden verselbständigt hatten, finden sich außerhalb der Orte, welchen sie als religiöse Vereinigungspunkte dienten. Sonst umfaßte in der Regel die Burg die ältesten und heiligsten Culte der Gottheiten eines Volkes, und wenn sich dann am Fuße dieser Burg für die Versammlung und den Verkehr der Bürger ein Markt bildete, so prägte sich auch diese Bestimmung wieder in Gottheiten aus, deren Heiligthümer um den Markt herum lagen und sich von jenen nur dadurch unterschieden, daß sie die jüngeren und in so ferne allerdings mehrfach den angeeigneten Culten gewidmet waren.

Auch der Idee des Rathhauses entsprachen besondere Götter, unter denen wieder Hestia als Personification des heiligen Staatsheerdes und seines ewigen Feuers keine der geringsten ist. Auf dem-

selben Wege mußte sich die Vergötterung und Verehrung über solche örtliche Erscheinungen erstrecken, deren Unverletzlichkeit zu den Voraussetzungen jedes geordneten Bürger= und Staatslebens gehört. Es konnte aber auch ein besonders gegebener Umstand oder eine historische Thatsache Anlaß werden, eine Verehrung vorzugsweise oder ausschließlich an eine bestimmte Stelle zu knüpfen.

Zu diesem örtlichen Charakter des griechischen Cultus gesellte sich aber schon frühe als zweytes Element der Anthropomorphismus und erweiterte nicht nur die unmittelbare Anbetung der Gottheit in der Natur zu einer Menge von Gebräuchen, sondern wirkte durch die örtlichen Veranstaltungen, welche zu diesem Ende nöthig wurden, auch auf jene dergestalt zurück, daß wohl nur wenige Cultusstätten ohne menschliche Zuthat blieben, und namentlich ohne Altäre selbst den Begriff einer Gottesverehrung zu fassen fast unmöglich schien. Opfer und Gaben waren die einfachsten Wege, auf denen die Griechen, welche die Gottheit nach sich beurtheilten, ihre Gunst zu gewinnen oder ihren Zorn abzuwenden suchten, und auch da, wo nur die Oertlichkeit als solche zur Verehrung einlud, ihr Gebet unterstützten. Dazu aber bedurften sie äußerlicher Mittel, deren Zeichen und Ueberbleibsel schon ohne alle Absicht eben so gut, wie die Naturbeschaffenheit selbst, den Ort als einen heiligen erkennen ließen. Je häufiger sich nun schon von alter Zeit an dieser Cultus gerade als Brandopfer gestaltete, desto charakteristischer mußte die Feuerstätte, auf welcher dieses dargebracht wurde, zum Merkzeichen eines Cultus=Ortes werden. Man darf als Regel annehmen, daß, gleichwie kein Tempel ohne Bild, so auch kein eigentliches Cultusbild leicht ohne Tempel oder sonstiges Obdach war. Anfangs vertraten verschiedene Symbole, welche auf die Natur der göttlich verehrten Objecte hindeuteten, die Stelle von Bildern, von welchen sie erst später, als man die Götter in menschlicher Gestalt sich dachte, zurückgedrängt wurden. Für den Bilderdienst blieb das Tempelhaus stets die Hauptsache, so daß selbst der Altar im Verhältniß zu demselben in untergeordneter Stellung erscheint. Nur die Opfer wurden großentheils außerhalb desselben verrichtet; die Anbetung dagegen richtete sich direkt an das Bild, das im Hintergrunde des Hauses stand. Auf die Weltgegend, nach welcher Bild und Altar stand, ward natürlich großes Gewicht gelegt, da bey den Lichtgöttern die Richtung nach Osten, wo die Sonne am Himmel sich erhebt, ursprünglich nothwendiges Erforderniß war. Wie den Königen der heroischen Zeit, so theilte der Anthropomorphismus den Göttern abgesonderte Ländereyen zur Nutzung und auserlesene Theile der Kriegsbeute oder sonstigen Gewinnes als Ehrengaben zu. Auch nahmen die Tempel nicht selten die Schätze ihrer Staaten unter ihre Obhut, und wurden auch in sonstiger Hinsicht die Sammelplätze des Ausgezeichnetsten und Merkwürdigsten, was die künstlerische Thätigkeit der Nation hervorbrachte oder das alle übrigen Rücksichten vereinigende patriotische Interesse der Aufbewahrung werth hielt.

Nicht leicht unternahm der Grieche der guten Zeit etwas Wichtiges ohne Gebet. Der Betende pflegte die Hände nach der Gegend auszustrecken, wo man die Anwesenheit und den Sitz der Gottheit sich dachte, also in der Regel gegen Himmel, nur bey Gottheiten des Meeres streckte man sie vorwärts, und wer Unterirdische anrief, schlug die Erde oder stampfte mit den Füßen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Um aber beten und der Gottheit überhaupt nahen zu dürfen, war die erste und nothwendigste Bedingung Reinheit, und wie es sich von selbst verstand, daß die heiligen Orte mit allen ihrem Zubehör vor jeder Verunreinigung bewahrt blieben, so gingen auch jedem Gebete oder Opfer in der Regel Waschungen und Reinigungen voraus, welche sich nicht nur über die Person des Betenden, sondern namentlich auch über seine Kleider und die Geschirre, deren er sich bedienen wollte, erstreckten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Demosthenis oratio in Aristocratem. Graeca emendatiora edidit, apparatu critico, collatione codicis Parisini Sigmatiae denuo instituta, prolegomenis, commentario perpetuo atque indicibus instruxit Ernestus Guilelmus Weber, Weissenseas, Ph. Dr. et Prof. ill. Gymn. Wimarensis. Jenae in bibliopolio Croekeriano. MDCCCXLV. 8. XVI und LXXXIV und 588 Seiten.

Durch Böhnecke's „Forschungen" wurde sicher das Studium des Demosthenes wieder vielfach angeregt, und eine tüchtige Bearbeitung der hauptsächlich in die Zeitgeschichte einschlägigen Reden kann nur willkommen seyn. Einem solchen Bedürfnisse entgegenzukommen beabsichtigt Hr. E. Wilh. Weber, welcher den Plan hat, die größeren Reden des Demosthenes herauszugeben, und hiebey mit der Aristocratea den Anfang machte, worauf zunächst die Timocratea und dann de falsa legatione folgen soll.

Hr. W. zeigt in der vorliegenden Ausgabe, daß er des vorhandenen Materials mächtig ist und den Demosthenischen Sprachgebrauch kennt. Was zunächst den Text betrifft, so legte Hr. W. im Ganzen den Dindorfischen zu Grunde, in den kritischen Noten aber finden sich die variae lectiones der Aldiner, Herwagischen, Felicianischen, Venetianer (Paul. Manutius), Pariser (a. 1579), Hier. Wolfischen Ausgabe, dann die handschriftlichen Varianten nach Reiske, Schäfer und Bekker (die Abweichungen der Zürcher und der Voemel'schen Ausgabe bilden einen eigenen Appendix), und, was ein ganz besonderes Verdienst Hrn. W.'s ist, eine neue vollständige und genaue Vergleichung der bekannten von Bekker mit Σ bezeichneten Pariser Handschrift. Wenn nun aber Hr. W. in Bezug auf letztere (p. VIII) sagt: exemplar antiquum, ex quo descriptus est, compluribus locis corruptum fuisse puto, et grammaticus, qui eo usus est, ipse ingenio suo et scientia fretus, saepe obliterata et depravata ambitiosis suis commentis explevit et correxit copiamque dicendi et elegantiam non raro ut verbositatem ineptam et inutilem insectans, ita oratorem meliorem et fortiorem facere voluit; in nonnullis etiam errore lapsus est, — so scheint uns hiemit ziemlich aller Boden zu schwinden, denn worin liegt dann ein zwingendes Merkmal, irgend eine Variante nicht auf Rechnung der Genialität des Abschreibers zu setzen, selbst wenn sie mit dem übrigen Sprachgebrauche des Schriftstellers übereinstimmt? Allerdings geben wir gerne zu, daß an manchen Stellen die Leseart, welche der Codex Σ gibt, nicht aufgenommen werden kann, und daß Funkhänel wohl oft zu weit gieng, aber solches sind Stellen, wo unseres Erachtens in keiner der vorhandenen Handschriften das wirklich Demosthenische zu finden ist, so daß es dann, indem jenes dritte Unbekannte nicht divinirt werden kann, doch wieder erlaubt seyn dürfte, einstweilen die Leseart der übrigens besten Handschrift in den Text zu setzen. Doch hierüber hat ja Hr. W. dem Leser das eigene Urtheil nicht nur nicht abgeschnitten, sondern gerade

durch die vollständige Vergleichung erleichtert, und wir wollten hiemit nur andeuten, daß Hrn. W.'s Grundsatz für Constituirung des Textes nicht ganz allgemein anerkannt werden dürfte.

Der Rede selbst sind Prolegomena vorausgeschickt, welche vielleicht hätten kürzer gefaßt werden können, indem zunächst was pagg. I — IX über die Gliederung und vortreffliche Kunst der Rede gesagt wird, theils in den der Rhetorik gewidmeten Theilen des Commentars seinen gehörigen Ort fand, theils zu sehr an das quam belle, quam egregie dictum früherer Philologen erinnert; und wir glauben schwerlich, daß H. W. selbst Lust haben wird, bey künftiger Bearbeitung einer anderen Rede des Demosthenes diese ästhetischen Bemerkungen in der Einleitung abermals zu schreiben. — Ueber das Jahr, in welchem die Rede gehalten wurde, stimmt H. W. mit der Mehrzahl seiner Vorgänger (Taylor, Clinton, Ranke, Brückner, Böhnecke), welche Ol. CVII, 1 annahmen, überein. Hierauf wird über den Angeklagten, Aristokrates, und den Kläger, Euthykles, gehandelt und auf den politischen Stand der Dinge im Allgemeinen übergegangen. An dieß knüpft H. W. eine Untersuchung über Entstehung und Geschichte der Söldner-Heere an, welche in dieser Ausdehnung (pagg. XXIX — LIX) das Buch sehr vergrößert und dabey doch mit der Aristocratea nur in entfernterem Zusammenhange steht.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen von Dr. Karl Friedrich Hermann.

(Schluß.)

Die Bedeutung des Spruches, daß Geschenke das Walten der Götter, wie der Könige, bestimmten, konnte selbst die steigende Cultur trotz alles Widerspruches der Philosophen höchstens dahin ändern, daß die Gottheit gerade auf diese Art der Verehrung ein förmliches Zwangsrecht erhielt. Selbst Dankopfer waren in der Regel die Folge vorausgegangener Gelübde, die wenigstens als bedingte Geschenke gelten können, und eben daher kommt es, daß mehr oder minder jedes Opfer mit denselben Gebräuchen begleitet war, wie sie die Weihe als Erhebung eines Gegenstandes zu göttlichem Eigenthume forderte. Der wesentliche Unterschied zwischen eigentlichem Opfer und Weihgeschenk besteht nur darin, daß letzteres mehr die Bestimmung eines bleibenden Besitzes, sey es zum wirklichen Gebrauche oder zur sonstigen Verherrlichung oder Ergötzlichkeit der Gottheit hatte, während jenes nur den augenblicklichen Genuß derselben bezweckte, und deßhalb auch in der Regel sofort zerstört werden mußte.

Die hauptsächlichsten Opfer waren Thieropfer. Wenn wir berücksichtigen, wie sorgfältig man bey der Wahl derselben auf das Geschlecht und selbst auf die Farbe sah, und daß man für die Götter der Lichtwelt nur weiße nahm, während für die Unterwelt nur schwarze gewählt wurden, so können wir dem Hrn. Verf. nicht beystimmen, wenn er sich gegen die Ansicht derjenigen erklärt, welche in dem Opfer ein Symbol der Gottheit selbst erblicken. Wie der Hekate als Mondgöttin deßhalb Hunde geopfert wurden, weil der Hund Symbol des Mondes war, weßhalb auch Argos die Rinder des Sonnengottes (die Sterne) hütet, so möchten wohl auch andere Thiere, welche dieser oder jener Gottheit geopfert wurden, anfänglich bloß deßhalb gewählt worden seyn, weil irgend eine Eigenschaft oder ein Merkmal, durch das sie sich auszeichneten, zur Veranschaulichung irgend einer Kraft oder Eigenschaft dieses oder jenes Gottes diente. Vielleicht bezogen sich auch die Schweine, welche der Ceres, und die Böcke, welche dem Dionysos dargebracht wurden, ursprünglich auf die Natur dieser Götter, jenes auf die Fruchtbarkeit der Erde, dieser auf die zeugende oder schaffende Kraft des Lichtes.

Von dem Tanze, welcher schon in der Urzeit ein wesentliches Element des Cultus bildete, meint der Hr. Verf., daß der plastische Trieb des griechischen Volkes gerade in ihn den ganzen Ausdruck der religiösen Stimmung legte, welche das jedesmalige Fest in ihm hervorbrachte (S. 133). Wir vermuthen, daß derselbe anfangs ebenfalls eine sym-

bolische Bedeutung hatte, und die Bewegung der Lichtkörper versinnlichte, welche die Urzeit einen Tanz nannte, sowie die Musik sich auf die Harmonie derselben bezog, weßhalb noch in der spätern Zeit die Bewegung der Lichtkörper eine Sphärenmusik genannt und für die schönste Harmonie gehalten wurde. In der spätern Zeit konnte bey der Veränderung, welche die ganze Denk- und Anschauungsweise der Griechen erfuhr, diese ursprüngliche Bedeutung der Musik und des Tanzes bey dem Cultus um so weniger mehr erkannt werden, als beyde schon in der heroischen Zeit auch im Privatleben eine so hohe Bedeutung hatten, daß sie Homerus die Zierden des Mahles nennt. Dasselbe gilt von den Festspielen, welche anfangs zur Versinnlichung der Thaten und Eigenschaften der göttlich verehrten Objecte dienten, aber schon in der heroischen Zeit von einem ganz andern Standpunkte aus betrachtet wurden. Hätten sie vom Anbeginne an nicht eine symbolische Bedeutung gehabt, so würde man die Heiligkeit und Wichtigkeit, welche sie im Cultus einnahmen, sich wohl schwerlich auf eine befriedigende Weise erklären können. Uebrigens läßt sich nicht in Abrede stellen, daß zu diesen Spielen später, als man ihre Hinweisung auf die Natur der Götter außer Acht ließ, auch andere hinzutraten, die keine symbolische Bedeutung haben mochten. Selbst die Beschaffenheit der ältesten Kampfspreise spricht für unsere Ansicht.

So groß die Oeffentlichkeit war, welche sich der griechische Götterdienst in diesen und ähnlichen Veranstaltungen gab, so hielt doch auch die geschichtliche Zeit noch in einzelnen Culten das alte Prinzip der Isolirung und Abschließung gegen Außen wenigstens in so weit fest, daß sie den Zutritt und die Theilnahme an manchen der ältesten und heiligsten Festgebräuche zu einer Sache persönlicher Befugniß oder Begünstigung machte, deren Mißbrauch durch Verrath mit schweren Strafen bedroht war, uud in so fern sich zu diesem Ende solche Culte selbst in das Dunkel des Geheimnisses zurückzogen, wurden sie jenen öffentlichen Handlungen gegenüber als Mysterien bezeichnet. Nur so viel hatten die chthonischen Mysterien der besondern Symbolik ihrer Gottheiten gemäß voraus, daß sie nicht bloß, wie andere, die fromme Neugierde befriedigten, sondern auch einerseits die Theilnahme an ihnen von einer Reinheit und Entsündigung abhängig machten, die als eine Weihe des Lebens zu höherer Sittlichkeit gelten konnte, und dafür andererseits ihren Eingeweihten namhafte Vortheile, vorzüglich für den Zustand nach dem Tode in Aussicht stellten. Weit entfernt jedoch, damit ein tieferes Verständniß oder eine reinere Auffassung der gottesdienstlichen Mythen oder Gebräuche zu verbinden, wird auch ihr Geheimniß, wie das aller übrigen Mysterien, nach der Ansicht des Hrn. Verf. vielmehr in die eigenthümliche örtliche Färbung zu setzen seyn, welche jene Gebräuche und Mythen bey ihnen bewahrt hatten, wodurch sie von der dichterischen Mythologie des Volksglaubens wesentlich abwichen.

Dolmetscherin des göttlichen Willens war die Mantik oder Weissagung, bey welcher es zunächst darauf ankam, ob der Mensch den Willen der Götter durch unmittelbare Eingebung zu erfahren oder erst aus äußeren Zeichen künstlich zu erkennen suchte. Erst unter dem Einfluße apollinischer Religion, welcher noch ein oder der andere verwandte Cultus beygesellt werden kann, faßte der Begriff einer eigentlichen Verzückung Wurzel, in welcher die Gottheit selbst durch den Mund des von ihr Besessenen zu reden schien, während alle sonstige Weissagung bloß Zeichendeutung war. Nur im Traume läßt auch schon Homerus die Gottheit den Menschen sich unvermittelt offenbaren; doch unterwirft er auch diesen mitunter wieder kunstgerechter Auslegung. Der Quellen, aus welchen die griechische Zeichendeutung den Stoff ihrer Weissagung schöpfte, werden besonders vier gezählt: Vögel, Vorbedeutungen, Stimmen, Opfer, obgleich auch wieder bisweilen Einzelne den Namen der Mantik für sich allein in Anspruch nahmen. Die große Bedeutung, welche die Vögel und Opferthiere in dieser Hinsicht hatten, leitet man vielleicht am richtigsten aus der Beziehung ab, welche gewisse Vögel, Thiere und Bäume zu den Göttern hatten, weßhalb auch die Rosse des Achilles Sprache und prophetische Gabe besitzen und sogar ein Balken der Argo, welche ursprünglich das Schiff des von Westen nach Osten zurückkehrenden Sonnengottes

war, dieselbe Eigenschaft besitzt. Stimmen, welche unerwartet oder ohne vernehmbaren Ursprung das Ohr berührten, sowie Himmelserscheinungen und selbst körperliche Erschütterungen und mancherley Begegnungen in und außer dem Hause wurden als Folgen höheren Einflußes betrachtet, und deßhalb als Mittel zur Erforschung der Zukunft angesehen. Wie unter den Thieren besonders jene, welche die Natur der Lichtgötter versinnlichten, von welchen alle Enthüllung und Eröffnung der Zukunft abgeleitet ward, zur Weissagung geeignet waren, so knüpfte sich dieselbe unter den innern Theilen vorzugsweise an die Leber, welche die Alten als Sitz seherischer Gabe betrachteten. Ursprünglich konnte die Zeichendeutung von jedem Einzelnen geübt werden, und wenn sie gleichwohl im Besitze einer bestimmten Classe von Menschen erscheint, so sind diese nicht anders als jeder sonstige Kunstverständige zu betrachten, welcher eine gemeinnützige Beschäftigung zum Lebensberufe und Erwerbzweige macht. Nur in so ferne sich die Weissagung an eine besondere Oertlichkeit knüpfte, und mit dem Tempelcultus einer bestimmten Gottheit verbunden den Charakter eines Orakels annahm, ging auch sie in die Pflege und Vermittlung einer ansäßigen Priesterschaft über, die dann in der Regel auch die nöthige Auslegung übernahm.

Ungleich höher als die Zeichenorakel stehen die Spruchorakel des Apollo, welcher, wenn gleich selbst nur als Organ des gemeinschaftlichen Götterkönigs, doch allein die Macht zu haben schien, Menschen zu persönlichen Werkzeugen seiner Weissagung zu begeistern und deßhalb vorzugsweise solchen Orakeln vorstand, wo Männer oder Frauen im ekstatischen Zustande Worte hören ließen, die dann von den Vorstehern des Heiligthumes zu Sprüchen verbunden und auf vorgelegte Fragen angewendet wurden. Woraus jene Ekstase hervorging, läßt sich nicht mehr mit voller Sicherheit ermitteln, sie darf aber in keinem Falle bloßem Betruge beygelegt werden. Wenn je von absichtlichen Täuschungen die Rede seyn kann, so trifft dieser Vorwurf nur die Mittelspersonen, die aber auch dafür andererseits durch die große Weisheit entschädigten, mit welcher sie wenigstens in Griechenlands classischer Zeit die Auktorität ihres Gottes zu staatskluger und consequenter Leitung der öffentlichen und gottesdienstlichen Angelegenheiten des ganzen Volkes benützten, was namentlich von dem delphischen Orakel gilt. Keine geringe Stelle nahmen endlich die Traum- und Todten-Orakel ein, welche, wenn sie auch nicht die öffentliche Bedeutung der Spruchorakel genossen, doch von dem Aberglauben des gemeinen Lebens um so mehr gesucht wurden, als sie dem Fragenden ihre Offenbarungen noch unmittelbarer als jene mitzutheilen schienen.

So innig auch der Cultus alle Seiten und Aeußerungen des griechischen Lebens durchdrang, so lag es doch in der Natur der Sache, daß derselbe an bestimmte Zeiten und Gelegenheiten mit größerer Nothwendigkeit als sonst gebunden war, und dadurch selbst nur ein weiteres Bedürfniß des Einzelnen, wie der bürgerlichen Gesellschaft befriedigte. In so weit die Feste des griechischen Cultus nicht durch außerordentliche oder zufällige Umstände veranlaßt wurden, trugen sie ihre Zeitbestimmung mit um so größerer Nothwendigkeit in sich, je inniger der Zusammenhang war, in welchem wenigstens die ursprünglichen Gegenstände der alten Religion mit den wiederkehrenden Erscheinungen der äußern Natur standen. Dadurch wirkten sie mindestens eben so sehr auch auf die bürgerliche Zeitrechnung zurück, als sie ihrerseits von dieser bestimmt und geregelt wurden. Jedenfalls gab es nur wenige Feste, deren Zeitbestimmung geradezu als zufällig oder willkürlich betrachtet werden dürfte. Wir schließen diese Anzeige mit der Bemerkung, daß die äußere Ausstattung dieses in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werkes der Vortrefflichkeit des Inhaltes entspricht.

U.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Demosthenis oratio in Aristocratem.

(Fortsetzung.)

Den Beschluß endlich der Prolegg. (pagg. LX — LXXXIV) macht ein Wiederabdruck einer bereits im Jahre 1815 in Giessen gedruckten Abhandlung von Rumpf de Charidemo Orita mit Hinzufügung einzelner Bemerkungen des Herausgebers. Während aber so einmal der unangenehme Eindruck eines Aggregates entsteht und Manches unnütz an zwey oder drey Stellen gesagt werden muß, so ist besonders Rumpf's Schrift in der neuesten Zeit durch Rehdantz's Buch de Iphicratis vita überflüßig geworden.

Der Commentar ist so eingerichtet, daß den einzelnen Theilen der Rede immer eine Angabe der rhetorischen Gliederung und ein guter Auszug vorausgeschickt wurde, so daß es dem Leser leicht wird, den Gang der Rede zu verfolgen; dabey ist auch die gehörige Rücksicht auf die rhetorische Theorie genommen, vielleicht etwas zu wenig auf Anaximenes. Hierauf läßt Hr. W. immer, besonders bey den φονικοὶ νόμοι, die Erörterung des Sachlichen folgen, wobey wir nur mehr bestimmte Resultate, als Anführungen anderer Schriften gewünscht hätten. Besonders bey den Solonischen Gesetzen ist manches Buch citirt, aus welchem der Leser, wenn er es nachschlägt, sich Nichts wird holen können. Die Masse der übrigen Noten bezieht sich auf einzelne Worterklärung, Sprachgebrauch und Grammatisches.

Wir wenden uns nun zur Besprechung einzelner Stellen. Im Argum. II ist in den Worten Εὐθυκλῆς δέ τις Θάσιος τὸν δῆμον Hier. Wolf's und Markland's Verbesserung Θριάσιος schon wegen des Zusatzes τὸν δῆμον sicher aufzunehmen, und was H. W. sagt, Euthykles sey wohl aus Thasos gewesen, habe aber in Athen das Bürgerrecht erhalten, bleibt nur Vermuthung und ist durch den Verkehr zwischen Athen und Thasos gewiß nicht bewiesen. Auch hätte der Verfasser des zweyten Argumentes diese Einbürgerung des Euthykles in Athen als zum Verständniß unentbehrlich nothwendig angeben müssen. — §. 1 vertheidigt H. W. richtig in den Worten ὑπὲρ τοῦ Χεῤῥονήσου die Präpos. ὑπὲρ gegen Schäfer's Vorschlag περὶ, und gibt zahlreiche Belegstellen für den an dieser Stelle vorkommenden Wechsel der Präpositionen. — §. 2 hätte wenigstens ebensogut als auf Cic. Top. auf Aristot. Top. II hingewiesen werden sollen, wo ausführlich über die Beweise ἐκ τοῦ συμβεβηκότος gehandelt wird. — §. 6 und 7 gehören nicht mehr zum exordium, wozu sie H. W. noch rechnet, indem er glaubt, es sey hier benevolentia sumpta a personis adversariorum, sondern sie bilden die πρόθεσις τοῦ πράγματος, an die sich gleich eng die narratio anschließt. Das sehr auffallende ἵν' εἰδῆτε (§. 7), welches von einem hypothetischen Satze abhängt, übergeht H. W. mit Stillschweigen; entweder ist εἴδειτε oder ᾔδειτε zu lesen. — Ebenso blieb die Schwierigkeit, welche §. 15 in der Lesart aller Handschriften τῷ δ' ἐνὶ πράττοντι τὴν ἀρχὴν liegt, unerkannt, wir glauben, daß auf keine andere Weise ein genügender Sinn erreicht wird, als wenn man τῷ δὲ τῷ ἐνὶ πράττ. τ. ἀ. liest,

wo dann ὁ εἷς Kersobleptes und ὁ (αὐτῷ) πράττων τὴν ἀρχὴν Charidemus ist. — §. 17 haben die Handschriften τούτων ἄν ἐστι ὁ τὸ ψήφισμα φοβηθεὶς, Cod. Σ aber τούτων ἄν τις ἐστιν ὁ τ. ψ. φ., welches τις auch die älteren Ausgaben geben, die außerdem εἴη statt ἐστι lesen; δή, was Σ in marg. hat, hält H. W. mit Recht für Conjectur eines gelehrten Lesers, aber nicht können wir mit der Verwerfung des ἐστι und der Aufnahme von εἴη übereinstimmen, welches ebenso bloß Conjectur ist; entweder ist ἄν ganz auszuwerfen, oder wohl besser mit den Participien φοβηθεὶς und φυλαξάμενος zu verbinden, bey welchen ein ἄν nöthig ist, aber dort aus Rücksichten auf den Satz-Accent nirgends einen Platz fand, daher es an den Anfang gerückt wurde. — Zu τρία ἐπιδεῖξειν hätte außer Hermog., Aut. ad Her., und Cic. besonders Anaximenes angeführt werden sollen, der Cap. 2 und 32 diese Eintheilung vorschreibt. Auch zu δέομαί τε καὶ ἀξιῶ, welche Redefigur nicht ἀξίωσις, sondern αἴτημα heißt, ist die Hauptstelle bey Anax. cap. 19 zu finden, wie überhaupt diese ganze Stelle des Demosth. eine der schönsten und ganz nach der Theorie gemacht ist. — §. 22, wo bestimmt ausgesprochen ist, daß bey Vergiftungen der Tod des Vergifteten erfolgen mußte, wenn die Klage unter dieß Gesetz subsumirt werden sollte, hätte auf Lys. d. caed. Eratosth. hingewiesen werden sollen. — §. 26 lassen in den Worten τὴν βουλὴν δικάζειν ἔγραψε, καὶ οὐχ' ἅπερ ἂν ἁλῷ, παθεῖν χρή, εἶπεν die meisten Handschriften χρή weg; Σ hat bloß: τ. β. δ. ἔ. καὶ οὐχ ἅπερ ἂν ἁλῷ εἶναι, was sehr wahrscheinlich das richtige ist; Funkhänel freylich, der zwar auch so lesen will, erklärt den Infin. ganz falsch durch die Auflösung καὶ οὐκ ἔγραψε εἶναι, ἅ ἐστιν, ἂν ἁλῷ, worüber H. W. mit Recht sagt: ea tantum motis extundi machinis potest; aber nur hätte darum nicht die ganze Lesart verworfen, sondern deren richtige Erklärung erkannt werden sollen. Es ist ja doch klar, daß der Infin. völlig derselbe ist wie §. 53 und §. 60 ἐφ' οἷς ἐξεῖναι κτεῖναι, §. 74 γράφουσι, καὶ διορίζουσι σαφῶς ἐφ' οἷς ἐξεῖναι ἀποκτιννύναι, c. Leptin. §. 158 ἔθηκεν ἐφ' οἷς ἐξεῖναι ἀποκτιννύναι, und besonders c. Nausim. §. 5 τοῦ νόμου σαφῶς λέγοντος ἕκαστα ὧν μὴ εἶναι δίκας, — daß es mithin nur ein in die oratio obliqua gesetzter Relativsatz ist und denselben Sinn hat wie καὶ οὐκ ἔγραψεν ἅ ἐστιν, ἂν ἁλῷ. — Durchaus richtig erklärt H. W. die Worte (§. 28) τοὺς δ' ἀνδροφόνους ἐξεῖναι ἀποκτείνειν ἐν τῇ ἡμεδαπῇ καὶ ἀπάγειν durch: utrumque igitur et ἀποκτείνειν et ἀπάγειν licuit, illud tamen non privato homini, sed solis magistratibus neque prius, quam alterum aut ab ipsis aut ab aliis factum erat. — Warum §. 48 die Lesart der besten Handschriften γράψαι für das gewöhnlichere προσγράψαι gerade incuria oder casu entstanden seyn müsse, sehen wir nicht ein; im Gegentheile scheint γράψαι durch das nachfolgende γράφοντα dem Satze eine eigenthümliche nicht zu verwischende Kraft zu verleihen. Ebenso wenig wird es nothwendig seyn im folg. §. in der Auslassung von οὐ μόνον, woburch, wie H. W. selbst gesteht, die Rede pressior et gravior et fortior wird, ebendarum die verbessernde Hand eines gelehrten Abschreibers zu sehen. — An der höchst schwierigen Stelle §. 51 φόνου δὲ δίκας μὴ εἶναι μηδαμοῦ κατὰ τῶν τοὺς φεύγοντας ἐνδεικνύντων ἐάν τις κατίῃ ὅποι μὴ ἔξεστιν gibt H. W. natürlich mit Beybehaltung des ἐνδεικνύντων die wohl einzig mögliche Erklärung: poenam in eos fuisse legibus statutam, qui homicidii causa exulantem temere abduxissent et vexassent: cuius poenae immunem legem hanc eum esse velle, qui simpliciter ἐνέδειξε: nec φόνου δίκας contra eum vim habere; id est, poenas, quae de caede illis irrogarentur, qui aliquem ut homicidam temere abduxissent. Die Anknüpfung durch φόνου δὲ δίκας μὴ εἶναι wird durch die Annahme erklärt, daß diesem Gesetze in den ἄξονες ein anderes vorhergegangen sey, quae constitueret caedis actionem in eum, qui homicidam abducendo vel vulnerasset vel interemisset vel quocunque modo causa internecionis eius fuisset. — §. 53 hätte bey den Worten πάλιν, ἂν ἐν πολέμῳ, φησὶν, ἀγνοήσας darauf aufmerksam gemacht werden können, daß aus der Auslassung von ἐν ὁδῷ καθελὼν folgt, daß hier wenigstens der νόμος nicht aus den Worten des Demosthenes erst construirt wurde. — §. 56 kön=

nen wir das starre Festhalten an der handschriftlichen Lesart φίλους nicht billigen, und die von H. W. beygebrachten Parallelstellen haben uns nicht überzeugt, indem φιλίους zu lesen nicht bloß durch den Gegensatz τοῖς πολεμίοις geboten scheint, sondern auch dadurch, daß in den gleichfolgenden Worten die beste Handschrift φιλίων hat, ein neuer Grund hinzutritt; auch paßt hier der Bedeutung nach nur φίλιος, welches bey weitem nicht mehr die ethische Tiefe hat wie φίλος, sondern mehr den bezeichnet, der eben nicht feindselig ist, der in einem concreten Falle, vorübergehend, freundschaftlich sich zeigt. — Wenn §. 60 H. W. für die Worte κἂν δικαίως, die in den besten Handschriften fehlen, darin eine Stütze sieht, daß sie unten (§. 76), wo über das Δελφίνιον gehandelt wird, vorkommen, so glauben wir, daß richtiger eben daraus geschlossen wird, daß in jenen Handschriften, in welchen die Worte sich finden, sie aus der späteren Stelle eingesetzt sind. — §. 63 ist οὐ κρίσις nothwendig zu streichen schon wegen der kurz vorhergehenden Aufzählung καλεῖσθαι, μαρτυρεῖν, διόμνυσθαι, die jetzt vollkommen gleich wiederkehrt in κλῆσις, μαρτυρία, διωμοσία; und wenn wir auch Hrn. W. die Bedeutung von κρίσις als legitima apud indices actio, cognitio, durch die derselbe die Worte halten will, zugeben würden, — was wir jedoch in solcher Verbindung immer für unstatthaft halten —, so könnte doch κρίσις weder in diesem noch in dem gewöhnlichen Sinne hier stehen, indem gerade von der κρίσις bereits im Obigen gesprochen ist, während hier nur noch die processualischen Momente zu betrachten übrig waren. — §. 65 interpungirt H. W. falsch: τὸ ἐν Ἀρείῳ πάγῳ δικαστήριον, ὑπὲρ οὗ τοσαῦτ᾽ ἔστιν εἰπεῖν καλὰ παραδεδομένα καὶ μυθώδη, καὶ ὧν αὐτοὶ μάρτυρές ἐσμεν, woraus auch die schiefe Erklärung: παραδεδομένα sunt a maioribus fando tradita, μυθώδη ea, quae ad fabulosam aetatem pertinent, folgt. Das Comma ist nach παραδεδομένα zu setzen, welcher Begriff (entsprechend dem κεκριμένον des Anaximenes) durch καί — καί in das μυθῶδες und das Selbsterlebte eingetheilt wird. — §. 66 hätte für die Benützung der Orestes-Sage als locus communis die Stelle aus pro Milone angeführt werden können. — §. 70 behält H. W. die vulgata: καὶ πρῶτον μὲν παρ᾽ ἓν τοῦτο τὸ δικαστήριον καὶ παρὰ τοὺς γεγραμμένους νόμους καὶ ἄγραφα νόμιμα τὸ ψήφισμα εἴρηται mit gänzlicher Verwerfung der in Σ und anderen guten Codd. erhaltenen Lesart κ. πρ. μ. παρ᾽ ἑνὸς τούτου δικαστηρίου κ. τ. λ. Daß der Genit. mit παρὰ ohne Sinn ist, versteht sich von selbst, aber auch die vulgata läßt keine genügende Erklärung zu, indem immer die νόμοι und ἄγραφα νόμιμα zwecklos nachhinken. Die Spur wenigstens des richtigen ist auch hier in Σ zu finden, denn streicht man nur παρ᾽ und läßt den Genit. τούτου τοῦ δικαστηρίου von νόμους und νόμιμα abhängen, so ergibt sich ein trefflicher und wie es scheint der einzig mögliche Sinn. — §. 72 vertheidigt H. W. das handschriftliche αἰδέσηταί τινα durch die Erklärung: donec aliquem cognatorum impleverit reverentia sui, id est, ad ignoscendum permoverit; der Zusatz aber: forsitan addas licet „per alios," veluti ephetas, quum homicida exul ipse non posset exorare cognatos, ut sibi ignoscerent —, zeigt, daß H. W. selbst den Punkt fühlte, an dem seine Erklärung leidet und wohl auch scheitern muß, selbst wenn die transitive Bedeutung des Mediums zugegeben würde. Es dürfte wahrscheinlich doch Nichts anderes übrig bleiben, als αἰδέσηταί τις zu lesen. — §. 74 hätte zu οὐ γὰρ ἂν τά γε μὴ δίκαια θεοὺς ψηφίσασθαι κ. τ. λ. auf Aristot. Rhet. II, 23 hingewiesen werden können, wo von dem ἐνθύμημα ἐκ κρίσεως gehandelt wird. — §. 76 scheint Hr. W.'s Vertheidigung der Worte τῇ τύχῃ, daß μετειληφότα τῇ τύχῃ soviel sey als εὐτετυχηκότα, nicht zu genügen, denn immer bleibt der fatale Begriff des Zufalles, und selbst wenn man es von dem Glücke, ein Mensch zu seyn, versteht, ist diese Betrachtung hier unendlich nüchtern. Was Schäfer vorschlägt, τῇ ψυχῇ, scheint nicht griechisch zu seyn. Ob die Worte zu streichen seyen, oder durch etwas ganz anderes zu ersetzen, wagen wir nicht zu entscheiden. — §. 77 scheint eine der Stellen zu seyn, wo in den Worten τὴν δ᾽ ἐπὶ τῷ προτέρῳ φόνῳ φυγὴν ὑπέχει weder Σ noch irgend eine Handschrift das richtige hat; statt φυγὴν nämlich, was die meisten Codd. und

Σ haben, und auch H. W. aufnahm, steht in der Minderzahl δίκην. Uns scheint keines von beyden richtig und bloß τὴν δ' ἐπὶ τῷ προτέρῳ φόνῳ ὑπέχει zu lesen, wozu dann δίκην aus dem ersten Gliede des Satzes zu ergänzen ist. — §. 79 streicht H. W. mit Recht die Worte εὐθὺς πρὸ δίκης, die in den besten Codd. fehlen. — §. 91 hätte auf die Figur des κατὰ ῥητὸν καὶ κατὰ διάνοιαν hingewiesen werden können. — §. 94 gibt Σ: εἰ μὲν γὰρ μηδεὶς ἄλλος ἦν, ὅστις ἤμελλεν ὁμοίως τούτῳ . . . . γράφειν, ἴσως ἂν ἦν τοῦτο, während die übrigen Handschriften ἴσως ἂν ἧττον ἦν δεινὸν oder ἴσως ἂν ἧττον ἦν τοῦτο haben. Entschieden ist hier in Σ das richtige, und wenn H. W. dagegen sagt: probaret igitur aliqua ex parte eius auctoritatem; at num talia apte dicere ei licuit summa ope in antecedentibus molienti, ut psephisma contra leges esse ostenderet? so ist zu bemerken, daß gerade in der Concession, die der Redner durch die Worte ἴσως ἂν ἦν τοῦτο („so ginge das noch an") macht, eine weit stärkere Kraft der Argumentation liegt, und die folgenden Worte νῦν δὲ ὄντων οὐκ ὀλίγων οὐχὶ καλῶς ἔχει μὴ λῦσαι τὸ ψήφισμα ἡμῖν haben nach Hr. W.'s Erklärung des ἴσως ἂν ἧττον ἦν δεινὸν keinen Sinn mehr. — Zu §. 96 γνώμῃ τῇ δικαιοτάτῃ hätte auf Arist. Rhet. I, 15 (ἀρίστῃ γνώμῃ) verwiesen werden sollen. — §. 107 versäumt H. W. anzudeuten, wie hier Demosthenes dem Philippus in den olynthischen Angelegenheiten offenbar Recht giebt, indem er doch eigentlich sagt: „nachdem ihnen Philippus so viel Gutes gethan, gingen sie doch so schändlich mit ihm um." — §. 116 vertheidigt H. W. mit Recht gegen Bekker und Schäfer die Lesart der Mehrzahl der Codd. ἂν ἐμοὶ πεισθῆτε (gegen die andere ἂν μὴ πεισθῆτε), hingegen §. 117 ist nach Bekker's Vorschlag nothwendig μὴ βούλεσθε zu lesen, indem die für das handschriftliche μὴ βουλήσεσθε von Hr. W. aus Aristoph., Soph. und Eurip. beygebrachten Beyspiele nicht ausreichen, um einen solchen Gebrauch des μὴ auch für Demosthenes und dazu für diese einzige Stelle zu rechtfertigen. — Zu §. 122 hätte wohl Aristot. Rhet. II, 13, wo die Lehre φιλεῖν ὡς μισήσοντες καὶ μισεῖν ὡς φιλήσοντες dem Bias zugeschrieben wird, und die mit des Demosth. Worten ganz gleichlautende Stelle bey Soph. Aj. v. 679 angeführt werden sollen. — §. 136 scheint uns in den Worten οὗτος δ' ὡς ἀληθῶς τίνος ἂν καὶ λόγον σχοίη μή τινος Χαρίδημον ἀποστερήσῃ die Beybehaltung des zweyten τινος immer noch eben wegen des ersten bedenklich. — §. 141 hält H. W. zwar mit Recht ἔν τισι καιροῖς καὶ χρόνοις gegen Reiske, welcher καὶ χρόνοις streichen wollte, aber unrichtig scheint zu seyn, wenn zur Erklärung es heißt: bene ea explicaverat Hier. Wolfius: ἔν τισι καιροῖς propter tempora, quia res ita vestrae postulabant: ἔν τισι χρόνοις ad tempus praeteritum refertur, quod certum non exprimitur. Χρόνος dürfte wohl in dieser Zusammenstellung bereits bey Demosthenes die Bedeutung „Jahr" haben, in der es bey Späteren überhaupt vorkömmt, worüber verglichen werden kann Valcken. Diatr. p. 135. — §. 143 löst H. W. die bisherige Schwierigkeit in ἐξεδίδοτ' ἂν sehr einfach dadurch, daß er ἐξεδίδοτ' als zweyte Person Pluralis nimmt. — Ebenso richtig tilgt H. W. §. 164 ποιῆσαι nach τὸν ὡς ἀληθῶς ἁπλοῦν καὶ φίλον. Hingegen genügt §. 165 die Erklärung von διήγαγεν ἡμᾶς (al. ἡμῖν) πολεμῶν perpetuo nos bello petiit nicht, denn dadurch ist die grammatische Schwierigkeit nur verhüllt, nicht gelöst. Vielleicht ist ἡμᾶς zu streichen, und durch geänderte Interpunktion die Verbindung der Worte in folgender Weise herzustellen: ἀλλὰ τὸν μὲν ἄλλον ἅπαντα χρόνον μῆνας ἑπτὰ διήγαγεν πολεμῶν ἐκ προφανοῦς, ἐχθρὸς ὢν καὶ οὐδὲ λόγον φιλάνθρωπον διδούς. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein. Leipzig 1844.

Die vorliegende Schrift soll ein Versuch seyn, „die Grundzüge der Ethik in dem Sinne darzustellen, in welchem die Alten sie behandelten, bevor die doppelte Abtrennung des Rechtlichen von dem übrigen Sittlichen, des Naturrechts von der Moral und der Verhältnisse des Privatlebens von denen des öffentlichen für die Bedingung einer richtigen Lösung der hierher gehörenden Aufgaben angesehen zu werden begann.“ Indessen so sehr der Verfasser mit diesem Postulat, daß das Recht auf ethischem Grunde wurzele, mit den Alten übereinstimmt, so ist doch durch diese übereinstimmende Ansicht vom Verhältniß des Rechtes zur Sittlichkeit eine Behandlung dieser Wissenschaft im Sinne der Alten noch nicht erreicht.

Im Sinne der Alten hat der Hr. Verfasser die Ethik nicht behandelt, vielmehr die antike Darstellung der Ethik in wesentlichen Punkten mißverstanden. Mißkannt und mißdeutet hat er sie im Allgemeinen dadurch, daß er die von Schleiermacher der Kritik der Ethik zu Grunde gelegte, nur formelle Eintheilung der Ethik in Pflichtenlehre, Tugendlehre und Güterlehre als das herrschende und einzige Princip für die Beurtheilung der ethischen Systeme gefaßt hat. In Wahrheit sind Pflicht, Tugend und sittliches Gut nur drey Gesichtspunkte der Betrachtung, welche den drey wesentlichen Momenten jeder sittlichen Thathandlung entsprechen, dem Sittengesetz, der sittlichen Kraft und dem sittlichen Zwecke: jeder Act des sittlichen Lebens kann als Pflicht, als Kraft und als sittliches Gut betrachtet werden. Es kommt also für die Beurtheilung der ethischen Systeme nicht auf diesen formellen Unterschied an, sondern auf das reale, metaphysische, geistige Princip. Die specifische Eigenthümlichkeit der ethischen Systeme beruht auf dem Gehalte des von ihnen aufgestellten Gesetzes, auf dem Inhalt der von ihnen geforderten Zwecke, auf der Realität des von ihnen geforderten Tugendideales. Epikureismus und Stoicismus unterscheiden sich nicht dadurch, daß jener ausschließlich Güterlehre wäre, sondern beyde sind eben sowohl eine Lehre von der Pflicht, als auch eine Lehre vom sittlichen Gute. Der Unterschied beyder Systeme liegt in ihrem metaphysichen Princip: bey Epikur die Glückseligkeit, bey Zeno die Selbstgenugsamkeit der Tugend.

Der Verfasser aber, von diesem formellen Unterschiede als vom wesentlichen Principe ausgehend, sieht in der Ethik der griechischen Schulen nur „das Schauspiel eines nicht zur Entscheidung gebrachten Kampfes zwischen Tugendlehre und Güterlehre.“ Ein solcher Kampf zwischen diesen beyden Principien ist der Natur der Sache nach gar nicht denkbar; wir können uns dieses Mißverständniß nur dadurch erklären, daß der Verfasser den Begriff des sittlichen Gutes in einem den Alten völlig fremden Sinne nimmt. Er sagt, daß Platons ἀγαθόν eine zwischen dem Begriff des Gutes und dem des Guten schwankende Zweydeutigkeit in sich schließe. Nun ist aber Platons ἀγαθόν der Begriff des Göttlichguten, des höchsten sittlichen Zweckes, nach dem der Urheber

der Welt wirket und der sittliche Mensch handelt; und überall in der antiken Ethik ist sittliches Gut identisch mit dem sittlichen Zweck, das Gute die Vollkommenheit unter dem Gesichtspunkt des Zweckes. *Τὸ οὗ ἕνεκα καὶ τὸ τέλος βέλτιστον*, sagt Aristoteles, und an einem andern Orte: *πᾶσα πρᾶξις τε καὶ προαίρεσις ἀγαθοῦ τινος ἐπίεσθαι δοκεῖ· διὸ καλῶς ἀπεφήναντο τἀγαθὸν, οὗ πάντα ἐφίεται.* Wenn der Verfasser Platons *ἀγαθόν* so mißdeutet, ist dieß ebenso, als wenn Herbart von Ciceros Buch de officiis sagt, der Titel sey das Verkehrteste an diesem Buche, weil es nicht von Pflichten, sondern von Tugenden handle. Als wenn officium nur die Pflicht bedeute: officium ist auch das Pflichtgebiet, das Pflichtverhältniß, die pflichtmäßige Handlung.

Es ist ferner ein großes Mißverständniß, wenn der Verfasser von Platon urtheilt, daß er zwar durch den Versuch einer strengen Scheidung des sittlichen Werths vom Glück, des ethischen von der Befriedigung der Begierde den ersten nothwendigen Schritt zur wahren Ethik gethan, aber dennoch den eigentlichen Gegenstand der ethischen Beurtheilung, das Wollen nämlich sammt dem daraus hervorgehenden Handeln verfehlt, oder wenigstens nur stillschweigend vorausgesetzt habe. Platon hat die richtige, die wahre Methode getroffen, hat die Darstellung der Ethik mit der Physiologie, die Metaphysik des Geistes in einer lebendigen Anschauung zusammenbegriffen: was Weisheit sey und Gerechtigkeit, was Tapferkeit und Mäßigkeit, was der denkende Geist, was der sittliche Geist vermöge, zeigt Platon in lebendiger Verbindung mit dem Wesen der sittlichen Gemeinschaft. Er hat gezeigt, wie der denkende Geist zur Weisheit werde, und der Wille zur sittlichen Charakterkraft, und wie die Gerechtigkeit das rechte Verhältniß sey zwischen dem natürlichen, sittlichen und denkenden Geiste. Wie können wir das Princip des Wollens da vermissen, wo der Wille mit dem Gedanken zugleich in seiner Bestimmung dargestellt ist, sittliche Weisheit und Kraft zu werden?

Ganz gegen die Natur und das Wesen des Geistes will der Verfasser die Ethik von der Psychologie und Metaphysik unabhängig und den Willen in seiner abstracten Vereinzelung zum Principe der Ethik machen. Das selbständige Princip der Ethik ist ihm die Thatsache, daß menschliche Bestrebungen und Handlungen unwillkührlich einer Beurtheilung unterliegen, die sich als ein Vorziehen und Verwerfen, als ein Billigen und Mißbilligen äußert. Als wenn diese Thatsache nicht selbst eine psychologische Erfahrung wäre, die auf metaphysischem Grunde beruht. In einem gewissen Sinne ist die Ethik die von jeder andern unabhängige, allein selbständige, alle andern wissenschaftlichen Principien in sich begreifende Wissenschaft, welche auch die wahre Psychologie und die wahre Metaphysik aus sich erzeugt; aber in diesem umfassenden, universellen Sinne nimmt sie ja der Verfasser nicht! Ist dem Verfasser die Ethik nicht die Wissenschaft der allumfassenden Idee des Guten, sondern nur die Lehre vom sittlichen Willen und der sittlichen Werthbestimmung, so bedarf er für seine Ethik der psychologischen und metaphysischen Begründung. Für seine Ethik bedarf er einer psychologischen Begründung des Willens, als eines Aktes im lebendig persönlichen Geiste; seine Ethik bedarf einer metaphysischen Grundlage für die sittliche Werthbestimmung.

Herbarts Axiom, daß die Grundbegriffe der praktischen Philosophie ästhetisch sind, ist auch des Verfassers Princip; Hartenstein folgt Herbart in der Begründung und Ausführung der Ethik, und es finden sich nur wenige principielle Abweichungen von der Herbart'schen Darstellung. Es wäre ein thörichtes Beginnen, die Ethik durch die Aesthetik im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu begründen, und dieser jene unterzuordnen. Mit Recht tadelt Schelling in seinen Untersuchungen über die Freyheit, wenn einer früher eine schöne Seele als eine vernünftige seyn, und lieber edel heißen, als gerecht seyn will; mit Recht tadelt er den Versuch, die Sittenlehre auf den Geschmack zurückzuführen, in so fern das Laster nur noch in einem schlechtern Geschmack begründet wäre.

In Wahrheit ist die Ethik die allgemeinere Wissenschaft, welche die Aesthetik unter sich begreift: die Schönheit ist in der Güte begriffen, das Schöne die Erscheinung des Guten. Wer im Sinne der Alten die Ethik behandeln will, muß am besten das wahre

Verhältniß des Schönen zum Guten erkennen, daß das Schöne sey um des Guten willen und durch das Gute; selbstgenugsame Vollkommenheit ist Schönheit. Probitas ist bey den Alten Tugend unter dem Gesichtspunkt des Sittengesetzes, virtus ist Tugend als Thatkraft, honestas ist Tugend als Selbstzweck, als Selbstbefriedigung, als Selbstgenugsamkeit.

Es wäre unrichtig zu behaupten, daß Herbart und Hartenstein in jenem von Schelling getadelten Sinne das sittlich Gute aus dem künstlerisch Schönen ableiten; denn sie verstehen unter dem ästhetischen Wohlgefallen, unter dem Geschmacksurtheil die allgemeine Werthbestimmung, die sowohl das Schöne als auch das Gute umfaßt. Aber eben deßhalb, weil es so sich verhält, bedarf die Hartenstein'sche Ethik, um dieses ästhetische und sittliche Urtheil zu erklären, um einen festen Grund und Haltung zu gewinnen, der psychologischen und metaphysischen Grundlage.

Wie bey Herbart, so zeigt sich auch bey Hartenstein ein Widerspruch der künstlerischen Form mit dem wissenschaftlichen Principe. Wer zuerst hört, daß diese Schriftsteller die Ethik auf die Aesthetik gegründet, oder beyde Wissenschaften aus einer höhern Einheit abgleitet haben, der wird voraussetzen, daß ihre Darstellung in hohem und kühnem Fluge über die gewöhnliche Form sich erhebe. Statt einer solchen freyen und künstlerischen Form findet der getäuschte Leser eine völlig poesielose Darstellung, die in ihrer trocknen Eleganz nicht selten bis zum Tone der Unterhaltung herabsinkt. Und zwar ist diese ermüdende Trockenheit bey diesen Schriftstellern nicht, wie bey andern, die Folge eines Mißbrauchs wissenschaftlicher Terminologien, sondern sie hat den entgegengesetzten Grund, sie folgt aus einem falschen Streben nach Popularität. Ein falsches Streben nach Popularität ist, wenn man den Menschen Nichts sagt, als was sich von selbst versteht, was alle schon wissen, wenn man ihnen Nichts zumuthet, als was sie ohnehin thun; wenn man sie so, wie sie sind, als vollkommen gelten läßt. Eine solche auf einer falschen psychologischen Voraussetzung vom Wesen

des Menschen beruhende Ethik ist nicht fähig, neue Aufschlüsse zu gewähren, neue Aussichten zu eröffnen, neue Kräfte der Menschheit zu wecken.

Des Verfassers psychologische Voraussetzungen sind nicht nur in seinen ethischen Postulaten eingeschlossen, sondern auch in einem längern Abschnitte über den Menschen, wie er sich in der Natur und in der Gesellschaft befindet, dargelegt. Aber diese psychologisch geschichtliche Darstellung umfaßt nur den geschichtlichen Charakter unserer Zeit; aus solchen Voraussetzungen über den einzelnen Menschen und die menschliche Gesellschaft können wir uns zwar den Menschen in den bürgerlichen Verhältnissen unserer Tage erklären, nicht aber den Grimm und die Trauer Achills, nicht Mosis Hoheit und Größe, nicht die Begeisterung göttlicher Propheten, nicht den Heldenmuth der Tugend. Auch in der Darstellung des „ethischen Organismus im menschlichen Leben“ und in der Darstellung der „ethischen Ideen“ herrscht ein solcher durch die beständige Beziehung auf die untergeordnetsten Lebensbedingungen zur Mittelmäßigkeit herabgestimmter Ton. Ja, Herbart und Hartenstein halten es für ein Verdienst ihrer Behandlung, daß sie überall zeigen, wie durch die untergeordnetsten von zeitlichen und örtlichen Bedingungen abhängigen Lebensverhältnisse, die höchsten Gesetze der Sittlichkeit beschränkt, die Zwecke der Tugend beeinträchtigt, die sittlichen Ideale verkümmert werden. Herbart nennt als die Momente, wodurch die sittliche Lebensweise bestimmt wird, ohne ihren ethischen Gehalt gehörig zu unterscheiden, die Beschäftigungen, die Gesinnungen, die Familienverhältnisse und die Dienstverhältnisse. Und auch Hartenstein wird nicht müde, daran zu erinnern, „daß es für den natürlichen Lauf des Wollens Hindernisse und Begünstigungen des sittlichen Fortschritts gäbe“ u. s. w.

So faßt er die Summe der sittlichen Postulate also zusammen. Der Einzelne soll „immerhin die sittlichen Vorbilder vor Augen habend und vor Allem bemüht, das Gemeine und Schlechte von sich abzuhalten, seine Thätigkeit auf seinen Kreis beschränken, dabey aber nicht der Rücksicht auf Andere

vergessen, die neben und mit ihm wirken, und der Unvollkommenheit der menschlichen Natur den Tribut zahlen, daß das an sich Werthlose und Unvermeidliche im Leben einen Theil seiner Kraft in Anspruch nehme." Denn durch dieses Alles, fährt Hartenstein fort, setze der Mensch sich und seiner Beziehung zum Ganzen nur Gränzen, „welche mit einem leeren Enthusiasmus unbesonnen überspringen zu wollen, ihn um die Möglichkeit der Präcision seines Handelns bringen würde." Was können Menschen mit starken Leidenschaften, mit schöpferischer Geisteskraft, mit großen und erhabenen Zwecken, was können solche mit diesem Präcisionsprincip anfangen, wie können sie diese Formel auf sich anwenden? Man sieht überall in des Verfassers Buch einen wohlwollenden und durch die Hoheit der Ideen gehobenen Sinn, der aber gleichsam absichtlich durch die Ueberschätzung der ideenlosen Wirklichkeit niedergezogen wird.

Für die Wissenschaft und für das praktische Leben ist es von Werth, daß der Verfasser seine Ideen ausgeführt und, was sein Princip vermöge, dargelegt hat; aber von der Aufgabe der Philosophie in unserer Zeit und namentlich von der ethischen Philosophie denken wir anders, als er. Wir theilen nicht die so sehr verbreitete Ansicht vom Wesen der Philosophie, die sich z. B. auch in Ritters Geschichte der Philosophie ausgesprochen findet, daß „die Philosophie nichts weiter will, als die Denkweise der Menschen in einem allgemeinen wissenschaftlichen Ausdruck zu fassen" — oder „den gegenwärtigen Standpunkt der menschlichen Bildung in wissenschaftlichem Bewußtseyn auszudrücken." Wir halten es für eine leere Phrase, wenn Hartenstein will, daß der Mensch der menschlichen Unvollkommenheit seinen Tribut zahle, eine Formel, die gefährlich werden kann in einer Zeit, in der jede sittliche Unwürdigkeit unter solchen Formeln sich birgt. Wir glauben, daß die Philosophie eine ganz andere Aufgabe habe, als wissenschaftliche Formeln für den gegenwärtigen Standpunkt der Bildung zu finden, daß sie vielmehr die Menschen auf einen höhern Standpunkt heben, sie edler und weiser machen solle. Nicht auf der Grundlage der beschränkten Vorstellungen und Zustände der Gegenwart darf die sittliche Weltanschauung beruhen, sondern sie muß, um die großen Thaten der Vergangenheit zu begreifen, und für die Zukunft der Menschen fruchtbar zu werden, auf der Erkenntniß des Ewigguten, des Göttlichguten beruhen.

Demosthenis oratio in Aristocratem.

(Schluß.)

§. 174. wird mit Recht Harpokrations Auctorität, welcher ἐκ προαγωγῆς für ἐκ προσαγωγῆς gibt, verworfen, und ἐκ προσαγωγῆς mit „nach Umständen" erklärt. — §. 184. berücksichtigt Hr. W. die Lesart des Cod. Σ, der ταῦτα μὲν δεῖ σκοπουμένους ἀπιστεῖν für die vulgata ταῦτα μέντοι δεῖ σκ. ἀ. gibt, gar nicht, während doch unseres Erachtens hier μέντοι nie stehen kann und der einzige Σ das richtige hat. — Auch ist §. 196 sqq. zu wenig auf die gleichlautende Stelle περὶ συντάξ., deren kleine Abweichungen, die ein bloßer Abschreiber nicht vorgenommen hätte, und die dortigen variae lectiones (wie §. 199 ἐδίδοσαν, wofür περὶ συντ. außer in Σ ἔνεμον steht) Rücksicht genommen. — §. 205 erhält πάτριον, so zweifelhaft es übrigens seyn mag, doch wieder eine Art Bestätigung durch die auf Cimon zu beziehenden folgenden Worte τὴν αὐτῶν ἐλευθερίαν. H. W. schlägt παροῦσαν vor, welches einerseits handschriftlich nicht wahrscheinlich ist, andrerseits dem Sinne auch nicht recht genügen will. — Endlich §. 214 ist der sehr auffallende Mangel allen Ueberganges vor περὶ μὲν δὴ nicht erwähnt.

So viel über einzelne Stellen. Wir bemerken nur noch, daß Druck (besonders die Lettern des Textes) und Papier nicht sehr zu loben sind. Besonders aber ist das Buch durch eine große Anzahl von Druckfehlern entstellt, deren bey weitem nicht vollständiges Verzeichniß drey enggedruckte Seiten füllt.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

I. **Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde**, oder das Wichtigste aus der Mineralogie und Geognosie für gebildete Leser aller Stände, insbesondere für Landwirthe, Forstmänner und Bautechniker. Von F. X. M. Zippe. Prag 1846. 396 S. 8.

II. **Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde.** Zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte. Theilweise nach Elie de Beaumont's Vorlesungen an der Ecole des mines, von Dr. C. Vogt. Braunschweig. 1846. erste Lieferung. 208 S. 8.

III. **Geologie** von A. Petzholdt. Zweyte durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipzig 1845. 645 S. 8. mit 68 eingedruckten Holzschnitten.

IV. **Grundriß der Geognosie und Geologie**, als zweyte Auflage der Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie, von Dr. Bernhard Cotta. Dresden und Leipzig. 1846. 428 u. 111 S. 8.

V. **Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie** von G. Bischof. Ersten Bandes erste Abtheilung. 352 S. 8.

Daß unter den verschiedenen Naturwissenschaften gegenwärtig die Geognosie und Paläontologie es sind, denen das größte Interesse zugewendet wird, davon geben die zahlreichen Schriften, die in unsern Tagen auf diesen beyden Gebieten erscheinen und die große Theilnahme, die sie finden, ein offenkundiges Zeugniß. In der That haben auch diese beyden, eng mit einander verbundenen Wissenschaften ungemein viel Anziehendes, indem sie nicht bloß den Verstand mit Erforschung eines an sich sehr interessanten Thatbestandes beschäftigen, sondern auch der Phantasie einen hinreichenden Spielraum gestatten, sich von längst hingeschwundenen Zeiten aus ihren hinterlassenen Denkmalen ein Gesammtbild zu construiren. Giebt nun dieser gewissermassen poetische Anstrich der Geognosie und Paläontologie einen eigenthümlichen Reiz, so ist doch auf der andern Seite nicht zu verkennen, wie die Gefahr nahe liegt, daß bey etwas zu lebhafter Einmischung der Phantasie Dichtung und Wahrheit in einer Art mit einander vermengt werden können, daß dadurch der richtige Gesichtspunkt mehr oder minder verrückt wird. Dieß hat die Geognosie, in so fern sie zur Geologie wird, seit der ersten Zeit ihrer Bearbeitung häufig zu erfahren gehabt, und auch gegenwärtig wieder hat sie durch übermäßiges Vorwalten der Phantasie in der Theorie des Vulkanismus Dichtung und Wahrheit in einer Weise durcheinander gemengt, daß letztere nicht selten zu Gunsten der ersteren beeinträchtigt wird. Indem durch die übergroße Majorität der Geologen die Fiction von einem feurigen Ursprung der Erde oder doch der meisten Gebirgsmassen zu einem Axiom, an dem nicht mehr gezweifelt werden darf, geworden ist, ist dadurch die ganze Anschauungsweise geognostischer Verhältnisse eine befangene geworden und sie kann eben deßhalb nicht mehr von solchen getheilt werden, die in jenem Axiom weiter nichts als eine

trügerische Fiction erkennen. Lange Zeit in unbedingter Geltung hat die vulkanistische Schule es nunmehr erlebt, Widerspruch gegen ihr ganzes System oder doch wenigstens gegen einzelne ihrer Satzungen erheben zu sehen, und obschon sie hierauf noch nicht ein sonderliches Gewicht zu legen scheint, ihre Stimmführer zum größten Theile sogar sich anstellen, als ob noch gar kein Protest erhoben worden wäre, so muß sich jene Schule doch allmählig herbeylassen, ihren Besitzstand gegen die immer zahlreicher und umfassender werdenden Angriffe in Vertheidigung zu setzen.

Unter den hier zur Anzeige gebrachten fünf geognostischen Werken tritt nur Nro. I. entschieden gegen die vulkanistisch-plutonische Theorie auf, indem Zippe ein Anhänger von Mohs ist, der, wie wir neulich nachzuweisen Gelegenheit hatten, mit der größten Entschiedenheit jene Theorie verwirft. Nro. II. und IV. stehen ganz auf dem Standpunkt der herrschenden Schule; auch Nro. III. nimmt denselben der Hauptsache nach ein, doch mit einigen erheblichen Concessionen an die Gegner. Nro. V. hat noch nicht Gelegenheit gehabt, über seine geologische Ansicht sich auszusprechen; aus anderweitigen Mittheilungen des Verf. weiß man indeß, daß er es im Wesentlichen ebenfalls mit der dominirenden Schule hält. Ueber das Charakteristische jeder dieser Schriften mögen nun einige nähere Angaben folgen.

Zippe's Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde ist Allen, welche eine praktische Uebersicht der Geognosie in Verbindung mit Mineralogie zu erlangen wünschen, wegen der klaren Darstellung und geregelten Anordnung sehr zu empfehlen. Sie theilt sich in vier Abschnitte. Der erste befaßt sich mit den geognostischen, mineralogischen und chemischen Vorbegriffen, indem er die Erdrinde nach ihren allgemeinen Verhältnissen, die Struktur der Felsmassen, die Unterscheidungsmerkmale und chemischen Eigenschaften der Mineralien, und den Zerstörungsprozeß und dessen Folgen auseinander setzt. Der zweyte Abschnitt beschreibt die Mineralien, aus denen die Gebirgsgesteine bestehen, sowohl nach ihren physikalischen als chemischen Eigenschaften. Der dritte Abschnitt ist der Betrachtung der Gebirgsgesteine selbst gewidmet, die in zehn Gruppen vertheilt werden, nämlich 1) Feldspathgesteine von körniger Struktur (Granit, Weißstein), 2) Hornblende-, Schillerspath- und Serpentin-haltende Gesteine, 3) Porphyrgesteine, 4) empyrodore Gesteine (Obsidian, Pechstein, Perlstein, Bimsstein und ihre Porphyre, Alaunfels), 5) Trapp- oder Augitgesteine, 6) Schiefersteine, 7) quarzige Gesteine, 8) thonige Gesteine, 9) kalkige Gesteine und 10) vulkanische Gesteine (Lava, vulkanischen Tuff, Traß). Der vierte Abschnitt schildert die wechselseitigen Verhältnisse der Gebirgsmassen in der Zusammensetzung der Erdrinde; hier ist es, wo der Verf. auch zur Besprechung der geologischen Theorie kommt und den Ansichten von Fuchs und Mohs hierüber ein eignes Kapitel widmet.

Zippe theilt ganz die Ansichten von Fuchs und Mohs und tritt demnach als entschiedner Gegner der vulkanistischen und plutonistischen Theorien auf. Auch im Einzelnen kann er sich denselben nicht anschließen. So z. B. verwirft er die Hypothese vom Metamorphismus, indem er sich auf Keilhau's und seine eignen Erfahrungen beruft; bezüglich der letztern äußert er sich S. 346 folgendermassen:

„Ganz ähnliche Erscheinungen (wie in Norwegen) finden sich in Böhmen in dem rings vom Schiefergebirge eingefaßten großen Granitplateau. Längs der 20 Meilen langen nordwestlichen Begränzung desselben mit dem Uebergangsgebirge findet man eine Menge Stellen, an welchen man die Berührung des Granits und Schiefers beobachten kann; nirgends findet sich eine Störung in der Struktur des letztern, ja der Schiefer unterteuft sogar fast überall den Granit, so daß dieser auf ihm und zwar auf einer stark geneigten Strukturfläche liegt. Bey Eule wechselt Granit und Schiefer einigemale; der erstere liegt parallel (als Lager) zwischen den Massen des letztern. Bey Losin unweit Nebilau und noch an andern Orten erscheinen Massen von Granit im Schiefer, ohne daß an den Zusammensetzungsflächen die geringsten Störungen in der Struktur des Schiefers vorkommen, welche einen gewaltsamen Vorgang bey der Bildung andeuten. In der großen Granitmasse selbst finden sich sowohl kleinere als auch einige sehr ansehnliche, auf mehrere Meilen ausgedehnte, ringsum von Granit begränzte Schiefermassen, in denen selbst wieder kleinere Massen von Granit vorkommen, an denen man insbesondere interessante Uebergänge beyder Gesteine in einander wahrnehmen kann. Die Struktur dieser isolirten Schiefermassen ist der der Hauptmasse des Uebergangsgebirges parallel."

Auch die plutonische Entstehungsweise der besondern Lagerstätten, namentlich der Gänge, findet Zippe nicht annehmbar (S. 386):

„Die Entstehung aller dieser besondern Lagerstätten läßt sich aus dem Krystallisationsprozeß der amorphen Materie, durch welchen die heterogenen Massen und Substanzen sich wechselseitig ausschieden und trennten, und dem gemäß jede besondere Bildung ihren eignen Raum suchte, auf eine einfache und naturgemäße Weise erklären. Bey jedem Krystallisationsprozesse äußern sich elektrische Erscheinungen; bey der Krystallisation der Gebirgsmassen mögen dergleichen in einem Verhältnisse stattgefunden haben, von dessen Größe wir kaum uns eine Vorstellung bilden können. Man hat ähnliche Erscheinungen wie Gangbildungen durch Ströme von galvanischer Elektrizität, welche man durch krystallisirende Massen leitete, bewirkt. Dieß scheint darauf hinzudeuten; daß dergleichen elektrische Ströme auch die Bildungen von Gängen in den Gebirgsmassen hervorriefen."

Ganz im Sinne der modernen Ansichten ist die Geologie von E. de Beaumont gehalten, der ja bekanntlich selbst jene zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht hat. Die Vorlesungen dieses ebenso sachkundigen als geistreichen Geologen an der Bergwerksschule sind von Dr. C. Vogt dem angezeigten Lehrbuche zu Grunde gelegt worden, doch hat der letztere die Versteinerungen und die neueren Gebilde ausführlicher berücksichtigt als es in den Vorträgen an jenem Institute der Fall war. Abweichungen von den Ansichten E. de Beaumont's hat sich der Herausgeber nur in etlichen Punkten erlaubt, wo sie mit denen von Agassiz in Zwiespalt traten. Im Uebrigen hat er des berühmten französischen Geologen Ansichten so gegeben, wie sie wirklich sind, und wir dürfen ihm hiefür dankbar seyn, da wir auf solche Weise das System eines der Coryphäen der neueren Geologie in seinem ganzen Zusammenhange kennen lernen. Wenn nun auch gleich unsere Anschauung der geologischen Verhältnisse von einem ganz andern Standpunkt ausgeht als von dem, auf welchen sich E. de Beaumont gestellt hat, so können wir es ihm doch nicht absprechen, daß er mit Geist und Geschmack seine Ansichten entwickelt hat.

Das Lehrbuch von Beaumont und Vogt soll zwey Bände umfassen, von denen der erste eine Uebersicht der wichtigsten physikalischen Verhältnisse unsers Planeten, insofern sie in geologischer Hinsicht besonders in Betracht kommen, dann die Beschreibung der einzelnen Felsarten, und hernach eine Darstellung der geschichteten Ablagerungen und ihrer wichtigeren Versteinerungen enthalten soll. Der zweyte Band ist der Schilderung der ungeschichteten Gesteine, der vulkanischen Erscheinungen und der großen Katastrophen, welche von Zeit zu Zeit die Gestalt der Erdrinde veränderten, gewidmet. Bis jetzt liegt uns nur die erste Hälfte des ersten Bandes vor, welche den physikalischen Abschnitt, die Charakteristik der Gebirgsgesteine und den Anfang der speziellen Geognosie (die geschichteten Gesteine) umfaßt. In diesen Kapiteln hat E. de Beaumont nur wenig Gelegenheit seine eigenthümlichen theoretischen Ansichten zu entwickeln, indem diese der Hauptsache nach auf den zweyten Band verspart sind; nur Einiges ist es, was wir hier zur Sprache bringen wollen.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit und in recht interessanter Weise hat E. de Beaumont die physikalischen Verhältnisse der Erde, welche in der Geologie in Betrachtung kommen, dargestellt. Besonders befaßt er sich mit der innern Erdwärme, die bekanntlich in Schachten und den artesischen Brunnen mit der Tiefe sich steigert; nach den durch letztere gelieferten Resultaten nimmt er das mittlere Verhältniß der Zunahme von 1° C. auf je 30 Meter Tiefe an. Er gesteht jedoch, daß dieses Resultat nach lokalen Umständen mancherley Abweichungen erfahre. Die seltsamste ist die, welche d'Abbadie, den E. de Beaumont als einen „sehr achtbaren Physiker" bezeichnet, in Bahia bey etwa 8° südlicher Breite, also nahe am Aequator, in einem Brunnen erhalten hat. Die mittlere Bodentemperatur beträgt dort 27°, 25 C. und bey 61 M. Tiefe fand er nur 24°. Es fand also hier, statt einer graduellen Zunahme, eine Abnahme von 3 Graden statt, und das Resultat würde durchaus parador erscheinen, wenn man nicht in der anerkannten Genauigkeit des Beobachters eine Garantie für seine Richtigkeit hätte. Wie E. de Beaumont meint, ließe sich diese Anomalie vielleicht daraus erklären, daß Infiltration kalten, aus der Tiefe des Meeres hervorkommenden Seewassers stattgefunden hätte.

Die Annahme, daß die Zunahme der Temperatur nach dem Innern der Erde hin nur von der Sonne abhänge, erklärt E. de Beaumont als durchaus verwerflich; diese Temperatur des Innern muß demnach eine andere Ursache haben.

„Welche Ursache man auch annehmen möge, ob eine Entwicklung der Hitze von innen heraus durch selbstständige Thätigkeit, ob eine Mittheilung von aussen her, so viel bleibt sicher, daß jetzt die Erde eine Kugel ist, welche im Innern eine bedeutendere Hitze besitzt als der Raum, in welchem sich diese Kugel bewegt, daß die Hitze mithin von dieser Kugel in den kälteren Raum ausstrahlt und die Kugel selbst durch diesen Prozeß mehr und mehr sich erkältet."

Wie E. de Beaumont zusetzt, ist jedoch die Erde jetzt in einer Periode angekommen, wo ihre Erkältung so ungemein unbedeutend ist, daß wir wohl sagen können, wir seyen am Ende der Erkältung angelangt.

Der berühmte Geolog geht hierauf zur Erörterung der Frage über, welchen Wärmegrad das Centrum der Erde besitze.

„Gleich von vorn herein muß hier bemerkt werden, daß jede Lösung dieser Frage, welche auf Temperaturgrade über 3000 oder 4000 Grad führen würde, einen concreten Unsinn enthält, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man noch keine Hitze hat erzeugen können, die über diesen äußersten Grad hinaus gegangen wäre. Man darf sich aber nie über die durch die Beobachtungen gegebenen Gränzen hinwegsetzen. Nimmt man nun die bis jetzt beobachtete Zunahme der Wärme von 1° auf je 30 Meter Tiefe an, so erhält man bey einer Tiefe von 45,000 Metern eine Temperatur von 1500° d. h. eine Temperatur, die schon die Hälfte des Maximums beträgt, welches wir für das Centrum annehmen dürfen, zugleich aber eine Temperatur, bey welcher die meisten Mineralien, Metalle und Erden in Fluß gerathen. Es ist mithin wahrscheinlich, daß die Erde eine wenigstens 45,000 M. dicke Kruste besitze, innerhalb welcher ein Kern steckt, der von feuerflüssigen Materien gebildet ist und der eine bedeutende Leitungsfähigkeit besitzt, denn ein Erdradius beträgt mehr als 6 Millionen Meter, und in so ungeheurer Entfernung würde doch die Zunahme der Temperatur im höchsten Falle nur so viel betragen als in der Kruste, d. h. 1500 Grad."

Die Dauer der Erde will E. de Beaumont nicht auf Tausende noch Hunderttausende von Jahren beschränkt, sondern auf Millionen und Billionen von Jahren ausgedehnt wissen. Zu solchem Resultate kommt er durch nachfolgende Erörterung.

„Die Lava kommt bekanntlich im feuerflüssigen Zustande, mithin mit einer Temperatur von etwa 3 bis 4000° aus den Vulkanen hervor. Die Lavaströme, welche an den Seiten der feuerspeienden Berge herabfließen, erkalten sehr schnell an ihrer Oberfläche und bedecken sich mit einer harten, wenig leitenden Kruste, unter welcher die feuerflüssige Masse noch lange fortglüht und selbst vorrückt. Man hat Beyspiele, daß die Bewohner von Häusern, welche durch einen Lavastrom umzingelt wurden, sich über diese harte und schon erkaltende Kruste auf das Land retteten, während das Haus, welches mit der glühenden Masse im Innern der Lava in Berührung kam, in Flammen aufgieng. Ganz ähnliche Erscheinungen mag auch die Erde im Anfange dargeboten haben. Feuerflüssig, wie sie war, bedeckte sie sich bald mit einer harten, wenig leitenden Kruste, in deren Innerem der starkleitende feuerflüssige Kern fortglühte. Wie lange diese Erkältung fortdauerte, läßt sich nur annähernd aus der Erkaltung der Lavaströme berechnen. Man hat hierüber freylich nur wenige, unvollständige Data; indessen weiß man doch, daß in Sizilien Lavaströme von 20 Metern Dicke 10 Jahre und mehr brauchten, ehe sie vollständig erkaltet waren. Wendet man diese Angaben zur Berechnung der Erkaltung der Erde an, indem man annimmt, daß eine 20 M. dicke Kugel (also von 10 M. Halbmesser) aus Lava gebildet zu ihrer Erkaltung 10 Jahre gebrauche, so gelangt man zu der ungeheuern Zahl von 4,057,690,000,000 Jahren für die Erde. Diese Zahl würde indeß das Maximum der Dauer ergeben und jedenfalls schon aus dem Grunde zu groß seyn, weil eine Kugel, die auf allen Punkten ihrer Peripherie Wärme ausstrahlt, bey Weitem schneller erkaltet als eine Schicht von gleichem Durchmesser, welche nur eine geradlinige Oberfläche besitzt, die der Strahlung unterworfen ist. Mag man aber auch, um der deshalb nöthigen Correktion zu genügen, einige Stellen von der Zahl wegstreichen, so bleiben immer noch Millionen von Jahren, für deren Dauer unsere Einbildungskraft kein Maaß hat."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Dr. W. Landfermann, Der evangelische Religionsunterricht in den Gymnasien. Frankfurt 1846.

Vom deutschen Kirchenlied, wie's unsre Väter dichteten und sangen, und vom musikalischen Theil des protestantischen Cultus überhaupt. Meurs 1844.

Th. M. Mamachi, Origines et antiquitates christianae. Vol. II. Romae 1845.

Dr. F. G. Nagel, Das Papstthum und die reformatorischen Bestrebungen in der christlichen Kirche. Lief. 1 — 3. Halberstadt 1846.

H. Schmidt, Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten in der Zeit des Georg Calixt. Erlangen 1846.

Abbé Tresvaux, Histoire de la persécution révolutionnaire en Bretagne à la fin du dix-huitième siècle. Vol. 1. 2. Paris 1845.

Historia ecclesiast. Islandiae ab anno 1740 ad annum 1840 auct. P. Petursson. Havniae 1841.

Dr. Seisen, Geschichte der Reformation zu Heidelberg von ihren ersten Anfängen bis zur Abfassung des Heidelberger Katechismus. Heidelb. 1846.

Drittes Quartal. Juli — September.

Manuscripte.

Virgili opera. Sec. XV. Cod. chartac.

Ciceronis de rhetorica ad Herennium libri IV. Sec. XV. Cod. chartac.

— — de officiis (bloß) liber primus. Sec. XV. Cod. chartac.

— — de officiis (bloß) liber secundus. Sec. XV. Cod chartac.

— — de officiis libri tres. Sec. XV. Cod. chartac.

Sallustius de bello catilinario. Sec. XV. Cod chartac.

Senecae tragoediae. Sec. XV. Cod. chartac.

Boethius de consolatione philosophiae. Sec. XV. Cod. chartac.

Jacobi Publicii institutiones oratoriae. Sec. XV. Cod. chartac.

Adriani Cartusiani de remediis utriusque fortunae liber. Sec. XV. Cod. chartac.

Bartholomaei de Chaimis confessionale. Sec. XV. Cod. chartac.

Benvenuti Graphei Arzneybuch. Sec. XV. Codex membranaceus.

Calendarium Joannis de Gmunden. Sec. XV. Cod. chartac.

D. Thomae Mermanni et aliorum consilia medica 1595 — 1643. Cod. chartac.

Fundationes ordinis Cistertiensis. Sec. XV. Cod. chartac.

Anniversaria monasterii Marcastein. Sec. XVI — XVII. Cod. chartac.

J. C. Schmidt, Ueber Bayerns landständische Frey-

heiten und dergl. Sec. XVII — XVIII. Cod. chartac.

Eine Art Todtentanz. Sec. XV. Cod. chartac.

Druckwerke.

Gius. Valentinelli, Bibliographia Dalmata tratta da codici della Marciana di Venezia. Venezia 1845.

Matter, Lettres et pièces rares ou inédites de personnages éminens dans la littérature et la politique. Paris 1846.

Dante, Bibliografica Dantesca dal Visconte Col. de Batines. Prati 1845.

Madras Journal of literature and science. No. 1 — 30. Madras 1833 — 1844.

The Madras quarterly medical Journal, edited by S. Rogers and A. Lorimer. Vol. 1 — 6. Madras 1839 — 1844.

Ar. Schaeferi, commentatio de libro vitarum decem oratorum. Dresd. 1844.

The Transactions of the entomological society of London. Vol. 1 — 4. London 1834 — 45.

Nieuwe Verhandelingen van het Provinciaal Utrechtsche Genootshap van Kunsten en Wettenschappen. Utrecht 1839 — 44.

Arsberättelse om botaniska arbeten och upptäckter för åren 1839 — 1842 af J. E. Wikström. Stockholm 1844.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. 11. année. Brux. 1845.

Aelfric Society. Homilies of the Anglo-Saxon church. Homilies of Aelfric by B. Thorpe. Vol. II. p. 8. London 1846.

Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 2. von den Jahren 1842 — 1844. Göttingen 1845.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1843. Berlin 1845.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Th. 4 — 6. Bonn 1844 — 45.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar för år 1843. Stockh. 1844.

Kongl. Wetenskaps-Societeten i Upsala. Berättelse af J. H. Schröder. Upsala 1845.

Proceedings connected with the magnetical and meteorological conference, held at Cambridge in June 1845. London 1845.

Novi commentarii academiae Scientiarum instituti Bononiensis. T. 3 — 6. Bononia 1839 — 1844.

Atti dell' Accademia Gioenia di scienze naturali di Catania. Vol. 1 — 19. Cataniae 1827 — 1842.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. I. II. Helsingforsiae 1842 — 44.

J. Gottl. Fichte, sämmtliche Werke, herausgegeben von J. H. Fichte. III. Abth. Berlin 1846.

A. G. de Schlegel, Oeuvres, écrites en français et publiées par Ed. Böcking. T. I. Lips. 1846.

Will. H. Prescott, Biographical and critical Miscellanies. London 1845.

Giac. Leopardi, Paralipomeni della Batracomiomachia. Parigi 1842.

— —, Studi filologici. Opere Vol. 1 — 3. Firenze 1845.

Giov. Galvani, Opere. Vol. I. Fiore di storia letteraria e cavalleresca della Occitania. Milano 1845.

Fr. Schleiermacher, sämmtliche Werke. III. Abtheilung. Zur Philosophie. Bd. 1. Berlin 1846.

J. B. Eastwick, A vocabulary of the Scindee language. Calcutta 1843.

Alius Ispahanensis, Liber Cantilenarum magnus. Ed. J. G. L. Kosegarten. Vol. I. 4 — 6. Griphiswald. 1844 — 45.

Bhâravi's Kirâtârjuniyam. (Der Kampf Arjuna's mit den Kirâten) Gesang 1. 2. Aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. C. Schütz. Bielefeld 1845.

Wang Keaou Lwan Pih Nëen Chang Han. Chinesische Erzählung. Nach der in Canton 1839 erschienenen Ausgabe von Sloth, übersetzt von A. Böttger. Leipzig 1846.

C. Ritter, Die Erdkunde. Th. 11. 12. Westasien. Berlin 1844 — 46.

Al. de Valon, Une année dans le Levant. Vol. 1. 2. Paris 1846.

M. P. A. Lesson, Voyage aux îles Mangareva (Océanie). Rochefort 1844.

Peloponnesiaca, a Supplement to travels in the Morea by W. M. Leake. London 1844.

J. Bruce, Travels through part of Africa, Syria, Egypt and Arabia into Abyssinia. Lond. 1824.

Codex diplomaticus ordinis sanctae Mariae Teutonicorum. Urkundenbuch zur Geschichte des deutschen Ordens insbesondere der Ballei Coblenz. Herausg. von J. H. Hennes. Mainz 1845.

Ch. Dodd, The Peerage, Baronetage and Knightage of Great Britain and Ireland. 6. Year. Lond. 1846.

Ed. Gerhard, Archäologische Zeitung. 1846. Berlin.

Description of the collection of ancient marbles in the british Musenm. P. X. London 1845.

Champollion-le-Jeune, Monuments de l'Egypte et de la Nubie. Livr. 44 — 52. Ende des Werkes. Paris 1845.

— — — —, Monuments de l'Egypte et de la Nubie. Notices descriptives conformes aux manuscrits autographes rédigés sur les lieux. Livr. 1 — 6. Paris 1844.

C. F. v. Posern-Klett, Sachsens Münzen im Mittelalter. Bd. 1. Münzstätten und Münzen der Städte und geistlichen Stifter. Leipzig 1846.

M. Capefigue, L'Europe depuis l'avénement du Roi Louis Philippe, Vol. 7. 8. Par. 1845.

Vic. de Beaumont-Vassy, Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne. Vol. 3. 4. Paris 1845.

L'Europe. Histoire des nations Européennes. Angleterre par Ed. Robinet. P. 1. 2. France par Robinet. Vol. 1. 2. Paris 1846.

A. Nougarède de Fayet, Lettres sur l'Angleterre et sur la France. T. I. Par. 1846.

v. Minutoli, Militärische Erinnerungen. Berlin 1845.

Coleccion de documentos ineditos para la historia de España por los Señores Navarrete, Salva y Barrante. T. I — VI. Madr. 1843 — 45.

Archivio storico italiano. Disp. 16. Notizie di Isabella Estense moglie a Francesco Gonzaga. Firenze 1846.

Gius. Checchetelli, Memorie della storia d'Italia considerata nei suoi monumenti. Disp. 9 — 52. Romae 1845.

Bor. Segni, Storie Fiorentine dall' anno 1527 — 1555 colla vita di Nicc. Capponi. Vol. 1 — 3. Milano 1805.

Ces. Cantu, Storia della città e della diocesi di Como. Vol. 1. 2. Como 1829 — 1831.

Bar. de Bazancourt, Histoire de la Sicile sous la domination des Normands, depuis la conquête et de l'ile jusqu'à l'établissement de la monarchie. Vol. 1. 2. Paris 1846.

D. Bartolini, La sotteranea confessione della romana basilica di S. Marco. Roma 1844.

J. Migeon, La France, ses institutions, les assemblées politiques, son état social et moral et le développement de ses libertés publiques. T. I. Paris 1846.

M. de Genoude, Histoire de France. 2. Série. Révolution française. T. II. Paris 1845.

Fr. Palacky, Archiv ceski cili staré pjsemné památky ceské i morawské. Djl IV. W Praze 1846.

Dr. A. v. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. Bd. 2. Die inneren Verhältnisse und das innere Leben im Steirerlande in der mittelalterlichen Epoche vom Jahre 493 — 1300 nach Chr. Geb. Grätz 1845.

Dr. H. Meynert, Geschichte Oesterreichs. Bd. 4. 5. Pesth 1846.

H. Hermann, Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Heft 3. Klagenfurt 1845.

Dr. K. Lanz, Correspondenz des Kaiser Karl V. Bd. 3. 1550 — 1556. Leipzig 1846.

J. Sporschil, Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie. Lief. 5 — 36. Schluß. Leipzig 1846.

E. v. Hartwig, Briefe aus und über Tyrol, geschrieben in den Jahren 1843 — 45. Berlin 1846.

J. C. Arneth, Geschichte des Kaiserthums Oesterreichs. Wien 1827.

Fr. Wunder, Die Archidiakonate und Dekanate des Bisthums Bamberg. Bamberg 1845.

J. G. Lehmann, Diplomatische Geschichte des Stifts des heil. Philipp zu Zell in der Pfalz. Speyer 1845.

Messager des sciences et des arts de la Belgique. 1846. Gand.

Hofstede de Groot, Zijn afzonderlijke scholen voor de verschillende kerkenootschappen. Groningen 1844.

— —, Behoort de staat het christelijk beginsel in het lager onderwijs te verwijderen of te behouden? Groningen 1846.

J. J. Dodt, Archief voor kerkelijke en wereldsche geschiedenissen inzonderheit van Utrecht. Deel V. Utrecht 1846.

A. F. H. Schaumann, Zur Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme. Göttingen 1846.

Th. Roscoe, Lives of the Kings of England from the Norman conquest. Vol. I. Lond. 1846.

C. Th. Kleinschrod, Der Pauperism in England in legislativen, administrativen und statistischen Beziehungen. Regensburg 1845.

W. Maskell, A history of the Martin Marprelate. Controversy in the reign of Queen Elisabeth. Lond. 1845.

C. F. Allen, Geschichte des Königreiches Dänemark.

Aus dem Dänischen übers. von Dr. N. Falck. 2. verm. Aufl. Kiel 1846.

P. v. Köppen, Alterthümer am Nordgestade des Pontus. Wien 1823.

E. Curtius, Naxos. Berlin 1846.

The american almanac and repository of useful knowledge for the year 1840. Boston 1845.

J. Mill, History of British India by Wilson. Vol. VIII. London 1846.

Bibliotheca Americana nova or a catalogue of books relating to America in various languages, including voyages to the pacific and round the world and collections of voyages and travels printed since the year 1700. By O. Rich. Vol. I. 1701 — 1800. II. 1801 — 1844. London 1846.

Lord Brougham, Lives of men of letters and science who flourished in the time of George III. 2. Series. Paris 1846.

Macaire, Notice sur la vie et les écrits de Theodore de Saussure. Génève 1845.

C. G. J. Jacobi, Ueber Descartes Leben und seine Methode, die Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. Berlin 1846.

M. Jacopetti, Biografie di Achille Fontanelli di Francesco Theod. Arese e di Pietr. Teulié. Milano 1845.

K. L. Blum. Ein Bild aus den Ostseeprovinzen, oder Andreas von Löwis of Menar. Berl. 1846.

Fr. Mann, Grundzüge eines Systemes planimetrischer Aufgaben. Nürnberg 1846.

P. Breton, Description des courbes a plusieurs centres d'aprés le procédé de Perronet. Paris 1846.

Dr. Ed. Bobrik, Handbuch der praktischen Seefahrtskunde. Bd. 3. Schluß. Zürich 1846.

W. Wäge, Anleitung zum Abstecken der Eisenbahn-Curven auf dem Felde. Görlitz 1846.

Dr. G. A. Jahn, Ueber den neuen Planeten Asträa und den Biela'schen Kometen. Leipzig 1846.

Hartmann, Versuch die astronomischen Tafeln mit den Finsternissen der Alten in Uebereinstimmung zu bringen. Leipzig 1846.

Ant. Colla, Cenni sopra le quattro comete Telescopiche apparse nel principio dell' anno 1845. Parma 1845.

— —, Cenni sopra la cometa scoperta a Parma nel giorno 2 Giugno 1845. Parma 1845.

M. J. Johnson, Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford in the year 1841. Vol. IV. Oxford 1845.

C. L. E. von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Neue Folge. Bd. 4. Wien 1845.

Astronomical observations made at the royal observatory Greenwich in the year 1843 under the direction of G. Biddell Airy.

J. Challis, Astronomical observations made at the observatory of Cambridge. Vol. XIV. for the year 1842. Cambridge 1845.

Reduction of the observations of planet made at the royal observatory, Greenwich, from 1750 to 1830 by G. Biddell Airy. London 1845.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1842. St. Pétersb. 1844.

E. Wartmann, De la méthode dans l'électricité et le magnétisme. Génève 1845.

— —, Mémoire sur le Daltonisme ou la Dyschromatopsie. Génève 1845.

J. C. Röttger, Vollständige Darstellung der von Driesberg'schen Preisaufgabe über den Druck der Luft. 2. verb. Aufl. Neuhaldensleben 1846.

Bart. Bizzio, Sullo stato delle molecole alla superficie dei corpi solidi risguardato corne causa delle imagini che in vari modi nelle dette superficie si producono. Milano 1844.

Al. Perrey, Sur les tremblements de terre de la péninsule Scandinavie. Paris 1845.

— —, Mémoire sur les tremblements de terre ressentis en France, en Belgique et en Hollande depuis le quatrième siècle de l'ère chrétienne jusqu'à nos jours (1843 incl.) Bruxelles 1844.

Ed. Sabine, Observations made at the magnetical and meteorological observatory at Torento in Canada. Vol. I. 1840 — 41 — 42. London 1845.

Ferd. Elice, Osservazioni ed esperienze sull' elettricita. Genova 1844.

Meteorologische Beobachtungen aus dem Lehrbezirk der k. russischen Universität Kasan. Herausg. von E. Knorr. Heft I. 1835 — 36. Kasan 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.



Uebersicht
der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. July — September 1846.

Matter, Lettres et pièces rares ou inédites. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 367.

Dinaux, Livres annotés, signés et estampillés. (Suite.) — Bull. du Bibliophile 1846 Août. p. 887.

Mohl (Jules) Rapport sur les travaux du Conseil de la société asiatique à Paris pendant l'année 1845—1846. — Journ. as. 1846. Juillet. p. 12.

Laveleye, Histoire de la langue et de la littérature provençales. — Rev. nation. de Belg. T. XIV. Livr. 5. p. 292.

Saulcy, De l'étude des hiéroglyphes. — Rev. des deux Mondes. 1846. Livr. 5. p. 603.

Ethnology and philology. (Works on the languages of Africa.) — Class. Mus. No. XII. 1846. July. p. 192.

Kenrick, The Egypt of Herodotus. Lond. 1841. Stocker, The history of the Persian wars, from Herodotus. Lond. 1843. — Ebendas. p. 135.

Homer's Iliad; translated by W. Munford. Boston 1846. — North. Am. Rev. 1846. July. p. 149.

Pausaniae descriptio Graeciae. Recognovit Dindorfius. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 352.

Cortambert, De l'orthographe géographique. — Bull. de la soc. de géogr. 1846. Juillet. p. 49.

Tschudi, Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 —1842. St. Gall. 1846. — Blackw. Mag. 1846. July. p. 1.

Stokes (J. Lost) Discoveries in Australia. Lond. 1846. — Foreign quart. Rev. 1846. July. p. 257.

Scientific results of the United States exploring expedition. (1, The zoophytes by James Dana. 2, Ethnography and philology by Hor. Hale.) — North Am. Rev. 1846. July. p. 211.

Young, Chronicles of the first planters of the colony of Massachusetts Bay, in New England, from 1623 to 1635. Boston 1846. — p. 237.

Mohammed-Ebn-Omar-El-Tounsy, Voyage au Darfour; trad. p. Perron, etc. Par. 1845. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 400.

Jacquemont, Voyage dans l'Inde. P. 1. 2. Par. 1841—1845. — Ebendas. p. 409.

Labitte, Roland ou la chevalerie. 2 Vols. — Rev. des deux Mondes 1846. Livr. 5. p. 575.

Smith (Will.) On the Roman festival of the Agonalia. — Class. Mus. No. XII. 1846. July. p. 154.

Scott (W. H.) Some enquiry into the mythus of Jo. — Ebendas. p. 157.

Zumpt, The religion of the Romans. Translated by Watson. — Ebendas. p. 169.

Bunbury, On the topography of Rome. Part III. 5. The fora of the emperors. — Ebendas. p. 117.

Lacroix, Recherches sur la religion des Romains, d'après les fastes d'Ovide. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 374.

Roure, Histoire de Théodoric le Grand, roi d'Italie. — Bull. du Bibliophile 1846. Juin. p. 791.

Ford, A handbook for travellers in Spain. With notices of Spanish history. 2 vols. Lond. 1845. (Hughes) Revelations of Spain in 1845. 2 vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. 1846. July. p. 175.

Serafini, Assedio dell' Aquila per Braccio da Montone. — Progresso delle scienze etc. 1846. Genn. e Febr. p. 66.

Minutoli, Francesco Burlamacchi; storia Lucchese del secolo XVI. Lucca 1844. — Foreign quart. Rev. 1846. July. p. 304.

The French political preachers of the XVI century. (Labitte, De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue. Par. 1841.) — Ebendas. p. 321.

The last recollections of Napoleon. (Montholon, History of the captivity of Napoleon at St. Helena.) — Blackw. Mag. 1846. July. p. 110.

Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la revolution française. 2 ed. publiée par Hetzel. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 389.

Bizeul, De Conradus et de l'ouvrage qu'on lui attribue sous le titre de Descriptio utriusque Britanniae. — Bull. du Bibliophile. 1846. Juin. p. 801.

Marlborough's dispatches. 1708 — 1709. — Blackw. Mag. 1846. July. p. 22.

Ancient Scotish life: (1, Bibliothèque de mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18me siècle. Vol. 1 et 2. Par. 1846. 2, The miscellany of the Spalding Club. Vol. 1. 2. Aberdeen 1841 — 42. 3, Auto-biography of Sir Simonds D'Ewes. 2 Vols. Lond. 1845.) — Foreign quart. Review 1846. July. p. 347.

Warren, L'Inde anglaise en 1843 — 44. 2 edit. Par. 1845. — Calcutta Rev. 1846. June. p. 317.

The countries betwixt the Sutlej and the Jumna. — Ebendas. p. 348.

Robinson (W.) A descriptive account of Assam. Calcutta 1841. Ebendas. p. LXII.

Hough, The history of christianity in India. 1845. Vols. 3rd and 4th. — Ebendas. p. LXVII.

Borneo and the Indian Archipelago. (1, Keppel, The exped. to Borneo. Lond. 1846. 2, Earl, Enterprise in tropical Australia. Lond. 1846. 3, Davidson, Trade and travel in the far East. Lond. 1846. 4, Brereton, An address etc. Lond. 1846. 5, Stokes, Discoveries in Australia. Lond. 1846.) — Edinb. Rev. 1846. July. p. 147.

The Portuguese in North India. — Calcutta Review 1846. June. p. 243.

The Sahara and its tribes (1, Exploration scientifique de l'Algérie. T. 1—3. Par. 1844. 2, Daumas, Le Sahara Algérien. Par. 1845. 3, Neveu, Les Khouan. Par. 1846.) — Edinb. Rev. 1846. July. p. 47.

Berthelot, Essai historique sur l'île de Cuba à l'époque de la découverte et pendant les premières années de la colonisation etc. — Bulletin de la société de géogr. 1846. Juillet. p. 5.

Scouler, On the Indian tribes inhabiting the north-west coast of America. — Edinb. new philos. Journ. 1846. July. p. 168.

Kenney and Hall, History of the Indian tribes of North America, with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs. Lond. Foreign quart. Review No. 74. 1846. July. p. 479.

Morton, Some observations on the ethnography and archaeology of the American aborigines. — American Journ. of sc. and arts 1846. July. p. 1.

Howden, The death of Zumalacarregui. — Blackw. Mag. 1846. July. p. 56.

Federico (Erm.) Sopra la vita di Publio Ovidio Nasone. Mil. 1845. — Progresso delle scienze etc. 1846. Genn. e Febr. p. 100.

Jannelli, Intorno a Giano Parrasio. — Ebendas. p. 134.

Life and genius of Leibnitz. (Guhrauer, G. W. Frh. v. Leibnitz. Bresl. 1842.) — Edinb. Rev. 1846. July. p. 1.

D'Ewes, A journal of the Parliament begun Nov. 3d a. D. 1640. Halliwell, The autobiography and correspondence of Sir Simonds D'Ewes. 2 vols. Lond. 1845. Ebendas. p. 76.

Joh. Gottlieb von Herder. (Herder's ausgewählte Werke. Stuttg. und Tüb. 1844.) — Foreign quart. Rev. 1846. July. p. 281.

Mahon, The life of Louis, prince of Condé. New York 1845. — North Am. Rev. 1846. July. p. 118.

The Earl of Chesterfield. (Chesterfield's letters, edited by Lord Mahon. Lond. 1845.) — North Am. Rev. 1846. July. p. 166.

Hamilton (W. Rowan), On quaternions or on a new system of imaginaries in algebra. — Philos. Mag. 1846. July. p. 26.

Reply to the criticism on Prof. Twining's demonstration relating to parallels. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1846. July. p. 69.

Indian bridges. — Calcutta Review 1846. June. p. 293.

Rozet, On the surface of the Moon. — Edinb. new philos. Journal 1846. July. p. 128.

Humboldt, Cosmos. Vol. I. London 1845. — Christ. Remembr. 1846. July. p. 1.

Fresnel, Mémoire sur la réflexion de la lumière. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Juillet. p. 316.

Faraday, Sur la magnétisation de la lumière et l'illumination des lignes de force magnétique. Ebendas. p. 359.

Smith (Azariah), Abstract of thermometrical records kept at the missionary stations of the american board of commissioners for foreign missions in Western Asia. — Amer. Journ. of sc. and arts 1846. July. p. 72.

Dewey, Facts relating to the Great Lakes. — Ebendas. p. 85.

Arago, Is it possible, in the present state of our knowledge, to foretel what weather it will be at a given time and place? — Edinb. new philos. Journal 1846. July. p. 1.

Horner, Address delivered at the anniversary meeting of the geological Society of London on 20. Febr. 1846. — Ebendas. p. 75.

Strickland, On the satellitary nature of shooting stars and aërolites. — Philos. Mag. 1846. July. p. 1.

Stokes, On the constitution of the luminiferous aether, viewed with reference to the phaenomenon of the aberration of light. — Ebendas. p. 6.

Napier (James) On electrical endosmose. — Ebendaselbst. p. 10.

Hearn, On the permanent state of heat in a thin uniform wire of any form, acted on by two sources of heat of equal intensity at its extremities. — Philos. Mag. 1846. July. p. 22.

Boussingault, Recherches expérimentales sur la faculté nutritive des fourrages avant et après le fanage. — Annal. de Chim. et Phys. 1846. Juillet. p. 291.

Cloez, Mémoire sur l'éther chloroformique de l' alcool et sur les produits qui en dérivent. — Ebendas. p. 297.

Zeise, De l'action de l'iode sur le xanthate de potasse. — Ebendas. p. 338.

Braconnot, Examen des matières produites par un ulcère de l'orme, suivi d'observations sur les mucilages d'orme, de tilleul et de graine de lin. — Ebendas. p. 347.

Rogers (W. B. and R. E.) On a new process for obtaining formic acid and on preparation of aldehyde and acetic acid by the use of the bichromate of potassa. — Amer. Journ. of sc. and arts 1846. July. p. 18.

Alison (W. Pulteney) Observations on the principle of vital affinity as illustrated by recent discoveries in organic chemistry. — Edinb. new philos. Journ. 1846. July. p. 132.

Anderson, On the constitution and properties of picoline, a new organic base from coal-tar. — Ebendas. p. 146.

Gerhardt, Recherches sur les anilides, nouvelle classe de composés organiques. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Juillet. p. 5.

Dupasquier, Mémoire sur la couleur bleue de la lumière transmise par une feuille d'or etc. — Ebendas. p. 20.

Levol, Additions concernant une méthode d'essai des manganèses publiée dans le Journal de Pharmacie et de Chimie en Mars 1842. — Ebendas. p. 26.

Schönbein, On some chemical effects produced by platinum. — Philos. Mag. 1846. July. p. 40.

Pucheran, Documents relatifs à l'histoire du genre Brachyptérolle. — Rev. zoolog. 1846. Juin. p. 193.

Lafresnaye, Sur le Lanion huppé, Lanio cristatus de Vieillot, et sur une nouvelle espèce du genre Lanion. — Ebendas. p. 200.

Lafresnaye, Sur quelques nouvelles espèces d' oiseaux de Colombie. — Ebendas. p. 206.

Brisout de Barneville, Supplément à une note sur le groupe de Gabiésoces. Note sur un nouveau genre de la famille des Discoboles. — Ebendas. p. 209. 212.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. (Suite.) Type ou embranchement des articulés. — Rev. zoolog. 1846. Juin. p. 213.

Graells, Description de cinq espèces nouvelles de Coléoptères d'Espagne. — Ebendas. p. 217.

Duchassaing et Michelin, Note sur deux polypiers de la famille des coraux, appartenant aux genres Solanderia et Pterogorgia. — Ebendaselbst. p. 218.

Gervais, Observations sur diverses espèces de mammifères fossiles du midi de la France. (Suite.) — Ann. des scienc. nat. 1846. Mai. (Zool.) p. 257.

Owen, Description de quelques crânes fossiles trouvés par Bain dans une couche de grès à l' extrémité sud-est de l'Afrique, et constituant un nouveau genre de reptiles (le Dicynodon) dans l'ordre des Sauriens. — Ebendaselbst. p. 271.

Blanchard, Recherches anatòmiques et zoologiques sur le systéme nerveux des animaux sans vertèbres. Du système nerveux des insectes. Mémoires sur les coléoptères. — Ebendas. p. 273.

Drummond, List of the birds observed to winter in Macedonia. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. July. p. 10.

Government education in Ceylon. — Calcutta Rev. 1846. June. p. 396.

Cousin, De la philosophie écossaise. — Journ. des Sav. 1846. Juillet. p. 385.

Grazia (Vinc. de) Esame de' più recenti sistemi della filosofia. — Progresso delle scienze, lettere e arti 1846. Genn. e Febr. p. 5.

The works of Thomas Hobbes of Malmesbury edited by Molesworth. — Christ. Remembr. 1846. July. p. 84.

The two Calcutta editions of Bacon's Novum Organum, the one by Smith, the other by Kerr. — Calcutta Rev. 1846. June. p. 483.

Vacherot, Restauration du polythéisme. Julien. Extrait d'une histoire de l'école d'Alexandrie. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 433.

Whewell, The elements of morality, including polity. New York, 1845. — North Am. Rev. 1846. July. p. 1.

Nicolas (Aug.) Études philosophiques sur le christianisme. 4 vols. Brux. 1846. — Revue de Brux. 1846. Livr. 14. p. 74.

Oeuvres complètes du roi René, avec une biographie et des notices par le comte de Quatrebarbe. Par. 1845. 4 Vols. fol. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 423.

The old english dramatists. (1, Lamb, Specimens of english dramatic poets, who lived about the time of Shakspeare. New York 1845. 2, Hazlitt, Lectures on the dramatic literature of the age of Elizabeth. New York 1846.) — North Am. Rev. 1846. July. p. 29.

Lerminier, La poésie allemande et l'esprit français. — Rev. des deux Mondes 1846. Livr. 5. p. 622.

The mission of the art. (Modern painters: their superiority in the art of landscape painting to all the ancient masters. 2 Vols. Lond. 1844—1846.) — Foreign quart. Review 1846. July. p. 380.

Planche, Peinture monumentale. Eugène Delacroix et Hippolyte Flandrin. — Rev. des deux Mondes 1846. Livr. 6. p. 735.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. II Art. — Annal. archéol. T. V. Livr. 1. 1846. Juillet. p. 12.

Cadolini, Sulle condizioni dell' odierna metrologia italiana; necessitá di una riforma, e mezzi di conseguirla. — Giorn. dell' Istit. Lomb. 1846. Fasc. 36. p. 351.

De quelques doctrines nouvelles sur l'organisation du travail et sur celle de la société. — Revue nat. de Belgique T. XIV. Livr. 2. p. 77. Livr. 3. p. 153.

Dembowski, Les sociétés de tempérance en Irlande. — Revue des deux Mondes. 1846. Livr. 4. p. 492.

Jager, Cours d'histoire ecclésiastique. 9 Leç. Suite du conciliabule de Worms — Déposition de l'empereur Henri. — Univ. cath. 1846. Mai. p. 389.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

I. **Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde**, oder das Wichtigste aus der Mineralogie und Geognosie für gebildete Leser aller Stände, insbesondere für Landwirthe, Forstmänner und Bautechniker.

II. **Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde.**

III. **Geologie von A. Petzholdt.**

IV. **Grundriß der Geognosie und Geologie**, als zweyte Auflage der Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie.

V. **Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von G. Bischof.**

(Fortsetzung.)

E. de Beaumont wendet sich dann der Untersuchung zu, wie lange die Zeit der Erkaltung der Erde schon dauere, und was davon abhängig ist, seit wie lange her schon die Erde in einem für organische Wesen bewohnbarer Zustande sich befinde. Er geht hierbey von der Voraussetzung aus, daß die Erde ursprünglich bis zum feuerflüssigen Zustande erhitzt gewesen sey; eine Annahme, die, wie er sagt, von mehreren Seiten her geboten werde und die mit allen bis jetzt bekannten geologischen Thatsachen im Einklange stehe. Setzt man nun mit dem französischen Geologen diese Temperatur nur zu 3000°, einem Wärmegrade, den wir noch jetzt hervorbringen können, so ergiebt sich daraus eine Zeitdauer von 98,490,000 Jahren; „eine Zahl, die immer noch weiter geht als unsere Vorstellungskraft." Nach dieser Grundzahl berechnet nun E. de Beaumont weiter, daß die Erde jährlich um $\frac{1}{6,247,200,000}$ eines Grades des hundertheiligen Thermometers sich erkalten würde, demnach mehr als 6 Billionen Jahre verfließen müßten, bevor die Temperatur der Erde um einen Grad abnehme. Endlich findet er, daß etwa 40,000 Jahre nach dem Beginne der Erkaltung der Erde die mittlere Temperatur ihrer Oberfläche um 15° höher stehen mußte als gegenwärtig und daß es deßhalb nicht unmöglich sey, daß zu jener Zeit die Schöpfung der ältesten Thier- und Pflanzenformen begonnen habe.

Wir haben hier einfach die Resultate referirt, zu welchen E. de Beaumont durch seine Untersuchungen über die Erdwärme in den jetzigen wie in den ältesten Zeitperioden unsers Planeten gelangt ist, ohne daß wir uns bisher Bemerkungen über den Grad der Verläßigkeit dieser Resultate gestattet hätten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Folgerungen, die zum Theil von ihrem Urheber durch einen umfassenden mathematischen Kalkul in seinen Vorlesungen unterstützt werden, vollkommen richtig sind, wenn anders die Prämissen, aus denen sie abgeleitet werden, eine unantastbare Gültigkeit besitzen. Allein gerade dieß ist es, was wir ihnen nicht zugestehen können. Die Zeit, in welcher Lavaströme erkalten, ist so außerordentlich verschieden, die Angaben hierüber, so wie über ihren Hitzegrad beym Ausströmen, so unsicher, daß jeder auf sie gebaute Kalkul eines festen Haltpunktes ganz und gar entbehrt. Die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde nöthigt noch keineswegs zur Annahme eines Centralfeuers, sondern läßt sich, wie Prechtl

gezeigt — was aber weder E. de Beaumont noch Vogt berücksichtigt haben — auch auf andere Weise vollständig erklären. Auch der Umstand, daß im Meere gerade das Gegentheil, nämlich eine fortwährende Abnahme der Temperatur stattfindet, was keineswegs aus der größern Schwere der kältern Wasserschichten genügend abgeleitet werden kann, ist von beyden Geologen nicht in Anschlag gebracht worden. So viel Reitz auch solche numerische Untersuchungen, wie die vorliegenden haben mögen, es fehlt ihnen doch das wichtigste Erforderniß, nämlich die Sicherheit.

Was die Zeitdauer der gegenwärtigen Ordnung der Dinge anbetrifft, so bleibt hier E. de Beaumont in ungleich gemäßigteren Angaben als die meisten Vulkanisten.

„Alle Erscheinungen nämlich treffen dahin überein, zu zeigen, daß der jetzige Zustand der Erdoberfläche, die jetzt bestehende Schöpfung und der Mensch mit ihr, nur aus geringer Vorzeit datiren, und daß kaum mehrere tausend Jahre verflossen sind seit dem Beginne dieser neuen Aera in der Geschichte unsers Planeten. Je ungeheurer die Zahlen sind, welche sich ergeben, sobald man auf den Uranfang unsers Planeten zurückzugehen sucht, um so kleiner erscheinen diejenigen, welche sich auf den jetzigen Zustand beziehen" (S. 45).

Auf die weiteren Ansichten E. de Beaumont's hoffen wir später eingehen zu können, wenn uns sein Werk vollständig vorliegen wird. Wir bemerken nur noch, daß die äußere Ausstattung und insbesondere die Holzschnitte vortrefflich sind.

Die Geologie von Petzholdt liegt uns in zweyter Auflage vor; von der ersten, die vor fünf Jahre erschien, hat ein anderer Referent in unsern Blättern (Band X. S. 1017) schon eine ausführliche Anzeige geliefert, daher wir hier nur auf das Neue Rücksicht zu nehmen haben. Die zweyte Auflage ist mehr als nochmal so stark als die frühere geworden, indem der Verf. in einem Anhange dem Texte ausführliche Erläuterungen beyfügte; außerdem sind viele Holzschnitte beygegeben.

Petzholdt gehört bekanntlich der vulkanistischen Schule an, obgleich er nicht alle ihre Consequenzen theilt, ja etlichemal, durch das Gewicht chemischer Gründe genöthigt, entschieden gegen manche ihrer Behauptungen auftritt. Diese theilweise Opposition scheint nicht allenthalben gut aufgenommen worden zu seyn; wenigstens spricht er die Besorgniß aus, daß er durch die zweyte Auflage sich „dem bereits verscherzten Wohlwollen jener Männer, welche man als Heerführer der mineralogischen Phalanx anzusehen gewöhnt ist, immer mehr und mehr entfremde." Die Schule, zu der er sich in der Hauptsache bekennt, scheint es ihm also bitterlich fühlen zu lassen, daß er nicht zu allen ihren Lehren blindlings und unbedingt seine Beystimmung gegeben hat.

In der zweyten Auflage hatte Petzholdt die schwierige Aufgabe seine vulkanistischen Ansichten gegen die Einwürfe von N. Fuchs, Schafhäutl und A. Wagner zu rechtfertigen, wenn er anders bey ihnen beharren wollte. Er hat das Letztere gewählt, damit aber keine glückliche Wahl getroffen, wie wir jetzt zeigen wollen.

Vor Allem galt es die Gründe zu widerlegen, welche der vulkanistischen Schule hinsichtlich des eigenthümlichen Auftretens des Quarzes im Granite und des gänzlichen Mangels des ersteren in den Laven entgegen gehalten worden waren. Bekanntlich hatte Fuchs mit seiner Behauptung, daß der Granit wegen der sehr verschiedenen Schmelz- und Erstarrbarkeit seiner Gemengtheile nicht aus dem feurigen Flusse sich constituirt haben könne, die Vulkanisten in die peinlichste Verlegenheit versetzt, bis Fournet ihnen nicht mit einer Erfahrung, sondern mit einer Hypothese, aus der Klemme verhalf. Er dichtete nämlich dem Quarze eine Eigenschaft, und zwar gleich in höchster Potenz an, die sich beym Schwefel, und zwar nur im ganz geringen Grade, vorfindet, und da ein Name auf eine Realität schließen läßt, und deßhalb mehr Autorität verleiht, so gab er dieser Eigenschaft den Namen der Surfusion. Allerdings bleibt kein anderer Ausweg als zu einer solchen Fiktion zu greifen, wenn man den feuerflüssigen Ursprung des Granits festhalten will; nur steht der, der solches thut, alsdann außerhalb des wissenschaftlichen Bereiches, weil man sich, wie E. de Beaumont, obgleich selbst Vulkanist, ganz treffend bemerkt, „nie über die durch die Beobachtungen gegebenen Grenzen hinwegsetzen" darf. Diese goldne Regel hat aber Petzholdt ganz außer Augen gelassen, denn wiewohl er selbst bekennt, daß er mehrmals versucht habe durch Experimente zu zeigen,

daß die geschmolzene Kieselerde die gedachte Eigenschaft des Schwefels, Phosphors und anderer Körper theile, ohne jedoch zu einem solchen Resultate gelangt zu seyn, greift er demohngeachtet zu der Behauptung, daß die Kieselerde eine so abnorme Eigenschaft haben könne und müsse. Gegen ein solches unwissenschaftliches Verfahren läßt sich nicht weiter disputiren; man muß Den sich selbst überlassen, der den Mangel, ja den Widerspruch der Erfahrung, durch Fiktionen decken will. Den aber, der wissenschaftlicher Argumentation Gehör giebt, wollen wir auf die Betrachtungen verweisen, die Schafhäutl in unsern Blättern (Band XX. S. 504) gegen die Surfusions-Hypothese des Quarzes beygebracht hat, wodurch die völlige Unstatthaftigkeit und Unmöglichkeit derselben schlagend nachgewiesen worden ist. Wir fügen bey dieser Gelegenheit noch das Urtheil bey, das neuerlich F. v. Kobell in unsern Blättern (Band XXI. S. 217) über den nämlichen Gegenstand abgegeben hat. Er erklärt, daß Fournet's Hypothese von der Surfusion unter den mancherley geologischen Curiositäten, die bereits dagewesen, gewiß nicht den letzten Platz einnehme, und daß Fournet starke Prätensionen an die (freylich gänzlich unbekannte) Eigenschaft des geschmolzenen Quarzes mache, Abkühlung zu vertragen, ohne zu erstarren, wenn er auf diese Weise die leichtflüssigen Granaten, Eisenkiese u. dgl. vor ihm krystallisiren lasse. Am Schlusse fügt v. Kobell noch Folgendes bey: „Wenn man bedenkt, daß der so häufig mit dem Quarze verwachsene Lithionglimmer in dünnen Blättern schon an einem gewöhnlichen Wachslichte schmilzt, der Quarz aber im stärksten Essenfeuer nicht zum Fluße gebracht werden kann, so weiß man gar nicht mehr, was man zu solchen Ansichten sagen soll.“ Dieß ist auch unsere Meynung und darum müssen wir uns über diesen Punkt aller weitern Discussion enthalten, sintemalen wir es nicht über uns gewinnen können, uns außerhalb des wissenschaftlichen Standpunktes zu begeben.

Nicht minder haltlos ist, was Petzholdt gegen das Argument vorbringt, daß nämlich noch nie ein Quarzkrystall aus unsern stärksten Feuern hervorgegangen sey und daß man also keine Berechtigung habe, Gesteine mit inneliegendem krystallinischem Quarz für vulkanische Produkte zu erklären. Hier beruft er sich allerdings auf eigne Erfahrung; er giebt ihr aber eine ganz falsche Auslegung. Er hat nämlich vom Eisenhüttenwerke zu Bernsdorf bey Königsbruck künstlich gebildete Kieselerde erhalten, oder wie er sich weiterhin (S. 281) ausdrückt: Kieselerde „welche aus dem feurigen Fluße, wenn gleich nicht in fußdicken und langen Krystallen, herauskrystallisirt war.“ Man darf indeß nur seine Beschreibung lesen, um sich zu überzeugen, daß hiemit der Krystallisationsprozeß gar nichts zu thun hatte.

„Auf Spalten und Klüften des aus dem Hohofen ausgebrochenen Gestellsteines, welcher auf dem genannten Werke aus einer Mischung eines feuerfesten Thones mit gröblich zerstoßenem, völlig weißem Quarze besteht, erblickt man mehr oder weniger kugelförmige Massen einer blendend weißen, seidenglänzenden, sehr zarten, schon mit bloßen Augen als aus concentrischen Lagen bestehend erkennbaren, faserigen Substanz, welche ganz das Ansehen von gewissen Zeolithen besitzt. — — Die mikroskopische Untersuchung lehrte, daß sie aus sehr regelmäßig an einander gelagerten, von der Peripherie nach dem Centrum verjüngt zulaufenden, vollkommen durchsichtigen, prismatischen Fäden bestand, welche in völlig concentrischen Schichten über einander lagen. — Bey der chemischen Untersuchung erwies sich die weiße Masse als völlig reine Kieselerde.“

Was demnach Petzholdt hier vor sich hatte, war nichts anders als amorphe Kieselerde in lockern, aus Sublimation entstandenen Fasern, wie man sie auch anderwärts in Hohöfen erhält und deren A. Wagner in seiner Geschichte der Urwelt S. 151 sehr wohl gedenkt. Es handelt sich aber in unserer Frage nicht von amorpher, sondern von krystallinischer Kieselerde, vom Quarze, wie er sich in den granitischen Gesteinen findet. Die Antwort, die hier Petzholdt giebt, passt demnach nicht auf die Frage, die an ihn gerichtet wurde. Wir behaupten, daß noch nie ein Krystall von Kieselsäure durch unsere künstlichen Feuer hervorgebracht worden sey, und daß eben deßhalb die Annahme, als ob granitische Gesteine, bey denen der krystallinische Quarz einen wesentlichen Gemengtheil ausmacht, feurigen Ursprungs wären, auf keinem wissenschaftlichen Fundamente fuße, sondern alle Erfahrung gegen sich habe. Dagegen kann nun auch Petzholdt gar nichts aufbringen, denn wenn er den Ausdruck gebraucht, als ob sich seine weiße Substanz aus dem feurigen Flusse „herauskrystallisirt“ hätte, so ist dieß eine

ganz unrichtige Bezeichnung, da jene Substanz nicht krystallinischer, sondern amorpher Natur ist, krystallinische und amorphe Kieselerde aber zwey sehr verschiedenartige Substanzen sind. Unser Argument gegen den vulkanischen Ursprung der granitischen Gesteine bleibt demnach in seiner vollen Beweiskraft. Uebrigens wenn es auch einmal gelingen sollte, Krystalle von Kieselerde auf feurigem Wege zu Stande zu bringen, wie dieß bisher bekanntlich nicht gelungen ist, so würde allerdings unser Argument fallen, damit aber immer noch nicht erwiesen seyn, daß der Quarz im Granit, wie überhaupt der ganze Granit, auf diesem Wege entstanden ist. Denn daß sich auf nassem Wege krystallinische Kieselerde bilden kann und gebildet hat, wird Niemand bestreiten. Könnte sie nun auch aus dem feurigen Flusse hervorgehen, so würde man nur, wenn man einen Quarzkrystall vor sich hat, im Ungewissen seyn, auf welchem der beyden Wege er zum Vorschein gekommen wäre, und nicht sein Daseyn an sich, sondern nur die Verhältnisse, unter welchen er auftritt, könnten zu einem Aufschlusse über seine Genesis verhelfen.

Wie es Petzholdt in diesen beyden oben besprochenen Fällen nicht gelungen ist die Argumente gegen den Vulkanismus zu entkräften, so auch in noch andern, über die wir hinweggehen wollen, um der Punkte zu erwähnen, in welchen er selbst gegen die vulkanistische Schule ankämpft. Zunächst erklärt er sich aus chemischen Gründen, und zum Theil in sehr starken Ausdrücken, gegen die Lehre vom Metamorphismus, wie sie von **Lyell**, **v. Buch** und Andern ausgebildet worden ist, und in dieser Beziehung geben wir ihm vollkommen Recht. Wir wollen nur eine seiner Aeußerungen hier beyfügen.

„Wenn schon **Lyell**, der zunächst nur die Entstehung der krystallinischen Schiefergesteine erklären wollte, zu allerley völlig Unwahrscheinlichem seine Zuflucht nehmen mußte, so lag bey der neuerdings beliebten Erweiterung der Bedeutung des Metamorphismus, von Seiten einer nicht unbedeutenden Anzahl der Geognosten ersten Ranges, die Nothwendigkeit vor, selbst nach dem Ungereimtesten zu greifen, um für den Augenblick eine Erklärung für jedwede Erscheinung, die man nicht verstand oder nicht weiter untersuchen wollte, bey der Hand zu haben. Man vergaß über der Bequemlichkeit, welche die Anwendung der Wörter metamorphisch und umgewandelt boten, gar leicht, daß damit ja noch gar nichts erklärt worden sey, und wenn man ja einmal daran dachte eine Erklärung zu geben, so wurde die erste die beste erfunden und nicht die mindeste Rücksicht auf Physik oder auf Chemie oder, was am Traurigsten ist, auf Logik genommen, Wissenschaften, welche doch insgesammt auch ihren Sitz und Stimme haben, wenn es sich darum handelt, irgend eine Naturerscheinung passend zu deuten“ (S. 287).

Besonders ungünstig urtheilt Petzholdt über die Dolomitisationstheorie, zumal da er selbst Gelegenheit hatte, im Fassathale durch eigne Untersuchungen sich von ihrer Naturwidrigkeit zu überzeugen.

„Herr **von Buch** in seiner Dolomitisationstheorie läßt Dämpfe von Magnesia aus dem Erdinnern bey Gelegenheit der Melaphyrdurchbrüche hervorströmen, um aus Kalkstein Dolomit zu erhalten, und die Verfechter dieser v. Buch'schen Theorie sind so gefällig gewesen, diesem Magnesiadampfe noch nachträglich die von Herrn v. Buch vergessene Kohlensäure beyzugeben, weil sie wohl einsahen, daß die ursprünglich im kohlensauern Kalke vorhandene Kohlensäure zur Dolomitbildung nicht ausreiche. Die Erweiterung dieser Hypothese, zumal durch v. Buch's blinde Anhänger, hat zu den größten geologischen Mißgriffen geführt, und es wird noch lange dauern, ehe alle die verkehrten Ansichten, welche als unmittelbare Folge dieser Hypothese Geltung erhalten haben, aus der Wissenschaft wieder entfernt worden sind. Magnesiadämpfe, an und für sich schon ein chemisches Unding, werden bald benützt, um Kalk in der unmittelbaren Berührung mit Melaphyr, von welchem diese Dämpfe ausgehen sollten, in Dolomit zu verwandeln, bald zwingt man sie viele hundert und tausend Fuß mächtige Kalkmassen, ohne eine Umänderung hervorzubringen, zu durchdringen, und zwar (je nach Bedürfniß) bald in horizontaler, bald wieder in vertikaler Richtung. Wiederum hilft es weder der Chemie noch der Physik etwas, dagegen zu protestiren; man hat es ja abermals mit einer Metamorphose zu thun, und da erklären denn die Herren ganz offen: „„daß der stets im Fortschreiten begriffenen Chemie, weil sie zur Zeit irgend etwas nicht zu erklären vermag, nie ein entscheidendes Urtheil über die Möglichkeit einer solchen Hypothese eingeräumt werden darf. Ihre Erfahrungen sind selbst noch nicht abgeschlossen und können durch die Geologie noch bedeutend erweitert werden.““ (Vergl. **Cotta's** Geognos. S. 381)“.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	4. November.
Nro. 220.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1846.

I. Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde, oder das Wichtigste aus der Mineralogie und Geognosie für gebildete Leser aller Stände, insbesondere für Landwirthe, Forstmänner und Bautechniker.
II. Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde.
III. Geologie von A. Petzholdt.
IV. Grundriß der Geognosie und Geologie, als zweyte Auflage der Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie.
V. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von G. Bischof.

(Fortsetzung.)

Nach solchen Aeußerungen begreift man wohl Petzholdts Klage, daß er die Gunst der Coryphaen in der Geologie verscherzt habe, da deren Aussprüche, auch wenn sie grundfalsch sind, doch als Axiome gläubig hingenommen werden sollen. Sucht doch selbst A. v. Humboldt in seinem Kosmos die Dolomitisirungs-Hypothese zu halten, ja weiß er selbst weder in der Natur noch in der Literatur von Einsprüchen gegen die vulkanistischen Ansichten, so daß der Laie in der Geologie glauben muß, daß mit diesen Alles im schönsten Einklange stehe. Es ist dieß allerdings die leichteste Weise, wie man sich unbequemer Opposition entschlagen kann.

Der Dolomit hat den Geognosten und Geologen viel zu schaffen gemacht, selbst nur, um ihn zu erkennen. Als bereits der Dolomit im Urgebirge richtig unterschieden wurde, wurde er noch geraume Zeit in den Flötzgebirgen verkannt, weil den Beobachtern seine chemische Natur verborgen blieb. Voith, der im Jahre 1809 die erste Beschreibung vom pfälzisch-fränkischen Flötzdolomite lieferte, wußte ihn nur als „blättrig-körnigen Muschelkalkstein" zu bezeichnen. Eben so wenig erkannte ihn Goldfuß in seiner Beschreibung von Muggendorf, obgleich die Steinbrecher daselbst ihn recht gut vom gemeinen Kalkstein zu unterscheiden wissen. Erst die Chemiker verhalfen den Geognosten zur richtigen Erkenntniß dieses Gesteines, und zwar sind es zwey Mitglieder unserer Akademie, von denen dieselbe ausgeht, nämlich N. Fuchs und Gehlen. Da man häufig dieses Verdienst ganz Andern zuschreibt, so wird es hier am Orte seyn, diesen Umstand wieder in Erinnerung zu bringen. Die dazu nöthigen Belege finden sich im „vierten Bericht über die Arbeiten der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften 1811" S. 222, woselbst in Gehlen's Mittheilungen über verschiedene Dolomite unter andern auch folgende vorkommt:

„Eine als solche noch nicht bekannte und anerkannte, in geognostischer Hinsicht merkwürdige Abänderung des Dolomits ist der bisher sogenannte blättrig-körnige Kalkstein, der ein sehr weit verbreitetes Lager in der obern Pfalz bildet und dessen oryktognostische und geognostische Verhältnisse Hr. von Voith ausführlich beschrieben hat. Das größere specif. Gewicht (= 2,820), die trägere Auflösung in Säuren, der große Gewichtsverlust, den er dabey und durch Glühen erleidet (= 46,25), gaben schon die zureichendsten Anzeigen, daß dieser Kalkstein von den eigentlichen chemisch

verschieden seyn müsse. Die Analyse zeigte, daß in diesem Dolomit die Verhältnißmenge der Bittererde etwas geringer ist als in dem von früherer Entstehung; auch zeigte sich, daß bey der Auflösung in Salzsäure (nicht in Salpetersäure) ein ziemlich starker Geruch nach Erdharz aufsteige, der beym bloßen Ritzen oder Schlagen nicht merklich ist. — Herr Gehlen bemerkt, nach Mittheilungen des Hrn. Prof. Fuchs in Landshut, daß überhaupt der Dolomit weit häufiger vorkommt als man bisher geglaubt, da er so oft mit dem Kalkstein verwechselt worden. Er ist der Meinung, daß den verschiedenen Formationen des letztern ähnliche von Dolomit parallel gehen mögen und wünscht, daß die mit diesen Gegenständen sich beschäftigenden Naturforscher hierauf ihre Aufmerksamkeit richten möchten. Das größere specif. Gewicht (zum Theil auch größere Härte) und der größere Gewichtsverlust durch Glühen, so wie die trägere Einwirkung der Säuren bieten leichte Kennzeichen dar, den Dolomit vom Kalkstein zu unterscheiden. Die Phosphorescenz sey dagegen trüglich, da mancher Dolomit sie nicht zeige, was hingegen viele Kalksteine thun."

Indem wir jetzt zu Cotta's Geognosie und Geologie, die ebenfalls in zweyter Auflage uns vorliegt, übergehen, begegnen wir einem der vielen Geognosten, die im guten Glauben alle von den Stimmführern der herrschenden geologischen Schule aufgestellten Hypothesen für baare Münze annehmen und in diesem Sinne sie noch weiter in die Breite treten. Es ist dieß derselbe Geognost, von dem wir schon vorhin anführten, daß er chemische Einreden gegen geologische Hypothesen nicht für zulässig erkläre, ja den chemischen Erfahrungen durch Aufnahme der letzteren eine bedeutende Erweiterung verheiße. Wer mit solcher Zuversicht eine Erfahfahrungswissenschaft, wie die Chemie, einer auf Hypothesen beruhenden Doctrin, wie der Geologie, unterordnen und von dieser reguliren lassen kann, der ist natürlich hieb- und stichfest gegen alle Angriffe, die vom chemischen Gebiete her gegen ihn erfolgen. Mit einem solchen Geognosten können wir uns aber auch in keine Discussion einlassen; wir begnügen uns, dem Leser an etlichen Beyspielen zu zeigen, wie Cotta erhobener Einreden gegen geologische Hypothesen sich zu entledigen weiß.

Das eine Beyspiel mag gleich der Dolomit abgeben. Man sollte denn doch meinen, daß nachdem durch geognostische wie durch chemische Argumente die Buch'sche Dolomitisations-Hypothese als eine durchaus unhaltbare und unmögliche nachgewiesen worden ist — und dieß nicht bloß von Neptunisten, sondern auch von Vulkanisten — Niemanden es mehr einfallen könne, ihr das Wort reden zu wollen. Gleichwohl thut es Cotta und zwar in folgender Weise.

„L. v. Buch hat zuerst versucht, die Entstehung des Dolomits durch Einwirkung von Talkerdedämpfen auf Kalkstein zu erklären. Diese Erklärungsweise, wenn auch für viele Localitäten sehr befriedigend, reicht aber, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die jetzige Chemie (sic!) noch dagegen erhebt, nicht aus, um weit ausgedehnte Dolomitlager zwischen unveränderten Kalksteinschichten zu erklären. Dem Verfasser scheint es durch manche Umstände wahrscheinlich, daß vieler Dolomit durch temporäres und lokales Einströmen talkerdehaltiger Dämpfe, Quellen oder dergleichen in ein Meer, auf dessen Boden sich für gewöhnlich Kalksteinschichten ablagerten, zu erklären sey. Manche Dolomite scheinen wie die Kalksteine eine Umschmelzung erlitten zu haben und, dabey theilweise eruptiv geworden zu seyn" (S. 150).

Dazu ist noch hinzuzufügen, was Cotta S. 398 vom Dolomite der Juragruppe sagt:

„Auch in dieser Gruppe sind Dolomite vorhanden, welche nächst denen des Muschelkalkes ganz besonders zu den Betrachtungen über die Dolomitentstehung Veranlassung gegeben haben, und welche der Annahme von Dampfeinströmungen in den noch weichen Niederschlag durchaus nicht widersprechen; besonders da die vielen Fische und schwimmenden Thiere in dem zunächst darüber liegenden Solenhofer Kalkschiefer ein plötzliches, vielleicht durch solche Dämpfe veranlaßtes Sterben andeuten."

Man vergleiche nun, was Petzholdt über diese Hypothese geurtheilt hat, und wolle überdieß noch in Erwägung ziehen, daß gerade der Juradolomit zu den „weit ausgedehnten Dolomitlagern zwischen unveränderten Kalksteinen" gehört, bey denen, nach Cotta's eignem Zugeständniß, die Erklärungsweise durch Einwirkung von Talkerdedämpfen auf Kalkstein nicht ausreichend seyn soll. Solche logische Widersprüche sind übrigens in diesem Grundrisse der Geognosie und Geologie nichts Seltenes.

Auch die Einwendungen, die Fuchs gegen die

Annahme einer feurigen Entstehung des Granits vom chemischen Standpunkte aus erhoben hat, weiß unser gewandter Geologe auf S. 164 schnell abzufertigen, wie folgt.

„In welche große Irrthümer man verfallen könne, wenn man den Gegenstand einseitig und ohne hinreichende Kenntniß der geognostischen Thatsachen auffaßt, haben die unglücklichen Theorien des berühmten Chemikers Fuchs gezeigt. Was er vom rein chemischen Standpunkte gegen Berzelius und Bischof vorgebracht hat, mag zum Theil begründet seyn, aber der Mangel chemischer Begründung kann eben so wenig als die Autorität der Bibel jemals geognostische Thatsachen vernichten. Eine solche erwiesene Thatsache ist die eruptive Natur des Granits."

Mit nicht geringer Ueberraschung haben wir diese Stelle gelesen, in der guten Zuversicht, daß es unserm Geologen gelungen sey, die feurige Entstehung des Granits, oder um mich seines unpassenden Ausdruckes zu bedienen: die eruptive Natur des Granits, als erwiesene Thatsache mit aller Evidenz dargelegt und somit eine der großen geologischen Streitfragen zur endlichen definitiven Erledigung gebracht zu haben. Allein noch größer war unser Erstaunen, als wir im ganzen Buche vergebens herumsuchten nach den Beweisen, durch welche ein so hochwichtiges Factum constatirt worden wäre. Denn daraus, daß die krystallinischen Silicatgesteine „in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht vom Wasser abgelagert" seyn können, folgt noch lange nicht, wie der Verf. zu meinen scheint, daß man zu ihrer Bildung das Feuer zu Hülfe nehmen müsse. Fuchs hat ja selbst in seiner Theorie ein Hauptgewicht darauf gelegt, daß im Urzustand der Erde die Siliciumsäure, gewöhnlich Kieselerde genannt, theils für sich, theils mit den Basen vereinigt, die unauflösliche Masse der Gebirge gebildet habe; gleichwohl hat er zur Bildung der Glieder der Kieselreihe das Feuer nicht herbeygezogen, sondern davon ausgeschlossen. Wie aber Fuchs mit Hülfe des Amorphismus sich diese Bildung gedacht hat, das ist der Punkt, der bestritten werden muß, wenn man anders ein Urtheil über diese Ansicht sich herausnehmen will. Aus einem leicht denkbaren Grunde hat Cotta einen solchen Versuch wohlweislich unterlassen und eben deßhalb müssen wir uns gegen die Arroganz erklären, mit welcher er sich ein Urtheil über eine Theorie erlaubt, zu deren Verständniß ihm das Haupterforderniß, gründliche Kenntniß der Chemie, abgeht.

Doch hören wir weiter, wie sich unser Geologe die Bildung der Silikatgesteine denkt. Während er nämlich S. 163 bemerklich macht, daß „alle verständigen Geologen" einig seyen, daß sie nicht aus dem Wasser abgelagert seyn können, seyen sie dagegen darüber uneinig, ob sie durch Metamorphose aus Sedimentärgesteinen hervorgegangen oder emporgedrungene Theile der ursprünglich heißflüssigen Erdmasse wären. Der Verf. neigt sich ersterer Meinung zu und möchte gerne eine Erweichung derselben durch Metamorphose ohne Schmelzung als möglich statuiren. Dieß wäre demnach wohl einer der Punkte, durch den, wie der Verfasser früher zusicherte, die Chemie eine bedeutende Erweiterung ihrer Erfahrungen von Seiten der Geologie erlangen könnte! Bey dieser trocknen Erweichung sollen die Granitgesteine zugleich eruptiv geworden seyn, was zwar von dem Verf. behauptet, aber natürlich nicht erwiesen wird, indem die von ihm S. 274 angeführten Belege auch eine ganz andere Deutung zulassen. Ja er gesteht selbst zu, daß alsdann immer noch die Frage, woraus sie eigentlich entstanden, bestimmter zu lösen übrig bleibe, und schließt mit dem Jammerrufe: „alle Spekulationen hierüber werden vermuthlich noch lange Hypothesen bleiben. Wie paßt nun aber dieß verzagte Eingeständniß zu der kecken Behauptung, daß die eruptive Natur des Granits eine erwiesene Thatsache sey? Meint denn der Verf., daß „alle verständigen Geologen" Hypothesen einen gleichen oder sogar einen höhern Werth als den erprobten Thatsachen beylegen werden?

Es fährt aber Cotta in der angezogenen Stelle folgendermassen weiter fort:

„Wenn Fuchs die von Berzelius und Bischof gegebenen chemischen Erklärungen widerlegt hat, so ist das, wie die Beseitigung jedes wissenschaftlichen Irrthums, jedenfalls mit Dank anzuerkennen; auch verdient die Bemerkung, die Feldspathkrystalle der porphyrartigen Granite könnten aus einer Wärmelösung nicht früher krystallisirt seyn als der viel strengflüssigere Quarz, gewiß die volle Beachtung der Geologen. Aber

die eruptive Natur des Granits kann dadurch nicht widerlegt werden, sie ist durch weit unzweydeutigere Thatsachen festgestellt.“

Die eruptive Natur des Granits, die so oder anders doch ihren letzten Grund dem Feuer zu verdanken hat, bleibt also eine fixe Idee bey unserm Geologen. Gleichwohl erkennt er Fuchs das Verdienst zu, die von Berzelius und Bischof gegebenen Erklärungen widerlegt zu haben; hat aber keine Ahnung, daß er damit über sich selbst den Stab gebrochen. Zuvörderst ist dabey zu bemerken, daß Berzelius in seiner Bestreitung der Fuchs'schen Theorie gerade den Punkt über die Bildung der granitischen Gesteine mit Stillschweigen übergangen hat, wohl wissend, daß dagegen nichts aufzubringen sey. Nur Bischof hat es auf sich genommen, diesen Punkt anzugreifen, aber freylich mit einem sehr unglücklichen Erfolg. Cotta gesteht es also selbst zu, daß die von Fuchs auf chemische Gründe gebaute Behauptung, daß der Granit seine Entstehung nicht dem Feuer zu verdanken habe, bis zur Stunde von den Chemikern nicht widerlegt habe werden können. Demohngeachtet bleibt er der Chemie zum Trotze auf seiner geologischen Hypothese wie auf einem Axiome fest stehen, weil ja, wie er sich selbst in einer von uns vorhin angezogenen Stelle naiv dahin erklärt, der stets im Fortschreiten begriffenen Chemie nie ein entscheidendes Urtheil über die Möglichkeit einer solchen Hypothese eingeräumt werden dürfe, ja weil selbst ihre Erfahrungen durch die Geologie noch bedeutend erweitert werden können. Eine herrliche Probe von der wissenschaftlichen Argumentationsweise der modernen Geologie!

Cotta entkräftet indeß hinterher (S. 389) selbst das Lob, das er in der vorhin angezogenen Stelle Fuchs wegen seiner Einwendung gegen die feurige Entstehung des Granits zugestanden hat. Bekanntlich hatte sich Fuchs hierbey auf die verschiedene Schmelzbarkeit der drey Gemengtheile des Granits berufen, wogegen nun unser Geolog die Herren Fournet und Durocher zum Kampfe herbeyführt.

„Schon Fournet hatte durch seine Ueberschmelzungstheorie diesen Einwand zu beseitigen gesucht. Weit vollständiger ist dieß neuerlich durch Durocher (Comptes rendus 1845. p. 1275) geschehen. Er zeigt, daß gewisse dichte Felsitgesteine ganz dieselben chemischen Bestandtheile in denselben Proportionen wie der Granit, aber in dichtem Zustande und nicht in drey Mineralien abgesondert enthalten. Dieses dichte Gestein, obwohl so kieselerdereich wie Granit, hat dennoch die Schmelzbarkeit des Feldspathes und beweist somit, daß die Bestandtheile des Granits in ihrer Verbindung, so lange sie noch nicht in die drey Mineralien, Quarz, Glimmer und Feldspath, abgesondert waren, recht wohl bis zum Erstarrungspunkt des Feldspathes heißflüssig bleiben konnten, während sie sodann unter günstigen Erstarrungsverhältnissen nach mineralogischen Gesetzen so auseinander krystallisirten, wie wir sie im Granit finden.

Um nur Einiges gegen diese Hypothese zu erwähnen, so ist es schon von vorn herein unpassend, das Verhalten eines gemengten Gesteines mit einem ungemengten in Gleichstellung bringen zu wollen. Dann aber auch ist es noch, wie sattsam bekannt, durch keines der gegenwärtigen Feuer möglich geworden, die Kieselsäure von den Basen, mit denen sie im feurigen Flusse in Berührung ist, zu scheiden und sie zu vermögen, als krystallinisches Gebilde sich selbstständig von ihnen loszureißen, wie dieß doch im Granite mit dem Quarz der Fall ist. Wenn aber der Vulkanist E. de Beaumont mit Recht fordert, daß man sich nie über die durch Beobachtung gegebenen Gränzen hinwegsetzen dürfe, so ist die Annahme vom selbstständigen Ausscheiden der Kieselerde aus ihrer Verbindung mit Basen im feurigen Flusse eine durchaus unstatthafte, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus völlig unzulässige, die eben nur einen Geologen blenden kann, dem Hypothesen höher stehen als die bewährtesten Erfahrungen.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Neue Denkschriften der allg. Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Nouveaux Mémoires de la Société Helvétique des Sciences naturelles. Bd. VII. mit XIX Tafeln. Neuchatel. Auf Kosten der Gesellschaft. 1845. 4.

Actes de la Société Helvétique des Sciences naturelles, réunie à Genève les 11, 12 et 13 Août 1845. Trentième session. Genève. 1846. 274 S. 8.

Die Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften erscheinen in ununterbrochener Folge und enthalten auch dießmal wieder sehr schätzbare Beyträge aus verschiedenen Theilen des naturwissenschaftlichen Gebietes.

1. **Beyträge zur Naturgeschichte der schweizerischen Crustaceen von Dr. Karl Vogt.** S. 1 — 19 mit 2 Tafeln. — Sie betreffen den schon länger bekannten Argulus foliaceus und eine neue Art, Cyclopsine alpestris. Von jenem giebt der Verf. eine genaue Beschreibung der Mund- und Bewegungswerkzeuge, der Struktur des Schildes und der Saugnäpfe, der Beschaffenheit der Circulation und des Respirationsorganes und löst endlich die Widersprüche, die sich in den Angaben von Jurine und Dana hinsichtlich der Lage des Herzens und des Mundes finden. Cyclopsine alpestris, eine neue Art von Monokeln, fand der Verf. in zahlreicher Menge in einem Wasser, welches an den Felsen des Abschwunges, im Hintergrunde des Aargletschers, in einer absoluten Höhe von etwa 8500 Fuß gesammelt worden war. Das Vorkommen dieser Art ist dadurch besonders merkwürdig, weil sie an der Schneegränze in Gewässern lebt, welche wohl nie über 2 Grad erwärmt werden und nur während 3 oder 4 Monaten des Jahres fließen, während der übrigen Zeit aber durchaus erstarrt sind.

2. **Anatomie der Lingula anatina von Dr. Karl Vogt.** S. 1 — 18 mit 2 Tafeln. — Genauere Zergliederung dieses Thieres, als wir sie bisher hatten, woraus der Verf. den Schluß zieht, daß die Brachiopoden keine abgesonderte Klasse der Weichthiere bilden, sondern eben so gut den Acephalen als eine Ordnung angereiht werden müssen, als die Cirrhipoden den Crustaceen einverleibt wurden. Zugleich erklärt er sich gegen die von Buch und Deshayes angenommene Terminologie hinsichtlich der Schalen und stimmt dagegen der von Agassiz festgesetzten bey, wornach demnach die Brachiopoden nicht eine obere und untere (vordere und hintere, dorsale und ventrale), Schale haben, sondern vielmehr, wie alle übrigen Acephalen, eine rechte und eine linke Schale und einen vorderen und hinteren Rand.

3. **Iconographie des coquilles tertiaires réputées identiques avec les espèces vivantes ou dans différens terrains de l'époque tertiaire, accompagnée de la description des espèces nou-**

velles. Par L. Agassiz. S. 1 — 66 mit 15 Tafeln. — Bekanntlich sind die Paläontologen gegenwärtig sehr lebhaft durch die Frage interessirt, ob in verschiedenen Gebirgsschichten identische Thier- und Pflanzenarten vorkommen oder nicht. Bronn und mit ihm viele Andere bejahen diese Frage; Agassiz und mit ihm ebenfalls viele Gleichgesinnte verneinen selbige, indem sie in solchen Fällen nur analoge,* nicht identische Arten zugestehen. Da die angeregte Frage nur durch sorgfältige Vergleichung der für identisch erklärten Versteinerungen eine definitive Erledigung erhalten kann, so hat sich der Verf. daran gemacht, eine solche mit aller Genauigkeit vorzunehmen. Für den Anfang hat er solche Gattungen erwählt, wo die für identisch ausgegebenen Arten hinlänglich differiren, um eine sichere Bestimmung zuzulassen, obwohl es unter ihnen auch etliche giebt, deren Verschiedenheiten wenig merklich sind und selbst dem geübtesten Auge entgehen können. Ja wie der Verf. weiter zugesteht, giebt es vielleicht selbst so nah verwandte Arten, daß es unmöglich ist sie zu unterscheiden; gleichwohl will er sich auch in solchem Falle nicht für überführt halten, sie für identisch zu erklären, weil er darin nur die Unzulänglichkeit unserer Beobachtungsmittel findet. Man muß es, wie er hinzusetzt, nicht außer Augen lassen, daß die Thiere, mit denen wir uns hier befassen, uns nicht in ihrer Gesammtheit bekannt sind, und daß wir gewöhnlich von ihnen nichts weiter als ihre gröbsten Theile, nämlich die kalkige Umhüllung sehen, während wenn wir vollständige Thiere vergleichen könnten, die Differenzen sich selbst kund geben würden.

Die Vergleichungen, welche der Verf. in diesem ersten Theile seiner Abhandlung vornimmt, beginnen mit den Acephalen und zwar mit den Gattungen Arthemis, Venus, Cytherea, Cyprina und Lucina. So weit seine Vergleichungsmittel reichen, zeigt er, daß man mit Unrecht bey diesen Gattungen Arten bezeichnet habe, die sowohl im lebenden als im fossilen Zustande, und bey letzterem öfters in verschiedenen Gebirgsbildungen, identisch wären. Er weist bey allen solchen angeblich identischen Arten specifische Differenzen nach und scheidet daher mitunter unter den lebenden auch besondere Species ab, die nur aus Mangel genauer Untersuchungen bisher mit einander confundirt wurden. Er zeigt weiter, daß die Verbreitungsgränzen dieser Arten nicht so weit gesteckt seyen, als man gewöhnlich annimmt, nur hinsichtlich der Cyprina islandica muß er zugestehen, daß sie nicht bloß im lebenden Zustande in den nordischen Gewässern uud in Thonschichten Schottlands, sondern auch in den quaternären Bildungen von Palermo vorkomme. Ueber dieses besondere Verhalten spricht sich der Verf. folgendermassen aus.

Man wird mich gewiß nicht beschuldigen, Identitäten aufzusuchen; aber in diesem besondern Falle scheint mir — ohne übrigens auf der Behauptung zu bestehen, daß eine Abwesenheit unterscheidender Merkmale nothwendig und immer eine Arten-Identität mit sich bringe — die Verwandtschaft so groß, zumal zwischen den Muscheln von Schottland und denen des Nordens, daß ich an ihrer direkten Verbindung nicht zweifeln kann. Ein solches Resultat aber, zumal wenn es sich um ein Thier handelt, dessen gegenwärtige Gränzen so scharf gezogen sind wie die von Cyprina islandica, versetzt uns in das Dilemma: entweder war diese Art in frühern Zeiten nicht so strenge an die klimatischen Verhältnisse gebunden, oder das Klima war anders als gegenwärtig. Die letztere Alternative wird etwas gewagt erscheinen und in der That kann es auf den ersten Anblick für verwegen gelten, auf die klimatischen Verhältnisse einer geologischen Periode aus dem Vorkommen einer Muschel in der einen oder andern Gegend schließen zu wollen; andrerseits jedoch darf man nicht vergessen, daß die Verbreitung der Thiere nicht minder festen Gesetzen als das Klima unterworfen ist. Wir werden übrigens die Gründe, welche uns wirklich glauben lassen, daß zur Zeit, wo die C. islandica an den schottischen und sicilischen Küsten lebte, die Temperatur daselbst geringer war, an einem andern Orte auseinander setzen.

Obschon der Verf. noch lange nicht das ganze Detail seiner Untersuchungen uns vorgelegt hat, glaubt er doch einstweilen als Resultat der letzteren aussprechen zu dürfen: 1) daß es ansehnliche Dif-

ferenzen zwischen den lebenden Schalthieren und den tertiären Arten gebe und 2) daß selbst in den tertiären Bildungen die verschiedenen Abtheilungen verschiedene Faunen darbieten. Dieses Resultat ist demnach ganz im Widerspruch mit der gewöhnlichen Eintheilung der tertiären Bildungen, die zur Grundlage das Verhältniß der lebenden Arten, welche in ihnen enthalten seyn sollen, annimmt. Wie schon erwähnt, sieht der Verf. hier nur analoge, aber keineswegs identische Arten.

Die Abbildungen, welche der Verf. seiner Abhandlung beygegeben hat, sind mit größter Genauigkeit verfertigt und zeigen die im Texte angegebenen Unterschiede in ihrer vollen Schärfe. Ueber die hier abgehandelten Arten kann demnach ferner wohl kein Zweifel mehr bestehen.

4. Einiges über den Stein-Löcherpilz (Polyporus tuberaster Jacq. et Fries) und die Pietra Fungaja der Italiener. Von Dr. Brunner in Bern. S. 1 — 20 mit 2 col. Tafeln. — Sorgfältige Beobachtungen über dieses seltsame Gewächs, von welchem der Verf. ein lebendes Exemplar in Neapel erhielt.

5. Expériences sur les parties constituantes de la nourriture qui se fixent dans le corps des animaux. Par F. Sacc fils. S. 1 — 9. — 2 Hühner wurden einige Zeit, gehörig abgesondert, mit Gerste gefüttert und ihnen außerdem noch Quarzsand und gestossene Kreide zugelassen; die Excremente wurden sorgfältig gesammelt. Als Resultat ergab es sich, daß die Hühner durch die Excremente etwas weniger als die Hälfte der Substanzen, welche sie verschlingen, von sich geben, nämlich fast ein Viertel der organischen Substanzen und fast das Ganze der unorganischen.

6. Expériences sur les propriétés physiques et chimiques de l'huile de lin. Par F. Sacc. S. 1 — 18. — Sorgfältige Untersuchungen, in deren Detail wir hier nicht näher eingehen können.

7. Hauteurs barometriques prises dans le Piémont, en Valais et en Savoie, par B. Studer. S. 1 — 4. — Bey Gelegenheit seiner geognostischen Excursionen, die den Verf. achtmal über die Hauptkette der Alpen zwischen der Tarentaise und dem St. Gotthard führten, bestimmte er mit dem Barometer die Höhe mehrerer wichtigen Punkte.

8. Ueber natürliches und künstliches Ultramarin, vom Prof. C. Brunner. S. 1 — 22. — Ausführliche Angaben über die Bereitungsweise künstlichen Ultramarins und Untersuchungen über die chemische Zusammensetzung desselben.

Aus den Actes de la Société Helvétique fügen wir dem Vorliegenden noch zwey Punkte bey. Der eine betrifft die Gletscher, die jetzt auf allen Versammlungen der Naturforscher, zumal der schweizerischen, einen Hauptgegenstand der Discussion ausmachen. Der Manie, die allenthalben Spuren ehemaliger Gletscher finden will, setzte sich J. André de Luc entgegen, indem er in einem concreten Falle evident darthat (S. 252), daß der hypothetisch angenommene Gletscher gar nicht existirt haben könne. Ueberhaupt meint er, daß die Eistheorie nur auf Voraussetzungen beruhe, von denen die eine unhaltbarer als die andere sey, so daß sie sich nicht wird behaupten können.

Der andere Punkt betrifft die auffallende Eigenthümlichkeit im Wohnorte des Hypudaeus alpinus (Arvicola nivalis), worüber Martins (S. 72) mehrere Aufschlüsse mittheilt. Es ist diese Wühlmaus ein Alpenthier, das niemals unter 2000 Meter Höhe gefunden wurde. Von Bravais und Mar-

tins wurde sie auf dem Faulhorn und Schwabhorn, und zwar in beträchtlicher Menge entdeckt. Obschon in den höchsten Regionen, ist sie doch gegen Kälte sehr empfindlich, gegen welche sie indeß in ihren unterirdischen Gängen gut geschützt ist. — Bey dieser Gelegenheit machte Professor Schinz bemerklich, daß erwähnte Art nicht die einzige ist, welche die hohen Regionen der Schweiz bewohne, sondern daß man daselbst auch noch Arvicola Nageri und 2 andere Arten antreffe, von denen die eine die gewöhnliche Feldmaus zu seyn scheine.

I. Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde, oder das Wichtigste aus der Mineralogie und Geognosie für gebildete Leser aller Stände, insbesondere für Landwirthe, Forstmänner und Bautechniker.

II. Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde.

III. Geologie von A. Petzholdt.

IV. Grundriß der Geognosie und Geologie, als zweyte Auflage der Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie.

V. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von G. Bischof.

(Schluß.)

Wir mögen nicht weiter bey diesem Grundrisse der Geognosie und Geologie verweilen, der nur einen neuen Beleg giebt von der einseitigen und unwissenschaftlichen Methode, mit der die moderne Geologie zu Werke geht. Nur auf das Titelkupfer wollen wir noch verweisen, wo der geneigte Leser deutlich sehen kann, wie die sogenannten vulkanischen und plutonischen Gesteine aus den Tiefen der Erde durch die Schichten der versteinerungsführenden Formationen sich hindurch gebohrt haben. Freylich hat kein leibliches Auge diesen Zusammenhang mit den unterirdischen Tiefen beobachtet, kein leibliches Ohr hat die Donner rauschen hören, unter denen die unterirdischen Feuermächte die Porphyre, Trachyte, Grünsteine und andere Gesteine an das Tageslicht empor trieben; dieß thut nichts zur Sache, oder ist um so besser, denn nun hat die Geologie keine lästige Controle mehr an der Erfahrung und kann sich um so freyer ihren phantastischen Träumereyen überlassen.

Am Schlusse haben wir nur noch Einiges über Bischof's Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie zu sagen. Die erste Abtheilung, die uns einstweilen von diesem vorliegt, befaßt sich bloß mit dem Laufe der Gewässer in und auf der Erde, mit der Kenntniß der Substanzen, welche dieselben aufnehmen und mit den Prozessen, die hierbey mitwirken. Erst in den folgenden Lieferungen wird die Bildungsgeschichte der Gebirge zur Sprache kommen und wir wollen hoffen, daß hierbey der Chemiker an die chemischen und physikalischen Erfahrungen sich treuer halten werde, als wir es vorhin bey dem Geologen gesehen haben. Wenigstens beruft sich Bischof selbst auf die „mancherley Phantasiegemälde der älteren und neueren Zeit, welche den Namen Geologie usurpirt haben," um an ihnen zu zeigen, wie wenig es fruchte, sich über die sichere Basis, welche diese Wissenschaften geologischen Forschungen bieten, wegzusetzen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Narrative of the exploring expedition to the Rockymountains in the year 1842, and to the Oregon and Nord California in the years 1843, 44 by Captain J. C. Fremont. London 1846.

Es sind nun 42 Jahre verflossen, seitdem Präsident Jefferson jene Expedition zur Durchforschung des westlichen Stromgebietes des Missuri und des Oregondistrictes veranstaltete, an deren Spitze die ehrenwerthen Männer Levis und Clarke stunden. Damals waren diese weiten Ländereyen, deren Boden durch seinen Culturertrag Millionen von Einwohnern ernähren könnte, noch zum großen Theil eine Wildniß der Wälder und Steppen; außer jenen Berichten, welche Jäger und Pelzhändler, so wie einzelne muthige Sendboten des Christenthums darüber gegeben hatten, wußte man wenig oder nichts von der Naturbeschaffenheit der Gegenden, welche das Felsengebirge im Osten begränzen, so wie von dem westwärts von diesem Gebirge gelegenen Gebiet, das nordwärts von Californien und im Süden der russischen Besitzungen bis zum stillen Meere sich ausdehnt.

Obgleich die Berichte, welche die Herren Levis und Clarke über ihre fast 3 Jahre lang fortgesetzten Forschungen ertheilten, noch sehr Vieles zu wünschen übrig ließen, hatten dieselben dennoch zunächst in den Freystaaten, bey den Häuptern der Verwaltung und bald hernach auch in weiteren Kreisen ein hohes Interesse erregt. Es fanden sich Ländereyenkäufer und Colonisten, welche ein Stück des guten Landes nach dem andern für die Cultur gewannen; Factoreyen, in Gestalt kleiner Festungen, wurden an den Nebenflüssen des Missuri bis in die Nachbarschaft ihrer Gebirgsquellen angelegt; von diesen Punkten aus wurden die Vertilgungskriege der europäischen Jäger mit den Thieren des Landes geführt, nicht sowohl um das Fleisch, als nur um die Felle derselben zu erbeuten, welche zu gleicher Zeit auch von den Indianern in großer Menge zu den Stationen des Verkehrs herbeygebracht und hier gegen europäische Waaren von sehr geringem Werth vertauscht wurden.

Aber die eben erwähnte Expedition hatte noch weiter gehende Folgen. Sie zuerst hatte eine richtigere Erkenntniß des Landweges begründet, welcher verhältnißmäßig ohne große Schwierigkeiten von den Küstengegenden des atlantischen Meeres über das Felsengebirge nach dem Oregondistrikt — den Flußgebieten des Columbia und des Klamath führt. Seitdem sind in immer zunehmender Menge Schaaren der Auswanderer in jene milden Länderstriche des westlichen Amerikas hinübergezogen, welche in unsern Tagen nicht mehr nur ein hohes Interesse für einzelne Colonisten und Handelsgesellschaften gewonnen haben, sondern zu einem Gegenstand der politischen Zerwürfnisse geworden sind zwischen England und den vereinigten Staaten.

Capitän Fremont, der Verfasser des oben genannten Werkes, hält seine Berichte über den Zustand der von ihm bereisten Länder frey von jeder politischen Färbung. Er gehört als Bürger einem vereinigten Staate der höheren Ordnung: dem der Wissenschaften an, deren Interesse er auf eine viel-

seitige und höchst befriedigende Weise gefördert hat; sein guter Muth, sein glücklicher, seemännischer Humor verlassen ihn nur selten unter den Beschwerden der Reise; er passirt singend an den Gefahren des Schiffbruches bey der Fahrt über die noch undurchforschten Katarakten des Platteflusses vorbey, läßt sich weder durch die Gerüchte von der Nähe mordlustiger Indianerschaaren, noch durch die unwegsamen Wälder und Schneemassen der Sierra nevada von dem Weg nach seinem vorgesetzten Ziele abschrecken; sein freudiger Sinn, seine Lust an dem Unternehmen, für das er sich bestimmt hat, theilt sich mit unwiderstehlicher Gewalt seiner ganzen Reisegesellschaft mit.

Die Aufgabe, welche dem Capitän von dem Congreß der vereinigten Staaten für seine erste Reise im Jahre 1842 geworden, war die topographische genaue Durchforschung des Landstriches, der von der Einmündung des Arkansas in den Missuri bis zum Südpaß des Felsengebirges sich erstreckt und im Norden von dem Nebraska oder Plattefluß begränzt wird. Derselbe reicht von 94¼ bis 110 Grad der Länge und verläuft zwischen dem 39. und 43. Grad der Breite von Ost nach Westen. Zur Ausführung des Reiseplanes war die günstigste Zeit des Jahres, vom Anfang des Juni an gewählt worden. Als Gehülfe bey seinen topographischen Arbeiten begleitete den Capitän ein Deutscher, Namens Preuß; die übrige Reisegesellschaft bestand aus den landeskundigen Führern der meisten Reisenden in diesen Ländern, aus den sogenannten Voyageurs von französischer Abkunft; dann aus Creolen nnd Indianern, zusammen mit den beyden Häuptern des Unternehmens aus 22 Mann, wozu noch 2 junge Freywillige aus guten Familien sich gesellten. Wir fassen die wissenschaftlichen Ergebnisse der ersten Reise in einigen allgemeinen Zügen zusammen.

Bis zu Chouteaus Handelsstation in der Nähe der Einmündung des Arkansas beträgt das Ansteigen des Landes von der Meeresküste her 700 Fuß. Nicht fern von diesem Ausgangspunkt der Expedition beginnt die einförmige Ebene der Prairie, in welcher das Auge des Reisenden, der mit mäßiger Schnelle reiset, wochenlang nichts Andres siehet als Wald und Gebüsch, abwechselnd mit Grasplätzen oder mit lang fortlaufenden Strecken, welche von der großen, weißgeaderten Distel (Carduus leucographus), dem lästigsten Unkraut für den wandernden Menschen und für sein Zugvieh, oder von der hohen Sonnenblume (Helianthus annuus) bedeckt sind. Nicht selten führt auch der Weg durch sandige Einöden, die nur in der Regenzeit oder nach dem Austreten der Flüsse mit einem dürftigen Grün des niedren Grases und vereinzelten Gebüsches sich überkleiden. Nur von Zeit zu Zeit erheben sich Felsen und niedre Hügel von Sandstein aus dem flachen Grunde, in den sich die vielen vom Gebirg herkommenden Nebenflüsse des Missuri zum Theil tiefe Betten gegraben haben, öfters aber auch sich so seicht und breit ausdehnen, daß sie mehr einem stehenden als einem fließenden Wasser gleichen und daß die Auswanderer nach dem Oregongebiet ohne Schwierigkeit mit ihren Ochsenwägen durch sie hindurchsetzen können. Allerdings findet der Freund des Gewächsreiches in diesen Theilen der Prairie, welche mit Neapel und Rom unter den gleichen Graden der Breite liegen, manche buntfarbige oder lieblich duftende Blume, zum Theil von jenen Arten, die als Zierpflanzen in unsre Gärten übergesiedelt sind, auch mag sich das Auge des Sammlers und Liebhabers des Reiches der Insekten an manchem schönen Käfer oder Schmetterling ergötzen; aber auch hierin herrscht so wenig Abwechslung, daß Fremont auf den Blüthen der Asclepias bulbosa immer nur dieselbe, ziemlich große Art der Schmetterlinge, auf den Artemisien wie auf den Amorphen wieder andre, nur diesen eigenthümliche Formen der kleinen, geflügelten Thierwelt vorkommen sahe.

Mit der übrigen Thierwelt hat sich, seit Levis und Clarke das Land durchreisten, eine große Veränderung zugetragen. Das Hauptthier, das in dieser Wildniß hauste, der amerikanische Büffel oder Bison (Bos americanus) war damals so häufig, daß es mit den Indianerstämmen, deren tägliche Nahrung sein Fleisch war, um den Besitz des Bodens einen freylich ungleichen Kampf führte; man sah damals die grünen Weideplätze längs den Ufern der Flüsse, so weit das Auge reichte, von den schwarzen Schaaren jener Büffel ganz überdeckt und die beyden eben genannten Reisenden schätzten die Zahl der Thiere in einer einzelnen Heerde, deren

Uebergang über den an jener Stelle eine englische Meile breiten Missuri sie beobachteten, auf 20,000. Noch in den Jahren von 1824 bis 1836 konnte ein Reisender, der von irgend einem nördlichen oder südlichen Punkt des Felsengebirges seine Richtung nach dem Missuri nahm, überall auf seinem Wege bis zu den Gränzen des cultivirten Küstenlandes hin Büffelheerden zu seiner Rechten und zu seiner Linken sehen; er brauchte sich keinen einzigen Tag um Fleischnahrung für sich und seine Reisegesellschaft zu besorgen; selbst der ungeübte Schütze vermochte mit Leichtigkeit ein Kalb oder eine Kuh aus solchen Heerden zu erlegen. Ganz anders verhält sich dieses in jetziger Zeit. Die Büffel sind aus einem großen Theil der Prairie im Missurigebiet fast ganz verschwunden, ihre Heerden, welche Fremont freylich noch immer zuweilen auf mehrere hundert, einmal sogar, als eine große Jagdparthie der Indianer sie zusammengetrieben hatte, auf mehr als 1000 Stücke schätzte, haben sich großentheils an die Ostseite des Felsengebirges und in die nördlicheren Gegenden zurückgezogen, doch wandern sie auch von Zeit zu Zeit südwärts in die Ebene zwischen den Plattefluß und Arkansas, ja bis nach Texas herunter, wo man sie sonst nur noch vereinzelt antrifft. Diese außerordentliche Verminderung eines Thieres, von dessen Vorhandenseyn die Ernährung, ja das Fortbestehen der von Jagd lebenden Indianerstämme abhängt, ist lediglich den gewaltigen Vertilgungskriegen zuzuschreiben, welche von den Weißen selber oder auf ihre Veranlassung gegen die Büffel geführt worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg. Hamb. 1846. Bd. I. S. 279. 4. mit 29 lith. Tafeln.

Unter den freyen Städten war es bisher nur Frankfurt, das in großartiger Weise zur Förderung der Naturwissenschaften beytrug, und in seinem Museum Senkenbergianum insbesondere eine zoologische Sammlung begründete, die zu den ersten der Welt mitzählt. Viel später folgte Hamburg diesem Beyspiele nach, denn erst im Jahre 1837 wurde daselbst ein naturwissenschaftlicher Verein begründet, der indeß kräftig sich zu rühren beginnt. Bereits ist es ihm gelungen, ein städtisches naturhistorisches Museum zu errichten, zu welchem die vereinigten Sammlungen des Vereins und des Gymnasiums, in Gemeinschaft mit der dem Staate vermachten reichen ornithologischen Sammlung des Herrn von Essen, den ersten Grund legten, und ein weiteres Zeugniß von seiner gedeihlichen Wirksamkeit geben die vorliegenden Abhandlungen ab, deren Inhalt wir hier in der Kürze zur Anzeige bringen.

I. Ueber den Bau des Delphingehirnes von Prof. Dr. Stannius in Rostock. S. 1 mit Tab. I — IV. — Die Kenntniß des Delphingehirnes war bisher noch sehr mangelhaft, da nur wenig Zootomen Gelegenheit hatten, dasselbe im frischen Zustande zu untersuchen. Stannius war im Stande, mehrere frische Gehirne vom Braunfisch (Delphinus phocaena) zu vergleichen und dadurch von ihrem Baue eine genaue schriftliche wie bildliche Darstellung, letztere auf 4 schön gearbeiteten Tafeln, zu geben. Als Eigenthümlichkeiten des Delphingehirnes, im Vergleich zum menschlichen, hebt der Verf. hervor, daß es vorzugsweise in der Richtung der Breite entwickelt, das kleine Gehirn größtentheils unbedeckt und im Verhältniß zum großen außerordentlich stark ist, und daß der hintere oder untere Lappen der Hemisphäre des großen Gehirnes beym Delphin sehr wenig, beym Menschen beträchtlich länger, als der vordere Lappen ist. Geruchsnerven wurden vom Verf. völlig vermißt, wie er sich hierüber in Folgendem erklärt.

„Es kann diese Behauptung auffallen, da es nicht an Gewährsmännern für das Vorkommen der Geruchsnerven fehlt. Ich kann indessen versichern, daß ich die beyden frischen vollständig erhaltenen Gehirne sowohl, als die die vorderen Hirnlappen umgebenden Knochen auf das sorgfältigste untersucht, aber von einem wirklichen Geruchsnerven keine Spur gefunden habe, wie denn auch bekanntlich keine Oeffnungen für ihren Durchtritt im Siebbeine sich finden. Oft hatte

es den Anschein, als könnte dieses oder jenes Fädchen für den fraglichen Nerven gehalten werden, aber bey fortgesetzter Untersuchung ward darin entweder mit bloßen Augen ein Gefäß erkannt und dessen Einmündung in andere Gefässe mit Sicherheit verfolgt, oder es ergab die mikroskopische Untersuchung — in diesem Falle das einzige sichere Criterium — die Abwesenheit von Nervenprimitivfasern."

Bey den Seitenventrikeln vermißte der Verf. das hintere Horn; die Vierhügel zeichnen sich durch ihre Größe aus.

II. Die Entwickelung des Froschembryo's, insbesondere des Muskel- und Genitalsystems. Ein neuer Beytrag zur Lehre der Epigenese von Dr. Steinheim in Altona. S. 16 mit Tab. V — VI. — Schon vor 24 Jahren hatte der Verf. einen Beytrag zur Lehre der Epigenese publicirt und die vorliegende Abhandlung soll nur als eine Fortsetzung dieser früheren Arbeit angesehen werden. Ihr Inhalt ist so reich und mannigfaltig, daß ein Auszug daraus nicht möglich ist; jedenfalls ein höchst wichtiger Beytrag zur Kenntniß der Entwicklungsgeschichte des Frosch-Embryos.

III. Molluskologische Beyträge von Dr. J. H. Jonas. S. 99 mit Tab. VII — XI. — Zuerst stellt der Verf. eine neue Muschelgattung zur Familie der Lithophagen gehörig unter dem Namen Choristodon auf, mit der einzigen Art Ch. typicum von den Küsten der Insel St. Thomas. Dann scheidet er vom Fusus islandicus eine eigne Art ab, die er F. Listeri benennt. Hierauf giebt er einen kleinen Beytrag zur Mollusken-Fauna Neuhollands, indem er 11 Arten von daher aufzählt, die Dr. Preiß mitbrachte, aber in dessen Verzeichniß nicht aufgeführt sind. Zuletzt folgt die Beschreibung von 17 neuen Arten, nämlich Lutraria rhynchana und maximas Corbula thecoida, Cyrena cuneata, Venus lithoida, exalbida und bella, Cordium vertebratum, Haliotis dentata, Ampullaria malleata, Helix dimera, Bulimus astrapoides, superbus, bellulus, euryomphalus und trigonostomus, Fusus Philippii und Dunkeri.

IV. Beyträge zur Anatomie der Spinnen von Dr. A. Wasmann. Erste Lieferung, enthaltend Muskelsystem, Verdauungs- und Spinnorgane. S. 131 mit Tab. XII — XIV. — Nach lebenden oder doch ganz frischen Exemplaren von Mygale avicularia und Erichsonii liefert der Verf. höchst schätzbare Beyträge zur Anatomie der Spinnen, die bekanntlich zu den schwierigsten Arbeiten gehört.

V. Beschreibung zweyer neuer Reptilien aus dem naturhistorischen Museum zu Hamburg, von Dr. P. Schmidt. S. 163 mit Tab. XV und XVI. — Die eine neue Art ist eine Wasserschlange aus den Gewässern von Singapore und vom Verf. Hydrophis schizopholis benannt. Die andere Art, Bufo cruciger, lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung.

VI. Revision der Heliophileen von W. Sonder. S. 173 mit Tab. XVII — XXIX. — Ein reiches Material hat den Verf. in den Stand gesetzt, eine ausführliche Bearbeitung dieser ganz auf Südafrika beschränkten Pflanzengruppe vorzunehmen. Decandolle rechnete zu ihr 2 Gattungen, Heliophila und Chamira, wovon letztere nur eine einzige Art enthielt, von der es sich indeß in neuerer Zeit erwiesen hat, daß sie dieser Gruppe gar nicht angehört. Es würden demnach die Heliophileen nur die Gattung Heliophila umfassen, wenn nicht eine genaue Untersuchung der H. filiformis dem Verf. gezeigt hätte, daß diese letztere Pflanze, die durch eine besondere Fructification ausgezeichnet ist und für welche schon Decandolle die Section Carponema aufstellte, eine eigne Gattung bilden müßte. Demnach bestehen gegenwärtig die Heliophileen aus den beyden Gattungen Carponema und Heliophila, von denen der Verf. jener nur 1, dieser aber 62 Arten zuweist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Narrative of the exploring expedition to the Rockymountains in the year 1842, and to the Oregon and North California, in the years 1843, 44, by Captain J. C. Fremont.

(Fortsetzung.)

Bey dem hohen Werthe, den die vortrefflichen Häute dieser Thiere als Handelsartikel haben, bey der unbeschränkten Freyheit der Jagden war es leicht voraus zu sehen, daß die Wälder wie das Wiesenland bald dieser ihrer alten thierischen Bewohner beraubt werden mußten; im Mittel bezog alljährlich die amerikanische Compagnie 70,000, die Hudsons-Compagnie 10,000, andre Privat-Handelsgesellschaften auch über 10,000 Büffelfelle, deren Gesammtzahl sich in 5 Jahren auf nahe eine halbe Million belaufen hat. Wenn man nun erwägt, daß nicht alle Felle dieser Thiere, sondern nur die der im Winter geschossenen und zunächst nur die der jüngeren, schöneren Kühe und Stierkalben einen Werth haben, wenn man überdieß noch jene Thiere in Anschlag bringt, die als hart verwundet noch aus der Nähe der Jäger entflohen und unbemerkt von Menschen im Wald, im Gebüsch oder im Schilf der Flußufer ihr Leben endigten, so wie jene Menge der Häute, die bey unmittelbarem Verbrauch im Lande, oder weil sie auf dem Transport auf den Flüssen verdorben waren, nicht in den Besitz der Handelscompagnien kamen, dann muß man mit Sanford (bey Fremont S. 142) annehmen, daß die Zahl der jährlich erlegten Thiere wenigstens um dreymal größer sey, als die in den Handel gekommenen Häute.

Außer den Menschen und zwar früher nur den Indianern, waren sonst die raubgierigen Wölfe fast die einzigen gefährlichen Feinde der Büffel. Die Zahl dieser Feinde hat sich nicht verringert, denn der europäische Jäger giebt sich kaum die Mühe, auf jene Raubthiere zu schießen; ihre Schaaren, zugleich mit ganzen Flügen der aasfressenden Vögel begleiten ihn auf seinen Jagden, um an dem Fleisch der von ihm erlegten Thiere, das er nach dem Abziehen der Felle großentheils unbenutzt liegen läßt, sich zu sättigen und das Aas der seitwärts von dem Zuge seiner Verwüstungen gefallenen zu verzehren.

Mit den Büffeln zugleich haben sich durch die unmäßigen Jagden der neueren Zeit auch die Schaaren der canadischen Hirsche, obwohl in nicht so auffallendem Maaß als jene, in den Gegenden der niedren Waldungen vermindert, während die gabelförmig gehörnte Antilope (Antilope furcifer), so wie der amerikanische Steinbock (Rupicapra americana) und das amerikanische Gebirgsschaf (Ovis montana) sich durch ihre Schnellfüssigkeit so wie durch ihren Wohnort auf steilen Felsenhöhen den Nachstellungen des Menschen noch immer so leicht und so oft entziehen als vormals. Dasselbe gilt auch von den vorzugsweise eßbaren Vögeln, unter denen nur die Hühnerarten, namentlich die Truthühner, wegen ihres schwerfälligen Fluges und ihrer geringern Schüchternheit, die Wandertauben wegen ihrer ungeheuren Menge dem Jäger öfter in die Hände fallen.

Der Zustand der Thierwelt stehet, wie bereits erwähnt, in so naher Beziehung mit dem Wohlbe-

finden der eingebornen Indianerstämme des Missurigebietes und der an das Felsengebirge gränzenden Landstriche, daß wir uns von der Erwähnung der Jagden unmittelbar zu jener der einheimischen, zu diesem Geschäft gebornen und erzogenen Jäger wenden. In der That, der Nothzustand der Indianer in diesen Ländern wird immer bedauernswürdiger; die Stellung der Weißen zu ihnen immer bedenklicher. Friedlicher noch erschien diese Stellung zur Zeit der ersten Reise des Capitain Fremont, aus deren Beschreibung wir hier einen daher gehörigen Zug hervorheben wollen, der das entschlossene und geschickte Benehmen unsres Reisenden anschaulich macht, welcher damals mit einigen 20 Mann, davon nur 12 mit Schießgewehren bewaffnet waren, einem ja zwey Indianerstämmen gegenüber stand. Auf der andern Seite kann auch die Beschreibung des damaligen Begegnens der kleinen europäischen Reisegesellschaft und der Indianer es zeigen, wie sehr die Letzteren im Ganzen den offenen Ausbruch des Krieges mit den Weißen scheuen, zu dem nur die äußerste Noth sie treiben könnte, weil sie die Ueberlegenheit der fremden Macht anerkennen und fürchten.

Gerade in jener Zeit, als Fremont sich dem Ziel seiner ersten Reise: dem Südpaß des Felsengebirges und den Quellen des Platteflusses nähern wollte, kam ihm bey Fort Laramie, der äußersten europäischen Niederlassung gegen das Felsengebirge hin, in welcher die amerikanischen Pelzhändler eine kleine Factorey haben, das beunruhigende Gerücht entgegen von einem kriegerischen Aufstand, den die Indianer gegen die Weißen erhoben hatten. Als die französischen Begleiter des Capitains, die sonst so muntren Voyageurs, denen doch als Eingebornen des Landes dergleichen Nachrichten nichts Neues seyn konnten, die Nachricht vernahmen, riefen sie erschrocken aus: „Il n'y aura pas de vie pour nous.“ Fremont dagegen ließ sich so leicht nicht aus seiner Fassung bringen, er traf, ohngeachtet der Warnungen, die ihm die Indianer und ein französischer Reisender hatten zukommen lassen, die Anstalten zur Weiterreise. Als er sich so eben zum Aufbruch aus der Factorey oder dem sogenannten Fort bereit machte, drängten sich einige Häuptlinge der verbündeten Indianer, große, wohlgestaltete Männer, mitten durch die Leute, welche den Eingang zum Haus verwahren sollten, herein, überreichten ihm einen Brief und nahmen schweigend ihm gegenüber ihren Sitz. Der Brief war von der Hand eines Europäers oder Creolen in französischer Sprache geschrieben und mit den Namen der Häuptlinge: Fischottermütz, Pfeilzerbrecher, Schwarznacht und Ochsenschwanz unterzeichnet. Fremont wurde in dem Briefe freundschaftlich verwarnt und gebeten, die Fortsetzung seiner Reise wenigstens noch um 6 bis 8 Tage aufzuschieben, bis dahin, wo eine Schaar der jungen Krieger von einem Zuge zurückgekehrt sey, auf welchem sie das von den Weißen neuerdings vergossene Blut ihrer Verwandten rächen wollten, denn wenn diesen Bluträchern Fremonts Gesellschaft begegne, könne es leicht geschehen, daß dieselben auf die Weißen als Verbündete ihrer Feinde feuerten.

Das Letztere, zur weiteren Erläuterung des kurzen Briefes, sprach einer der Häuptlinge, nachdem er von seinem Sitz sich erhoben und dem Capitain die Hand geschüttelt hatte, mündlich gegen diesen aus, und schloß seine Rede mit den Worten: wir freuen uns über euer Kommen zu uns wie über das Licht, das der Sonne vorhergeht, denn ihr werdet es unsrem großen Vater (eurem mächtigen Häuptling) sagen, daß ihr uns gesehen habt, und daß wir nackt und arm sind und nichts zu essen haben, und er wird uns senden, was uns noth thut.

Fremont vermuthete hinter der scheinbar gut gemeinten Warnung der Häuptlinge einen nicht ganz lauteren Rückhalt. Er hatte sich darin nicht geirrt; denn außerdem, daß die Indianer das genauere Durchforschen ihres abgelegenen Landstriches gern verhindern mochten, ergab sich später, daß die streifende Schaar der Krieger auf Plünderung einer Carawane von Auswanderern ausgegangen war, der man keine Verstärkung durch die Reisenden wollte zukommen lassen, daß aber die Carawane allem Anschein nach in den Augen der Räuber so mächtig und dabey so sehr auf ihrer Hut mochte gewesen seyn, daß die Schaar unverrichteter Sache wieder auseinander gegangen war.

Der Capitän nahm jetzt auch seinerseits das Wort. Er stellte zuvörderst an die Häuptlinge die billige Forderung daß sie ihm 2 oder 3 Begleiter aus ihren Leuten bis dahin mitgeben sollten, wo man der Schaar der jungen Krieger begegnen werde. Diese Begleiter sollten in den Zelten des Capitäns, als seine Gäste schlafen, mit ihm sein Brod theilen und für ihre Mühe gut belohnt werden. Die Häuptlinge wiesen diese Foderung unter dem Vorwand zurück, daß keiner ihrer jungen Leute im Dorfe zurückgeblieben sey; sie selber aber wären zu alt um so viele Tage lang zu Pferde zu sitzen; sie zögen es vor zu Hause sitzend ihre Pfeife in Ruhe zu rauchen, und die Krieger zu Felde ziehen zu lassen. Ueberdieß hätten sie auch keine Gewalt über ihr junges Volk und fürchteten sich in Händel mit demselben zu gerathen.

Der Capitän ließ sich durch diese seltsamen Ausflüchte nicht irre machen. Ihr sagt, so sprach er unter andrem, ihr liebet die Weißen; ihr versichert uns eurer Freundschaft, und dennoch habt ihr in diesem Frühling so manchen der Unsrigen umgebracht und weigert euch selbst uns einen geringen Dienst zu erweisen. Wir sind Soldaten des großen Häuptlings, eures Vaters. Auf seinen Befehl kamen wir hieher in dieses Land, denn was bey uns ein Häuptling seinen Soldaten sagt, das muß geschehen. Wir haben unsre Leiber zum Dienst dahin gegeben; wir werden nicht mehr umkehren. Der Eurigen sind sehr viele, wir sind unsrer nur Wenige, aber wir haben tapfre Herzen und gute Gewehre. Eure Krieger können uns anfallen und vielleicht auch umbringen, aber dann wird viel Klaggeschrey in euren Dörfern sich erheben, über die jungen Krieger, die niemals mehr zu euch wiederkehren werden von den Bergen, und unser großer Häuptling wird seine Soldaten nicht sterben lassen, ohne ihre Gräber zu bedecken; ehe noch einmal bey euch der Schnee schmilzt, werden seine Krieger eure Dörfer hinwegfegen, wie das Feuer im Herbst das dürre Gras dahin nimmt. Sehet, ich habe meine weißen Häuser (Zelte) niedergerissen; mein Volk ist bereit; wenn die Sonne um zehn Schritte höher gestiegen ist, werden wir auf dem Marsche seyn. Habt ihr uns noch etwas zusagen, dann thut es bald.

Die Berathung wurde abgebrochen; unsre Reisenden nahmen Abschied von den gastfreundlichen Landsleuten im Fort Laramie, dem letzten Obdach europäischer Art, das sie von hier bis zum Ziel ihrer dießmaligen Reise finden konnten. Man saß schon zu Pferde, da kam der Häuptling Ochsenschwanz eilend herbey und sagte, daß sie sich entschloßen hätten, der Gesellschaft einen ihrer jungen Leute zur Begleitung mitzugeben, doch sey derselbe arm, man erwarte deshalb daß die Gesellschaft ihm ein Pferd für die Reise verabreichen werde. Am nächsten Abend solle derselbe auf dem Lagerplatz der Reisenden, den er sich deshalb so genau als möglich der Richtung und Entfernung nach andeuten ließ, eintreffen, und dann als Führer bey dem Capitän bleiben, so lange dieser es begehre. Man nahm das Anerbieten an, und dem Häuptling die Hand schüttelnd schied man in Frieden, obgleich der erwartete Führer weder sobald kam, noch so lange bey der Gesellschaft blieb als vom Häuptling versprochen worden war, eine Täuschung durch die Indianer, von welcher Fremont auf dieser und auf der nächsten Reise Erfahrungen machte, davon eine und die andre ihn in große Verlegenheit und selbst in Gefahr brachte.

In der That das scheue, mißtrauische und selbst tückische Benehmen, das die Indianer zuweilen gegen die Weißen annehmen, läßt sich, wenn auch nicht geradezu rechtfertigen, doch sehr begreiflich finden, wenn man den wahrhaft trostlos erscheinenden Zustand betrachtet, in welchem das Volk der Eingebornen durch die Fremden, die in sein Land eindrangen, versetzt worden ist. Schon im Jahr 1842 war den Sioux-Indianern, welche das sonst so büffelreiche Land am oberen Verlauf des Platteflußes bewohnen, ihre Jagd ganz fehl geschlagen; im Jahr 1843 kamen die Bewohner vieler Dorfschaften vom oberen Missuri herab in das hochgelegene Quellenland des Platte, um da ihrem Jagderwerb nachzugehen, für dessen Betrieb sich in ihrer Heimath fast gar keine Gelegenheit mehr zeigte. Auf seiner zweyten Reise, in das westlich vom Felsengebirge gelegne Land, traf Fremont mit Indianern von einem Stamme zusammen, der vormals zu den wohlhabenden gehört hatte, weil sein Gebiet an

Büffeln und Bibern reich war. Er wünschte Lebensmittel von ihnen einzutauschen, von denen er so eben nur noch einen geringen Vorrath mit sich führte. Er legte vor die Augen der Indianer eine Menge von Tauschartikeln hin, unter ihnen solche, deren anziehendem Reiz diese Leute nur außerordentlich schwer widerstehen können. Da schlugen einige der Indianer ihr dürftiges Gewand zurück; sie zeigten dem Capitän ihren zum Skelet ausgemergelten Körper. Durch Zeichen, denn ihre Sprache verstund man nicht, gaben sie zu erkennen daß sie seit langer Zeit ihren Leib nicht mehr hatten satt machen können. Hätten sie den Fremden den kleinen Wintervorrath gegeben den sie besaßen, dann wäre ihnen in kurzer Zeit der Hungertod gewiß gewesen.

Mit welchen scheinbar der menschlichen Natur widerstrebenden Dingen die Indianerstämme in den salzigen Steppen gegen den Utahsee hin, die sogenannten Wurzelgräber, ihr elendes Leben fristen, davon werden wir später einige Worte sagen. Indeß war der Zustand der Bewohner jenes armseligen Landstriches wahrscheinlich seit Jahrhunderten kein andrer, nur die Furcht vor dem Untergang, den die Waffen andrer, mächtigerer Indianerstämme ihnen drohete, scheint ihre Vorfahren hieher verscheucht zu haben. Anders dagegen ist es bey den Bewohnern der fruchtbaren Landstriche, ostwärts vom Felsengebirge, im Flußgebiet des Missuri, so wie in der westlichen Nachbarschaft jenes Gebirges. Bey diesen hat sich die Erinnerung an die vormalige Naturfülle ihrer Heimath noch in voller Frische erhalten; im Vergleich mit dem früheren Zustand, darin sie an jedem Abend, vom Fleisch gesättigt sich auf ihren Büffelhäuten und Bärenfellen schlafen legen konnten, dünkt ihnen der jetzige unerträglich. Es mag ihnen scheinen als ob nur zwey Wege ihnen noch offen stünden um dem Hungertod zu entgehen; der eine davon ist der, daß sie durch List oder Gewalt bey ihren reichen Gränznachbaren, den Weißen, das sich holen, was sie zum Leben bedürfen; da aber dieser Weg Folgen haben könnte, die sie gerne vermeiden möchten, so scheint ihnen ein zweyter besser. Dieses ist, in Folge der Nachrichten, welche Fremont auf seiner letzten Reise darüber einzog, kein andrer als das Schließen eines großen Bündnisses der Stämme des Missurigebietes, namentlich der Chevennes, der Arapahus und der Sioux-Indianer gegen das kräftige Volk der Kräheninndianer, um diesen ihr Land am Felsengebirge zu nehmen, das noch an Büffelherden sehr reich ist. Aber die Kräheninndianer sind die besten Krieger des Landes; der Plan ihrer Feinde ist ihnen nicht unbekannt; sie fürchten jedoch den Angriff derselben nicht, sondern erwarten ihn mit Begierde, denn ihre Verbündeten sind die an Volksmenge mächtigen Schlangenindianer so wie vermuthlich auch die verjährten Feinde der Sioux, die Utahs. Ueberdieß streitet auch außer ihren kräftigen Armen und guten Waffen für die Kräheninndianer die Natur ihres Landes, das sich an das Gebirge anlehnt und mit seinen Weideplätzen der Büffelherden, der Hirsche und Antilopen hineinzieht in die Schluchten der Felsenmassen, wo jeder Punkt Gelegenheit zu einem Hinterhalt darbietet und wo das rollende Felsenstück zu einer furchtbareren Waffe werden kann als alle Schießgewehre und Pfeile der Feinde. Die Stellung der genannten Stämme wird, da die feindselige Stimmung zwischen ihnen durch beständige Reibungen sich fortwährend steigert, immer drohender und bedenklicher und ein großer Indianerkrieg scheint seinem Ausbruch nahe, der allem Anscheine nach zu einem wahrhaften Vertilgungskrieg werden kann, da der Haß und die Rache dieser Völker keine Gränzen kennen.

Aus den eigentlichen Reiseberichten des Capitän Fremont, heben wir außer den hier vorangestellten, in seinem Werk zerstreuten, allgemeinen Bemerkungen, nur einige der wesentlichsten Züge aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Narrative of the exploring expedition to the Rockymountains in the year 1842, and to the Oregon and Nord California in the years 1843, 44 by Captain J. C. Fremont.

(Fortsetzung.)

Während in dem weiten Landstriche der Prairie, von der Einmündung des Arkansas in den Missuri (39° 5′ 57″ nördl. Breite, 94° 25′ 46″ der Länge von Greenwich) bis zur Einmündung des Laramie in den oberen Plattefluß (unter 42°, 12′ 10″ nördl. Br., 104° 47′ 43″ L.) der jüngere Sandstein die vorherrschende Formation gewesen war, zeigte sich jetzt der Kalkstein des oberen Missurigebietes. Die Laramiehügelketten, die sogenannten schwarzen Berge, bestehen aus Conglomerat-Sandstein und erheben sich, nach Fremonts Schätzung bis gegen 2000 Fuß über dem Thal, in welchem die Factorey oder das sogenannte Fort Laramie liegt, mithin gegen 6500 Fuß über das Niveau des Meeres. Jenseits dieser Station, auf deren günstige Lage zur Errichtung einer wirklichen nicht bloß sogenannten Festung, zum Schutz der Oregonstraße, Fremont sehr dringend aufmerksam macht, nimmt die Landschaft eine ganz andre, imposantere Form an, als in der Prairie. Freylich waren, bey der ungewöhnlichen Trockenheit, durch welche der Sommer von 1842 auch in Amerika sich auszeichnete, selbst in der Nachbarschaft des Gebirges viele Flüße und Bäche fast oder ganz versiegt, indeß fehlte es doch nicht an reichen, klaren Quellen, die zum Theil in großer Mächtigkeit am Fuß der Kalkfelsen entsprangen, um nach kurzem Lauf in dem dürren Sand- und Kiesboden zu versiegen. Statt der Gräser des Prairiebodens und statt der andren Gewächse, welche auf diesem wuchern, sieht man von jetzt an die Artemisien, namentlich die Artemisia dentata in dicht gedrängten Massen alle Tiefen und Höhen des Felsengrundes überziehen. Diese, so wie mit ihr zugleich eine Fülle der aromatischen Gebirgskräuter, erfüllen mit ihrem gewürzhaften Aushauch die reine Luft jener Gegend, welche deßhalb Kranken, namentlich solchen die an der Brust leiden, als vorzüglich zuträglich zu einem Sommeraufenthalt erscheint. Die Heerden der Antilopen so wie die der wilden Schafe und die Rudel der Gebirgsziegen werden dort häufiger gesehen, seltner die Fischotter und Biber, die auch hier durch die fortgesetzten Nachstellungen der Jäger und Pelzhändler sehr vermindert worden sind. Hin und wieder gewährt die Psoralea esculenta durch ihre Wurzeln, die von den Sioux-Indianern häufig genossen werden, auch dem vorüberreisenden Europäer eine Mahlzeit, welcher freylich nur der Hunger ihre Würze und einige Annehmlichkeit verleihen kann. Im Sommer 1842, als Fremont hier reiste, hatte eine Art von Heuschrecken, welche der Wanderheuschrecke an Größe gleichkommt, große Verheerungen angerichtet, so daß an manchen Stellen des Oberlandes das Gras der Wiesen bis zur Wurzel abgefressen war und Bäume wie Gebüsche entlaubt da standen, wie im Winter.

Der obere Verlauf des Platteflußes, da wo sich der sogenannte Süßwasserfluß (Sweet-Water-River) mit diesem vereint, führt, namentlich entlang dem zuletzt genannten Gewässer, allmälig zu jenem

Hochrücken des Felsengebirges hinan, der vorherrschend aus Granit besteht, auf welchem an manchen Punkten der vorhin erwähnte Conglomerat-Sandstein der Laramiekette unmittelbar, anderwärts aber Gneis, Glimmerschiefer und Thonschiefer aufgelagert gefunden werden. Der Boden erhebt sich von der Einmündung des Süßwasserflußes an so fast unmerklich und allmälig, daß man nach einigen Tagreisen auf der Höhe des Südpasses anlangt, ohne ein einziges Mal zum steilen, länger anhaltenden bergan- oder bergab Steigen genöthigt gewesen zu seyn. Es ist eine nur wenig geneigte, durch Grus- und Sandboden gebildete Fläche, welche 120 englische Meilen lang neben dem Flußufer hinanführt, und in welche sich von beyden Seiten her zum Theil malerisch schöne Gebirgsthäler öffnen. Die Natur hat auf diese Weise das Reisen durch diesen Paß mehr erleichtert, als dieß durch unsre besten, in schneckenartigen Windungen emporsteigenden Kunststraßen geschehen könnte; man glaubt fast auf dem ganzen Wege auf einer Ebene gereist zu seyn, so gleichmäßig hat sich der Gesammtbetrag des Ansteigens an die ganze Strecke, von der Mündung des Süßwasserflußes bis zum Gipfel des Passes vertheilt. Von der Chouteaus-Handelsstation, nahe bey der Einmündung des Kannsas, deren Höhe über dem Meer 700 Fuß beträgt, bis zur Einmündung des Laramie in den Plattefluß misset die Entfernung 950 englische Meilen, auf der sich das Ansteigen auf 3800 Fuß beläuft; von dem letzteren Punkt bis zur Höhe des Südpasses sind es 320 Meilen und auf dieser Strecke erhebt sich, anfangs merklicher, vom Südwasserfluß aber immer allmäliger der Boden noch um 2700 Fuß, denn die Höhe des Passes über dem Meer wurde von Fremont bey der genaueren barometrischen Messung auf seiner zweyten Reise zu 7200 Fuß bestimmt. Der Gipfelpunkt, an welchem die Wasser sich theilen, wird durch zwey niedre (kaum 50 Fuß hohe) Hügel bezeichnet, zwischen denen der Weg anscheinend so eben sich hindurchzieht, daß es einiger Aufmerksamkeit bedarf, um die natürliche Abgränzung der Flußgebiete, die ihre Richtung ostwärts nach dem atlantischen Meere nehmen, und jener Quellen, welche westwärts in das Gebiet des stillen Meeres abfließen, gewahr zu werden. Wie an der westlichen Seite des Passes ein Nebenfluß des Platte den Weg aus der einförmigen Prairie-Ebene angebahnt hat, so ist dieß am westlichen Abhange durch einige kleine Nebenflüße, den größern und kleineren Sandy-River geschehen, die mit noch andren vereint dem Colorado zuströmen um mit ihm gemeinsam in den Meerbusen von Californien sich zu ergießen.

So wenig sich auch der Südpaß des Felsengebirges selber mit den gewaltigen, aus tiefer Ebene ansteigenden Gebirgspässen der europäischen Alpen, namentlich des St. Bernhard vergleichen läßt, so sehr hält dennoch seine Nachbarschaft einen Vergleich mit manchen unsrer schöneren Gebirgsländer aus. Wenn man die vorhin erwähnte Wasserscheide, über deren niedersten Sattel der Paß führt, erreicht hat, dann befindet man sich eigentlich erst auf dem Fußgestell, über welches die Häupter des Felsengebirges riesenhaft sich erheben. Sie waren, als Fremont in der ersten Hälfte des August in ihre Nähe kam, weithin mit Schnee bedeckt; der höchste Gipfel des Windriver-Gebirges, zu welchem er sich mit großer Anstrengung durch die tiefen Schneemassen emporgearbeitet hatte, erhebt sich 13570 Fuß über das Niveau des Meeres. Einzelne herrliche Alpenthäler, zur Viehweide trefflich geeignet, so wie ein ziemlich großer, fischreicher, und höher hinan eine ganze Reihe von kleineren Seen, daraus in prachtvollen Cascaden das Wasser des einen in den andern sich ergießt, geben dieser Gebirgslandschaft einen Reitz, der unsre Reisenden auf die Langeweile der Prairie in erhöhterem Maaß ergötzte.

An diese Züge aus dem ersten Reisebericht, schließen wir hier gleich einige aus dem zweyten an.

Es war gerade um ein Jahr später, in der Mitte des Augusts 1843, als Fremont abermals bey dem Südpaß ankam, welcher dieses Mal nicht der Endpunkt sondern der Ausgangspunkt seiner topographischen Forschungen werden sollte. Er nahm jetzt seinen Weg über den Bergrücken einige Meilen südwärts von dem Zielpunkt des vorigen Jahres, am westlichen Abhang hinunter, durch eine sehr allmälig ablaufende Thalschlucht, die zum Rinnsal eines kleinen Flußes dient. Zwey zwar ziemlich große, dabey aber durch die sanft bergablaufende Richtung der Thalschlucht sehr erleichterte Tagreisen

brachten ihn in das Hauptthal, in welchem der Colorado strömt. Dieser Fluß hat hier eine Breite von 400 Fuß, und dabey, wenigstens in dieser Jahreszeit, eine so geringe Tiefe, daß ihn die Auswandrer nach dem Oregongebiet, welche hieher ihren Weg nehmen, selbst mit ihren Wägen passiren können. Die Höhe über dem Meer wurde zu 6200 Fuß bestimmt, das Flußthal liegt mithin an dieser Stelle nur 1000 Fuß unter der Höhe des Passes.

Der Fluß wendet sich dort stark gegen Ost, die Straße verläßt ihn, indem sie ihre Richtung nach Westen nimmt, und zieht sich bald bergauf bald bergab steigend über einen unebenen Grund hin, dessen Felsen für den Geologen ein besonderes Interesse haben. Dieser findet zwischen dem Flußthale des Colorado und der Bergkette, welche die Verbindung zwischen dem Windrivergebirge und dem Hochland am Bärenfluß bildet, Formationen der Gebirgsarten, die man bis dahin, weil sie in dem genauer bekannten, ostwärts vom Felsengebirge gelegenen Ländergebiet sich nirgends fanden, als solche betrachtet hatte, die zwar auf dem Continent der östlichen Halbkugel, namentlich in Europa, in der Aufeinanderfolge der Ablagerungen der secundären Gebirge als wesentliche Glieder aufträten, in Amerika dagegen fehlten. Ablagerungen der Oolithengruppe, mehrere im östlichen Theile vermißte Formationen der Sandsteine zogen neben den reichen Spuren von Steinkohlenlagern die Aufmerksamkeit der Reisenden in hohem Maaße an; auch das Gewächsreich, obwohl in dieser Zeit des Spätsommers nicht mehr in seinem höchsten Schmucke der Blüthen, nimmt in seinen Formen mehr als unter den gleichen Breitegraden in Osten einen Charakter der wärmeren Zone an.

Der Weg, den die Auswanderer nach dem Oregongebiet nehmen und den auch unsre Reisenden einschlugen, führt einige Tagreisen weiterhin über den vorhin erwähnten Ausläufer des Windrivergebirges, der sich von der Hochebene, aus welcher er aufsteigt, um 2000 Fuß, im Ganzen 8200 Fuß über den Meeresspiegel an jener Stelle erhebt, wo der Paß darüber gelegt ist. Auch dieser Paß gehört keineswegs zu den sehr beschwerlichen, denn der Abhang von dem Flußthal des Colorado her steigt sanft und allmählig an und fällt zwar nach der andern Seite, gegen den Bärenfluß hin, etwas jäher ab, kann aber auch hier nicht besonders steil genannt werden. Dabey war wenigstens im Jahre 1843 so wie 44 die Strasse so vollkommen sicher, daß Fremont mitten in der Einöde des Gebirges vereinzelte Familien der Auswandrer antraf, die ohne Gefahr zu fürchten hinter dem Zuge ihrer Carawanen zurückgeblieben waren. Die Sioux-Indianer, welche sonst diese Gegend durchschwärmten und durch ihre räuberischen Angriffe unsicher machten, sind durch die Niederlagen, die sie durch die Waffen der Weißen erlitten haben, so eingeschüchtert worden, daß sie in der letzten Zeit hier auf der Westseite des Felsengebirges keinen bedeutenden Raubzug gewagt haben, doch muß der Auswandrer wie der Reisende auf sein weidendes Vieh ohne Aufhören ein wachsames Auge haben, damit die Indianer es ihm nicht stehlen.

Das Thal, durch welches der Bärenfluß seinen Lauf nimmt, ist seiner Naturbeschaffenheit nach großen Abwechslungen unterworfen. Da, wo die Oregonstraße von dem zuletzt beschriebenen Passe in dasselbe eintritt (unter 42° 3′ 47″ n. Br. und 111° 11′ L.) ist seine Höhe über dem Meere 6400 Fuß. Der Boden ist hier und noch mehr weiterhin in den lieblichen Seitenthälern am Smiths- und am Thomas-Bache, die sich in den Bärenfluß ergießen, ein fruchtbarer Wiesengrund, auf welchem Fremont mehrere Karawanen von Auswandrern mit ihren Zelten, ihren Wägen und ihrem Vieh gelagert fand, welche hier einige Rasttage machten, um sich und ihr Zugvieh nach den bisher überstandenen Beschwerden der Reise zu erquicken und für die noch künftigen zu stärken. Das Baumwollengesträuch wuchert hier neben den Gefilden des blau blühenden Flachses, welche von der Hand des Menschen weder angelegt und bestellt, noch auch von ihr benutzt sind. Reiche Waldungen bedecken die Höhen.

Aber nahe an diese unerschöpfliche Fülle der Natur gränzt dort eine Armuth und Verödung, welche, je näher hinab nach dem Utah oder Salzsee, desto merklicher wird. Es nehmen hier allmählig

jene sandigen Ebenen überhand, auf deren von Salzen durchdrungenem Boden nichts gedeiht als die armseligen Gewächse aus der Familie der Sodapflanzen und einige andre Chenopodeaceen. Hier so wie weiter nach Süden hin ist die Heimath jener armen Indianer, die unter dem Namen der Wurzelgräber bekannt sind; ein Volk, das ohne Aufhören im Kampf mit dem Hunger um die Erhaltung seines elenden Lebens ringt, indem es nicht nur allerhand Wurzeln, sondern Würmer, selbst der eckelhaftesten Art, so wie Ameisen aus dem Boden gräbt und verzehrt, überglücklich, wenn hin und wieder eine Kröte, ein Frosch, eine Eidechse oder Schlange in seine Hände fällt. Da erstickt der Hunger alle menschliche Gefühle und nicht selten soll es geschehen, daß diese Indianer unter einander selber sich umbringen und vom Fleisch der eignen Verwandten wie der Leichname sich sättigen.

Von diesen öfters selbst Gras essenden Wurzelgräbern haben vielleicht auch mehrere der angränzenden Indianerstämme es gelernt, den Mangel an Fleischspeise, von der sie vormals sich nährten, durch Stoffe aus dem Pflanzenreich zu ersetzen. Bey den Schoschoni Indianern lernten Fremont und seine Begleiter zuerst das Gericht der Kuyah oder sogenannten Tabakswurzel kennen, die von einer Art des Baldrians (Valeriana edulis) kommt, und welche zwar reich an nahrhaften, kräftigen Stoffen, dabey aber von so ganz besondrem scharfem Geruch und Geschmack ist, daß sie manchen Europäern im höchsten Grade widerwärtig und eckelhaft erscheint. Herr Preuß, der Gehülfe Fremonts, sagte, daß dieses die abscheulichste Speise sey, die er jemals gekostet habe und wenn ein Gericht dieser Art in das Zelt kam, entfloh er, so weit er vermochte, vor dem Geruch. Viel erträglicher für den Geschmack des Europäers als die Kuyah sind die Gerichte, die von einer hiesigen Distel: dem Cirsium virginianum, so wie vom Yampah (einem Anethum) und aus der Kamaswurzel (Camasia esculenta) bereitet werden; die jungen Sprossen der namentlich im Missurigebiet häufig wachsenden Seidenpflanze (Asclepias syriaca) bereiten und genießen selbst die Colonisten wie Spargel.

Uebrigens wechselt auch noch in dieser Nachbarschaft der salzigen Einöde eine reiche Flora der Hügel und Flußtheile mit dem unfruchtbaren Boden; man sieht große Strecken von dem prunkenden Eupatorium purpureum, andre von der Glycyrrhiza lepidota, so wie von Weißdornarten (Crataegus) und Rosengesträuch bedeckt.

Zu einer Hauptaufgabe dieser Reise hatte sich Fremont den Besuch des merkwürdigen großen Salzsees gemacht, der unter dem Namen des Utahsees bekannt ist. Was man von diesem wußte, das gründete sich fast bloß auf die Aussagen der Jäger, so wie der eilig in der Nachbarschaft des Sees vorüberkommenden Auswandrer und andrer wenig unterrichtenden Reisenden. Wunderlich und neugiererregend genug lauteten die Berichte dieser Leute über den Utahsee. Aus seinen salzigen Gewässern, welche noch nie von einem Europäer, ja vielleicht noch nie von einem Menschen befahren worden waren, sollten sich grünende Inseln erheben; in seiner Mitte sey ein Wirbel, durch den das Wasser des Sees, der bey seinen starken Zuflüssen keinen Abfluß habe, wie durch einen Trichter sich hinabwärts nach der Tiefe entleere. Fremont hatte sich für die Reise nach dem Salzsee aus einer nordwärts nicht fern von diesem gelegenen europäischen Niederlassung, dem Fort Hall, dahin er mehrere seiner Leute sendete, mit Lebensmitteln versehen; ein tragbares Schlauchboot, das zum Theil sich mit Luft füllen und dann wieder entleeren läßt, gehörte auf dieser wie schon auf der vorhergehenden Reise zu den Hauptgeräthschaften der Expedition.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Narrative of the exploring expedition to the Rockymountains in the year 1842, and to the Oregon and North California, in the years 1843, 44, by Captain J. C. Fremont.

(Fortsetzung.)

Die Straße, welche die Auswandrer einschlagen, folgt dem Laufe des Bärenflußes bis dahin, wo dieser plötzlich seine Richtung nach Süden nimmt, dort verläßt sie das Flußthal und wendet sich nordwärts nach dem Fort Hall. Die Stelle, da der Fluß auf einmal, wie in seinem Lauf gehemmt, südwärts nach dem Salzsee sich ergießt, ist ein vulkanischer Grund, dessen eigenthümliche Bildung das Interesse auch der unwissendsten Auswandrer erregt hat. Fast jeder von diesen hat schon vor Antritt seiner Reise das Gerücht vernommen, das unter dem Volke von europäischer Abkunft an der Ostküste von Amerika ein ziemlich gemeines ist: das Gerücht von Bierquellen, in deren Nachbarschaft die Oregonstraße, kurz vorher ehe sie den Bärenstrom verläßt, vorbey führe. Diese Bierbrunnen sind nichts andres als Sauerbrunnen, deren Wasser durch sein Aufschäumen und durch seinen starken säuerlichen Geschmack die Phantasie der europäischen Reisenden, die mit Bildern aus der Heimath und mit dem Sehnen nach so manchen jetzt schon lang entbehrten Genüssen derselben erfüllt war, so getäuscht hat, daß sie nicht Wasser, sondern ein bierartiges Getränk zu genießen wähnten, mit dessen scheinbar oder angeblich berauschender Eigenschaft freylich, wenn man zu viel davon zu sich nahm, noch eine andre übrigens unschädliche verbunden war, die ihren Grund in den häufig dem Wasser beygemischten Salzen hat. Die Anhöhen, welche den Lauf des Flusses begleiten, bilden in der Gegend der Bierquellen eine Art von Kessel, dessen Boden aus basaltischem Gestein besteht. Eine Menge von Brunnen haben in diesem Gestein ihre Mündungen, aus denen sie aufschäumend sich hervordrängen; selbst im Bette des Flusses sind viele solcher Quellen, welche da, wo sie entspringen, das Wasser in eine scheinbar aufsiedende Bewegung versetzen durch die Luftblasen, welche ohne Aufhören aus ihnen emporsteigen. Uebrigens ist die Temperatur der Quellen keineswegs eine sehr hohe; Fremont fand sie am 25. August bey Sonnenuntergang nur 65° Fahrenheit, während die Temperatur der Luft $62\frac{1}{2}$° war. Die Höhe des Bassins der Bierquellen über dem Meeresspiegel ist 5840 Fuß. Eine der stärksten dieser Quellen unmittelbar am Ufer des Flusses führt unter den landeskundigen Europäern den Namen der Dampfbootquelle, weil das unterirdische Getöse, das absatz- oder stoßweise sich vernehmen läßt, dem Getöse einer Dampfmaschine gleichet. Das Wasser ergießt sich aus dieser Quelle reichlicher als aus den andren; in regelmäßigen Absätzen, der Zeit nach, erhebt sich sein mächtiger Strahl bis zur Höhe von 3 Fuß und sinkt dann wieder tiefer in das Becken ein. Das Wasser dieser Quelle ist warm (87° Fahrenheit), hat einen widerwärtig stechenden, metallischen Geschmack und hinterläßt eine brennende Empfindung auf der Zunge. Von der Höhe herab gesehen hat das Kesselthal ganz das Aussehen eines vulkanischen Kraters; die säulenförmige Gruppirung seiner Basaltwände mit ihren Höhlungen erscheint höchst malerisch. Für die noch fort-

währende Wirksamkeit unterirdischer chemischer Prozesse zeugt auch der heiße Dampf, welcher in der Nähe der vorhin erwähnten Dampfbootquelle aus einer Oeffnung im Boden emporsteigt. Man hört dabey ein eigenthümliches Geräusch in der Tiefe, und das Einathmen jenes Rauchdampfes erregt Empfindungen des Eckels und des Schwindels. Ueberall in dem weiten Thalbecken sieht man kleine kegelförmige Hügel, die aus Lagen von Kalksinter gebildet sind, welcher ähnlich dem des Karlsbader Sprudelsteines von Eisenoxyd roth oder gelb gefärbt ist. Oben an diesen kleinen Obelisken oder Kegeln sieht man zuweilen noch die Oeffnung, aus der das Wasser, das die Lagen des Kalksinters absetzte, vormals hervordrang, öfters aber ist diese von Kalktuf und Moos verschlossen, und nach dem Hinwegnehmen der Decke sieht man in der Tiefe das emporwallende Wasser, dessen Geschmack in den meisten Fällen dem der Dampfbootquelle gleicht. In früherer Zeit muß eine unzählige Menge solcher Springbrunnen bis hinan zu jenem Theil des Hügelabhanges thätig gewesen seyn, der jetzt mit einem Wald der sogenannten amerikanischen Ceder (Juniperus virginiana) bedeckt ist. Auch in der Nähe des Beckens der Bierquellen, 2 engl. Meilen vom Fluß entfernt, findet sich in einem lavaähnlichen Gestein ein erloschener vulkanischer Krater, dessen Umfang 360 Schritt, die Tiefe 60 Fuß beträgt. Einige Tagreisen weiter nach Süden bemerkt man in den dort häufigen Höhlen des Kalksteines, die den Wurzelgräber-Indianern zur Wohnung dienen, Ausflüsse von Bergtheer und dickflüssigem, bräunlichem Steinöl.

Der Weg von den sogenannten Bierquellen bis zur Einmündung des Bärenflusses beträgt 173 englische Meilen, welche die Reisenden in 8 Tagen zurückgelegt hatten. In der Nähe des Sees an seinem östlichen Ufer finden sich warme Quellen, deren Temperatur Fremont zu 136° und 132° Fahrenheit bestimmte. An mehreren Stellen ergießen sich von den östlichen Höhen herab Bäche und Quellen von süssem Wasser und nur da, so wie in der Nähe der Mündung des Bärenflusses, sieht man ein frisches Grün der Bäume, der Gebüsche und des Grases, während der größte Theil der Umgebung des Sees einen höchst trostlosen Anblick darbietet. Denn nach mehreren Seiten hin laufen seine Ufer flach aus, bilden an tiefen Stellen einen undurchdringlichen Morast, während der trockne sandige Boden von dichten Salzkrusten überdeckt ist, zwischen denen nur ein niedres Gestrüpp der sodahaltigen Pflanzen gesehen wird. Bald näher, bald ferner vom Rande des Wassers erhebt sich eine Reihe von Bergen, welche den Seekessel umgürtet. Das Steinsalz bildet hier ganze Felsenmassen, und durch seine Auflösung scheint das Wasser des Sees seinen Salzgehalt vorzugsweise zu empfangen.

Fremont wagte mit einigen seiner Begleiter in dem Boote, das er mit sich führte, eine Fahrt auf dem See hinüber nach einer jener Inseln, die vielleicht noch niemals von einem Menschen betreten worden waren. Sie hat einen Umfang von 10 bis 12 englischen Meilen, enthält nirgends ein trinkbares Wasser, keinen Baum und überhaupt außer der Fremontia vermicularis nur wenig andre Pflanzen, unter denen übrigens eine neue Art von Obione und eine noch nicht beschriebene Doldenpflanze von der Gattung Leptotaemia sich befanden. Von größeren Thieren konnte man nirgends eine Spur auf der Insel entdecken; desto reicher scheint aber der See an Thieren der niedren Ordnungen, namentlich an einigen Arten von Mollusken und an einem kleinen, von Fremont nicht näher beschriebenen Gewürm. Als die Reisenden sich der Insel nahten, bemerkten sie an ihrem Gestade eine 10 bis 12 Fuß breite, weit fortlaufende Bank von dunkelbrauner Farbe, welche aus nichts andrem bestand als aus einer Anschwemmung von Insektenlarven oder ihren Häuten von der Größe eines Haberkornes, die hier 7 bis 12 Zoll hoch über einander lagen. Als Fremont einige Monate später in Gesellschaft eines alten landeskundigen Jägers, des Hrn. Walker, reiste und diesem seine Beobachtungen mittheilte, erzählte ihm dieser, daß er einst an einem ähnlichen Salzsee von Californien in Begleitung mehrerer andrer Männer zu einigen Hütten der Indianer gekommen sey, deren Bewohner bey der Annäherung der Weißen entflohen waren. Sie alle hatten großen Hunger, freuten sich deßhalb sehr, als sie in den Hütten Säcke aus Thierhäuten gebildet fanden, welche mit einem Stoffe gefüllt waren, den sie für gedörrten,

klein gebröckelten Fisch hielten. Sie nahmen davon eine tüchtige Quantität als Abendkost zu sich und waren eben bereit, am andern Morgen auch ein Frühstück davon zu halten, als Walcker die Entdeckung machte, daß der vermeintliche gebröckelte Fisch nichts Andres sey als eine Masse von gedörrten Würmern. Auch bey andrer Gelegenheit überzeugte sich Hr. Walcker, daß solche kleine Gewürme ein Hauptnahrungsmittel der Indianer sind, die in der Nähe der Salzseen wohnen.

Daß übrigens diese Seen, namentlich der Utahsee auch andre thierische Bewohner, Fische wie Schnecken und Muscheln enthalten mögen, dieß bezeugen die ungeheuern Schaaren der Wasservögel, die man auf ihrem Gewässer sieht. Unter ihnen zeigte sich der von Fischen lebende Pelecan und die verschiedensten Arten der Gänse, Enten und Möven. Das Geräusch der Flügel, welches diese Schwärme bey ihrem Auffliegen erhuben, glich einem fernen Donner.

(Schluß folgt.)

Epicos Brasileiros. Nova edição. Lisboa 1845. 12. S. 449.

Brasiliens Entdeckung und Eroberung ist zu wiederholten Malen der Gegenstand einer Epopöe geworden. Am Anfange des verflossenen Jahrhunderts schrieb der Akademiker Gonçalo Soares seine nur handschriftlich bekannte Brazilia; in der neuesten Zeit hat ein junger Dichter in Brasilien die Periode der Eroberung in einem Heldengedichte Confederação dos Tamiros überschrieben behandelt, von welchem einzelne Gesänge in brasilianischen Zeitschriften abgedruckt wurden. Der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhundertes gehören die zwey Epopöen, Uraguay und Caramuru an, welche Franz Adolph von Varnhagen, nachdem sie früher vereinzelt in drey Ausgaben erschienen waren, zum ersten Male in einem Bande vereinigt und mit Noten ertäutert dem litterarischen Publikum darbietet. Von beyden hat Ferdinand Denis in seinem Abrisse über die Litteraturgeschichte Brasiliens eine ausführliche Inhaltsanzeige gegeben, auf welche Referent verweiset *), nur hat sich Hr. Denis darin geirrt, daß er den Caramuru das erste epische Gedicht Brasiliens nennt, da die erste Ausgabe des Uraguay mehrere Jahre früher erschien, als die des Caramuru.

Der Caramuru schildert die Abenteuer eines jungen Portugiesen, den ein Schiffbruch an die Küste von Bahia verschlug, unter den Eingebornen des Landes bis zur Ankunft des Statthalters Thomas de Sousa. Die in neuerer Zeit in Anregung gebrachte Frage, ob Caramuru wirklich eine historische Person sey, hat den Herausgeber veranlaßt, in einem der vorliegenden Ausgabe beygegebenen Fragmente einer größeren Abhandlung die geschichtlichen Notizen zusammenzustellen, welche beweisen, daß Diogo Alvarez ein Portugiese, der von den Eingebornen den Namen Caramuru erhielt, unter diesen viele Jahre verlebte und in großem Ansehen stand, worauf auch der Name Caramuru hindeutet, womit die Eingebornen eine ihres gefährlichen Bisses wegen gefürchtete Schlange bezeichnen und nicht, wie in früheren Ausgaben angenommen wurde, damit den Begriff Sohn des Donners ausdrücken wollten.

Am deutlichsten geht die Identität des Portugiesen Diogo Alvarez mit der von den Indianern Caramuru genannten Person aus einem Briefe des Jesuiten Noboega hervor, worin gesagt wird, er habe dem Bischofe gerathen, die Missionäre von Diogo Alvares, in der Sprache der Indianer Caramolu genannt, begleiten zu lassen, da dieser vierzig bis fünfzig Jahre unter ihnen gelebt habe und ein angesehener alter Mann sey.

Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, um größtentheils aus handschriftlichen Quellen die Existenz des Mannes darzuthun, welchen sich der Dichter Jozé de S. Rita Durão (geboren zu Cata Preta in der Nähe der Stadt Marianna, gestorben als Augustinermönch zu Lissabon im Jahre 1781), als

*) Resumé de l'histoire littéraire du Portugal, suivi du résumé de l'histoire littéraire du Brésil; par Ferdinand Denis. Paris 1826. 8. pag. 534 — 565.



Heros für die zehn Gesänge seines in fließender Sprache geschriebenen Gedichtes erwählte.

Außerhalb Portugal wurde sein Werk erst durch die französische Uebersetzung des Herrn Eugène Garay de Monglave und den schon erwähnten Bericht des Hrn. Ferdinand Denis bekannt, welchem Letzteren auch das Verdienst gebührt, auf den Uraguay des Basilio da Gama aufmerksam gemacht zu haben. Die Handlung, welche diesem Gedichte als Stoff dient, gehört in eine weit spätere Zeit, als die des Caramuru. Der Dichter, in der Nähe von S. João del Rei in der Provinz Minas Geraes geboren, trat als Novize in den Orden der Jesuiten, sah sich durch die Aufhebung desselben, die Pombal verfügte, genöthigt, ihn zu verlassen und beschloß sein Leben nach mannichfachem Wechsel seiner Verhältnisse als Beamter in Lissabon im Jahre 1795. Er führt uns an die Ufer des Paraguay und Urugay (den er Uraguay nennt), wo die Jesuiten eine Republik gegründet hatten, die nach amtlichen Angaben einunddreyßig Ansiedlungen und hunderttausend Seelen zählt. Als die in fast beständigem Hader begriffenen Nachbarländer Spanien und Portugal den alten Streit über die seit der Theilungsbulle Alexander VI. in Südamerica nie genau bestimmten Gränzen durch einen geheimen zu Madrid am 13. Januar 1750 geschlossenen Vertrag schlichten wollten, drohte der erwähnten Republik der Untergang und die Jesuiten veranlaßten die Indianer, sich dem Vollzuge der Abgränzung mit gewaffneter Hand zu widersetzen und ihre bisherigen Ansiedlungen durch Brand zu vernichten, wie dieß der Dichter bey dem Brande von S. Miguel in ergreifender Sprache schildert, der sich in den fünf Gesängen seiner Epopöe auf die Ereignisse des Jahres 1756 beschränkt. Ihn suchten seine früheren Ordensgenossen in einer nach dem Tode König Joseph's I. erschienenen Schrift, reposta apologetica überschrieben, mit Anwendung aller Kräfte zu widerlegen.

Die erste Ausgabe des Uraguay erschien zu Lissabon im Jahre 1769, die des Caramuru ebendaselbst im Jahre 1781; von beyden wurden in Portugal und Brasilien wiederholte Abdrücke veranstaltet, dessen ungeachtet aber waren beyde Bücher etwas selten geworden, als sich der Herausgeber zu der vorliegenden Ausgabe entschloß. Ihn bewog hiezu das Verlangen, beyde Werke in größeren Umlauf zu bringen, außerdem aber auch vorzüglich der Wunsch, sie vereinigt in einer von denjenigen Mängeln möglichst freyen Ausgabe zu geben, welche den bisherigen anklebten. Die erste Ausgabe des Uraguay war zu einer Zeit erschienen, wo die Fehde gegen die Jesuiten in Portugal noch fortdauerte. Mancher dem Parteykampfe angehörige Ausdruck, so wie der Erguß einer übertriebenen Huldigung gegen die Familie Pombal hatten sie begleitet, deßhalb griff auch die Gegenschrift nach einem Stillschweigen von siebzehn Jahren weniger den Text als die Noten an, über die ein leichterer Sieg zu erwarten stand. Der Herausgeber fand sich deßhalb bewogen, um die erhabnen Klänge der Tuba, die am Urugay ertönte, ungetrübter erschallen zu lassen, dasjenige aus den beygefügten Anmerkungen hinweg zu lassen, was uns an das Treiben der Parteyen erinnerte. Ebenso mißfiel ihm am Caramuru die Vorrede, in welcher der Verfasser sich den Zeitgenossen gegenüber entschuldigen zu müssen glaubte, daß seine Muse keinen heiligeren Gegenstand erwählt habe und er sich mancher fremd klingender Wörter bedienen müsse.

Insbesondre aber mißfiel ihm, daß in den Noten der Ausgaben beyder Werke auf kleinliche und unbedeutende Gegenstände Gewicht gelegt und Wörter erklärt wurden, für deren Verständniß man gegenwärtig in dem Wörterbuche von Moraes weit bessere Erklärungen finde.

Der Herausgeber hat die unnöthigen Erklärungen durch nothwendige ersetzt, die Orthographie der unrichtig geschriebenen brasilianischen Wörter berichtigt und über die Lebensverhältnisse des Verfassers Alles gegeben, was ihm bey der sorgfältigsten Benutzung weniger und mangelhafter Quellen zu Gebote stand.

Friedrich Kunstmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular von Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. Erster Band. Grätz bei Damian und Sorge, 1844. Zweiter Band, Grätz, 1845. (Mit Rücksicht auf das seit 1842 heftweise zu Klagenfurt erscheinende „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, von Gottlieb Frhrn. von Ankershofen.")

Daß die Geschichtforschung und Geschichtschreibung Bayerns und Oesterreichs, Innerösterreich mit begriffen, zu einander in engster, in solidarischer Verbindung stehen, daß sie nicht nur die beyderseitigen Quellen gemeinschaftlich zu beachten und zu verfolgen, sondern auch die daraus geschöpften Thatsachen, Nachweise und Ansichten als eine gegenseitige Errungenschaft zu würdigen und zu berücksichtigen habe, — um zufällige oder absichtliche Einseitigkeiten oder doch den Schein davon zu vermeiden; dieser Leitungssatz hat von jeher, wenigstens dießseits der Alpen, gegolten. Nichts, was in Oesterreich, Steyermark (man gestatte uns, dem Referenten, diese Schreibart, von Styria, Sturia), was in Kärnthen, Crayn, Istrien, die Seeküste mit begriffen, und was in Tirol für Geographie, Geschichte und Topographie erscheint, und was von daher nur immer zu erlangen ist; ohnehin kommen diese Artikel bey dem Uebergreifen des nordischen Buchhandels nach Süden und seiner Tendenz immer schwerer ans Licht, und noch weniger in den weiteren Bereich; — nichts darf dem bayerischen Forscher fremd bleiben, und keine Gelegenheit soll er versäumen, sich auch persönlich in jenen Provinzen umzusehen. Mögen die ihm zu Gebote stehenden Bibliotheken, Archive, Plankammern noch so ergiebig; mag sein vorgearbeitetes historisches und topographisches Material noch so reichlich bestellt; mag sein kritisches Augenmerk auf die Journalistik und neue und neueste Literatur des Faches noch so gewahrsam seyn: — erst die lebendige Anschauung gewährt zu all dem das sichere und wahre Verständniß. Für den redlichen und höherer Zwecke sich bewußten Forscher, der die Geschichte zu finden, aber nicht zu „erfinden" strebt, der selbst lang gehegtem und gepflegtem Irrsal abzusagen den Muth hat, ist eben dieses plötzliche oder allmählige Klarsehen eine der wohlthätigsten Empfindungen, wenn auch oft nur der einzige Lohn für bedeutende Opfer; denn es gilt dem Fortschritt in und für Wahrheit, es gilt der polyhistorischen Charlatanerie, wie der Autokratie ex cathedra.

Was nun insbesondere Steyermark und Kärnthen anbelangt: — Ref. erlaubt sich zu bemerken, daß er diese ihm ohnehin längst befreundeten Landschaften im vorigen Sommer (1845) noch einmal, und aufmerksamer als je durchwanderte; so bedarf es hier der Erinnerung nicht, was sich Bayern, und Steyermark und Kärnthen, diese beyden zusammen einst das mittelländische Noricum und dann das carnatanische Reich, schon in frühester Zeit durch volksthümliche Beziehungen der Herrschaft und der Wirthschaft, des inneren Lebens und des äußeren Verkehrs gegenseitig waren, und wie sie schon in grauer

Vorzeit, und noch erkennbarer im Mittelalter, so bluts- als geistesverwandt, in Sitte und Recht, in Gewerks- und Erwerbsthätigkeit sich zunächst standen. Ganz dasselbe gilt auch von Tirol.

Bis zum Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts trug dieses freundnachbarliche, materielle und wissenschaftliche Verhältniß: (das in einer Länge von fünf und zwanzig Meilen, von Oberösterreich nach Tirol dazwischen liegende, und durch eine zumeist milde und seit lange durch eine aufgeklärte und liberale Regierung verwaltete Erzbisthum Salzburg *), und sofort dessen Hauptstadt, war der auch schon von den Römern so bedeutsam hervorgestellte Aus- und Durchgangspunkt) — es trug jenes Verhältniß andauernd seine Blüthe, und von der Drau bis zur Donau, reichliche Früchte; selbst nach mancher störenden Epoche ward dieses der politischen Oeconomie von Südteutschland zusagende Verhältniß immer wieder angeknüpft und erneuert.

Die seither eingetretene Unterbrechung, den volksthümlichen Interessen fremd und Abbruch thuend, rührt von äußern Ereignissen, und den dadurch motivirten ungünstigen Ansichten her; aber auch diese Unterbrechung möchte am längsten gewährt, und der gewaltige Umschwung der Dinge im Weltleben möchte auch für Bayern, und Steyermark und Kärnthen, (da schon ursprünglich diesen beyden Provinzen, abgesehen von ihrem innern urproductiven Reichthum, über Crayn und Istrien hin, das Weltmeer und so die Levante und der kürzeste Weg in den Orient als Vermächtniß geworden); — wieder ein gegenseitiges frisches und freudiges Heimathleben in nahe Aussicht gestellt haben. Und siehe da, eben in dieser merkwürdigen Phase, von der unbefangenen und beharrlichen Geschichtsforschung dießseits der Alpen auch ins gehörige Augenmerk zu fassen, begegnet uns von jenseits die Erscheinung von den zwey oben bezeichneten Geschichtswerken der Steyermark und Kärnthens, die sich, nach Umfang und Bearbeitung, als vollständiger und gründlicher denn alle bisherigen — ankündigen. Ob und in wie fern beyde Werke auch in ihrem System, in der Zeit ihrer Erscheinung sind sie von einander ganz und gar unabhängig, übereinstimmen, mag sich im Verfolge dieser Erörterung näher bemessen lassen.

*) S. „die letzten dreyßig Jahre des (1803 säcularisirten) Erzstifts und Reichsfürstenthums Salzburg. München 1816;“ zuerst in den fortlaufenden Heften der Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder abgedruckt. Die aus dem frühen Mittelalter stammenden Verhältnisse und Rechte des Landes in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen sind hierin zusammengestellt und nachgewiesen; und ob sie gleich in hierarchischer und politischer Beziehung großen Einbussen unterlagen, so behauptete das commercielle Element dennoch nach allen Richtungen die Oberhand. Salzburg glich einem Freyhafen, dessen Magazine die Frachten aus Süden und Osten kaum fassen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the exploring expedition to the Rockymountains in the year 1842, and to the Oregon and North California, in the years 1843, 44, by Captain J. C. Fremont.

(Schluß.)

Die Lage der erwähnten Insel wurde unter 41° 10′ 42″ n. Br. und 112° 21′ östl. L. gefunden; der See liegt 4200 Fuß über dem Meeresspiegel, das Felsengestein aus dem die Insel besteht, eine Art von schiefrigem Talk, erhebt sich gegen 800 Fuß über das Wasser. Von diesem höchsten Punkte aus hatten die Reisenden einen weiten, freyen Ueberblick über den See, an dem sie, so sorgfältig sie auch mit dem Fernrohr herumspähten, nirgends einen Ausfluß oder einen Durchschnitt in dem Gebirgskessel, der auf einen Ausfluß hindeutete, entdecken konnten. Noch weniger zeigte sich etwas der Art, was das Mährchen von dem großen Wasserwirbel zu rechtfertigen vermochte, durch den das Wasser seinen unterirdischen Ausgang nehmen sollte. Auf seiner Rückreise kam der Capitän noch einmal in diese Gegend. Er hatte jetzt Gelegenheit auch die Südseite des großen Salzsees zu besuchen und

fand hier einen andren, kleineren, von hohen Bergen umschloßenen Süßwasser-See, welcher höher liegt als der Salzsee, in welchen er sein Wasser ergießt. Diesen hält er für den eigentlichen Utahsee, so genannt nach dem Indianerstamm, der seine fischreichen Ufer bewohnt.

Der Weg den Fremont von dem großen Salzsee nach dem Flußgebiet des Columbia nahm, führte ihn abermals am Bärenfluß hinauf und gab ihm mannichfache Gelegenheit zu der Bemerkung wie sehr der fruchtbare Theil des Thales zur Begründung einer Niederlassung geeignet sey, in deren Umgebung durch Ackerbau und Viehzucht so viel gewonnen werden könnte, daß die vorüberziehenden Auswandrer, Reisenden und auch wohl Truppen sich mit alle dem zu versorgen vermöchten, was ihnen für den Weitermarsch und zum satt werden nach langer Entbehrung nöthig wäre. Allerdings giebt es schon eine solche Niederlassung in ziemlicher Nähe, nämlich nur 50 englische Meilen von dem oberen Laufe des Bärenflußes (ober den Bierquellen) entfernt. Dieses ist das Fort Hall, an einem Seitenarm des oberen Columbia (dem Lewisfork). Dieses sogenannte Fort liegt in einem gegen 20 Meilen langen Thale, dessen Boden so fruchtbar und reich bewachsen ist, daß, wenn dieser Grund in europäischer Weise benützt würde, er für Tausende von vorüberziehenden Auswandrern und Reisenden, so wie für Hunderttausende der Colonisten die nöthigsten Lebensbedürfnisse darreichen könnte. Die Lage unter 43° N. Br., die Erhöhung über dem Meer von 4500 Fuß giebt dieser Gegend ein sehr mildes Klima. Aber jenes sogenannte Fort ist so schwach besetzt, und liegt so fern ab von andern europäischen Niederlassungen, daß es seine Heerden und Saaten nicht gegen die herumstreifenden Indianer zu schützen vermöchte; es bezieht deßhalb den Bedarf für seine Mannschaft, so wie jene Vorräthe, davon es den Auswandrern um sehr hohen Preis das Nöthige abläßt, von der Nähe der Seeküste her aus dem am Columbia gelegnen, ansehnlichen Fort Vancouver, und diese Zufuhr muß 250 Meilen in dem Strom aufwärts und dann noch auf Lastthieren 600 Meilen weit zu Lande herbeygeführt werden.

Jenseits des fruchtbaren Thales, am Lewisfork zieht sich die Oregonstraße mehrere Tagreisen weit durch die großentheils unfruchtbare Landschaft des oberen Columbiagebietes. Was jedoch hier der vernachläßigte Boden versagt, das gewährt in reichlicherer Menge das Wasser. So namentlich in der Gegend der Wasserfälle des Lewisfork, wo ein reicher Lachsfang betrieben wird. Das Volk der Fischer, das von diesem Fang sich nährt, gehört zum Stamme der Schlangenindianer, der als einer der Hauptstämme des ganzen Landes betrachtet werden muß, da seine Sprache auch unter den andern Stämmen die allgemein verbreitetste ist. In diesen Fischern lernte Fremont ein so muntres, heitres Völkchen kennen, wie er sonst nirgends unter den Indianern gefunden hatte.

Da jetzt der Winter sich nahte, und die Lebensmtttel immer schwerer zu haben waren, ließ der Capitain einen großen Theil seiner Mannschaft nach Hause kehren; mit den übrigen setzte er die Reise zum westlichsten Zielpunkt der dießmaligen Expedition: nach Fort Vancouver fort. Der nächste europäische Posten, jenseits des Fort Hall, war das Fort Boisée, im holzreichen Flußthale des gleichen Namens, unter 43° 49′ 22″ N. Br. 116° 47′ L., in einer Höhe von 2100 Fuß über dem Meer. Ein Officier der Hudsonscompagnie, H. Payette erzählte dem Capitän, daß alle die Mühe, die er sich während seines mehrjährigen Aufenthaltes auf diesem Posten gegeben habe, die Indianer dazu zu bringen, daß sie von den Lachsen, die sie im Sommer in reichlichster Menge fangen, sich Wintervorräthe sammelten, vergeblich gewesen sey; sie schwelgen nach ihrer Weise im Sommer, und leiden im Winter Hungersnoth, ja viele von ihnen sterben dann selbst vor Hunger. Schon die Gemeinschaft der Güter, die Unsicherheit alles Eigenthumes, die bey diesem armen halbnackten Volke herrscht, mag alle Lust am Vorräthe sammlen ersticken.

In der Mitte des Octobers wurden die Nächte so kalt, daß selbst in den Zelten das Wasser gefror; die nachbarlichen Berge zeigten sich weiß von Schnee. Von ganz vorzüglicher Güte erscheint der Boden am Powderfluß, wie dieß die grasreichen Weiden und die Waldungen bezeugen in denen häufig Tannen und Fichten von 180 bis 200 Fuß Höhe und mit

einem Umfang des Stammes von 12 bis 20 Fuß stehen. Bey der Missionsstation des H. Whitmann am Walahwalahfluße wandelte die Reisenden ein eigenthümliches, heimathliches Gefühl an. Man sieht da Häuser in europäischer Form, aus ungebrannten Ziegelsteinen gebaut; Familien der Auswandrer von blühendem Aussehen, der Alten wie der Jungen, denen man die heitre Zufriedenheit mit ihrer Lage überall anmerken kann; das Land umher ist mit Getreide und Kartoffeln angebaut, welche letztere von ganz ausgezeichneter Güte sind. Eine große Begünstigung und Sicherheit gewährt dieser im schnellen Aufblühen begriffenen Niederlassung die Nähe des Fort Nez-percé, das nur 7 Stunden weit von der Missionsstation abliegt. Das eben genannte Fort, in der Nähe der Verbindung der beyden größesten Quellenflüße des Columbia, ist eines der wichtigsten im Oregongebiet. Hier endet der obere Lauf des Columbia, der für die Schifffahrt unbenutzbar ist, der Strom wird durch den Zusammenfluß der Seitenarme so wasserreich und befahrbar, daß von hier an die Einwandrer ihren Weg meist zu Wasser, auf Flossen und Schiffen fortsetzen, zu deren Bau ihnen die waldreiche Umgegend des Forts alle Hülfsmittel darbietet. Vom Südpaß des Felsengebirges bis hieher durchmißt die Oregonstraße, mit ihren vielen Abweichungen von der geraden Linie, eine Strecke von 1000 englischen Meilen. So ersehnt das Ende dieses langen Landweges, der von der Mündung des Arkansas bis hieher eine Ausdehnung von 2000 Meilen hat, den Auswanderern und Reisenden auch seyn mag, ist dennoch auch die erste Strecke seiner Wasserfahrt mit mancherley Gefahren, in der Gegend der Wasserfälle und dann in jener der sogenannten Dales des Columbia verbunden, wo der Strom durch Basaltwände so eng zusammengedrängt ist, daß er mit ungeheurer Schnelle, in wirbelnder Bewegung sich hindurchstürzt. Es gehört ein geschickter Steuermann dazu, um jenen Gefahren zu entgehen. Sind jedoch nur erst diese glücklich überstanden, dann geht die Weiterfahrt ruhig stromabwärts bis zu dem Fort Vancouver, wo die Ankömmlinge während der Zeit der Winterregen ein gutes Unterkommen, und, sobald sie wollen eine Weiterbeförderung in das fruchtbare Wahlamettethal finden, das für die meisten von ihnen in jetziger Zeit das Land der Verheißung, die neue, langersehnte Heimath ist.

Auch Fremont hatte im Fort Vancouver, dahin er am 7. November kam, und dessen heimathliche Bequemlichkeiten er einige Tage genoß, den westlichsten Endpunkt seiner Reise erreicht, nicht aber das Ende der Mühseligkeiten und Beschwerden, welche auf dem Heimwege, den er sich mitten durch die mit hohem Schnee bedeckte Sierra nevada und ihre Nebenzweige während der Monate December bis Februar bahnte, eine Höhe erreichten, die sie auf der Herreise niemals erstiegen hatten. Der allerdings für die Länderkunde sehr schätzenswerthe Gewinn, den dieser beschwerliche Marsch durch die Schneegebirge brachte, war die Entdeckung einer Region der herrlichsten Alpenthäler und einer ganzen Reihe von fischreichen Seen. Selbst jetzt im Winter gab es in manchen jener unter 39° und 40° N. Br. gelegnen Alpenthäler hin und wieder ein frisches Grün für die hart angestrengten Lastthiere. Doch war die Entdeckung theuer erkauft und sie hätte noch theurer können zu stehen kommen, wenn man den H. Preuß, der sich mehrere Tage in einem Gebirgsthal von der übrigen Gesellschaft verirrt hatte, nicht noch gerettet hätte von dem nahen Tod des Verhungerns und Erfrierens. Einer von den Gefährten, der auch zwey Tage lang vergeblich in den beschneiten Forsten nach Fremonts verloren gegangenen Reitpferd gesucht hatte, war durch die Anstrengung in eine zum Glück vorübergehende Geistesverwirrung gerathen. Von 67 Pferden und Maulthieren, welche der Capitän bey dem Hinansteigen auf die Sierra besessen hatte, erreichten nur 33, in einem kraftlosen, abgetriebnen Zustand am 7. März den Lagerplatz am Sacramentofluß, in dessen Nähe, in der reichen, blühenden Niederlassung des Herrn Sutter, die Reisenden so wie ihre Thiere einen Ort des Ausruhens und der Erquickung fanden, von welchem sie neu gestärkt die weitere Heimreise machten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns daher zuerst der vorliegenden Geschichte des Herzogthums Steyermark, von Hrn. Dr. Albert von Muchar ɛc. zu. Wer wollte, mit der historischen Literatur des teutschen Südens und mit der Oesterreichs insbesondere bekannt, an dem Beruf des Verfassers dazu zweifeln, wenn man sich unter andern seiner vor langen Jahren erschienenen Werke über das „altceltische" und „römische Norikum" *), und der darin kund gegebenen Vertrautheit mit der klassischen, d. i. mit der griechischen und römischen Geographie und Geschichte erinnert; wenn man die schätzbaren Beyträge gelesen, womit er das weiland vom Frhrn. v. Hormayer zu Wien herausgegebene Archiv für vaterländische Geschichte und Geographie fortwährend, wiewohl in obligater Stellung, unterstützt hat, und wenn man auch jetzt den lehrreichen Inhalt der „Steiermärkischen Zeitschrift," die in der neuen Folge, redigirt von Dr. Schreiner und Dr. Albert v. Muchar, und herausgegeben vom historischen Verein zu Grätz, an der Seite des Joanneums, dieser in der That großartigen ständischen Institution, im achten Jahrgang vor uns liegt, näher würdigt? Von diesem unsern Zeitgenossen und Altmeister der steyerischen Historiographie also mehr zu sagen, ist vor der Hand überflüssig. Wir gehen zum ersten Band seiner Geschichte selbst, und zunächst zu dessen Vorwort über.

*) „Das altceltische Norikum, oder Urgeschichte von Oesterreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Krain vom Prof. Albert Muchar," zuerst abgedruckt 1821 in der Steiermärkischen Zeitschrift, redigirt von J. v. Kalchberg, Dr. L. v. Vest, Fr. v. Thinnfeld und Dr. F. Appel. — Das römische Norikum erschien 1825.

Der Verf. spricht sich darin mit Selbstgefühl, und selbständiger als je seine Ueberzeugung aus,

„daß die vorliegenden Werke über die älteste und ältere Geschichte der inneröſterreichischen Länder durch zahlreiche Irrthümer sehr entstellt, und keineswegs nach den Forderungen einer fortgeschrittenen Geschichtschreibung entsprechend bearbeitet seyen."

Eine Namhaftmachung der bedeutendern vorgängigen Werke über die Geschichte Inneröſterreichs, und die Aufzählung ihrer wesentlichen Irrthümer und Entstellungen dürfte hier am Platze und dem Verf. ein Leichtes gewesen seyn; so hat es z. B. Linhart, der Geschichtschreiber von Crayn, gehalten. Wenn v. Muchar weiter bemerkt, daß er das Steierland mehrmalen nach allen Richtungen durchwandert, und alles bisher darüber Geschriebene aufmerksam gelesen und geprüft habe, daß ihn hiebey und bey seiner eigenen Arbeit der Gedanke geleitet und ermuthigt habe,

„daß es verdienstlicher und löblicher sey, bey noch so schwachem Flimmern des Quellenlichts etwas diesen Quellen mit Wahrscheinlichkeit Entsprechendes aufzuhüllen, als gar nichts vorzubringen; — und daß einmal doch die Grundfesten der vaterländischen Geschichte, auf welchen der Bau des Mittelalters und der neueren Zeit ruht, aufgedeckt und beleuchtet werden müssen,"

so sollte diese billige Rücksicht doch wohl auch den früheren, durch Literatur und archivalische Quellen bey weitem noch nicht so begünstigten, darum aber nicht minder verdienten Bearbeitern der steyrischen Geschichte zu statten kommen; — es sollen doch auch die auswärtigen und gut unterrichteten Forscher ein Wort mitzusprechen das Recht haben? Oefter sehen die Nachbarn eines Insassen über sein Gehege hin unbefangener und klarer, als er selbst. Oder wäre, was das Mittelalter der Steyermark anbelangt, die Bewegung nicht von der Donau und vom Rhein, vom Inn und Lech ausgegangen; wären Geblüt, Cultur und Civilisation und ihre Elemente für die Steyermark, für Kärnthen, Crayn und Istrien nicht von dort aus in und über die Alpen gekommen; und müßten also nicht vorerst die dießseitigen, und die in der That reichlich und klar fließenden Quellen und die daraus geschöpften Ansichten auch gehörig beachtet werden? Oder wären die Forschungen dießseits der Alpen über das Jenseits zurückgeblieben? In Beziehung auf die neuere Zeit sind wir mit dem Verf. ganz und gar einverstanden: die Gegenwart kann nur durch das Mittelalter, durch das lebensvolle Jugendalter gehörig begriffen, und es kann nur so an den Anlagen und Bürgschaften für die Zukunft heilsam fortgebaut werden. — Sind wir von jeher in unsern Forschungen und Ansichten dieser Richtung gefolgt, — gegen so manche gesuchte oder neologische Mißdeutung hat uns die Zeit bereits gerechtfertigt und sie wird es ferner, — so gedenken wir auch bey der Anzeige der vorliegenden belangreichen Geschichtswerke vorzüglichen Bedacht darauf zu nehmen.

Zweckgemäß ist dieser neuesten Geschichte der Steyermark auf einigen Seiten „des Steierlandes Gegenwart“ d. i. eine geographisch-statistische Einleitung vorangeschickt. Daraus entheben wir unter andern, daß die Grundfläche der Provinz im Norden von Oesterreich, im Osten von Ungarn und Croatien (einst Pannonien), im Süden von Crayn, im Westen von Kärnthen und dem ehemaligen Lande (teutschen Reichsstifte) Salzburg umschlossen, 408 geogr. Q.M. und deren Bevölkerung 935,578 Menschen in 20 Städten, 29 Vorstädten, 96 Märkten, 3593 Dörfern und 161,915 Wohnstätten beträgt. Mächtige Gebirge, Aeste und Zweige des großen Tauernstammes, bedecken das Oberland; das Mittel- und Unterland verliert sich allmählig in sanften Hügelreihen und in breiten Flächen. Aber im Alpen- und Waldrevier —

„ist des Landes Mutterbrust, der Erzberg, der europäische Riesenstock von Eisen; im Mittelland und im Süden wogen, umsäumt von der Kastanie, die goldwellenschweren Getreidsaaten; und die Trauben, jene am Rhein und an der Donau nicht beneidend, glühen an den üppigen Rebenhügeln. — Würzende Salzbrunnen — (überhaupt Mineralquellen) sprudeln allenthalben. — Im Ober- und Mittellande waltet, neben deutscher Sitte und Kleidungsweise, die deutsche Sprache (vor!), im Süden sprechen gegen 300,000 Wenden (wir möchten die slavische Bevölkerung der Steyermark überhaupt noch höher schätzen) slovenische Dialekte. Doch ist der deutsche Steirer mehr geradsinnig und zutraulich, der Wende dagegen mehr überlegend, klug und unternehmend.“ —

In der Steyermark, in Kärnthen und Crayn fühlt sich der Wende, und das ist unsere persönliche Wahrnehmung, vom teutschen Element übermannt; er ist der teutschen Sprache und Rechtsformen nicht kundig, und eben dieses Verhältniß macht ihn hier, wie anderwärts, rückhaltig, mißtrauisch.

„Des Steierlandes Naturgestalt und Veränderung in der Urzeit,“ — diese der statistischen Uebersicht angehängte Erörterung glauben wir übergehen zu können, nur bemerkend, daß der Verf. im weiland pannonischen Meer eine Bucht der großen Atlantis, der die tobenden Wildbäche und Flüsse der Steyermark zuströmen, erkennt, und das einstmalige tropische Clima in den noch vorfindigen Ueberresten von kolossalen Thierformen nachweiset.

Dieser erste Band des Geschichtswerkes begreift nun die vorchristliche Epoche und die Römerzeit bis zum Jahre 493 n. Chr. und zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, als:

I. S. 9 — 204 „die innern Verhältnisse und das innere Leben im Steierlande,“ und

II. S. 205 — 344 „die Geschichte“ desselben darstellend.

Ehe wir dem Hrn. v. Muchar weiter folgen, verweilen wir einen Augenblick bey dem Eingangs erwähnten „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, vom Frhrn. v. Ankershofen“ (da die Urkunden gewöhnlich Carinthia schreiben,

so wird man auch uns, dem Ref., diese Angewöhnung, Kärnthen zu schreiben, gestatten).

Drey Hefte sind seit dem Jahre 1842 von diesem Handbuche erschienen, das vierte wird erwartet. — Das erste Heft enthält die Geschichte Kärnthens vor der Römerherrschaft. Das zweyte Heft begreift die politische Geschichte Kärnthens unter der Römerherrschaft bis K. Constantins Reformen; das dritte die politische Geschichte von K. Constantin bis zum Umsturz des weströmischen Kaiserthums, 476 n. Chr. Jedes Heft hat zwey Abtheilungen: a) den geschichtlichen Text, und b) die zugehörigen „Quellen-Stellen und Erläuterungen;" auch Periodenkarten sind beygegeben. So gedenkt Frhr. von Ankershofen das Handbuch fortzusetzen bis zur Vereinigung Kärnthens mit den österreichischen Fürstenthümern (J. 1335).

Unmittelbar hieran reiht sich die neuere Geschichte Kärnthens, von Dr. H. Hermann, z. Z. Dechant zu Gmünd in Oberkärnthen. Von dieser Fortsetzung des Handbuchs sind auch bereits drey Hefte erschienen bis zum J. 1518, wovon vielleicht ein andermal hier gesprochen werden soll.

Beyde Bearbeitungen, die zweyte befaßt die neuere Zeit, in Stoff und Noten ungleich gedrängter, gewähren für die gründliche Geschichtforschung über eine ihrer internationalen Lage nach so wichtige südteutsche Provinz, die tiefer im Gebirge und auf rauherm Boden, als die Steyermark, übrigens mit derselben zunächst verwandt, auf 191 Q.M. eine sehr gemischte Bevölkerung von 280,000 Menschen begreift, hohes Interesse.

Frhr. v. Ankershofen, in Kärnthen eingeboren, hat sich früher nur durch einzelne, aber gediegene Erörterungen in der Zeitschrift Carinthia bemerkbar gemacht. In seiner Vorrede zum ersten Hefte gedenkt er nun dankbar sowohl der neuen und wissenschaftlichen Belebung der dortigen seit Frölich und Hansiz stagnirenden Geschichtforschung, im Gefolge der Einwanderung der Benedictiner von St. Blasien aus dem Schwarzwalde (J. 1807) als seiner persönlichen historischen Ausbildung unter denselben. Diese hatte in der restaurirten Abtey St. Paul im Lavanthale, zunächst unter der Leitung von Trudpert Neugart, längst durch seinen Codex diplomaticus Alemaniae et Burgundiae transjuranae, und durch Ambros Eichhorn, als Verfasser des „Episcopatus Curiensis in Rhaetia" dem gelehrten Teutschland rühmlich bekannt; und an der Seite einiger in den Orden getretener Jugendfreunde, darunter Ludwig Weber und Fr. X. Grünberger, dieser leider allzufrüh dahin gestorben, statt. Indem nun der bescheidene Verfasser des vorliegenden Handbuches sehr zweckgemäß eine specielle Uebersicht von der ältern historischen Autorschaft Kärnthens gibt, und hiebey wesentliche Mängel nicht unberührt läßt, entwickelt er seine eigene Richtung zum vorgesteckten Ziele, unter Andeutung der ihm gebotenen Hülfsmittel, und neueren Vorarbeiten. Zwar wurden auch in Kärnthen bey der Aufhebung der Klöster,

„dieser Vorrathskammern zur Aufklärung der vaterländischen Zustände im Mittelalter, der Genealogie und Topographie — die Archive geöffnet; aber nicht zum Frommen der Wissenschaft, sondern häufig zum Nutzen von Krämern und Gewerbsleuten, welchen die Pergamente und Wachssiegel zugewogen wurden. Nur Zufall und Unkunde retteten manches uralte Denkmal. So wurde das Archiv der Cisterzienser-Abtey Viktring vollständig erhalten, und bildet mit dem Archive des Domstifts Gurk die größten diplomatischen Schatzkammern des Landes." —

Das ständische Joanneum zu Grätz dürfte an Archivalien doch wohl noch viel reicher seyn?

Ehrenvoll, und mit Recht, wird hiebey auch des quellengemässen Werkes über das Bisthum Lavant von Dr. Carlmann Tangl, gleichfalls ein Zögling der St. Pauler Lehranstalt und z. Z. Professor an der Universität zu Lemberg, (Klagenfurt 1841,) und der so liberalen als werkthätigen Unterstützung von Seite der Landstände, darunter die Fürsten von Lichtenstein, Rosenberg und Khevenhiller, des Grafen Goes ꝛc. als Inhaber herrschaftlicher Archive; und des k. k. Landeshauptmanns und Appell. Ger. Präsidenten Freih. von Sterneck ꝛc. erwähnt. Freih. v. Ankershofen, selbst Mitvorstand des ständischen Museums, will sich von den öffentlichen Geschäften zurückziehen, um desto ungetheilter seinem geschichtlichen Unternehmen zu leben; möge er sich hiebey einer festern Gesundheit erfreuen! Ist es nun interessant, den Ideengang der vorliegenden zwey Epochen- und Ge-

schichtswerke von Steyermark und Kärnthen, und das denselben zu Grund liegende überaus reiche classische Materiale von Moment zu Moment mit einander zu vergleichen: — so wird man in der That öfter noch überrascht durch die Fülle und kritische Wahrnehmung der neuesten historischen Literatur, selbst aus dem fernsten Norden, womit die „Quellen-Stellen und Erläuterungen“ (sehr zweckgemäß, wie die Documente bey Buchner) der Geschichte von Kärnthen begleitet, und dennoch so schiedlich vermittelt sind. Nebstbey ist dieses ein abermaliger Beleg von der Unbefangenheit und Sachkunde der süddeutschen Forschung, die allerdings vom Touristen- und Journalistenwesen auch weniger Notiz nimmt.

Was nun wieder den ersten Band der Geschichte von Steyermark, und sofort dessen ersten Theil anbelangt: so zerfällt derselbe in volle dreyßig Rubriken. Denn nur so, und zwar in analytischer Methode, glaubt der gelehrte Verfasser „das innere Leben im Steierlande“ in Text und Noten in alle Fibern und Fasern zerlegt begreifen, und wieder geben zu müssen. Diese Rubriken hier nur berührend, können wir sie auch nur mit einigen Bemerkungen begleiten. S. 11. „Die ältesten geographischen Verhältnisse der Steiermark.“ Nach den griechischen und römischen Geographen bestand dieselbe aus Theilen von Mittelnoricum, von (Ober-) Pannonien und Illyrien. In der Abmarkung allenthalben viel Schwankendes. An das von der Donau herüber reichende cetische Bergrevier, das der Verf. vielleicht zu weit nach Süden, bis zur Save hinab auszudehnen scheint; der mons comagenus (Kaumberg,) liegt zunächst an der Donau; schließt sich an die Carvancasgebirge zwischen der Save und Istrien. Die vielen Berg-, Fluß- und Ortsnamen sucht der Verf. aus dem griechischen, celtischen, kymrischen und galischen Etymon, ja sogar aus dem Sanskrit anschaulich zu machen: „An- und Beyklänge“ aus Spanien, Italien, Gallien — sind ihm geläufig; nur die Ableitung aus dem Slavischen, die sich dennoch, in der Steyermark, in Kärnthen und Crayn, so oft als unabweisbar bietet, bedauert er (S. 21) als grundlose „etymologische Spielereyen.“ S. 19. „Die Urbewohner, einzelne Völkerschaften, deren Städte, Burgen rc. „Celten, gallische Celten, Celtogermanen.“ „Aus ursprünglicher Stammeseinheit waren Celten nnd Germanen ein großes Volk: — celtisch-germanische Völker waren seit der Zeit zuverläßiger Geschichtskunden die Urbewohner der Steiermark.“ Damit ist freylich die Frage; ob und wo Celten, ob und wo Germanen, — nicht gelößt, nur umgangen. In seinen frühern Schriften sprach der gelehrte Verf., unter Hinweisung auf ein- und dieselben Autoritäten, in der Steyermark nur von Celten; und in Folge der bekannten Rückwanderung unter Belloves und Sigoves, nur von Celtogalen. Selbst Germanisten, wie Mannert, finden die Celten der Alpen bis zur Donau ausgebreitet, und Pfister führt uns die Germanen nur bis zum nördlichen Abhang der Alpen zu. *)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) „Erst nach Vertreibung der gallischen Stämme traten germanische Völkerschaften im Süddonaulande auf,“ sagt Dr. und Prof. Rudhart in seiner „ältesten Geschichte Bayerns rc. Hamburg 1841 S. 18: — „am nördlichen Abhange der Alpen aber und innerhalb des Gebirges bis zur Gränze von Oberitalien, saß eine Menge kleiner Völkerschaften — meistens rhätischer Abkunft u. s. w.“ Dr. Ferd. Huschberg d. Z. k. b. Archivar und Reg. Rath zu Wirzburg, führt in seiner Geschichte der Allemannen und Franken rc. auch aus den Quellen bearbeitet, Sulzbach 1840, an und in den Alpen nur Kelten und eingewanderte Gallier auf; „darunter S. 34 dürften die Meduller und Velauner (auch Triumpilini nach Plinius) der nördlichen Abdachung der Alpenkette angehört, und erstere zwischen der Salzach und dem Inn, und letztere zwischen dem Inn und der Isar gewohnt haben, da sich hier sowohl ein Medullum als auch eine Landschaft Valai (Vallay) darbieten:“ (?) Auch in der windischen Mark, und in Unteröstetreich finden sich Ortschaften: Medullum, Mödling, Metling; aber Burg und Weiler gleichnamig, am Inn, und an der Alz schreiben die ältesten Urkunden Megelingun; und Magalicha civitas, ist Melk.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Fortsetzung.)

Ankershofen erkennt in den Urbewohnern Noricums (Kärnthens) auch nur Celten; (Taurisker, Noriker,) Alpen- oder Bergbewohner, (Alpini und Ambidravi?) südlicher auch wohl: „celtisch-illyrisches Mischvolk." Das sind einzelne Bezeichnungen dieser Bevölkerungen, wobey von Muchar noch die Alouni: („von Al Salz: und Oun, altnordisch Wasser," also Salzwasserer?) als „Hallinger" als Bewohner und Bebauer der Salzwerke von Reichenhall bis Hall bey Admont geltend macht. (S. 24.) Bezüglich auf die Urbewohner Oesterreichs, vielmehr auf das angebliche Vorbrechen der Slaven sind unserm Verf. spätere Schriftsteller von Nestor an, († 1111,) bis Dluqosk († 1430), von geringem Ansehen; und Hypothesen, wie die des Sueowieky, († 1827) und Machtsprüche, wie Paul Schaffariks und Bulgarins ꝛc. „erweisen ohnehin nichts." (S. 21.) Also werden Laube und Schulze ꝛc. wohl auch diesem Anathema unterliegen? Virtus in medio; denken wir. Ankershofen (Commentar zur ersten Periode I. 6—12) kann hierüber als sehr belehrend entgegengehalten werden. In der That, wenn uns von Muchar schon so früh die Germanen, die in Blut und Sprache mit den Slaven auch eine Wurzel haben sollen, (s. Linhart I. 351) aus dem fernen Osten nach Westen, und in unsere Alpen führt, möchten dort ihre Stammesvettern so lange, etwa bis zum sechsten Jahrhundert nach Chr., sitzen geblieben seyn? S. 27 geht der Verf. ums J. 360 flüchtig an „den Nachkömmlingen der celtisch-germanischen Stämme; an den Bojern, Azaliern, Jassinen ꝛc. in Pannonien" vorüber. S. 30 „Körpergestalt, Kleidung, Waffen" ꝛc. S. 33 „Standesunterschied:" Edle, Freye, Gemeinfreye; Freygelassene, Leibeigene, Sclaven, Gefolg- und Genossenschaften. Landbesitz die Unterlage aller Macht und Autorität. „Celten und Germanen," in Landbau und Viehzucht innigst verwebt — altgermanisches Urleben." (?) S. 37 Einwanderung und Unterjochung durch die Römer. Römische Colonial- und Municipalstädte. Einheimische Fortpflanzung der Römer, und deren Verbleiben neben dem zahlreichen Urstamm. Walchen, Wälsche. Noriker und Pannonier steigen zu allen römischen Würden und Aemtern empor. S. 41 „Innere Verfassung; — ob je ein Königreich Norikum?" Neben den Wiederholungen möchte hier allzuviel aus dem Tacitus ꝛc., aus dem germanischen Element, herbey gezogen seyn. Der Heermann: (Herzog;) einige Könige, nur einzelne Häuptlinge; ihre Rüstung und Auszeichnung. S. 50 „Innere römische Verwaltung;" durch den gesammten Staatsorganismus, und in allen Abstufungen beschrieben. S. 61. „Das römische Militärwesen." — Wiederholungen und Abschweifungen. S. 68. „Staatsabgaben, Steuern, Tribute." — S. 76. „Landwege und Strassen" schon vor den Römern, nach allen Richtungen; durch die Römer viel gebessert, und vermehrt. S. 80. „Römische Strassentafeln und Reisekarten." Erklärung und Deutung derselben in sieben Abtheilungen. Der mangelhaften und verwirrten Abschriften von diesen Strassenkarten wird (S. 87) gedacht; — darum wohl auch desto mehr problematische Bezeichnungen einzelner Ortschaften von

jeher, und von so vielen Forschern? Wir erlauben uns hier nur beyspielsweise eine kurze Exposition. Die peutingerische Tafel gibt unter andern den Strassenzug von Virunum, (auf dem Zollfelde bey Klagenfurt,) nach Ovilia, (Wels in Oberösterreich) also an; Matucaium angeblich zu Zwischenwässern, Noreja, (bey Neumarkt,) Viscellis ad pontem, (bey St. Georgen an der Mur, vielmehr Welz), Tartusanis, (Mauten bey Unterzeiring;) Surontio, (Rothenmannertauern,) Stiriate, (bey Strechau,?) Gabromagi, (Liezen,) Ernolatia; (Spital am Pyrn,) u. s. w. Daß Stiriate nicht zu Strechau, Strechawa, (ein slavisches Bollwerk) sondern oben an der Steier gesucht werden müsse, gesteht der Verf. selbst zu. Aber Ernolatia, meint er, sage „nach dem Beyklange des Wortes dem Orte Liezen sehr sprechend zu;“ — Gabromagus versetzt er in das Paltenthal, und Surontium nach Zeiring rc. „Im Cymrisch- und Gaelischen bedeute laid und lathoch einen Sumpf, und bey Liezen, Ernolatia, hätten Sümpfe bestanden.“ Allerdings, das zeigt der Augenschein noch. Aber hier, wie anderwärts, entscheiden Naturlage, Autopsie und Geschichte, nicht An- und Beyklänge. Der Marktflecken Lüezen im Ennsthale, in den ältesten Urkunden Luznich geschrieben, (s. unsere Matrikel;) war von jeher wichtig; denn da durchkreuzen sich die alten Strassen hinauf zum Spital am Pyrn, und an die Steier; hinein (über die slavische Petschen) nach Aussee und Hallstatt; hinunter über Rothenmann zur Mur, und an der Enns hinauf in das Pongau. Nun ist aber in Luznich das slav. Luze, Sumpfboden ebenso wenig zu verkennen, als in Stiriate die Steier; und in Gabromagus das Gabor, Ahorn (daher auch die Gabreta sylva). Eine Ahornwaldung zeigt sich aber heute noch oben hinter der Steier auf dem Gebirge (Pyrn). Erwägt man nun weiter, daß im celtischen Etymon sur — suron auch auf Versumpfung hindeute; in Bayern mehrere versumpfende Suren, (daher etwa auch Saurontium und die fernen Sauromati?) so dürfte man wohl ziemlich folgerecht schließen, daß surontium und Lüezen ein- und dieselbe Ortschaft, und nur durch die Einwanderung der Slaven umgetauft worden sey. Auch der Name Zeyring (zurce,) ist offenbar slavischer Abkunft: wovor aber der gelehrte Verfasser nun einmal Aug und Ohr verschließt. — Bey Aufzählung der römischen Stationen und Mansionen hätte auch der tabernae und hospitia, (Spital!) längs dem Gebirge gedacht werden mögen. Die Steiermark, „fast in der Mitte des ausgedehnten Illyricums gelegen, war daher das hochwichtige, und Jahrhunderte, (Jahrtausende!) lang viel betretene Verbindungsland zwischen Deutschland, Sarmatien (!) und Italien rc. rc.;“ so lautet der Schluß dieses spinosen Capitels.

S. 98 „der Landbau und die Viehzucht der Urbewohner und Römer;“ — hiebey wird vom uralten Weinbau „der celtisch-germanischen (?) Völkerschaften“ gesprochen. S. 104 „Lebensweise der steiermärkischen Urbewohner zu Hause und im Frieden; Sitten.“ Sonderbar; hier begegnet man, wohl aus Anlaß von Jagd und Fischerey, einer vollständigen Aufzählung des steiermärkischen Thierreichs aus dem altbojoarischen Gesetz. Das longobardische hätte gleichen Anspruch. S. 109. „Die celtischen Weiber waren größtentheils wohlgestaltet, reitzend und schön.“ — „Der Männer und Weiber — Linnengewänder mit Purpurstreifen“. (?) Das, und vieles andere mehrentheils nach Tacitus, de moribus Germanorum! S. 115. „Die uralten steiermärkischen Bergwerke auf edle Metalle und Eisen. Der norische Speickhandel, Holz- und Marmorarten; die Goldwäschereyen um Noreia, nach Strabo. Da wir uns über Noreia, Tiburnia, Agunt rc. auch ziemlich, an Ort und Stelle, umgesehen haben, so gedenken wir davon ein andermal zu sprechen. Die Silbergruben an der Zeyring, die comites metallorum. Die Bereitung, Berühmtheit und der Ausgang des norischen Eisens und Stahls, nach den Zeugnissen der Alten, unter mannigfaltigen topographischen Nachweisungen; hier ist der Verf. in seinem classischen Element.

S. 125. „Die uralten steiermärkischen Salzberge und Salzquellen.“ Etymologien über: Hall, Salz, Sulz, Halauni rc. Sauerquellen! Salzbereitung. S. 128. „Handwerke und Industrie in der ältesten Epoche;“ — nach Antiken, Bauwerken, Utensilien, Münzen; Heilquellen und Sauerbrunnen rc. S. 134. „Der Handel in der celtisch-germanischen und römischen Steiermark;“ — Producte, Waaren, Marktplätze; Zölle. S. 142. „Sprache und Schrift“

— „die celtisch-germanische, der gothischen oder skandinavischen innigst verwandte Sprache war daher in der Vorzeit schon die Sprache der steierischen Urbewohner". (?) „Lateinisch inschriftliche Römersteine"; hieran und an plastischen Denkmälern haben Steyermark und Kärnthen in der That mehr als irgend eine teutsche Provinz, das Rheinland selbst nicht ausgenommen, aufzuweisen. Celtische und germanische ꝛc. Idiotica. S. 146. „Religion der celtisch-germanischen Urbewohner, römische Götterverehrung." Auf mehr als dreyßig Seiten, — allzuviel aus der nordischen Mythologie, und aus dem fremden Cultus; sogar von Druiden und Runen; und wobey man doch manches Eigenthümliche aus dem Geister- und Gespensterreich in unsern Alpen vermissen möchte. Nur wie zufällig streift der Verf. hier S. 158 an einem Wassergeist der Wenden vorüber; da doch aus dem vorchristlichen Cultus der Wenden auch in der Steyermark ungleich mehr als aus dem der Germanen abzuleiten wäre. In dem Putz z. B. S. 158 ist doch offenbar der schreckbare und mächtige Poh und Bog der Slaven; daher dann (s. die topographische Matrikel,) die christlichen Pochirchen, vulgo Buchkirchen, wo einst Poh verehrt worden, nicht zu verkennen? Erst nach den vielen Göttern, Halbgöttern, Riesen, Zwergen ꝛc. auf der Erde, in der Luft und im Wasser, gedenkt der Verf. der schon vom Kirchenlehrer Tertullian zunächst den Norikern zugeschriebenen eigenthümlichen Nationalgottheit, **Belenus** (worüber auch von **Pallhausen** belehrend geschrieben hat), dessen (Belens!) sonnige Höhen, in unsern Alpen und vor denselben, so vielfältig Beilstein genannt, wir als die Denkmäler dieses weit verbreiteten Cultus bezeichneten. (S. die akad. gel. Anz. J. 1842 No. 8 ꝛc.). Auch über den Bedaius, an der bayerischen Salzach, Alz, Traun und Saale verehrt, sind die dießseitigen Forschungen nicht zurückgeblieben.

S. 177. „Einführung, Festsetzung und Ausbreitung des Christenthums." „Die Gründung und erste Verbreitung des Christenthums trifft mit dem Beginne der römischen Herrschaft in der Steyermark zusammen.". Der kirchliche Organismus des Christenthums ward dann von Aquileia aus nach dem Handelszuge in und über die Alpen bis zur Donau (Regensburg rechnete nach Aglayer-Münze!) fortgepflanzt. — Aber schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts beschwerten sich die Patriarchen zu Aquileia über das Andrängen der fränkischen Bischöfe gegen ihren Sprengel. (Auch St. Rupert war damals aus Franken nach Salzburg gekommen.) In der Mitte des achten Jahrhunderts schritten die Bischöfe von Salzburg über die norisch-carnischen und julischen Alpen „in das Land der Slovenen" vor. Die Bischöfe von Säben (Brixen) von Westen herab wohl noch früher. Der hl. **Severin** im Ufernoricum, und Abt **Eugippius**, sein trefflicher Biograph, J. 454—509 (unter andern von **Luden** ganz und gar verkannt). Der aus Hohenrhätien bis Passau vorgedrungene Bischof **Valentin** c. 400, eben auch von **Eugipp** nachgewiesen und in so vielen Kirchen verehrt, möchte hier nicht übergangen werden. Die Christengemeinde in der Stadt Celnia, und der Martyrtod des hl. **Maximilian** um 254 (Prof. **Filz**: „über das Zeitalter des hl. Rupert," — spricht über Maximilian wohl zu unbedingt ab). Der hl. **Quirin** von Siszia an der Save — auch in den bayerischen Voralpen — zu Tegernsee hoch verehrt. Bischöfe zu Petau und Lorch. Neben dem zu Ende des dritten Jahrhunderts von den römischen Kaisern grausam verfolgten Christenthum auch in der Steyermark noch viel heidnischer Cultus und Tempeldienst

S. 197 — 204. „Rückblick auf das ganze Leben der celtisch-germanischen und römischen Steiermärker." Was hier bündig auf einigen Seiten zusammengestellt ist, dürfte einem großen Theil der Leser, die ohnehin des Verfassers celtisches und römisches Noricum und die verwandte Literatur kennen, für den ganzen ersten Theil dieses allerdings sehr gelehrten Werkes genügt haben. Im Handbuch von Kärnthen finden sich H. I. „die Culturzustände der Urbewohner" — bis zum J. 13 vor Chr. auf sechs Blättern abgethan; hiebey sind freylich auch die Noten und Erläuterungen extra nicht zu übersehen. Umständlicher ist im II. und III. Hefte die Geschichte Kärnthens unter der Römerherrschaft behandelt; die Namen und Jahrzahlen laufen da zweckmäßig am Rande des Textes fort. Aber, wie gesagt, im Aufwande an classischer und moderner Literatur ist auch da, in den beygefügten

Noten und Erläuterungen, des Guten vielleicht zu viel?

Erst von S. 205 — 344 im ersten Bande des Geschichtswerkes von Steyermark kömmt der Verf. unter Nro. II. wieder auf die eigentliche „Geschichte des Steierlandes: A. in der vorchristlichen Epoche und B. in der Römerzeit" zurück.

Nur wieder einen flüchtigen Blick dürfen wir uns auch hierauf erlauben. — Die Römer nähern sich mehr und mehr den julisch-karnischen Alpen; ihre Standlager zu Aquileia. J. 184 — 129 v. Chr. Der Fall der Karner und Japoden. J. 129 — 114. Heerzug und Vertilgungsschlacht der Cimbern. J. 129 — 101 v. Chr. Auf jenem Schlachtfelde, zwischen Friesach und Neumarkt (Noreia) leuchtet auch dem Nichtstrategen vom Fach alsobald die überaus vortheilhafte Stellung der weiland Cimbern und Teutonen gegen die, wiewohl mit dem Lande selbst befreundeten, Römer ein.

S. 215. „Steiermark in der Epoche des großen Julius Cäsar ꝛc." S. 216. „Dreyßigtausend Bojer fallen von Norden her, (von Bojohemum?) durch das ufernorische Land ins Steyeroberland ein und bedrängen, wie es scheint, den norischen König Voccion in der Stadt Noreia (?)."

Die Bojer, von Cäsar's schneller Annäherung unterrichtet, gaben alsobald Noreias Belagerung auf und zogen westlich durch Rhätien nach der Schweitz fort. „Verschieden von diesen Bojern waren die Ueberreste der cisalpinischen Bojer" ꝛc. — dann in den Ebenen um den Neusiedler-, später an den Bodensee hinauf. Ankershofen läßt umgekehrt eben diese aus Italien vertriebenen Bojer in der Nähe der Donau-Taurisker sich niederlassen, und später von dort, daher die Bojerwüste, über Noreia durch Noricum zu den Helvetiern ziehen. Die Controverse ist nicht ungegründet. S. 219: „Kaiser August unterwirft das Land der Japoden und Pannonier." S. 222. „Mit Norikum und Rhätien wird das ganze Steierland erobert." Von Pannonien her (Carnunt) scheint uns der erste Schlag geschehen zu seyn (s. akad. gel. Anz. J. 1840). S. 225. Der Markomannen-König Marobod. Die Empörung der Pannonier. Aufruhr der römischen Legionen im Steierunterlande" (Oberpannonien?). Anders Ankershofen II. H. S. 64.

S. 240. „Steiermark unter den Imperatoren Cajus, Claudius und Nero." — Von jetzt an kann man diese Geschichte als eine Kaisergeschichte ansehen; mehr oder weniger, auch so bey Ankershofen über Kärnthen; denn unter der schwankenden Begränzung beyder Provinzen, und unter ihren, öfter fernen Beziehungen nach Aussen und zu den transitorischen obersten Gewalthabern im Römerreich bleibt es immer schwierig, den historischen Stoff specieller auszusondern. S. 247. „Vielfältige Denkmäler und Inschriften *) von den tapfern norischen und pannonischen Cohorten und Legionen." „Von Aquileia (es war einst für die Alpen, und dießseits, was heute Triest ist und werden wird) bis Vindobona an der Donau ließ Trajan alle Heerstrassen durch die Länder der Save, Drave und Mur verbessern — zahlreiche Meilensäulen und Denkmäler ꝛc. zeugen davon." Endlich der treffliche Statthalter in Pannonien, L. Septimius Severus, vom Heer und Volk auch dieß- und jenseits der Alpen freudig als Herrscher anerkannt; Strassen- und Brückenbauten, von Aquileia die Alpen hindurch bis zur Salzach (Ivarus) den Inn und die Donau, bewähren viele Denkmäler, worüber die dießseitigen Forschungen ergänzende Aufschlüsse liefern. Der Staatsmann und Geschichtschreiber Diocassius, Statthalter im Steierunterland (Pannonien) unter Alex. Severus.

(Fortsetzung folgt.)

*) So eben wird uns die Nachricht, daß man im Passe Lueg, vielmehr in der Vorstadt Nonnthal bey Salzburg selbst, wie sich Refer. überzeugte, eine Metallplatte mit dem Namen Vespasian ꝛc. gefunden habe.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.



Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Fortsetzung.)

S. 268. „Die unruhigen Zeiten unter K. Maximinus bis Decius."

„Abermals fallen die Genossenschaften der Markomannen und Sarmaten plündernd in Illyricum ein. Zerstörender Druck durch Tribute, durch Einziehung des Communalvermögens der Colonien, Municipien und Städte, durch Beraubung aller wohlhabenden Familien und Tempel (Stiftungen?) zur Befriedigung der unersättlichen Legionen." — S. 271: „Das Steierland wieder ein Schauplatz allgemeiner Raubzüge der Sarmaten, der suevischen Vandalen, der Gothen und insbesondere der allemannischen Juthungen. (Diese auch an der Salzach.) Bald war daher Aurelianus (von Rom wieder) in Aquileia."

Unter andern läßt der S. 282 in der Note 1) vom gelehrten Verf. selbst aus Zosimus angeführte Text: „praeterea Norici atque Rhaeti, quae legiones Celticae sunt" schließen, daß dieses celtische Volkselement noch ziemlich ungemischt war. S. 283. Austrocknung und Ableitung der Sümpfe an der Save und Drave durch Aurelius Probus; Veredlung des uralten Weinbaus. Daß die Römer auch den Versumpfungen der Glan auf dem Zollfelde in Kärnthen (Maria Sal, slav. szala) und den Verheerungen der Etsch zu steuern wußten, und bis zur Herrschaft der Barbaren gesteuert haben, sind wir durch den Augenschein ganz und gar überzeugt. Kein Hinderniß war ihnen zu groß, um sich Wasser zuzuführen und sich desselben zu entledigen. K. Galerius, von Muchar nach Laktantius geschildert; die von ihm vorgeschriebenen (statistischen) Tabellen über Grund und Boden, über Menschen und Thiere, über Bäume und Weinstöcke rc. behufs seiner Geldgier und Grausamkeit. Die von Galerius aus den Sümpfen am Plattensee durch Cultur gewonnene und seiner Gemahlin zu Ehren genannte Provinz Valeria will der Verf. bis in das östliche Steierland ausdehnen. Aber der Name Balaton, Plattensee, hat sich nicht aus Pelso, Pelissa, sondern augenfällig aus dem slav. Blato, Sumpf, gebildet.

S. 291. K. Constantin der Große und Valerius Licinius. Man hat lange bezweifelt, daß von Constantin auch im Ufernoricum eine Spur zu finden wäre? Wir, Ref., ließen vor dreyßig Jahren eine diesen Kaiser nennende Meilensäule zwischen Hallein und Golling am Heidenwege aus der Erde heben. Wegen der Behauptung, daß bereits aus dieser Zeit ein Theil der slavischwindischen Bewohner in Untersteier, Crayn und Kärnthen von den Sarmaten (limigantes Sarmatae) abstamme, eifert unser Verf. (S. 295) sehr gegen Linhart (Geschichte von Crayn, 1788) und gegen Richter (Beyträge rc. über Innerösterreich). Sehr treffend aber sagt Linhart unter andern S. 415: „Sie, (die neuen Ansiedler in Steiermark, Crayn, Kärnthen rc.) waren aus dem Schwalle der sarmatischen Nationen, die in der Tabelle Peutingers unter dem Aurelian das trajanische Dacien bevölkern, wo Wenden ausdrücklich liegen und Slaven nur dem kleinmüthigsten Zweifler verborgen sind. Unter diesen waren sie die gränzenden gegen Süden." Dort übersehe man auch nicht die früher genannten Veneti! längs der Küste von Adria;

die Veneter und Venetien. Geschichte und Landeskunde sprechen ja offenbar für jene gründlichen und unbefangenen Forscher, und wo fände man, schon seit der Römerherrschaft in Pannonien und im Noricum, von den Einfällen der Sarmaten öfter erzählt, als eben in der vorliegenden Geschichte der Steyermark?"

S. 305. Valentinianus und Valens. Die Quaden brechen über das zerstörte Carnunt bis zum östlichen Steierland durch (J. 374); die Sarmaten mit ihnen, wie allzeit. Valentinians strenge Gerechtigkeit und wohlthätige Verwaltung. Einen Minister des Schatzes ließ er in Illyrien eines geringen Vergehens wegen lebendig verbrennen.

S. 322. Die Hunnen unter Attila an der Theiß. Der Verf. theilt ihm auch das untere Steierland zu (?) und läßt (J. 451) auf seinem Zuge gegen Gallien einen Theil „seines Völkerheeres" aus Pannonien durch das steierische Unter- und Oberland und Rhätien an den Rhein vorrücken. Auch v. Ankershofen vertheidigt diese Ansicht (H. III. 279). Die dafür angeführten gleichzeitigen Autoritäten besagen aber das nicht, so plausibel auch dafür argumentirt werden kann. Vielmehr sprechen Autoritäten, wie Eugipp über St. Severin — dieser kam unmittelbar nach Attila aus dem Orient und durch das mittlere in das Ufernoricum, daher ihn v. Muchar schon darum bedachtsamer hätte ins Auge fassen sollen; — und andere Thatsachen entscheidend gegen jene auch an der Drau hinauf verbreitete „Wahrscheinlichkeit." Denn St. Severin, der über zwanzig Jahre im Noricum weilte, lehrte, mahnte, warnte, fand längs der Donau (rechts) dem Inn und der Salzach die Städte und Burgen zwar von den jenseitigen Barbaren bedroht, aber noch aufrecht, mit römischen Soldaten und Milizen versehen; erst zur Zeit St. Severins und in Folge der Liederlichkeit und Zagheit ihrer Bevölkerung fielen Comagenä, Asturis (Osterburg), Quintana; erst im J. 482 erlitt Laureacum durch die Alemannen die erste, 737 durch die Avaren die zweyte Zerstörung; erst 477 ward Juvavum durch eine Horde Heruler überwältigt, und gleichzeitig waren die Bürger von Tiburnia (auf dem Lurnfelde in Kärnthen, damals die „metropolis Norici") noch stark genug, die Gothen von ihren Mauern abzuwehren; — und erst ums J. 612 fiel die benachbarte Handelsstadt Agunt, wo der fromme Venantius Fortunatus, dann Bischof von Poitu, noch c. 580 seine Blutsverwandten in Wohlstand und wohlgemuthet besucht und getroffen hatte, mit dem Herzog Garibald den Slaven in die Hände *). Avitus und Aetius, die römischen Statthalter, klug und tapfer, haben sich Noricum und Rhätien gegen Attila wohl noch zu bewahren gewußt. Zwar hätte, so meint es v. Muchar S. 330, Attila diese „westillyrischen Provinzen" als auch die seinigen schonend behandeln lassen, was aber wieder gegen alle Geschichte (vergl. Huschberg S. 535) und Erfahrung streitet; denn selbst ein Attila wäre nicht gewaltig genug gewesen, seinem aufgebotenen und nun einmal losgelassenen Völkerheere Schonung zu gebieten. — Aquileia ward im J. 452 durch Attila genommen und zerstört. Es erhob sich aber, unter den Patriarchen wieder zum Emporium der Alpen und bis zur Donau durch siebenhundert Jahre, bis Triest, die von den Patriarchen gegen Venedig so muthig gewahrte Pflegetochter zur Stelle trat, was eben in unsern Tagen einer besondern Erörterung werth ist.

S. 340; „Rückblick und Schluß." Nicht minder gelehrt und anschaulich hat v. Ankershofen die ihm zusagenden Momente der Kaisergeschichte hervorgehoben, und die römische Provinzialverwaltung in ihrer gesammten Gliederung dargestellt.

„Hiebey, so schließt er (H. III. 332), darf jedoch nicht übersehen werden, daß nämlich Kärnthen, wie

*) Diese Thatsachen finden sich aus den lautersten Quellen nachgewiesen und zusammengestellt in: „Salzburg unter den Römern 1815, das Reich der Longobarden in Italien und die Bajoarier rc. München 1839; akad. gel. Anzeigen; München J. 1842 Nr. 8 — 15; oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte VI. Bd. 3. Hft. unter Bezug auf eine akad. Abhandlung vom J. 1837, A. Buchner I. 108, Rudhart, älteste Geschichte Bayerns S. 134 u. s. w." Warum Attila auf seinem ersten Heerzuge, 451, Noricum und Vindelicicien vermied, hat auch Jordan P. IV. Sect. 63. p. 165 erklärt. So viel möchte genügen.

viel selbes auch unmittelbar oder mittelbar gelitten haben mag, dennoch in der Mitte der Hauptschauplätze der Ereignisse jener Zeit, und durch seine Hochalpen abgeschieden, glücklicher war, als seine Nachbarn."

Von S. 344 — 446 hat Hr. v. Muchar dem ersten Bande seines Geschichtwerkes einen Anhang beygegeben; „Die inschriftlichen Römersteine mit Abbildungen einiger plastischen Denkmäler zur Bekräftigung der Geschichte ꝛc." Diese Denkmäler sind nach den Fundorten alphabetisch vorgetragen, und aus Gruter, Apian, Muratori, v. Kleimayer, Kindermann ꝛc. vervollständigt. In wie fern ihre Deutung richtig ist, überlassen wir den Fachmännern zu beurtheilen *). Zu Grätz fiel uns auch eine kleine Druckschrift: „ein Beytrag zum Verständniß der römischen Steinschriften im histor. Verein in Steiermark ꝛc. Prag 1844" in die Hände. Die von Hrn. v. Muchar S. 446 aufgeführten, und bey Regau in Steiermark ausgegrabenen uralten zwölf Helme von Bronzemetall, an ihren Krempen mit Runenschrift, sahen wir zu Wien im k. k. Antikenkabinet. Daß die Buchstaben derselben einst auch die in der pannonischen und norischen Steiermark übliche urälteste Schrift gewesen, wie der Verf. meint, — dürfte, den Griechen und Celten gegenüber, — nur wieder von Germanisten behauptet werden wollen. Ferner sind diesem Bande angehängt: Ex Hymnis Aurelii Prudentiii περὶ Στεφανῶν; — die Vita S. Maximiliani, auctore anonymo etc. mit kritischen Bemerkungen darüber; siebzehn Tafeln mit lithographirten Abbildungen von römischen Denkmälern; endlich Stiria Romana, eine große, nach den römischen Strassentafeln entworfene und hie und da mit den heutigen Ortschaften bezeichnete Karte, die aber gegen Istrien, Crayn und Kärnthen knapp zugeschnitten, daher Behufs der Orientirung mit andern Karten zu vergleichen ist *).

*) Einen Theil dieser Antiken fanden wir zu Grätz im Joanneum aufgestellt. Hr. Dr. Jos. v. Hefner, k. b. Akademiker und Prof., hat in seinen jüngst erschienenen „römisch-bayerischen inschriftlichen und plastischen Denkmälern, München 1846" von einigen vom Hrn. v. Muchar in seinem römischen Noricum gelieferten und gedeuteten Inschriften Notiz genommen. Die zwar nun überall betriebene Centralisation dieser Ueberreste und Denkmäler hat ihre Vortheile für Fremde und Touristen; aber auch ihre unverkennbaren Nachtheile für die römische, für die Landes- und Ortsgeschichte. Bey dem Anblick eines solchen Denkmals an seiner ursprünglichen Stelle erscheint die Gegend unter ganz andern Beziehungen. Getreue Copien und beschreibende Verzeichnisse möchten an und in den Centralmuseen zum Zweck hinreichen.

Der zweyte Band dieser Geschichte der Steyermark begreift nun: „die inneren Verhältnisse und das innere Leben im Steierlande in der mittelalterlichen Epoche, vom Jahre 493 — 1300 nach Chr. Geb." Eine in der That weit gedehnte Periode von achthundert Jahren! In der Vorrede verspricht der gelehrte Verf. „mehr als Bishergeleistetes" geben zu wollen. „Um sich ein klares und vollständiges Bild der mittelalterlichen Steiermark zu gestalten — sagt der Verf., bearbeite ich Gegenstände, welche in den Werken aller meiner Vorgänger kaum genannt werden (?), vielweniger durchgeführt vorliegen." —

Erst eine wiederholte Erwägung der Vorrede, zusammengehalten mit den einzelnen Abschnitten dieses zweyten Bandes und ihrer Einreihung, belehrt uns, daß der Verf. von Nro. IV. an einen ganz andern, einen eigenthümlichen nnd, wie er ausdrücklich bemerkt, einen sehr schwierigen Pfad der Forschung und Darstellung eingeschlagen habe. Mit einem Urtheil soll dießfalls nicht vorgegriffen werden.

Was die vom Verf. laut der Vorrede erstrebte „Fülle" anbelangt, so läßt schon das vorliegende Rubriksystem, aus 15 Abschnitten bestehend, wovon der dritte mit 10 Unterabtheilungen versehen ist, ermessen, daß der höchst mühsame, von Nro. IV. an gleichsam atomistisch aufgefaßte und verfolgte Stoff hinter dem vorgesteckten Ziele nicht zurückgeblieben sey. Sach- und Fachkundigen wird es aber auch alsobald ahnen, daß hiebey wieder viele längst bekannte Dinge mit unterlaufen, und daß mannigfal-

*) Linhart hat auch bereits nebst einer großen Karte die römischen Inschriften von Crayn im Anhange geliefert, und von Kärnthen erscheinen seit 1843 „die römischen Alterthümer," in Karten und Abbildungen, durch die Frhr. v. Jabornegg-Altenfels und Grafen Alfr. Christalnigg in Folioheften zu Klagenfurt.

tige Wiederholungen, betreffe es nun personae, loca, res und onomastica — an die Reihe kommen müssen, — was sohin einer klaren Darstellung und dem geschichtlichen Zusammenhang nimmer förderlich seyn kann. — So viel zur Zeit im Allgemeinen. Den ersten zwey Abschnitten gegenüber beschränken wir uns auf nachfolgende Bemerkungen.

Zu I. (Die geographischen Verhältnisse im Allgemeinen.) S. 9. Hier wird Erich der aus dem bayerischen Chiemgau stammende Eroberer der hunnischen Ringe wieder einmal als Unroch und Heinrich aufgeführt. Aus der nächsten und ungetrübtesten Quelle, aus dem diplomatischen Codex der Juvavia S. 13 und 44 ist dießseits das Unstatthafte hievon längst nachgewiesen worden, ebenso die verfängliche Verwechslung des Namens Hezil oder Chezil (Heinrich) von Priwina's Sohn, mit Chozil (Chadaloh), wie Erichs um die Steiermark viel verdienter Nachfolger im Oberbefehl hieß: „ubi quondam Chocil dux etc. Cod. juv. p. 117. S. 10 und 16 erscheint Graf Luipold (der Scheyrer) kurzweg als Bruder Aribo's, ohne Angabe der Quelle, der wir auch einsweilen nicht näher treten wollen.

Zu II. (Die Landesbewohner der Steiermark im Mittelalter.) S. 19. Der Verf. ist der Meinung, daß zur Zeit der Völkerwanderung die in der Steiermark gesessenen Römer das Land nicht verlassen, wohl aber jene längs der Donau angesiedelten und aufgestellten ab- und nach Italien zurückgezogen wären. Thatsache ist es, daß auch im Ufernoricum, in Vindelicien und Rhätien viele römische Familien, und insbesondere die Veterani, die Decumati et Stipendiarii, die als solche mit Erbrecht dort längst einheimisch geworden, im Lande geblieben sind. Dafür zeugen schon Eugipp vom hl. Severin, Cassiodor von K. Theoderich, und die überaus zahlreichen Hinweisungen der Codices von Regensburg, Salzburg, Passau als auf die den neuen Landesherren zins- und dienstbar gewordene römische Bevölkerung; dafür zeugen insbesondere die vielen römischen Monumente, die auch seit 30 Jahren längs der Donau, dem Inn, der Salzach rc. aufgefunden und erklärt, wenn gleich vom Verf. in seinen dießfälligen frühern Erörterungen über Noricum nicht beachtet worden sind. Wie erklärt sich der bisher kaum anderswo besprochene Umstand, daß im Ufernoricum so viele dieser Denkmäler von Freygelassenen, liberti und libertae herrühren, welche gegen ihre Patronen von römischem Vollblut unverkennbare Pietät und Dankbarkeit ausdrücken? Unserer Ansicht nach sind in diesen Freygelassenen zumeist Eingeborne, norische, vindelicische, auch schon alemannische Geschlechter zu erkennen, welche früher den Siegern, nämlich den Römern, mit dem Boden selbst als Beute zugetheilt, von denselben aber, ihrer Weltpolitik gemäß, allmählig, ja bald, in ein versöhnendes, beyden Theilen zuträgliches Familienverhältniß gezogen wurden *).

S. 21. Die „Slovenen“ läßt der Verf. — die Urkunden sprechen nur immer von Solavis, und der gemeine Mann in Steyermark, Kärnthen rc. heute noch nur von Wenden (Vinidi); — erst vom Jahre 600 — 670 in der südlichen Steiermark einrücken und da seßhaft werden. Dagegen berufen wir uns dießfalls auf das zum ersten Bande Gesagte, und was Autoritäten, wie v. Jordan und Linhart, längst nachgewiesen haben. Selbst nach Jornandes und Paul Diacon begann diese Bewegung gegen Westen viel früher.

(Fortsetzung folgt).

*) Gegenüber den vielfältig gehegten irrigen Ansichten über das Schicksal der im Noricum und Vindelicien zurückgebliebenen Römer und der Eingebornen unter dem da nunmehr zur geordneten Herrschaft gelangten germanischen Element ist unter andern wieder Huschberg (über die Alemannen und Franken) S. 464 rc. nachzulesen. Sein Gewährsmann, der „Salvianus Massiliensis“ schildert den entsetzlichen Druck, unter dem die Provinzen durch die Corruptheit, Perfidie, Habgier und Dummheit der kaiserlichen Minister und Beamten erlagen,' lehrreich genug. Die römischen wie die eingebornen Provincialen wollten nicht mehr Römer heißen, und riefen die Teutschen herbey.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Fortsetzung.)

Unsern einheimischen Geschichtsquellen zufolge waren die Slaven ja schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts durch Kärnthen, das Pusterthal und Lungau hinauf bis zur Eisack und Mur im vollen Kampfe mit den Eingebornen und insbesondere mit den Bajoariern; zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hatten die Slaven bereits die Höhen der Tauernkette von den Quellen der Igonta (Salzach), der untern Traun, der Steyer und Mürz (im Cerewald!) inne, zu Anfang des dritten Decenniums jenes Jahrhunderts; damals hatte der gewaltigste Ein- und Vorbruch der Slaven unter Samo statt, und zwar, merkwürdig genug, eben auf den bisher gangbarsten Heer- und Handelsstrassen über die Alpen; nämlich am Madron (von Kufstein) herein am Inn, über die Enns im Pongau und durch Obersteyer über die Ischel gegen den Abersee (hier auf der allbekannten Eisenstrasse von Noreia nach Salzburg). Als sich früher der hl. Rupert im Besitz der durch die Heruler zerstörten Stadt Juvavum gesehen, hatte er nicht gesäumt, eben diese während der Völkerwanderung verödeten drey Strassen durch Erbauung von Zellen zuerst wieder zugänglich zu machen, was Bischof Vital, urkundlich sein unmittelbarer Nachfolger, fortsetzte. Aber durch den oben beschriebenen Einbruch der Slaven waren diese noch jetzt unverkennbaren Denkmäler der christlichen Cultur abermals zu Grunde gegangen, und slavische Ansiedler und Ortsnamen traten allenthalben nachweisbar nun erst an die Stelle der norischen und römischen *). Man sollte sofort erwarten, daß ein

*) Cod. juv. p. 22 ad abriam lacum et inibi aliquanti fratres propriis laboribus vivant; p. 27 ad Caofstein ecclesia et cellula, ubi fratres nostri manibus laborant; p. 29 u. 33 de cella Sti. Maximiliani — in pongouui: interea contigit, ut a vicinis sclavis illi fratres, qui ad pongov de salzburgensi sede ibidem destinati erant, inde expellebantur, et ita multis temporibus erat devasta(ta) eadem cella propter imminentes sclavos et crudeles paganos; quia igitur perdifficile est, omnia pariter adnotare, und hieher gehören wohl auch hunderte von Schankungen an der Saale, um Teisendorf allein, die nur im Verlauf von 200 — 250 Jahren erklärbar sind; quae Dominus Rudbertus Episcopus his novellis temporibus christianitatis in eadem regione perfecit, tamen necessarium duximus non reticere potiora. Dazu war der hl. Rupert der rechte Mann: „erat enim vir simplex, pius et prudens etc.“ p. 7. Damit vergleiche man den Wendepunkt der Slaven im I. Bd. unsr. Beytr., dann die ersten Urkunden des chronic. lunaelacense; in den Mon. b. I. die Vorgeschichte des Klosters Rot am Inn; die Vita Sti. Trudberti im Schwarzwald ꝛc. Wer immer mit Fug und Recht über das Zeitalter des hl. Rupert absprechen will, muß sich vorerst, und zwar unerläßlich in den bezeichneten Gegenden selbst, orientiren, um sich zu überzeugen, daß jene historischen Thatsachen, wie zwar zum Theil in dem mißverstandenen und mißgegriffenen congestum Arnonis, an sich eine fragmentarische Compilation! geschehen, nicht erst in den Uebergang vom siebenten in das achte Jahrhundert versetzt, und so erst den letzten Agilolfingern untergeschoben werden können.

Geschichtschreiber der Steyermark, und der Verf. nach seinen frühern Manifestationen insbesondere, nun auch des slavischen Heerführers Samo wenigstens gedenken würde. Indem er aber eben hier auch nicht eine Sylbe darüber verliert, mögen die Landes- und Geschichtskundigen über dessen dermaligen Standpunkt und Richtung nicht länger ungewiß seyn.

Auch über die bayerischen, fränkischen und sächsischen Einwanderungen in die Steyermark will der Verf. keine nähern Anhaltspunkte haben; der Name bayerisch Grätz bliebe dahin gestellt (die für sich sprechenden Benennungen Bayerisch-Grätz, Windisch-Grätz sind, nach unserer Ansicht, wie alle ähnlichen Ethnographica, zuerst von den alten Anwohnern geschöpft worden).

S. 28. Die Mehrzahl der steyerischen Edelgeschlechter hält der Verf. für Ureingeborne (Celten), und S. 29 die Colonisirung der Steyermark von den bayerischen Hochstiften und Klöstern, wie sie factisch in Unterösterreich geschehen, könne urkundlich nicht nachgewiesen werden; sey aber, von Salzburg her, nicht unwahrscheinlich (ist längst erwiesen!). Wir (Ref.) haben auch von jeher gegen die moderne Meinung gekämpft, als wären die Ureinwohner (das Stammvolk) in den Alpen, um etwa den Germanen und Marcomanen Platz zu machen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Allein weiter mit dem Verf. zu gehen, und hier und dort einer ganz ungegründeten Skeptik zu huldigen, das verbieten uns eben so wohl die vielen bereits seit Jahrhunderten durch die bayerische Geschichtforschung hervor gestellten topographischen und genealogischen Belege, als auch der Augenschein selbst. Wären die hohen Geschlechter, — um sie zu erkennen und zu verfolgen, erfordert es allerdings eine tiefere und beharrliche Einsicht, — wären die mit Boden beschenkten Bischöfe, Aebte und Dynasten ohne Gefolge und Hörige in das Land und durch dasselbe bis an die Küsten von Istrien und Dalmatien gekommen*)? In Beziehung auf die Steyermark muß Lungau als Ueber- und Durchgangsprovinz besonders ins Auge gefaßt werden; hier waren die alten Herzoge von Kärnthen und Steyer, die Dynasten von Eppenstein, die von Friesach und Zeltschach, die von Dornberg und Leonberg, dann um Teufenbach an der Mur, die Bannerherrn von Goldeck und Lichtenstein, die Saurau und Weisbriach, die mit einander stammverwandten Edlen von Wieting, Pettau und Leibnitz; es waren da die Abteyen Reichersberg, Nonnberg, Waldhausen, Admont, St. Lambrecht u. s. w. begütert. Abgesehen von Brixen und Freysing in Beziehung auf Pusterthal und Kärnthen, so liefern der Codex der Juvavia und die Mon. boica die klarsten Nachweise, wie sich die von Norden nach Süden, von Westen nach Osten in den Alpen ein- und vorrückenden Gewalthaber mit dem eingesessenen Adel und Volk in den Boden, in das Oberlehen- und Nutzeigenthum theilten, wie sie zum Bedarfe der Zeit und des Familienlebens großherzige Stiftungen machten. Ref. glaubte das insbesondere auch in Beziehung auf die Steyermark hervorheben zu müssen *). Doch hier soll davon nicht weiter die Rede seyn.

*) In einer den heutigen Anforderungen entsprechenden Geschichte der Steyermark können frühere und bewährte Autoren, von Aventin bis zu A. Buchner herab, welche in ihren documentirten Werken die Steyermark als einen integrirenden Theil begreifen; es können die dießseitigen Genealogen von Lazius, Hansiz und Dübüat, von Scholliner und Moriz bis auf v. Lang und Huschberg herab, welche die in der Steyermark ein- und aus- und durchgewannderten hohen Geschlechter, wie die von Andechs und Meran, von Scheyern-Wittelsbach, von Leoben und Steyer, von Plaven-Beilstein, von Reichersberg und Rot, von Semt-Ebersberg, von Bogen, von Tauer und Hohenwart, von Lambach-Farenbach und Püten, welche die Pfalzgrafen in Carentanien und auf dem Weilhart am Inn, die Sponheim-Ortenburg u. s. w. zu erforschen und zu illustriren unternahmen, nicht so ganz und gar ignorirt oder etwa nur absprechend von der Hand gewiesen werden. Die hier angedeuteten Geschichtswerke und Monographien haben allerdings auch ihre Mängel und Irrthümer; aber eben bey einem Unternehmen, wie das hier angekündigte, sollten die wesentlichen derselben hervor gehoben, es sollte vorgängig eine Revision mit unbefangener Kritik vorausgeschickt werden.

*) S. „Zur Geschichte der römisch-germanischen Prädien und Beneficien — im Uebergang aus Bajoarien nach Carentanien“ im III. Bd. uns. Beyträge ꝛc. 1833.



Zu III. (Eintheilung der steyerischen Marken in Gauen und kleinere Bezirke). Die Erforschung der einzelnen Gauen, Marken, Gebiete und Ortschaften, des topographischen Elements, ist für den Geschichtschreiber eines Landes eine der ersten, aber auch eine der schwierigsten Aufgaben; insbesondere auch in der Steyermark, wo sich so zahlreiche Einwanderungen — darunter die der slavischen Zunge vorwaltend, — und mannigfaltige Kategorien der Herrschaft und Gerichtsbarkeit durchkreuzen. Von abgeschlossenen Territorien ist da keine Rede. Die Begränzung der Gauen gegen einander, ja selbst das Daseyn von einigen derselben, und die Zutheilung der Ortschaften in dieselben können daher zum Theil nur als sehr problematisch erscheinen; was auch in Beziehung auf die jedem Gau angehörigen Machthaber oder Grafen der Fall ist. Der hier S. 59 vorangestellte Grundsatz, daß kein Graf in mehrern Grafschaften zugleich den gaugräflichen Ambacht getragen hätte; war durch die Praxis, wie eine andere Bestimmung der Kaiser, daß nämlich die Marken und Gaugrafschaften nicht erblich werden sollten, theilweise und längst nothwendig umgangen worden. Abgesehen von den ältern Vorarbeiten für die steyermärkische Topographie und Genealogie, eines Pusch, Frölich, Pez, Aq. Cäsar ꝛc. so ist der tiefern Forschung durch das von Carl Schmutz in vier Bänden zu ungefähr 15,000 Artikeln bearbeitete historische und topographische Lexicon (1822—1824) ein höchst verdienstliches und förderliches Vehikel geworden. Die von uns, dem Ref., nach dem Codex der Juvavia bearbeitete und daher auch Steyermark und Kärnthen begreifende topographische Matrikel, mit dem besondern Anhang über Untersteyer und Oberungarn, (München 1841) dürfte dem Verf. der vorliegenden Geschichte auch nicht so ganz unbekannt geblieben seyn; zu mehrfältigen Berichtigungen dieses Versuches sehen wir uns allerdings öfter in der Lage, und sogar verpflichtet. Nach allem dem, und im Bereich einer vieljährigen Landes-, Orts- und Sprachkunde von der Hauptstadt der Provinz aus selbst, hat der Verf. diesem Abschnitt seines Buches mit Recht besondere Sorgfalt gewidmet, und jedem der angenommenen zehn Gauen eine bedeutende Anzahl von Ortschaften: theils mit bestimmter theils mit versuchter Erklärung untergestellt. Eine dritte nicht unbeträchtliche Kategorie läßt es lediglich bey den urkundlichen Ortsnamen bewenden. Hier in das Detail einzugehen, ist nicht der Ort; einige Bemerkungen mögen Beyspielsweise gestattet seyn.

Gliniz deuten wir weder auf Schleiniz, noch Klanzberg, sondern auf Gleiniz im M. Kr.; senouz ist kaum Zellnitz, sondern Senig bey Großsonntag; Rousnitza, Rut und Ruot sind offenbar verschiedene Ortschaften: Reifniz (Ribniza;) ein anderes ist Reveniz, Reising; Gravenstein, Trevina, Doberich, mons, (der im J. 1348 eingestürzte Dobrasch im Gailthal), Gschiz, die Veste Gschieß, Zemestorf, Tivina, (verschieden von Styven, Stising, und von Tyver, Tüffer, slav. Lahsko —) ein anderes Liubina u. s. w. suchen wir im heutigen vom Verf. ohnehin streng abgeschiedenen Kärnthen: mit Vorbehalt auf den überall nicht beygefügten Urkundentext. Für Porschalchesdorf, Bodepach, Viezen, Tesenhut, Dietrichsdorf Zwen, (ein Zwendorf bey Luttenberg,) Cedraz, Pseliniz, Rachis, Saze, Ressendorf, Zedlach, Presniz provincia, etc. etc. dürften sich bey Schmutz wohl Anhaltspunkte finden. Nicht unwichtige Orte und Gegenden aus dem Verf. wohlbekannten Urkunden z. B. Lel, mons, et Vors, Zezin, mons, (von Zozzen verschieden;) Reust, (Rust,) Ossarim; Preurat, Preumit im Cill. Kr.), Stammarkt, Stammarck im Eibiswald, Ulasburch, Vlaguschen oder Blasenberg; diese und mehr andere: Rakhaniza, (vielleicht mit Rachiniz, Ragnitz nicht ein- und daßselbe?) ꝛc. sind übergangen. Unter taurus, mons turo etc. ist vielmehr der von Radstatt als von Rottenmann zu verstehen. Aus den wichtigen Stiftungsurkunden der Abteyen z. B. von Göß sind Gegenden: wie Acozia, wie der mons Curolton, der mons Calinoso, wie Glanestorf etc. ohne Deutung geblieben; vielmehr scheint hier der Verf. in einem auffallenden Irrthum zu schweben. Derselbe will S. 62 einen Graf Turdogo als Gaugrafen im Mürzthale und als den Bruder Adalbero's (von Eppenstein,) erkennen. Die bey Frölich p. 13, und bey Scholliner (über Weissenoe ꝛc.) im Anhang unter N. X abgedruckte Urkunde (vom J. 1023) besagt aber ausdrücklich: praedium, quale habemus (Henricus II. Imp.) in villa Domache sita in pago, qui vocatur Niverzia, in comitatu vero, qui nuper fuit Turdogouuvi Comitis.“

Nach Schmutz ist Niwerzen slav. Niverza, heute noch eine Gemeinde des Bez. Ebensfeld im M. b. Kr. und Domacha dürfte am Weingebirge Tamberg bey Landsberg gelegen haben: wornach sich ein dem Verf. entgangener Gau, mit der gleichnamigen Grafschaft her-

ausstellt. Vom Dynasten Turdegowo mehr zu sagen, dazu bietet sich vielleicht anderwärts Anlaß. Meisselstein, (Meizzenstein) sowohl in der reichen Dotation von Kl. Suben, als in der noch großartigern vom Kl. Rot am Inn betheiligt, deutet der Verf. auf Mattstein oder Maltstein bey Leoben? Daß der zweyte Gründer des Kl. Suben in Bayern; Bischof Altmann von Trient, der jüngere Bruder eines Grafen Adalbero von Malentein in Kärnthen, und beyde mächtige Dynasten von Hohenburg auf dem Lurnfeld; (welches Hohenburg man bisher auf das auf dem Weilhart am Inn gelegene deutete,) abstammen, wollen wir hier zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse bemerken. Irrig ist auch die vom Verf. S. 49 gegebene Erklärung zu Radila und Radelach etc. Nicht der Radelberg im Westen des Eibiswaldes, dessen Mühseligkeiten, wie jenseits das zerstörte Nonnenkloster Märenberg uns noch in frischem Andenken sind, ist hier gemeynt, sondern 20 Meilen westlicher die heutige Pfarrgemeinde Radlach im Dek. Oberdrauthal in Kärnthen mit 1700 Seelen. Während der Gründer der Abtey Reichersberg am Inn, Wernher, unter andern seine dreyßig Bauernhöfe im Kraubat im Leobenthal dazu widmete; hatte es darauf auch sein feindseliger Bruder Aribo, gleichfalls mit dreyßig Höfen zu Radelach „ad Travum“ begütert, abgesehen. (Mon. b. IV.) Das castrum Ursen des Pfalzgrafen Cuno von Rot am Inn, liegt in der Nähe; heute Dorf und Burgstall Irschen mit 1150 S.

Und wieder dasselbe „praedium ad Radelach, ad triginta mansos ist es, was Werigandus Comes pro scelere — am Erzbisch. Tiemo verübt, an Admont gab. (Im III. Bd. uns. Breitr. und in der topogr. Matrikel sind diese Verhältnisse bereits urkundlich nachgewiesen). Hieher, und nicht auf den Radelberg bezieht sich auch das Vermächtniß der erlauchten Hemma von Gurk, das Gr. Ascuin, einer ihrer Vögte an den Gr. Wezil zu Radelach auszurichten hatte u. s. w. Ein Dynast Richwin, vielleicht den von Reichersberg nicht fern stehend, im J. 1055 mit den Grafen Botho zu Straßgang und mit Gerold ꝛc. verurtheilt, verlor Gouuatesbrun et Chrobaten, Gobelsbach? ein Krauwat auch bey Landsberg im Marburg, Kr.: Passau erhielt diese Güter. *)

Loufen, (kaum am Laßbauer) bezieht sich wahrscheinlicher auf den uralten Salzstapel Laufen an der Traun, oder gar auf Laufen an der Salzach. Daß die Bürk ob Lüezen zu Gruschorn (zunächst Wolkenstein, von Volko.) eine Burg bedeute, lehrt der Augenschein; aber die in Kärnthen und Steyer mehrfältig vorkmmenden Birk und Pirk, Dörfer und Weiler, haben die alemannische Burica, Schaafhürde, (LL. Ab.) zur Wurzel. (Die Mönche zu Gloggnitz erhielten c. 1180 unter andern vom steyerischen Ministerial, de Nedespach (Rezbach,) integrum mansum chotila (Kottel,) et duos Pirche. M. b. IV. 78.) Warum nannten die Slaven Rotenmann Cirminach? Sunilburch schreibt der Verf. ein Edelgeschlecht im Ennsthal; Suniburch, (am Sonnberg,) besagt unser Codex S. 262. Wittenswald ist mit Eibis- oder Ibanswald nicht zu verwechseln. Ein anderes Burggebiet Chatse (Rauchenkatsch,) in der Grafschaft Malnetein beherrscht die sonst höchst wichtige Tiensterstrasse von Kärnthen nach Lungau u. s. w. S. 72 fällt dem Verf. der Zuname des Grafen Hartwich: Waldpot, Waldpodo auf. Man hat es mit Gewaltbot, missus, erklären wollen. Wir sind einer andern Meinung. Die Urk. vom J. 978 sagt: „in regimine Ualpodonio Harduuici in pago Thirovat (chrovat:); hier ist offenbar von einer Waldherrschaft die Rede, die in einem Zweige Hartwigs, an der Mur gesessen, erblich gewesen zu seyn scheint, und auf die Dynasten Waltilo, Walthuni, Waldo, der Erbauer der Abtey Reift (Rune) und Waldstein als Waldgrafen; (wirklich wird Walthuni mit Waldkönig übersetzt;) hindeuten möchte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Für die Topographen der Steyermark mag hier noch einer zu Kl. Innichen gelegnen Urkunde vom J. 993 erwähnt werden, vermög welcher K. Otto III. einem Slaven Namens Zebecgoi Liegenschaften in den Dörfern Suarzdorf, Padinauuiz, Duchumuzildorf, Gumalach' und Donplach — in pago Krudi — et in Comitatu Otgeri — zum Eigen schenkt. Wir erkennen in Krudi den Gau Krauwat, im Grafen Otger den Ottokar, suchen in Suarzdorf eine der Ortschaften Schwarzbach, in Gumalach die Gegend um Gumpenberg und Gumpenthal, in Padinauuiz — Bodendorf bey Murau, und übersetzen Duchumuzildorf mit Dumersdorf, Schloß und Gebiet am Peßenberg. Hier führt Schmutz das alte Rittergeschlecht der Dumersdorfer, wovon jener Zabregoi vielleicht der Ahnherr, auf; sie waren Wohlthäter des Stifts Admont, und ihr Wappen ging auf die Ungnad über. Hr. v. Muchar scheint diese Urkunde auch zu kennen; denn er führt die Ortsnamen im Krauwatgau auf, ohne sie zu erklären.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.
Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Fortsetzung.)

Seite 57 und 61 Kimundi Lominicha et Muoriza. Die hieher bezügliche Urkunde, cod. juv. pag. 126 Jahr 927 ist besonders merkwürdig; denn sie weiset abermals die Uebersiedlung eines erlauchten Geschlechts, an dessen Spitze der Chorbischof Gotabert, unter dem unmittelbaren Schirm von Arnulf und Berthold, Luipolds Söhnen stand; aus dem Salzach- und Chiemgau, an die Mur und Mürz in der Steyermark, und auf das Zollfeld in Kärnthen nach, wie denn aus den Verhandlungen des Erzbischofs Adelbert II., und seiner Nachfolger, eine Reihe solcher Einwanderungen aus dem Vorland dargethan werden kann. Der Verf. scheint „Kimundi" örtlich mit Einöd, Chieneinod(?) erklären zu wollen. Unserer Ansicht nach wird hier auf eine Person, auf einen einstmaligen Eigenthümer dieser Gebiete, etwa auf einen Kunimund? hingedeutet. Gnesaha S. 56 angeblich bey Kammern, nehmen wir für Knesaha, Gnezach im Gr. Kr. wo einst „Chozil dux" begütert war, in Anspruch (S. Matrikel). S. 82 Minichwalde „1216". Die Urkunden von Kl. Farenbach M. b. IV. S. 56. 134 erklären die heutige Pfarr Mönchwald, eine Gemeinde von 500 S. im nordöstlichen Winkel der Steyermark, im Decanat Vorau, (Forawa) viel früher auf. Das Revier im Urwalde, worin die Mönche von Gloggnitz zuerst fünfzig Bauernhöfe herauszuarbeiten beflissen waren, hieß ursprünglich Meryna (1145); mit Lavenz, Lontiviz, Lanetha, alba et nigra, in Marchia, wird das dortige Gewässer bezeichnet. Dieses Meryna suchte einer der scharfsinnigsten Forscher, Capitul. Filz von Michaelbeuern, irrig an den Quellen der Mörn in Bayern.

Der Verf. ist ganz recht daran zu bemerken, daß die weiland Grafschaft Püten in die Steyermark herrüberreichte. Daran reihen wir aber nun die Frage, wo floß der „rivolus Sevira", den wir hier in der Nachbarschaft vermuthen? Einer Urkunde im cod. juv. p. 89 zufolge gab im J. 844 K. Ludwig dem Priester Dominicus, „juxta rivulum, q. v. Sevira in marca, ubi Ratpoti et Richarii comitatus confiniunt, in loco Brunaron etc." Liegenschaften. Unter dem Comitat Rapoto's kann in jener Zeit nur der pagus grunzwiti, oder Unterösterreich: unter marca nur die obere Steyermark zwischen der Rab und Pinka in ihrer nordöstlichen Ausrundung verstanden werden. Der bayerische Geschichtschreiber Buchner glaubt (s. dessen Documentenband zum II. Theil No. 300) unter marca eine obere Ostmark verstehen zu müssen; während wir, wie gesagt, den Comitat Richars gegen den Rapoto's als an den Zuflüssen der Leitha, zwischen Seibersdorf und Brunn im U. W. W. gelegen erachten. Die S. 36 zum J. 895 hingeworfene Aeußerung des Verf., daß er das Geschlecht des dort als Gaugrafen auftretenden Luitpold, (des angeblichen Bruders Aribo's?) nicht kenne; kömmt uns etwas unerwartet. Hinwieder ist nun S. 71 die bisher so viel besprochene von Hansitz, Resch, Kleimayer, Lang, ja von uns selbst so verschieden gedeutete Gegend: „ad Undrimas ecclesia, Undrima vallis — Undrimatale, durch den Verf. zuverlässig klar gestellt; es ist der Bezirk um Judenburg, St. Lorenz, Ingering, Spielberg, auf dem Murboden. S. 47. Luttenberg und S. 119, Luttenwerd sind aber ganz verschiedene Gebiete. Jenes ist der Hauptort des Bez. Malek im M. Kr. Dieses, gewöhnlicher in den Urkunden als: Werd, ad Werd, in pannonia, Insula, ist der fruchtbare

Getreid- und Weinboden von 264 Huben ꝛc. zwischen der Drau, Mur und Bröfika, früher, nach Cultur und Gesittung, ein integrirender Theil der Steyermark und der salzburgischen Kammer; heute zu der Saladergespanschaft von Ungarn gehörig. (S. die Matrikel, und die Rückblicke auf Oesterreich 1845.) In einer umfassenden Culturgeschichte der Steyermark sollen die höchst schätzbaren Nachrichten über Salapuigin, über die untere Moosburg, und Sti. Adriani Abbacia; — was rings um den Balatonsee von den salzburgischen Erzbischöfen Arno, Adalram und Luipram, was vom mährischen Fürsten Priwiua, und seinem Sohn, und vom benachbarten Adel für Bevölkerung, Anbau und Christenthum geschehen, und, wie wir es im Anhang zur topogr. Matrikel mit möglichster Treue aus dem cod. juv. p. 16. 95 ꝛc. wiederzugeben beflissen waren, nicht fehlen; und dann dürfte auch der Klage des Verf.: daß es über die östlichen und südlichen Gegenden der Steyermark an Urkunden gebreche, während er später z. B. S. 125 selbst auf diese Contigua und Avulsa hinweiset, unschwer abgeholfen seyn. Der noch kaum eröffnete Urkundenschatz des Joanneums möchte vollends zu einer erschöpfenden Bearbeitung dieses Abschnitts genügen. Daß die Steyermark in jener Periode ungefähr so gut bebaut und bewohnt war, wie heute, und selbst in der großen Waldmark, rings um den Cerwald, davon sind wir ebenfalls überzeugt. Wir finden, daß der den Slaven so wichtige Cerwald: (zere, Eichelmast, der nordwestliche Ausbug der pannonia glandifera!) in seiner Abdachung gegen die Donau erst um 828 den Namen Sömmering erhalten habe. (M. b. XXXI. 54.) Der Verf. glaubt, daß mit 900 Ortsnamen die beurkundete Topographie des frühern Mittelalters in den angenommenen zehn Gauen der Steyermark erschöpft seyn könnte. Unserer Ansicht nach möchte, bey gehöriger Benützung der Urkunden von dieß- und jenseits der Alpen, und der bisherigen Forschungen, das Dreyfache kaum erklecken.

Würde sich der Verf. die Bearbeitung dieses wichtigen Abschnitts und den Lesern die Uebersicht und das Verständniß nicht sehr erleichtert haben, wenn er die Specialtopographie in einen alphabetischen Anhang verwiesen; noch mehr, wenn er das so vielfältig hervortretende slavische Etymon, wozu ihm seit langen Jahren alle Mittel zu Gebot standen, erklärt hätte? Bereits durch Schmutz sind Hunderten der teutschen Ortsnamen auch die slavischen beygefügt; aber deren Deutung ist vielleicht wegen der Eilfertigkeit der Herausgabe des Lexicons unterlassen worden. Unser Verf. belächelt hier wieder S. 27. Forschungen der Art als „etymologische Grübeleyen der Vindomanen"; wohl nur aus Sympathie für irgend eine historiographische Celebrität, welche sich etwa nicht mit Glück auch in diesem Genre versucht hatte? Es bedarf dazu keiner Grübeleyen, oder grammatischen Spitzfindigkeiten; nur eines ausreichenden slavischen Lexicons, der Rücksprache mit den Einwohnern, der Umschau in der Gegend, und eines gewissen Taktes im Erfassen. Jordan, Anton, Linhart, Copitar, Richter ꝛc. haben sich darum wohl verdient gemacht. „Kenntniß der Landessprache, sagt Professor Suppanschitsch in seinen die slavischen Ortsnamen mehrfältig erklärenden Ausflügen in Steyermark, (Cilli 1818,) ist zur historischen Kenntniß des Landes selbst oft ein unentbehrlicher Schlüssel." — Ja wohl!! Darum ist es auch ein eigenes Verdienst der Stiria (ein Tagblatt von Grätz), daß sie von Zeit zu Zeit auch die slavische Topographie der Steyermark bespricht, (s. die Artikel von Tribunski). *)

*) Warum sollte man es „etymologische Grübeleyen und Vindomanie" (der Gegensatz wäre Windophobie) schelten, wenn Forscher durch Steyermark und Kärnthen wandern, und sich durch die Anschauung, und mittels eines slavischen Vocabulariums über manche urkundliche Namen von Orten, Bergen, Flüssen, Gegenden z. B. wie folgt, zu verständigen wissen: Krauwat, jenes weite Revier von Rinderalpen, von Krawa, Kuh; Krawati Kuhhirt; Stranach, am Katschberg von strana Abhang; Reifniz am Werdsee von rybnik, Fischweiher; Lessach von les, dichtbewaldet; Slankach, von slan salzig (in der Hallstatt;) Olowitsch von Olowos Bley; Zirkniz, Kirchensprengel, von Cyrkew, Kirche Sirning, von seyer, Käse (Schwaige), Medniz von med, Erz; Szala, Sumpf; (Celnize, Zollstätte;) die Sinhuben, welche Heu liefern, von seno, Heu; Zeltschach von zelezo, Eisen; Zimiz von zy-

Wie unter diesen Andeutungen auch das über Kärnthen und Steyermark ausgebreitete, und vielfältig dießseits der Alpen angesponnene und in dießseitigen Forschungen erörterte genealogische Netz wesentlich an Zusammenhang und Beleuchtung gewinnen dürfte: — möchte nicht weiter verkannt werden.

Zu IV. (Die Standesunterschiede.) S. 87. Je umständlicher wir, im Interesse der Geschichte, den vorhergehenden Abschnitt besprechen zu müssen glaubten, desto kürzer können und wollen wir uns nun fürder fassen; zumeist im umgekehrten Verhältnisse zum Verf. — Mit einer außerordentlichen Vereinzelung der Stände und Classen werden hier der hohe und niedere Adel, die Slovenen-Herzoge mitbegriffen; die Freyen; die Wehren, und Unfreyen, Herren und Frauen, Zins-, Eigenleute und Knechte, Hinter-Rück- und Beysässige, Hörige und Sclaven u. s. w. wie sie allenthalben nach den fränkischen und bajoarischen Gesetzen bekannt sind, und zwar überall nach Geschlechts- und Eigennamen und Oertlichkeiten aufgeführt. Neues ist uns darunter nicht vorgekommen. Die Obereigenthümer will der Verf. Saalherren, Saalenbesitzer, die milites Waffenmänner genannt wissen. Die Leibeigenschaft, die Theilung der Kinder, die Hörigkeit zu Grund und Boden, sind mit den modernen grellen Farben, ohne das zum Grunde liegende conservative Princip zu begreifen, geschildert. Wenn die Kaiser und Könige Territorien verschenkten; wenn Bischöfe und Dynasten beurbarte Hofmarken und Prädien umtauschten; was würden die Folgen gewesen seyn, wenn sie die darauf gesessenen Familien und Leute nicht mit überwiesen, wenn sie dieselben abgestiftet, — emancipirt hätten?! Wie hätten, nach der Völkerwanderung, nach den Verheerungen der Slaven und Ungarn, verödete Länderstrecken ohne jenes Princip so bald und so gedeihlich wieder colonisirt werden können? Zu Colonisationen, wie wir sie heutzutage in den nordamerikanischen Staaten, in Texas ꝛc. im raschen Fortgange sehen, war die Zeit noch lange nicht gekommen; es waren die Elemente der höhern Civilisation, und der Kitt, sie unter dem Imperative der Humanität zu binden, noch nicht gegeben.

Zu V. Eigenthum an Grund und Boden u. s. w. S. 112. Indem der Verf. alle erdenklichen Verschiedenheiten und Benennungen des Eigenthums an Grund- und Boden; das Capitel beginnt wieder mit Tacitus de moribus germanorum, und endet S. 143 mit den „Burgsoldaten" von ao. 1300 nach Chr. — aufzählt; indem er dieser Aufzählung wieder die gesammte und speciellste Topographie und Genealogie der Steyermark, und hiebey, wie billig, die Saalbücher der Abtey Admont zuvörderst, zum Grunde legt; waren ihm Wiederholungen aller Art unvermeidlich. — S. 122. Der steyermärkische mansus, meynt der Verf., sey größer als eine Hube gewesen. Wo Wein gebaut wird, mag er recht haben. S. 125. Die große Hofmark Tüffer war (s. Lambacher,) in vier Schephonen (officia schephona) getheilt, was uns an die Scheffwarten erinnert, worin, (nach Meichelbek,) K. Ottokar, und K. Rudolf, den Bischöfen von Freysing in Oesterreich die Jagd erlaubten. Die schon früher von uns oben berichtigten Angaben über das Radelgebirg, und Radeloch, über die Werigand und Ascuin und Wecil, über Luttenberg und Luttenwerd, über Pirk und Bürk, u. s. w.: (S. 131. Gretz und Grätz, an sich eine müssige Frage, abermals umständlich erörtert;) sind hier wörtlich wieder vorgeführt worden. Zu den nach den Gauen aufgezählten Vesten und Geschlechtern erlauben wir

---

ma, Kälte; Teplitz, von tepel, warme Quelle; Studenitz von studenik, Brunn; Syrniz, von syra, Schwefel; Kostel, von Kostel, ein Tempel, oder kleine, hohe Kirche, wie Kostel auf dem Marchfelde; Geßniz von geze, Wuhr; Fraßlau von Bratislaw; Strechau, das den langen Felsenrücken deckende Bollwerk bey Rothenmann, von strecha, Dach; Cirminach, Rothenmann, von Czerwene, scharlachroth; die Petschen, (Berg-Strasse,) von petsze; Felsen; Strazinola, vulgo Straßengel, und Strazkang, Straßgang, an der Mur, augenfällig; (das eine, heute eine Wallfahrtskirche auf einem Felsen;) einst eine kleine Veste, straznika; das andere ein befestigter Durchgang, von strazkanka etc. Von den so vielfältig vorkommenden Feistritzen fustriza, Orte und Thäler, Bäche suchen wir die Wurzel in pstruch; die Forelle: Forellenwässer!

uns, wieder beyspielsweise, zu bemerken, daß die uns bekannten Urkunden, ursprünglich nicht Traunstein, sondern Treuenstein (Trewnstein) schreiben. S. 136. Worauf deuten die „alten Sagen“ von Voitsberg? Nichts von einer Vogistburg?

Zu VI. (Die Eigenthumsverhältniße an Grund und Boden.) S. 143. Nach dem nun einmal eingeschlagenen Wege des Verf. lassen ihn die zahllosen Exemplificationen über die Verhältnisse und Rechte des Eigenthums, an Grund und Boden, die sämmtlichen Grundbesitzer der Steyermark, in ihren Ehren und Würden, wie sie schon in den vorigen Abschnitten an uns vorüber gegangen, nimmer zur Einheit und Klarheit gelangen. Bey aller Mannigfaltigkeit und Mühe, von den dynastischen und edlen Geschlechtern, von den Cathedralen und Abteyen S. 155 „alt kirchliches Eigenthum!“ von den Corporationen, bezüglich ihrer Liegenschaften jenseits der Alpen, wie sie in den Quellen auch scheinen, Rechenschaft zu geben; wird sich in den Lesern ein abgerundetes, und gleichsam plastisches Bild doch kaum festhalten. S. 158, 160 „von den überreichen Hausalloden der frommen Gräfin Hemma, von dem „fürstlichen Besitzthum“ der Abtey Admont rc. rc. Es dürfte nicht so schwer seyn, ungleich kürzer und bündiger nachzuweisen, wie sich diese Massen örtlich, bedingt im Erbgang, durch die Schenkungen der Kaiser, durch die Stiftungen der Kirchenfürsten, und durch die Schirmvogteien gebildet haben. „Angeblich“, meint der Verf., stamme die erlauchte Hemma von den Grafen von Beilstein ab. Spricht er nicht irgendwo (S. 152) von ihrem väterlichen Erbe im Traun- und Leobengau? So viel uns derselbe auch schon früher (z. B. im Archiv für Geschichte und Geographie rc.) von Admont und der hl. Hemma zu erzählen wußte; ihre Abkunft hat er uns bis diesen Augenblick vorenthalten. Nicht zu übersehen ist, daß die Grafen von Beilstein, der Witagowo zu Admont J. 860 ist einer ihrer Ahnherren; von der feyerlichen Eröffnung der Abtey an, bis zu ihrem Abgang, die ersten Schirmvögte derselben, und daß die Grafen von Playen, desselben Geblüts, in so vielen wichtigen Angelegenheiten dortselbst gegenwärtig, waren. Der vom Verf. S. 167 und 216 aufgeführte Dietmar von Dornberg, mit Zehnten um Teufenbach, Pölsbach rc. an der Mur belehnt; und vom Erzb. Gebhart dort als reicher „Saalherr“ dotirt, ist dießseits längst als auf seiner Einwanderung aus Bayern über Lungau in die Steyermark nachgewiesen. *)

Eine gewisse chronologische Ordnung scheint der Verf. bey diesem und andern Abschnitten verfolgt zu haben, und zwar wieder mit einer außergewöhnlichen Sorgfalt. Um aber des aufgehäuften Stoffes Meister zu werden, würde auch hier wieder eine topographische Eintheilung, nach den Erbgebieten, nach den Stiftungscompleren, nach den heutigen Kreisen der Provinz, mit Beseitigung aller Begriffsspaltungen, aller ontologischer, analytischer und tautologischer Ostentation, sehr förderlich gewesen seyn. Schätzbare Notizen, wenn auch namentlich und nach Jahr und Tag allenthalben eingeflochten, verschwimmen in der Masse; — darum auch die alphabetische Ordnung, in Beylagen und Anhängen verfaßt, derartiges Materiale nicht entbehren kann. Störend und den Leser sehr unangenehm berührend ist ferner der Umstand, daß ihm im Flusse dieser Erörterungen so viele gleich anfangs ohne Deutung und Erklärung gebliebene, also mystische Namen von Ortschaften, Bergen und Gegenden immer aufs neue begegnen, gleichsam eine bunte Mosaik; oder die Phantasmagorie eines Kalaidoscops.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sollten die Leser von dem Herkommen und der Macht einzelner Geschlechter der Steyermark einen vollständigen Begriff gewinnen; so müßte nothwendig auch ihrer auswärtigen Verhältniße gedacht werden. Die Grafen von Pfannberg z. B., mit den Grafen von Görz und Malentein verschwägert, mit den Grafen von Heunburg versippt, im Kl. Reichersberg am Inn aus- und eingehend, von den Stubenberg und Pettau beerbt u. s. w. verzichten im J. 1300 gegen Salzburg auf die erledigten Grafschaften Playen und Liebenau. Schon im J. 1239, als Herzog Friedrich zu Wien für das Stift Seckau urkundet, stehen Comes Chunradus de Hartekke (Playen) et Ulricus comes de Phanenperch neben einander an der Spitze der Zeugen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Fortsetzung.)

Zu VII. (Staatslasten und Leistungen der Bewohner, Reallasten und Servituten u. s. w.) S. 176 ꝛc. „In der germanisch-celtischen Urzeit genossen alle freyen Männer gleiche Rechte ꝛc.“ Damit hebt der Verf. dieses Capitel über Staatslasten, Reallasten, Servituten, Vasallen, Hörige, Eigenleute, über Naturalleistungen aller Art, das jus primae noctis, den Abkauf der Jungfrauschaft (wo etwa?), die Freidirnen nicht vergessen, an und ergeht sich sofort wieder in großen, begreiflich mit den vorigen Abschnitten oft wörtlich und örtlich verwandten Mannigfaltigkeiten. S. 179 wird von modernen Steuern auf freysingischen Gütern im Lungau gesprochen. In der citirten hist. fris. I. P. I. (II.) 500 und 513 ist uns das nicht klar. Wohl aber tritt darin wieder ein Edelmann auf, der sein Besitzthum zu Mammindorf in Bayern mit anderm in Kärnthen auf dem Lurnfeld vertauscht. S. 189. Die hier beginnende Aufzählung von Kohl, Kraut, Rüben, Bohnen ꝛc., von Gänsen, Hühnern und Eyern ꝛc., wie sie bereits aus der Juvavia umständlich bekannt ist, und hier aus den Saalbüchern auf das speciellste wiederholt wird, Seite 193 — 203, dürfte sich mehr in die Monographie von Klöstern und Herrschaften eignen. Wo wären denn S. 192 Fliegen und Maikäfer metzenweise in der Steyermark eingedient worden? „Urna“ wird mit Wassereimer übersetzt. Vielmehr ist damit in Weingegenden ein Gefäß zu 40 Maaß, die Yrn gemeint. Von dem weiland nach Salzburg gehörigen Hauptkelleramt zu Marburg, vielleicht zu 40 — 50,000 Eimer jährlich, und wovon der größere Theil wieder als Deputate in Steyermark und Kärnthen an die Bischöfe, Abteyen, Edelleute, Beamte ꝛc. abgegeben wurde, scheint der Verf. eine nähere Kenntniß nicht zu haben. Es lagen darüber, z. B. vom Jahre 1250 zu Salzburg, vollständige Hebe- und Abgabsregister vor. Heutzutage noch beziehen die meisten geistlichen Corporationen, auch die fernen in Kärnthen, ihren Weinbedarf aus eigenen Geländen um Marburg. Man gab uns die heutige Weinerzeugung der Steyermark auf jährliche 800,000 Eimer an, wovon kaum 200,000 E. auswärts abgesetzt werden können; und doch ist ein großer Theil davon ein sehr wohlschmeckendes und gesundes Getränke, in der That edler Wein, wie schon in diesen Blättern (XXIII. 15) bemerkt worden ist. Und dennoch ist er selbst in Ober- und Unteröfterreich kaum zu erfragen. Bezüglich auf die Geldzinse und Naturalwerthe wäre das Verhältniß des damaligen Münzfusses zu dem heutigen, wenigstens annäherungsweise, aufzuklären der Anlaß. Auch von den einstmaligen Münzstätten der Steyermark und in der Nachbarschaft, von dem so wichtigen Berg- und Hüttenwesen, von seiner corporativen und autonomen Fundation, von der Production, Reproduction und Fabrication, endlich von dem Consumo- und Transitohandel dieser das adriatische Meer und die Donau verbindenden Provinz unter den heutigen Gesichtspunkten umständlicher zu sprechen, wäre hier der Platz gewesen.

Zu VIII. (Die celtisch-germanischen Geleit- und



Genossenschaften. Ausbildung des mittelalterlichen Lehen- und Benefizienwesens zu Kriegs- und Hofdiensten). S. 203 ꝛc. Schon im ersten Band dieser Geschichte, bemerkt der Verfasser, habe er die Grundzüge der celtisch-germanischen Wehrverfassung angedeutet. Nichts desto weniger wird das Allbekannte über Lehen- und Benefizien, über Vasallen und Ministerialen, über Herzoge, Mark- und Gaugrafen, über Hofdiener und Wehrmänner ꝛc. hier abermals ausgesponnen. Die gesammte Ritter- und Knechtschaft der Steyermark zieht männiglich und namentlich wieder an uns vorüber. Indem der Verf. den teutschen Heerbann erst zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, da doch im Territorialprincip der Fürsten-, Hof- und Lehendienst längst an dessen Stelle getreten war, als aufgelöst betrachtet, hat er sich davon wohl einen allzu weiten Begriff angeeignet.

Zu IX. (Regierungsverfassung des fränkisch-austrasischen und teutschen Reichs in Beziehung auf die Steyermark.) S. 235 ꝛc. Zur Darstellung der „Regierungsverfassung des fränkisch-austrasischen und teutschen Reichs ꝛc." sieht sich der Verf. auf seinem Standpunkt bewogen, wieder die „altrömische Provinzenverfassung" und die ostgothische Periode vorauszuschicken, und so auf die „norisch-pannonische Steyermark" überzugehen. Unter den Statthaltern mit ihren Ambachten und Domainen wird Luitpold, warum nicht auch sein (angeblicher) Bruder Aribo aufgeführt? Warum hier oder anderwärts keine Meldung „de tertia parte civitatis (ad Petoviam) que fuit Carantani — dijudicati et rei majestatis criminati etc. (zur Zeit K. Arnulfs, Cod. juv. p. 202.) (Es war Graf Engelschalk, der des Kaisers Tochter entführt, und Gnade mit neuem Verrath vergolten hatte. Aber sein Geschlecht scheint sich erhalten zu haben.) Die von den Kaisern gegebenen Reichslehen, Fahnen- und Ritterlehen, Regalien, Pfründen, Pfandschaften, Verzichtungen, und wie sie dann im hohen und niedern Adel, in den Domcapiteln und Abteyen von Hand zu Hand gegangen, — sind hier wieder sorgfältig nachgewiesen; mehr hätten wir von der Verleihung der Gerichtsbarkeiten zu erfahren erwartet. Ebenso von der Natur der Regalien. Nicht ein fiscalisches, sondern ein conservatives und subsidiär allgemein wohlthätiges Princip lag ursprünglich denselben zum Grunde. Waren sie doch, wie wir z. B. von den Salzquellen, von den Zehenten, von den Bannwäldern, von den Fluß- und Heerstrassen, von den Brücken (pontifex) ꝛc. hinlänglich dargethan zu haben glauben *), zum Theil aus der Theokratie, aus dem Tempel- und Kirchengut hervorgegangen.

Zu X. (Gesetznormen.) S. 247. In diesem Abschnitte von den Gesetznormen ꝛc. sind die LL. Bajuv. (wie schon oben angedeutet, so können für die Steyermark und Kärnthen auch die longobardischen Gesetze nicht unbeachtet bleiben), es sind die Capitularien, die Rechtsgewohnheiten, die Weisthümer ꝛc. mitbegriffen. Der vom letzten Ottokar von Steyer gegebene Schirmbrief (1186), und das hierauf unter H. Leopold dem Glorreichen auch in der Steyermark eingeführte österreichische Landrecht, beyde hier umständlich erörtert, dürfte von besonderm Werth seyn. Das Kirchenrecht wird aus den bekannten Quellen nachgewiesen. Die Communalverfassung der Städte und Flecken, und ihre einzelnen Privilegien und Vorrechte, hier ist auch von Münz- und Marktrechten und Zollstätten die Rede, sind nicht zu übersehen. Bey Erwähnung des Sachsenspiegels S. 263 „von Ekkard von Steppgow" wird Reppgow gelesen werden müssen.

Zu XI. (Verhältnisse der Steyermark als einer Provinz des römischen Reichs deutscher Nation.) S. 265 ꝛc. In Beziehung auf die „Verhältnisse und Verwaltung der Steyermark als einer Reichsprovinz" wird hier von den ostgothischen Beamten auf die Agilolfinger (also wären diese nicht eine längere Zeit hindurch unabhängig gewesen?) übergegangen. Es ist hier von den Subjecten der Verwaltung die Rede? Die

*) S. „die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke im Mittelalter ꝛc. München 1836." Hierin sind auch die steyermärkischen Salzwerke nach den dießseitigen Quellen und Forschungen pragmatisch erörtert, und insbesondere ist hiebey die dynastische und commercielle Verbindung dieser Salzwerke mit den bayerischen, es ist sohin das damalige Salzregale als ein weithin verbreitetes Familien-Fideicommiß und Stiftungsfond nachgewiesen worden.

Reihe der Agilulfinger beginnt S. 266 der Verf. mit Agilulf, an den er unmittelbar Garibald I., dann Tassilo I. rc. anschließt; beyde gehören unserer Ansicht nach dem Süden Bajoariens an. Wo und wann könnte jener Agilulf nachgewiesen werden? Da hingegen die LL. Baj. Tit. II. cap. 20 ausdrücklich besagen: Dux vero, qui praeest in populo, ille semper de genere Agilulfingorum fuit et debet esse;" — so deutet dieses fuit von Garibald I., von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an aufwärts noch auf eine höhere Reihe in dieser Dynastie hin, was selbst Brunner, Mederer und Velser nicht in Abrede stellen konnten; auf jene Theodonen, Ottonen und Theodeberte, wovon Aventin und die ältesten Chroniken Bayerns, die vom neunten, und nicht erst „vom dreyzehnten Jahrhundert" an, abgesehen von bewährten ältern und neuern Autoren, übereinstimmend sprechen, was doch in der Zeitfrage über Rupert, wozu unserm Verf. gleichfalls der nächste Anlaß geboten gewesen wäre, nur absichtlich übersehen werden konnte. Doch wir begreifen es; denn S. 268 räumt der Verf. im Zuge über die „Slovenen-Herzoge und ihren Ambacht" den Samo, diese den Gegnern Ruperts freylich sehr ungelegene Erscheinung in Carentanien, mit wenig Worten aus dem Wege. „Daß dieser Samo in die Geschichte Carentaniens, also auch der ältern Steyermark, nicht gehöre, glaube der Verf. schon früher (in der steyermärkischen Zeitschrift über die Einwanderung der Slovenen rc.) und anderweitig erwiesen zu haben. Wollte der gelehrte Verf. hier, wie vielleicht an mehreren Stellen, — in einer Art von Fortschritt erscheinen: denn er ist, aus was immer für Rücksicht, sich selbst ungetreu geworden? Den Beweis hierüber liefert sattsam jene überschwängliche (akadem.) Gedächtnißrede über Luitpold vom J. 1831 (S. 20), die übrigens an gar vielem gerüttelt, und selbst doch so wenig fest zu stellen vermocht hat.

An solchen Versuchen hat es in neuerer Zeit allerdings nicht gefehlt; aber das für die richtigere und loyale Ansicht zum Grund liegende, aus dem neunten Jahrh. herrührende Document, Cod. juv. p. 11 „nunc recapitulandum est de Quarantanis — Samo nomine quidam Sclavus, manens in Quarantanis etc." — ist zu gediegen und entscheidend; und Autoritäten, wie Jordan und Adelung (Directorium der sächsischen Geschichte 1802) u. A. sind zu respectabel und überwiegend, als daß hier das Gewicht des Verf. und derer, die sich ihm, oder welchen er sich beygesellen möchte, das Gegentheil bewirken könnte. — Zwey der beygefügten Stammtafeln von den Landherren der Steyermark betreffen die Grafen von Lambach und Wels, von Farenbach und Neuburg, und rühren sichtbar von unserm Moriz (1803) her, der sie aber nach späteren Forschungen verbessert hat. Heinrich von Lang rc. mag deßfalls auch berücksichtiget werden. S. 283. Endlich kömmt die Reihe der Herrschaft in St. wieder an die Traungauer Markgrafen, deren Hofstaat bis zum Hofnarren herab beschrieben wird. S. 285 folgt der Uebergang an die Babenberger.

Zu XII. S. 297. Hier führt uns der Verf., indem er die Gauverwaltung, das Gaugericht, die untergeordneten Gerichte, die Familie, die Sippschaften, die Freyen und Unfreyen, „die Friedborgsverfassung," die pagi, subpagi, comitatus, die Comites, die Mallstätten, Schöffen, Scabinen, Ordalien u. s. w. abhandelt, abermals weit, weit in den „celtisch-germanischen Staat" zurück.

Zu XIII. S. 309 rc. Den königlichen Sendgrafen, Kammerboten, Landescommissarien, Missis, den Strafen und Wehrgeldern, den Gaugrafen außer ihrem Richteramte wird hier noch ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Zu XIV. S. 315 rc. Erst nun in der Aufzählung der „Emunitäten," der Hof-, Herren- und Herrschaftsgerichte, der Schutzrechte rc. treffen wir auf die eigentliche Patrimonialgerichtsbarkeit über Hörige. Dort, wo eine Hörigkeit zum Boden, ein Ober- und Nutzeigenthum, also auch von Haus aus eine Patrimonialgerichtsbarkeit besteht, ist, nach unsrer Ansicht, und selbst den LL. Bajuv. zufolge, wohl von der Ueberwachung der Unterrichter, aber nicht von einer Emunität die Rede. Dieses gilt eben von der Periode, von welcher hier der Verf. spricht. In allen kais. Schutz- und Schirmbriefen, in den

Schenkungen, ist, wenn sie recht verstanden werden, diese Art von Eigengerichtsbarkeit schon vorausgesetzt. Nach den longobardischen Gesetzen war jeder Edelmann ein geborner Richter.

Zu XV. S. 324 rc. Daß sich nun bey Auflösung der Gauverfassung, indem auch in Steyermark der hohe und niedere Adel von seinen längst erblich gewordenen Gebieten, Burgen, Vesten und Sedelhöfen besondere Namen und Abzeichen, bleibende Würden und Vorrechte annahm, — hier werden wieder die sämmtlichen Geschlechter der Provinz, von den Herzogen, Markgrafen und Grafen an bis zu den Castellanen und Marktrichtern namentlich herangezogen, — daß eine große Mannigfaltigkeit von Gerichtssprengeln und Gerichtsbarkeiten, und im Gerichtsverfahren sich im Besitz der Bischöfe, Aebte, auch der Kirchen, der Zünfte und Communen ausbildete, ist begreiflich. Man erinnere sich der Waldgrafen und Hallgrafen, welche letztere von der ältesten Hall- oder Salzstätte in Südteutschland, von Reichenhall ausgegangen, dieß- und jenseits der Alpen, vom Rhein bis zur Rab ihre eigenthümliche Gerichtsbarkeit übten, und die sich auch früh in der Hallstatt am Sandling und zu Hall bey Admont festsetzten. Der Berggerichte im Eisenerz, zu Vordernberg und Zeyring hat der Verf. erwähnt, — es dürfte deßfalls und bey der in commercieller Beziehung von jeher so wichtigen Lage der Provinz von den Handelsgerichten noch manches nachzutragen seyn: „de foro et mercatu.“ Ein Rückblick überhaupt auf das damalige Heimath- und Weltleben, auf die volksthümliche Häuslichkeit und Wirthschaft, auf die großherzigen Stiftungen und auf die Garantien, welche damals in den Ständen, und insbesondere in den Mittelständen, bey dem Abgang des dynastischen Elements gegen den Pauperismus wirksam zu werden begannen, würde dem Schlusse des dreyzehnten Jahrhunderts wohl anstehen. Noch einmal erlauben wir uns deßfalls an den Urkundenschatz des Joanneums zu erinnern.

Der sehr complicirten und problematischen Stammtafel, welche im Anhange über die Scheyrer, Traungauer und Ottokare von Steyer, vermeintlich als Aeste ein und desselben Stammes, beygegeben ist, entheben wir nur zwey Stellen. Rihina, jene im Codex der Juvavia viel beurkundete „nobilissima foemina,“ wird hier als Luitpolds Schwester und als die Gemahlin Herolds, Vogts von Niederalteich, aufgeführt. Dieser Meinung war einst auch Scholliner. Daß Rihina dem Stamme der Schyren angehört, mag kaum bestritten werden. Daß sie aber nicht eines Herolds Gemahlin, sondern die Adalberts II., nachmaligen Erzbischofs von Salzburg, eines dieß- und jenseits der Alpen begüterten Dynasten, war, ist seither längst anerkannt worden. Ueber die zahlreiche und reich ausgestattete Nachkommenschaft, welche aus dieser Verbindung zwischen Rihina und Adalbert hervorgegangen, gewährt der II. Bd. uns. Beyträge S. 57—62 die klarsten Nachweise. Ferner, der Markgraf Luitpold († 907) wird vom Verf. als der leibliche Bruder Aribo's, eines andern Markgrafen vorangestellt, und beyde werden von Ernst dem Noriker abgeleitet. Diese Angabe ward in der akad. Gedächtnißrede über Herzog Luitpold von Frhrn. v. Hormayer, München 1831 in Text und Noten vielfältig geltend zu machen versucht; die annales fuldenses und altahenses sollten diese eine Ansicht zu halten vermögen. Während aber die eine mit Luitpold und Aribo gleichzeitige Quelle sie nur als Marchiones kennt, findet sich zwar in der andern um drey Jahrhunderte spätern Compilation jene Andeutung, die aber, wie billig, unbeachtet blieb. Eigentlich gebührt der Ruhm dieser Ideologie dem genialen Grafen Dubuat (s. dessen origines boicae domus 1764. T. I. Lib. V. p. 225.), sie war aber längst der historischen Kritik verfallen *).

(Schluß folgt.)

*) Vergl. auch Huschberg über die älteste Geschichte von Scheyern-Wittelsbach. München 1834.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Studj critici sovra la storia d' Italia a' tempi del Rè Ardoino dal cavaliere L. G. Provana, socio della R. Accad. delle scienze, Torino, dalla stamperia reale. 1844. 408 S. gr. 8.

Wenn einmal, sey es lobend, sey es tadelnd gesagt wurde, die Geschichtschreibung unter den Deutschen zerfalle in eine guelfische und gibellinische, nach den beyden großen Parteyen, in die sich das spätere Mittelalter theilte, so wird Niemand beanstanden können, daß die Geschichtschreibung bey den übrigen Völkern eine vorherrschend nationale Farbe trage, obwohl es auch bey uns es nicht an solchen fehlt, welche das Vorherrschen nationaler Gesinnung als Schmuck und Zierde des Geschichtschreibers ansehen und wir später Gelegenheit haben werden, die Eigenthümlichkeiten dieser Methode näher ins Auge zu fassen. Vorerst sey nur bemerkt, daß der gelehrte H. Provana die Tugenden und Fehler derselben unumwunden in sich aufnahm und eben deßhalb bey einer Vergleichung der Resultate italienischer und deutscher Forschung über einen und denselben Gegenstand mit Fug hervorgehoben werden kann. Schon die Wahl des Stoffes zeugt von der Gesinnung des Verfassers. Denn schwerlich möchte es einem Deutschen in den Sinn kommen, den zwar hartnäckigen, aber unglücklichen Gegner K. Heinrichs II. in Bewerbung um die lombardische Königs- und wie Provana nachweist, auch um die römische Kaiserkrone zum Gegenstande mühevoller archivalischer Forschungen zu machen. Allein für den Italiener hat der auch nicht geglückte Versuch, den Deutschen die unter den Ottonen erlangte und mit Kraft behauptete Kaiserkrone wieder zu entreißen und an die Italiener, welche sie zuletzt getragen hatten, zurück zubringen, ein unverkennbares und großartiges Intresse, da ja an den Kämpfen Berengars II. mit Otto I., des Crescentius mit Otto III., wie Berengars I. mit K. Arnulf, Arduin Vorbilder, der Geschichtschreiber Beyspiele hatte, die ihren Commentar an der Unternehmung Arduins erhielten. H. Provana hat auch solche parallele Ereignisse in der Geschichte Italiens mit Glück und Scharfsinn ausfindig zu machen verstanden und denselben in ihren dunkelsten Partien einen Reiz zu geben vermocht, welche, verbunden mit dem materiellen Gehalte des Buches, eine nicht bloß oberflächliche Würdigung desselben dem auswärtigen Leser zur Pflicht machen.

Nur selten nehmen sich deutsche Geschichtschreiber die Mühe, wenn sie die Thaten ihrer Kaiser beschreiben, die Verhältnisse Italiens auch von dem Standpunkte des italischen Bodens, Landes und Rechts zu erfassen, noch viel weniger das Uebergewicht, das Italien in mehr als einer Beziehung über Deutschland behauptete, einzugestehen. Würden wir ein Buch besitzen, in welchem die oftmals wiederholten Versuche der byzantinischen Kaiser, die durch die Longobarden, Franken und Sachsen verlorene Herrschaft von Italien wieder zu erlangen, durch die Jahrhunderte hindurch geführt und beschrieben wurden, in welchen die Deutschen, von den Päpsten berufen, gleichfalls Ansprüche auf dieses wichtigste Land des christlichen Erdkreises machten, so möchte es uns viel eher gelingen, unsere nationale Auf-

fassungsweise allmälig in eine universalhistorische zu verklären.

Bekanntlich hat die Säcularisationsepoche des byzantinischen Reiches, der tolle und übermüthige Bildersturm, mindestens eben so viel beygetragen, das christliche Abendland vom christlichen Morgenlande zu trennen und zwischen beyden eine wahrhaft unübersteigliche Scheidewand aufzuthürmen, als die Häresien des Photius und des Michael Cärularius zusammengenommen. Die Byzantiner ließen während dieser Periode der Gewalt- und Soldatenherrschaft all die immensen Vortheile aus der Hand, welche ihnen nur immer das moralische Uebergewicht als natürliche Schutzherren der christlichen Kirche verschafft hatte und verschaffen konnte, und ehe sie ihren Fehler gut machen konnten, ja ehe sie denselben auch nur gewahrten, war die Welt eine andere geworden. Italien hatte sich wenigstens seinem mächtigsten Theile nach von ihnen losgerissen und mit dem Verluste Roms, mit dem Anschlusse der Franken an die Metropole der Christenheit war ihnen auch jedes Mittel geraubt, auch nur wie sie es bey Clovis und dessen nächsten Nachfolgern gethan, auf den germanischen Westen einzuwirken. Und als die Byzantiner auf dieses die ihres wahren Interesses so wenig kundigen Longobarden bethörten, daß sie gemeinsam mit ihnen den römischen Stuhl befehdeten, wurde dieses Anlaß zugleich zum Untergang des Exarchates und des longobardischen Königthums und der Aufrichtung des fränkischen Kaiserthums und eines fränkisch-italischen Königthums. So wichtig erschien aber Karl dem Großen der Besitz Italiens, daß er seinen Sohn Pipin zum Könige dieses Landes erhob. Lothar der Enkel Karls d. G. verband die Kaiserkrone nicht mit dem Besitze des Hauptlandes der fränkischen Monarchie, Franciens, sondern Italiens. Sein Bruder Karl der Kahle wurde von den italienischen Großen eingeladen, ihr König zu werden und erlangte damit die Kaiserkrone und erst K. Arnulf schien es vorbehalten, als er Berengar I. zu seinem Lehensmanne machte, das Uebergewicht der Deutschen in Italien zu entscheiden. Allein die Parteyen, welche sich nach P. Formosus Tode um die Herrschaft in Rom stritten und Arnulfs früher Tod schoben diese Thatsache noch um 66 Jahre weiter hinaus. Auch ohne, wie es Provana gethan hat, sich in das Detail der Parteykämpfe einzulassen, welche seit P. Formosus K. Lambert aufgegeben und Arnulf gekrönt hatte, bis zur Erhebung Gregors V. gerade 100 Jahre lang Rom zerrütteten, ihren schädlichen Einfluß über ganz Italien ausdehnten und die neuern Versuche der Byzantiner auf Italien veranlaßten, muß hier erwähnt werden, wie die Zerrüttungen des unheilvollen zehnten Jahrhunderts wesentlich von demselben Grunde ausgingen, von welchem aus der in den frühern Jahrhunderten erfolgte Aufbau der respublica christiana ausgegangen war — von dem römischen Stuhle; wie das eine ein Product seiner Schwäche, wie das andere die natürliche Folge seiner Stärke war und ein wirkliches Heil von Europa, nicht ein vorübergehendes Uebergewicht des einen oder anderen Volkes, nur von einer wahrhaften Consolidirung dieses politischen, moralischen und intellectuellen Centrums der Christenheit erwartet werden konnte. Weder Otto I. nach Otto II. wollten oder vermochten dieses durchzuführen. Otto III. unternahm es; allein der frühe Tod P. Gregor's V., die Zwistigkeiten mit den Römern und die Abneigung der Deutschen gegen sein langes Verweilen in Italien oder vielmehr ihre Furcht, vor Italien zum Nebenlande herabzusinken, vereitelten diese heilsamen Bemühungen, und als er starb, schien in Italien wie in Deutschland alles, was die Ottonen zusammengehalten, mit einem Male aus den Fugen zu treten. Damals, sieben Monate ehe die Deutschen sich einen König wählten, erfolgte 15. Febr. 1002 die Wahl des Markgrafen **Arduin von Ivrea** zum lombardischen Könige, wie dieser hoffte, der erste Schritt zu einem baldigen **Kaiserthume**. Denn daß es sich nicht um eine Schilderhebung gewöhnlicher Art handelte, macht der Verfasser mit vielen Zeugnissen gegen die bisherige Anschauung geltend. Schon der Reichstag zu Pavia erhob Arduin unter den besondren Bemühungen der Bischöfe zum Cäsar. [1]) Wahrscheinlich eine der ersten Mün-

[1]) Tunc Arduinus — a Longobardis Papiae eligitur et vocatus **Caesar** ab omnibus regnum perumbulat universum, regio jure cuncta pertractans. Arnulf. I. c. 14.

zen, welche er prägen ließ, trug die Umschrift: Imperator, und wenn Leo, den Provana anführt, seine Wahl als einen Act der Gewalt hinstellt, so weist der Verfasser auf die im Anhange publicirten, bisher unbekannten Urkunden aus dem Archive des Capitels von Ivrea hin, die als die eigentliche Stütze Arduins in seinen bisherigen Unternehmungen die secundos milites [1]) nennen. Dadurch erklärt auch, wie wir sehen werden, der Verfasser die anfängliche Thätigkeit des lombardischen Episcopates für Arduin, welcher doch durch die Ermordung des Bischofs von Vercelli und die deßhalb über ihn von P. Gregor V. und K. Otto III. ergangenen Sentenzen sich bisher nicht als besonderen Freund und Gönner des Clerus gezeigt hatte. Während aber der neueste deutsche Geschichtschreiber dieser Periode, Professor Gfrörer, in seinem „Jahrhundert Gregor's VII.“ (Erster Theil. Stuttgart 1846), [2]) die Inconsequenz der Bischöfe nur durch die Annahme erklären zu können glaubt, „daß Lombardiens bischöfliche Wähler aus Antrieb des Papstes Sylvester II. handelten, dem nothwendig sehr viel daran liegen mußte, durch Erhebung eines kleinen lombardischen Königs die Deutschen vollends aus Italien zu verdrängen,“ macht Provana aufmerksam, daß das Aufflackern nationaler Begeisterung in Italien nach dem Tode Otto's III. die natürliche Folge der unter den Ottonen so reichlich ertheilten bischöflichen Immunitäten war, durch welche die Keime jenes kräftigen Bürgerthums zu schwellen begannen, das sich bereits damals in den Kämpfen einzelner Städte mit einander zeigte, wie auch anderseits die milites secundi durch den allgemeinen Andrang der niederen Classen gegen die höheren, eine früher nicht bekannte Bedeutung erlangten.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Secundos vero milites pene omnes in perjurii crimen coegisse. Beylage No. 9.

[2]) Wir hoffen noch ausführlich von diesem höchst interessanten Werke Bericht erstatten zu können.

Geschichte des Herzogthums Steiermark, von Dr. Albert von Muchar.

(Schluß.)

Bey mehrfältigen Wahrnehmungen der Art wird man gleichwohl wieder zu fragen veranlaßt, ob man in der historischen Forschung dieß- oder jenseits der Alpen um Jahrzehnte, um Menschenalter, zurück-; ob man stationär und also auch einseitig sey, und es bleiben wolle? Wir fragen nicht um den Grund der Meinungsverschiedenheit des Verf. von einst und jetzt. Aber die von demselben mit Vorliebe benützten Gewährschaften haben ihn zu sichtbar geleitet, und so unverkennbar in jener einseitigen Negation, welche der historischen Treue fern bleiben soll, festgehalten. Uebrigens war der Verf. recht daran, sich neben dem Diplomatarium Styriae (Pusch und Frölich) vorzüglich an die Juvavia, deren Codex nun auch durch die topographische Matrikel Gemeingut geworden ist, zu halten; denn die Juvavia ist nicht nur die ungetrübteste und vollständigste Quelle für Kärnthen und Steyermark, sie ist zugleich deren trefflich durchgeführte Geschichte selbst. Hätte es der Verf. über sich vermocht, auch in die Mon. boic., in die hist. frising., in die annal. sabion., in de Rubeis über das Patriarchat von Aquileia rc. tiefer einzugehen, das topographische und genealogische Element seines Werkes würde dadurch wesentlich nicht an Fülle, aber an Bündigkeit und Stätigkeit gewonnen haben. Carentanien, wie es eben im Mittelalter bestand, erlaubt nicht, die heutige Steyermark in ihrer Historiographie zu isoliren, und so von Kärnthen, Crayn, Pusterthal und von Bayern insbesondere, ein Paar Rügen, als dahin gerichtet, etwa in Abschlag, Umgang zu nehmen. Was aber nun die Gegenstände anbelangt, die der Verf. laut der Vorrede in diesem zweyten Bande bearbeitet und durchgeführt haben will, und welche in den Werken seiner Vorgänger kaum genannt werden, — und was die teutschen Schriftsteller betrifft, deren Leitung er sich hiebey hingegeben, so dürfte er da irgend einer Il-

lusion nicht entgangen seyn *)? Daß sich der Verf. bey all dem sowohl in den Sach= als Rechtsbegriffen, als auch der Zeit nach nicht so ganz auf festem Boden und mit sich einig fühlte, scheinen auch die immer wiederkehrenden Appellative: celto=gallisch=germanisch, fränkisch=austrasisch, austrasisch=bajbarisch, römisch=gothisch, germanisch=gallisch=celtisch, germanisch=kaiserlich, deutsch=kaiserlich, pannonisch=ungarisch, kaiserlich=pannonisch=karentanisch (S. 271, von Gränzgrafen ist die Rede) salzburgisch=österreichisch (die Beilsteine) von landesthümlichen Stiften rc. ist auch die Rede, zu verrathen.

Sah man nun bey Ankündigung dieser neu bearbeiteten Geschichte der Steyermark, zunächst in der Steyermark selbst und in der Nachbarschaft, wie auch in Bayern mit freudiger und begründeter Erwartung einer vervollständigten, durch die Pragmatik der Ereignisse und Begebenheiten in sich abgerundeten Darstellung in wohl bemessenen Epochen entgegen, — hegte man die Zuversicht, daß eben im vorliegenden zweyten Bande die Darstellung des Mittelalters zwar mit sach= und zeitverwandten Erläuterungen über Land und Volk., über Anlagen und Bürgschaften, über dynastische und kirchliche, über sittliche und gesetzliche Zustände begleitet seyn würde, ohne den Zusammenhang der Erzählung zu stören; überhaupt dürfte es zweckmäßiger seyn, da die Einschaltungsweise für den belebten und belebenden Vortrag oft eine Klippe ist, jene Erläuterungen nur an geeigneten Ruhepunkten und in Rückblicken einzureihen; nebstbey hätte die anberaumte Epoche von vollen achthundert Jahren sachgemäßer in zwey Perioden getheilt werden mögen, — so ist uns nun wohl ein sehr gelehrter und mannigfacher Apparat zur Geschichte, aber diese selbst noch nicht geworden. Von all den Ereignissen und Begebenheiten, woran im gegebenen Zeitraum auch die Steyermark so reich ist, verlautet in diesem Bande so viel als nichts, und so wird erst in einem dritten Bande die Geschichte selbst erwartet werden müssen. Und in diesem Falle wird sich der Verf. mannigfacher Wiederholungen dessen, was bereits im vorliegenden zweyten Bande „in der erstrebten Fülle“ (multum, aut multa?) geboten wurde, wieder nicht erwehren können. So wäre denn das System des von seinem Wissen erfüllten Verf., um von den „innern Verhältnissen und dem innern Leben seines Landes“ mittels eines zweckmäßigen Geschichtswerkes eine klare Anschauung zu gewähren, den hier bezielten und besser unterrichteten Lesern gegenüber, ein ganz anderes.

Das vorliegende Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnthen hat diese so weit abseits führende und öfter so sehr befangene Richtung schon von Anfang her vermieden, ohne, wie gesagt, im classischen und modernen Attribut zurück zu bleiben. Der Verf. steht aber auch nun an der Schwelle des Mittelalters, eben jenes Zeitraums von Kärnthen, dessen Begebenheiten, dessen innere und äußere Beziehungen für den ganzen teutschen Süden eben das meiste Interesse bieten. Möchte uns die gleich faßliche Darstellung dieses kärnthnerischen Mittelalters, dessen Stoff ohnehin mehrere Hefte in Anspruch nimmt, etwa aus Rücksicht für einen an „Quellen=Stellen und Erläuterungen“ zu luxuriösen Apparat nicht allzulange vorenthalten werden.

R. v. Koch=Sternfeld.

*) Im Vorbericht zum celtischen Noricum, worin (J. 1821) der Verf. von seinen schon damals begonnenen historischen Arbeiten Nachricht gibt, spricht er namentlich von einem „großen Historiographen, der durch seine alles durchdringenden und erfassenden Forschungen erst Licht über die großen Dunkelheiten der vaterländischen Geschichte ausgegossen hat,“ — „weßwegen er (der allzudevote Verf.) es zu verwegen geachtet, neben diesem Riesen vor den Augen der gelehrten Welt den gleichen Bogen spannen zu wollen.“ Ein Licht, das leuchtet, ist wesentlich verschieden von dem, das blendet. Die Zeit ist vorüber, da in irgend einem teutschen Staate unter ganz zufälligen und eigenthümlichen Verhältnissen zwey volle Decennien hindurch über dem In= und Auslande ein historiographisches Monopol in der Art ausgeübt werden konnte, daß dem nun einmal aufgesteckten Lichte nicht zusagende, oder dasselbe rectificirende Schriften dem weitern Verkehr entzogen und ausgebeutet, aber wie immer herabgewürdiget wurden. Jene vom Verf. im II. Bande öfter angezogene Lösung der historischen Preisfragen über Unter= und Innerösterreich hat auch schon im J. 1831 in der kathol. Lit. Ztg. von Kerz ihre Würdigung gefunden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Studj critici sovra la storia d'Italia a' tempi del Rè Ardoino dal cavaliere L. G. Provana etc.

(Fortsetzung.)

Auch nahm der Erzbischof von Mailand, dessen Beytritt Sylvester II. wohl am meisten zur Realisirung seines Planes nöthig gehabt hätte, so wenig Antheil an Arduins Wahl als der mächtige Erzbischof von Ravenna. Die Wahl selbst aber wurde mit solcher Eilfertigkeit vollzogen, daß binnen 24 Tagen nach Otto's Tode alles geschehen war und nicht einmal die Rückkehr des Mailänder Erzbischofs von Rom zur Krönung erwartet wurde. Stimmt der obenerwähnte deutsche Geschichtsschreiber mit dem Italiener in dem wichtigen Punkte überein, welch große Veränderung damals „durch das aufkeimende Bürgerthum, in welchem Arduin Stützen gegen Heinrichs II. Macht und Ansprüche suchte, (Gfrörer S. 37)," sich vorbereitete, so sucht Provana den von dem deutschen Historiographen gerügten seltsamen Widerspruch in dem Benehmen der Bischöfe gegen Arduin noch weiter auf doppelte Weise zu lösen. Erst beweist er durch seine Documente, daß bereits bey Lebzeiten Otto's eine Aussöhnung Arduins mit seinen kirchlichen Gegnern statt fand (S. 186). Als er den Canonikern von Vercelli die Güter von Caresana ertheilte, wurde die zuerst nicht zu sühnende Schuld in eine felix culpa umgewandelt, womit noch spät in Vercelli das frühere Vergehen Arduins bezeichnet wurde (S. 90 No. 1). Ein anderer Gegner Arduins, Bischof Warmund von Ivrea, erhielt zuletzt von Otto III. die so sehr gewünschte Exemtion und wurde nun von Arduin in seiner Administration so wenig gestört, daß der Codex, welcher das Anathem Warmunds gegen Arduin enthält, auch die Aussöhnungsformel für ihn enthält (Beylage No. 3). Wird dadurch der mit allem Fug gerügte Widerspruch einigermassen erklärt, so darf nicht vergessen werden, daß der Mailänder Landulf, dem Geschichtschreiber Arnulf entgegen, von Arduins Wahl behauptet: paucis consentientibus Italiae primatibus Ottone jam mortuo quasi furtim in regem surrexerat. Eine Thatsache aber bezeichnet weiter Provana als die alle anderen überwältigende: „dieses ist der feste, bestimmte und schon riesenhafte Wille, welcher sich in der jungen Bevölkerung Italiens offenbarte, sich von der Herrschaft der Deutschen zu befreyen, unter deren Schatten die großen Lehensträger des Reiches und vor Allem die Geistlichen sie bedrückten." Er erinnert, wie sich das Leichengefolge Otto's II. von Paterno bis Verona durchschlagen mußte; wie von den Tagen Berengar's I. an ähnliche, wenn auch vereinzelte Versuche, denselben Zweck zu erreichen, nicht aufgehört hatten und die Opposition gegen die Deutschen in Rom selbst unter den Ottonen immer mehr um sich griff; wie Arduin in seinem Streite mit dem Bischofe Peter von Vercelli seit 996 sich zum Haupte aller derjenigen aufgeschwungen hatte, welche sich ohne Rücksicht auf die ottonianischen Gesetze über die Sclaverey aus derselben zu befreyen gewußt hatten. Wenn ferner Gfrörer auf Muratori gestützt erwähnt, daß ein großer Theil des hohen lombardischen Adels insgeheim Hartwig entgegen war, und, sich auf Adelbold berufend den mächtigen Markgrafen Tietold (Teodald) von Modena namentlich als Feind des

Königs bezeichnet, später aber bey den blutigen Raufereyen zwischen Römern und Deutschen nach der Kaiserkrönung Heinrichs II. die 3 Hauptbetheiligten als Dienstleute desselben Markgrafen ausgiebt (S. 195), so nennt der italienische Schriftsteller einen der mächtigsten weltlichen Großen, Oberto II., aus der Familie Este, Markgrafen von Ligurien, Grafen von Mailand und der hl. Pfalz zu Pavia, als Haupt der italienischen-arduinischen Partey, jene drey longobardischen Brüder aber (Gfrörer S. 281) stellen sich nach Provana, der sich auf die Documente bey Scheidius und Leibnitz bezieht als 3 von den 5 Söhnen desselben Markgrafen Hubert dar. Ja Provana geht noch einen Schritt weiter und zeigt, daß der Aufstand, welcher bey der lombardischen Königskrönung Heinrichs II. in Pavia, 1002, und jener, welcher bey seiner Kaiserkrönung in Rom statt fand, aus demselben Grunde entsprangen, Versuche waren, den durch eine scheinbare Unterwerfung getäuschten und umstrickten Heinrich II. in dem Momente zu vernichten, wo derselbe von Arduin am wenigsten Gefahr für sich befürchtete.

Schon durch die angeführten Beyspiele zeigt sich die vorliegende Schrift als eine sehr selbstständige, und achtungswerthe Resultate enthaltende, welche gewiß von deutschen Forschern gründlich in Erwägung gezogen zu werden verdient. Man sieht deutlich, Arduin, welcher erst in Rom in Gegenwart P. Sylvesters II. und K. Otto's III. auf einer daselbst versammelten Synode seinen Antheil an der Ermordung des Bischof Peter von Vercelli eingestanden hatte, und deßhalb von jener zu einer äußerst harten Busse verurtheilt worden war, beutete, seit Langem gewohnt im Trüben zu fischen, den Enthusiasmus aus, der in Italien bey dem Hoffnungsschimmer entstanden war, nach dem unvermutheten Tode Otto's eine nationale Selbstständigkeit zu erlangen, und da er sich auf die niederen Elemente in den kleineren und größeren Territorien stützte, hatte er eigentlich die Bischöfe in seinen Händen, welche, solange sie nicht anders konnten, außerordentlich freundlich, ergeben und zuvorkommend für ihn gesinnt scheinen und wo sich auch nur eine leise Hoffnung zeigt, seiner loszuwerden, sich mit seinem Gegner verbinden. Er aber zügelte die Einen mit Schrecken, gewann die anderen durch Wohlthaten und baute 1003 das nachher so sehr berühmte Kloster zu Fruttuaria für jene Mönche, denen der hl. Wilhelm die nach ihm benannte strengere Lebensweise vorgeschrieben hatte, und in welchem zuletzt Arduin selbst, nach seinem letzten unglücklichen Versuche dem zum Kaiser gekrönten Heinrich Italien zu entreißen, erkrankt, und nun den Abfall der Seinigen erlebend, Zuflucht suchte und sie auch bis zu seinem Ende im Spätherbste 1015 fand. Auch der Bau dieses Klosters weist auf eine wenigstens temporäre Aussöhnung mit dem einst so sehr wider ihn aufgebrachten Clerus hin.

Auch die Forschungen, welche Provana gelegentlich der Lebensgeschichte Arduins anstellt, verdienen eine ernstliche Beachtung. Ueberläßt es Referent Anderen, die im 5. und 6. Abschnitte enthaltene Beschreibung der politischen Eintheilung Italiens zu durchgehen, welche vortreffliche Vorarbeiten zu einer Karte Italiens im eilften Jahrhunderte enthält, so sey hier nur noch einiges Wenige in Bezug auf die Stellung der Parteyen in Rom nach dem Tode Otto's III. und Sylvesters II. hervorgehoben. Die 2 alten Parteyen, die spoletische der Crescentier und die tusculanische waren wieder in Kraft getreten; anfänglich jedoch in gemeinsamem Intresse wider das deutsche Element. Wenigstens möchte der Umstand, daß Gregor von Tusculum aller Vorliebe Otto's III. für ihn ungeachtet sich wider diesen erklärt und Johannes, der Sohn des hingerichteten Crescentius, Patricier wird, hiefür sprechen. Einer der zwey nachfolgenden Päpste Johannes mag immerhin bey der Verwirrung und den Widersprüchen der Schriftsteller für eine Creatur des crescentischen Hauses angesehen werden; daß aber der zweyte von diesen im Zwiespalte mit dem Patricier Johannes lebte, hat Gfrörer S. 85 besonders hervorgehoben und nach dem Eccardischen Catalogus erzählt, derselbe habe als Mönch in St. Paul geendet. In Bezug auf die Nachfolger dieses P. Johannes (XVIII.) stützt sich Provana vorzüglich auf den Ausspruch Dietmars: Sergius (IV.) — atque Benedictus (VIII.) ambo praeclari et **consolidatores** nostri, d. h. commentirt Provana richtig, consolidatori della potenza germanica. Sylvester II. hatte Rom in der größten Verwirrung zurückgelassen.

Morte sui, sagte die Grabschrift Sergius IV. von jenem Papste,

obriguit mundus; discussa pace triumphus
ecclesiae nutans dedidicit requiem.

Den Päpsten Sergius IV. und Benedict VIII., den Pagi als einen Sohn des Grafen Gregor von Tusculum bezeichnet, folgte Johann XIX. gleichfalls aus tusculanischem Geschlechte nach und obwohl bis zu letzterem Provana's Forschungen nicht reichen, machte er doch auf folgende, die Stellung dieser Päpste zu den vorausgegangenen bezeichnende Grabschrift aufmerksam, welche bereits Galletti (del primicero. Roma 1776) bekannt gemacht hat.

Aurea progenies latet hic vocitata Johannes
Fletu digna gravi flore tenella rudi.
Gregorio patri fuit et dilectio matri
Atque nepos magni principis Alberici.
Commisere tibi genitor genitrixque Genisi
Hunc tu Sancte tuo suscipias gremio.
Natus XIII. Cl. Nov. denos vixit
Dies. decessit V. cleas de anno ab incarnatione
Domini IXXX. indic. XIIII.
Pontificatu Johannis XVIIII. patrui sui. .

Den S. 399 angeführten Berechnungen zufolge entspricht ind. XIV. dem Jahre 1030, welches, I. für M. gezählt, auch mit der christ. Zeitrechnung IXXX. zusammenstimmt. Somit haben wir also die interessanten Thatsachen vor uns, 1. daß die tusculanische Partey aus derjenigen ihren Ursprung nahm, die mit Alberich I., Marozia und Alberich d. Gr. entstand. 2. Daß zweifelsohne jener Gregorius, welcher in der Geschichte Otto's III. als diesem valde charus vorkömmt, ihn aber nachher verrieth, ein Bruder Octavian's i. e. P. Johannes XII. gewesen ist, der selbst Alberich d. G. zum Vater hatte und mit dem Markgrafen Oberto I. von Ligurien, Vater des obenerwähnten Oberto II., mit Walbert Erzbischof von Mailand und dem Bischof Waldo von Como Otto I. nach Italien berufen und den Sturz Berengar's II. veranlaßt hatte. Die Frage würde sich dann nur darum drehen, ob es ein oder zwey Gregorius gegeben habe, da der Vater des Knäblein Johannes so hieß, wie der Benedicts VIII. und Johannes XIX., welch letzterer als patruus jenes Kindes von der Grabschrift angeführt wird, und außer dem Papste, seinem Bruder, noch den von diesem zum Consul et princeps omnium Romanorum ernannten Romanus und einen Alberich zu Brüdern hatte, der gleichfalls als Consul erwähnt wird (Vgl. Gfrörer S. 92). Erst durch diese verwandtschaftliche Stellung der einzelnen Männer vermögen wir klar in das Getriebe der Parteyen zu blicken. Alberich III., Consul und Graf von Tusculum, der oben angeführt wurde, hatte den bekannten Benedict IX. zum Sohne, welcher seinem Oheim Johann XIX. in der päpstlichen Würde nachfolgte und als Papst sich seinen Ahnherren Johann XII. zum Vorbilde wählte, die dreyfache Besetzung des römischen Stuhles (Sylvester, III., Gregor VI.) veranlaßte und noch Clemens II., Damasus II., Leo IX. überlebte, wenn nicht gar den Tod des Einen oder Anderen von diesen beschleunigte. Dadurch ist also der eine sichere Faden der Begebenheiten in Rom für 150 Jahre nachgewiesen, während der andere, die spoletinische Partey, durch die Chronik von Farfa seine Beleuchtung erhält und in letzter Instanz in jene Theodora zurückläuft, welche, Schwester der Marozia, selbst ihr Daseyn von ihrer gleichnamigen Mutter und deren Gemahl oder Buhler (Constantin und Theophylactus) erhielt. Aus diesem Stamme der „großen Senatrix von Rom“ ist also Glück und Unheil für mehr als 150 Jahre nach den beyden Linien des Doppelgeschlechtes, wie aus der Pandorabüchse, hervorgegangen.

Mit Absicht haben wir die Anfänge Arduins, seine Herkunft und sein Geschlecht noch nicht näher berührt. Hierüber war nur Weniges und dieses auch so unzusammenhängend bekannt, daß man sich mehr auf dem Boden der Hypothesen, als der Wahrheit bewegen muß. Dafür aber zeigt es sich nun als gewiß, daß Umbert II., Sohn Amadeus II., und Enkel der Gräfin Adelheid von Turin, der Stammvater des königlichen Hauses von Piemont (Sardinien) in directer Linie von jenem Otto Wilhelm stammt, der, ein Sohn Berengars II., nach Glaber Rodulfus als Kind nach Hochburgund kam und der Stammvater eines hochberühmten Geschlechtes wurde, von welchem Calixtus II. (Guido von Vienne) durch das Wormserconcordat 1122 den ersten Act des großen Streites zwischen dem regnum et sacerdotium beendigte. Ein Bruder desselben Otto Wilhelm und

Sohn des letzten italischen Königs Berengar, Conrad, erscheint als Schwiegersohn Arduins, wie Amadeus als dessen Bruder (vivens lege salica), was zu vielen Vermuthungen und Schlüssen in Betreff einer Verwandtschaft Arduins mit dem k. Hause von Sardinien Anlaß gab. Provana hält sich jedoch nur an das, was sich durch Documente erhärten läßt, und macht insbesondere die vielfach ausgeschmückte Abkunft Arduins von Berengar II. uud dessen nach allen Seiten zerstreuten Söhnen (filiis Berengarii circumquaque dispersis. Arnulf.) mehr als unwahrscheinlich. Die Meinung Muratoris, Arduin sey ein Sohn des Grafen Dado oder Otto, den eine von ihm bekannt gemachte Urkunde erwähnt, ist von Terraneo dadurch widerlegt worden, daß er bewies, dieser Arduin, Dado's Sohn, habe noch um 1016, 1020, gelebt, während König Arduin 1015 starb. Auch ein Bruder Arduins, Namens Wipert, und eine Schwester, Peringa, Gemahlin des Grafen Robert von Volpiano, finden sich urkundlich vor. Eine weitre Erörterung der Abstammung Arduins macht jedoch Provana von der künftigen Auffindung neuer Documente abhängig.

Desto interessanter ist, was Provana zum Schlusse seines Werkes berichtet. Schon die monumenta historiae patriae, welche auf Befehl des gegenwärtigen Königs von Sardinien gesammelt und auf das glänzendste ausgestattet wurden, haben eine große Proscriptionsliste publicirt, durch welche K. Heinrich II. ein umfassendes Confiscationssystem über die Güter von Arduins Anhängern verhängte. Das traurige Schicksal, welchem dadurch so viele und angesehene Personen verfielen, gab Anlaß zur Stiftung einer der wohlthätigsten Einrichtungen in der Geschichte italienischer Städte, wovon Tiraboschi in seinem vierbändigen Werke (Humiliatiorum vetera monumenta. Milano 1766) ausführliche Kunde mittheilte. Die Nothwendigkeit, in dem Exile zusammenzuleben, die traurige Erfahrung, welche sie durch Theilnahme an den politischen Händeln gemacht hatten, die Begierde, die Heimath wieder zu sehen, und der religiösen Instituten geneigte Geist des Jahrhunderts trieb die Verbannten an, erst in sich selbst einzukehren, „Demuth des Herzens und mit Hülfe Gottes Demuth in den Sitten zu bewahren,“ gleiche Kleidung, gleiche Lebensweise für sich und ihre Familien anzunehmen, und so innerlich und äußerlich andersgeworden, von dem Sieger die Erlaubniß zur Rückkehr zu begehren. Heinrich zögerte auch nicht, als er sich von der Echtheit dieser Umwandlung überzeugt hatte, ihnen diese Bitte zu willfahren, und so entstanden diese von Mailand nach andern Städten verbreiteten Genossenschaften der Humiliaten, durch welche eines der einträglichsten und politisch bedeutendsten Gewerbe, der Wollenweber und Tuchmacher, die in Florenz die herrlichsten Prachtwerke der Kunst aufführen ließen, in außerordentliche Blüthe kam, und dem Handel wie der Kunst Italiens einen ungemeinen Aufschwung verlieh. Anfänglich nur in convegni oder parlamenti lebend (aedes convenia aut parlatoria barbaris vocabulis appellatae), erhielten sie 1136 daneben für solche, welche sich nach größerer Abgeschlossenheit sehnten, auch klösterliche Einrichtungen; seit 1140 wurden Priester aus ihnen geweiht, bald aber die neue Communität durch das Eindringen waldensischer oder patarenischer Irrthümer in Verwirrung gesetzt, der Innocenz III. durch besondere Gesetze und strenge Festhaltung der Strafen, Unterabtheilung von Layen, Mönchen und Priestern, wie sich dieses im Laufe der Zeit gebildet hatte, abhalf. Es verdiente in unsern Tagen, wo der Abstand zwischen Reich und Arm die früheren großen Ständeverschiedenheiten aufzulösen und in Einen großen Zwiespalt umzuwandeln droht, eine tiefere Würdigung, durch welche Mittel es früheren Zeiten gelang, neben theilweise noch größerer Blüthe einzelner Gewerbe jene Zufälle ferne zu halten, welche immer tiefer in unsre gellschaftlichen Zustände eindringen, die Sorge der Regierungen immer mehr in Anspruch nehmen, und die Kluft zwischen denjenigen, welche etwas haben und denen, die trotz gewisser Geschicklichkeit, Fleiß und gutem Willen es doch zu nichts bringen, immer größer machen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Dr. Wolffs Sendung nach Bokhara zur Erforschung des Schicksals des Oberst Stoddart und des Capitän Conolly. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. E. Amthor. 2 Bände. Leipzig 1846.

Das kühne Unternehmen, von welchem das hier genannte Werk einen ausführlichen Bericht erstattet, ist in sehr vielen europäischen Blättern besprochen und auf die verschiedenste Weise beurtheilt worden. Wir können dasselbe nur als ein in seiner Art höchst bewundernswürdiges betrachten, zu dessen Ausführung ein seltenes Gottvertrauen, eine höchst genaue Kenntniß der Verhältnisse des Landes, der Sitten und Sprachen des Volkes, zu dem die Sendung gieng, so wie eine Fügsamkeit in diese Verhältnisse nöthig waren, wie diese, vielleicht unter allen für den gleichen Zweck wählbaren Europäern, nur bey Wolff sich fanden. Derselbe ist als Israelit in Bayern geboren, wurde schon frühe mit den Wahrheiten des Christenthums vertraut und als Christ getauft, gab sich hierauf eine lange Reihe von Jahren dem Werk der Belehrung der in allen Theilen der Erde zerstreuten Juden hin. Seine erste Reise zu diesem Zwecke, von 1821 bis 1826, führte ihn nach Palästina, Aegypten, Mesopotamien, Persien, nach der Krimm, Georgien und in die Türkey. Von 1826 bis 1830 war er unermüdet thätig unter den Juden von England, Schottland, Irland, Holland und an den Küstengegenden des mittelländischen Meeres. Als er bey dieser Gelegenheit im Jahre 1829 von neuem in Jerusalem anwesend war, wurde seine Aufmerksamkeit in ganz vorzüglichem Maaße auf Balkh und Bokhara hingelenkt, wo sich, wie man ihm glaublich machte, Spuren der verlornen zehn Stämme Israels finden sollten. Dieß war der Grund, der ihn veranlaßte, auf seiner nächsten Reise von 1831 bis 1834 durch die Türkey, Persien, Turkistan nach Bokhara und von dort nach Afghanistan, Kaschmir, Hindostan zu gehen.

Als Wolff zum ersten Mal in Bokhara war, regierte dort Hyder Behadur Khan, ein Herrscher der als strenger Anhänger des Islam an jedem Morgen unter Anleitung der Mullahs die arabischen Schriften des Dschebal und Beidawi las, das Grab des heiligen Derwisches Baba Din besuchte und dann mit Eifer seinen Regierungsgeschäften (seinem oberrichterlichen Amte) oblag. Er war von seinen Ministern sehr gefürchtet. Bey dem vornehmsten von diesen, dem Vezier oder Gusch-Beki, hatte Wolff ein strenges Verhör auszuhalten, namentlich darüber, ob eine Weissagung auf Mohamed in den heiligen Büchern der Christen sich fände, dann über seinen Glauben an Jesus und über den Zweck seiner Reise. Uebrigens war der Aufenthalt des Reisenden in keiner Weise beunruhigt, er konnte sich ungestört seinem Umgang mit den Juden hingeben, deren Zahl er schon damals in Bokhara auf 10,000 schätzte. Weit entfernt, seine Abreise ihm zu erschweren, versorgte ihn der König mit einem Passe, der ihm auf der Weiterreise nach Balkh und Kabul gute Dienste leistete.

Ganz anders als damals hatten sich die Verhältnisse in Bokhara gestaltet, als Wolff 12 Jahre hernach, im April 1844 nach Bokhara kam. Nasir

Ullah Khan beherrschte jetzt das Land, ein Mann, der seinen Thron von der Besteigung desselben an mit den furchtbarsten Gräuelthaten befleckt hat. Mehr als wahrscheinlich ist es von ihm, daß er seinen eignen Vater durch Gift aus dem Wege geräumt habe, allbekannt aber, daß er vor und bey seinem Regierungsantritt fünf seiner Brüder umbringen ließ. Unter diesen war der eigentliche, rechtmäßige Thronerbe, sein ältester Bruder Turah Zadeh, der bereits als Emir anerkannt, von Nasir Ullah aber der Herrschaft wie des Lebens beraubt wurde. In den Armen der eignen Mutter ließ hierauf der Brudermörder einen andren Bruder ermorden; zwey hatten sich in fremde Länder geflüchtet, erlagen jedoch auch dort den Dolchen der nachgesendeten Meuchelmörder. Nasir Ullah würde niemals zur Regierung gelangt, ja sogar schwerlich am Leben geblieben seyn, als er sich nach dem Tode seines Vaters vor dem Thronerben Turah Zadeh, der seine ehrgeizigen Pläne kannte, in die Festung Karsi zurückgezogen hatte, wenn nicht Hakim Beikh, der in ganz Bokhara wegen seiner Kenntnisse, Talente and Unbescholtenheit, so wie durch die Mildthätigkeit, womit er einen Theil seines großen Vermögens verwendete, in hoher Achtung stand, das Volk zu seinen Gunsten gestimmt hätte. Der junge Fürst erhob aus Dankbarkeit jenen wahrhaft wohlwollenden und verständigen Mann zur Würde seines Veziers und so lange er dem weisen Rath des Hakim Beikh gehorchte, war er von seinen Unterthanen geliebt, von den Fürsten der Nachbarländer geachtet. Und was hätte auch nach wenig Jahrzehenten aus Bokhara werden können, wenn nach dem Plane jenes Ministers Gelehrte und Künstler aus allen Gegenden der Erde dahin gezogen worden wären, wenn ein geistiger Verkehr zwischen dem starr abgeschlossenen Lande und den gebildeten Völkern sich angeknüpft hätte. Namentlich hatte der geistvolle Vezier durch seine Freundschaft mit Moorcroft eine besondre Vorliebe für England gefaßt, und schon im Jahre 1832 hatte er Wolff, den er damals kennen lernte, ersucht, er möge doch die brittische Regierung dazu vermögen, daß sie Aerzte und Offiziere, so wie einen Gesandten nach Bokhara schicke. Als Minister hatte er dem Sir A. Burnes, so wie dem Doctor Hänigberger aus Ungarn, als diese nach Bokhara kamen, die unzweydeutigsten Beweise seiner Gewogenheit gegeben; er erkannte bey jeder Gelegenheit das an, was die gebildeten Europäer vor seinem Volk voraus haben und es war ihm ein ernstes Anliegen, sein Vaterland an dem Besitz dieser Gaben der Fremden Theil nehmen zu lassen. In kurzer Zeit sahe man mitten unter den alten, verfallenen Bauwerken der Stadt prachtvolle Moscheen und Paläste sich erheben; die Umgegend vor den Thoren ward durch das Anlegen von Gärten und Landhäusern verschönert. Die Derwische von Bokhara sangen das Lob des Nasir Ullah und seines großen Ministers.

Da erwachten in dem Gemüth des Emirs Eifersucht und Neid. Diese Verstimmung kam zum Ausbruch, als Abdul Samed Khan, der dem Dost Muhamed Khan in Kabul entlaufen war, sich in Bokhara einfand, von dem gütigen, arglosen Minister dem Könige empfohlen und der Günstling von diesem wurde. Jener Undankbare, den der Vezier mit Wohlthaten überhäuft und zu seiner Stelle als Chef der regulären Truppen gefördert hatte, brachte dem Emir den Verdacht bey, der Minister stehe in geheimer Verbindung mit England. Der treue Diener fiel in Ungnade; sein Rath wurde so wenig beachtet, daß der König einen Engländer, den Lieutenant Wyburg, als dieser auf seiner Reise nach Khiwa in der Nähe von Bokhara vorüberzog, durch nachgesendete Soldaten aufgreifen, nach der Stadt bringen und hier in einen dumpfigen Kerker werfen ließ, aus welchem er, statt des Abfalles vom Christenglauben den Tod wählend, nach langem Hinschmachten zur Hinrichtung abgeführt wurde. Seine letzten Worte waren: „nun sollt ihr sehen, wie ein Engländer und ein Christ stirbt" und er endigte dieser Worte würdig.

Noch einmal wagte sich der alte Vezier vor das Angesicht des Tyrannen, seines gewesenen Schülers und Schützlinges. Wie ein Fremder, ohne alle die Bezeugungen der Ehrfurcht, die vormals das Hofgesinde ihm und seinem Stande erwiesen, wurde er vorgelassen; er beugte sich dreymal zur Erde, strich dreymal seinen Bart, betete dann die Fathka, das erste Capitel des Koran, und strich abermals seinen Bart. Darauf ersuchte ihn der Emir, sich niederzulassen und fragte, was sein Begehren sey? —

Der Alte deutete darauf hin, was er als treuer Diener des Königes und bereits des Vaters desselben gethan und zu thun gestrebt habe. Der König unterbrach ihn mit noch einmaliger Wiederholung der Frage: „Was ist dein Begehren?“ — Darauf fragte der Vezier, aus welchem Grunde die prächtigen, erst neu erbauten Paläste, an denen jedes Auge seine Lust sahe, wieder niedergerissen; warum Engländer, die Söhne einer so mächtigen Nation, deren Freundschaft so wie Feindschaft für das Land von den wichtigsten Folgen seyn könne, auf den Strassen angehalten und zu Gefangenen gemacht würden? — Nasir Ullah konnte dem Eindruck, den die Achtung gebietende Persönlichkeit des Mannes, dem er so viel verdankte, auf ihn machte, nicht widerstehen, er entließ den alten Diener in Frieden.

(Fortsetzung folgt.)

Studj critici sovra la storia d' Italia a' tempi del Rè Ardoino dal cavaliere L. G. Provana etc.

(Schluß.)

Vielleicht, daß gerade die Geschichte der Humiliaten bey parallelen Zuständen viele merkwürdige Lehren zu geben vermöchte. Allein wie viele studiren heutigen Tages noch Geschichte zu ihrer und anderer Belehrung? Wie viele verstehen es ohne Nachahmung des Nichtnachzuahmenden, was wirklich Belehrung giebt und bleibenden Werth besitzt, aus längstvergangenen Zeiten in die unsrigen überzutragen und fruchtbar für dieselben anzuwenden?

Noch muß zum Schlusse erwähnt werden, in welcher Art und Weise der Verfasser die große Veränderung darstellt, welche die Herrschaft der Ottonen in Italien hervorbrachte. Das politische System, welches mit einem Anscheine von Wahrheit und nicht ohne große Irrthümer zu veranlassen, Machiavelli den Päpsten unterbreitet, die Fremdherrschaft in Italien befördert zu haben, wird von einem Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts in noch weit ausgedehnterer Form als Maxime der weltlichen Fürsten Italiens hingestellt: semper Italienses geminis uti dominis volunt, quatenus alterum alterius terrore coerceant (Liutpr. Antapadosi I. 37). Schon aus diesem Grunde und abgesehen von jedem andren mußten die Ottonen daran denken, die Bischöfe durch Vergabungen und insbesondere durch die Exemtionen vom Grafenbanne an sich zu fesseln, ein Benehmen, worin sie bekanntlich schon an den späteren Carolingern Vorgänger fanden, und das der Erblichkeit der weltlichen Besitzungen ein Gegengewicht entgegenzustellen vermochte und beabsichtigte. Indem aber zugleich den Großen erlaubt wurde, ihre Lehen an Aftervasallen zu geben und diese wieder zu ähnlichen zu ermächtigen, bildete sich bald eine Gliederung, deren einzelne Reihen nach dem natürlichen Laufe der Dinge nach und nach zu immer größerer und größerer Entwicklung zu kommen trachteten. Die zweyte Reihe, secundi milites, trachtete schon unter Arduin dem Range der ersten gleich zu kommen, und der Geist, welcher sich der zweyten bemächtigte, konnte auch der dritten oder vierten Reihe sich nicht ganz entziehen. Zugleich hatten die Einfälle der Saracenen und Ungarn das Bedürfniß ummauerter Städte immer dringender gemacht und früh, wie Muratori nachwies, Kaiser, Könige und longobardische Fürsten dazu vermocht, deßhalb die nöthigen Bewilligungen ergehen zu lassen. Dadurch erhielt das Streben, sich in Körperschaften zu bilden, welches in Zeiten vielfachen Lebens Gleichartiges immer durchdringt, neue Nahrung, und als nun durch die Maßregeln der Ottonen die Grafen immer mehr an Ansehen verloren, war es natürlich, daß das Volk in seinen Versammlungen, die Vasallen und Ritter mit ihren bestimmten Rechten auch ihre bestimmten Beamten erhielten und schon Ende des zehnten Jahrhunderts neben den Richtern des Königs, Kaisers oder der hl. Pfalz die des Volkes erwähnt werden. Wie überall ist dann die richterliche Gewalt die Quelle aller anderen Rechte geworden. Indem aber die Bewohner des flachen Landes und die Vasallen, nach Leo, meist römischen Ursprungs, mit den Corporationen freyer Männer, deutscher Abkunft, in vielfache und immer nähere Verbindung traten, bildete sich nicht sowohl ein Volk, als eine gewisse Anzahl

von bischöflichen und gräflichen Territorien und von städtischen Communen, und erst innerhalb dieser, also nicht auf der Weise der Castilianer und Franzosen, hat dann Italien seine Entwicklung gefunden. Eben deßhalb konnte aber auch nie von einer wirklichen Einheit Italiens die Rede seyn, da sich nur im Gegensatze zu den Deutschen 2c., der Italiener früh als ein Volksstamm zu fühlen begann; seinen Stammgenossen gegenüber jedoch immer nur Römer oder Mailänder, Venetianer oder Genuese blieb. Das ist der Schlüssel zur Größe Italiens wie zu seiner Schwäche, zum Verständnisse dessen, was es war, was es ist und was es seyn kann. Nirgends sind die Träume von einem einigen und einzigen Staate so sehr am unrechten Orte als in Italien. Die Geschichte wird hier ein stetes Nein sagen und die Zukunft allen schwärmerischen Auffassungen politischer Enthusiasten gegenüber, im Einklange mit einer so tief in Natur und Volk begründeten Vergangenheit bleiben. Nahm nun in Oberitalien die Entwicklung eine Richtung, daß fürstliche Staaten noch lange sich neben republikanischen erhielten und das Ende beyderseitiger Rivalität sich noch nicht absehen ließ, als nicht ganz 100 Jahre, nachdem die lombardischen Städte unter Heinrich IV. sich näher aneinander angeschlossen, die kaiserliche Macht den Vernichtungskampf mit der republikanischen begann, so muß dieser große Streit wohl als in der natürlichen Entwicklung gelegen und als ein unausbleiblicher angesehen werden. Um so mehr aber tritt die innere und äußere Nothwendigkeit zweyer anderer großer Thatsachen der italienischen Geschichte hervor, von denen wenigstens eine Provana noch besonders hervorhebt: daß in Rom die päpstliche Macht sich consolidiren mußte, um das Volk den Händen der geldgierigen, mit dem Clerus zerfallenen Parteyführer zu entreißen. Allein gerade dieses zum Heile Italiens und insbesondere zur Rettung des lombardischen Bundes führende Streben der Päpste wurde später Anlaß zu den Bemühungen der hohenstaufischen Kaiser, sich auf eine Partey in Rom selbst zu stützen, die Papstwahl von sich abhängig zu machen und schürte somit indirect das Feuer, welches kaum durch das Wormser Concordat gestillt, durch die Ambition Fridrichs I. bey der Wahl Alexanders III. zum neuen und furchtbaren Ausbruche kam. Die andere Thatsache, deren innere und äußere Nothwendigkeit schon in jenen Tagen bey den Kämpfen zwischen Lucca und Pisa sich zeigte, während welchen die Sarazenen Pisa eroberten, war der Beginn eines gemeinsamen, wider die Ungläubigen gerichteten Unternehmens, der Kreuzzüge, die schon Sylvester II. im Auge hatte, und die seine nächsten Nachfolger durch die Pisaner und deren Seezüge eröffneten, ehe noch an eine Eroberung Jerusalems und einen Zug in das heilige Land gedacht wurde. Nur dadurch allein war der jugendlich üppigen Thätigkeit der so rasch aufblühenden städtischen Gemeinwesen ein angemessener Spielraum eröffnet; ihnen verdankten sie denn auch vor Allem ihre Blüthe und durch sie wurde Italien in Bezug auf Reichthum und Handel das Hauptland Europas, wie es dasselbe bereits durch seinen kirchlich politischen Mittelpunkt geworden, durch Altrom und die von da aus erfolgte Regierung und Ausbreitung der Kirche, vom Anfange des Mittelalters an, gewesen war.

Ich füge noch bey, daß der Anhang nicht weniger als 40 Beylagen enthält, theils unbekannte Urkunden, die aus dem Archiv von Vercelli gezogen sind, theils bekannte, die aber zur näheren Beleuchtung der Forschungen dienen. Unter den ersteren bezeichnen wir die Klagen der lombardischen Bischöfe an P. Gregor V., das Schreiben dieses Papstes an Arduin, um diesen zu einer Besserung seines Benehmens zu vermögen. Ebenso die Sentenz, welche von P. Sylvester II. und Otto III. über Arduin verhängt wurde. Weiter ein Diplom Otto's III. für die Kirche von Ivrea; endlich Doc. 26, welches beweist, daß Arduin auch in Toscana als König anerkannt wurde.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Dr. Wolffs Sendung nach Bokhara zur Erforschung des Schicksals des Oberst Stoddart und des Capitän Conolly.

(Fortsetzung.)

Als aber der böse Rath des obersten Mullahs, welcher jedes Vergehen an den Gebräuchen der mohamedanischen Religion mit Bastonnade, ja mit Todesstrafe zu belegen die Macht hat, den schwachen Fürsten zu Gräueln verleitete, die gegen alle Zucht und Sitte, die heiligsten Familienbande seiner Unterthanen verletzten, und als der alte Vezier sich abermals gedrungen fühlte, das große Unrecht zu rügen, da ließ ihn Nasir Ullah gefangen setzen und einige Zeit nachher enthaupten. Der Platz hinter dem Palaste, wo die Hinrichtung geschahe, war derselbe, an welchem einige Jahre später, im Juli 1843, die beyden edlen Engländer Oberst Stoddart und Capitän Conolly enthauptet wurden.

Wir sind nun zu dem jedem Zeitungsleser wohl bekannten Ausgangspunkt des Unternehmens gekommen, aus dessen Verlauf wir hier einige Hauptzüge hervorheben wollen. Außer der allgemeinen Theilnahme, welche der Bericht über das Schicksal der beyden genannten Männer in und außerhalb England erregt hatte, fühlte sich Joseph Wolff noch durch einen andren Beweggrund angetrieben, Alles, selbst das Leben daran zu setzen, um die Befreyung derselben, wenn sie anders, wie ein solches Gerücht gieng, noch lebten, auszuwirken, oder im andren Falle Gewißheit über ihren Tod zu erlangen. Dieser Beweggrund lag in der herzlichen Freundschaft und Dankbarkeit, womit er dem trefflichen Conolly seit der persönlich mit ihm in Indien und Europa gemachten Bekanntschaft ergeben war. Das Glück und die Bewahrung, welche er auf allen seinen Reisen in vier verschiedenen Welttheilen, mitten unter den drohendsten äußren Verhältnissen erfahren hatte, die im Ganzen gute Behandlung, die man ihn bey seinem ersten Aufenthalt in Bokhara genießen lassen, gaben ihm den Muth, sich den zahlreichen Freunden Conollys und Stoddarts freywillig zu der Sendung anzubieten, deren Ausgang für sie, er mochte seyn welcher er wollte, ein höchst bedeutungsvoller war. Die Vorsorge seiner einflußreichen Freunde hatte ihm die gewichtigsten Empfehlungsschreiben nach Bokhara verschafft, nämlich 2 Briefe vom Großsultan, einen Brief von Sr. Majestät dem Schah von Persien, mehrere Briefe von dem Assaf ud Daule in Khorassan und außer diesen fürstlichen Handschreiben auch noch andre Briefe von dem Premierminister des Schahs von Persien, der russischen Gesandtschaft in Teheran, dem vielvermögenden Scheikh al Islam in Constantinopel und andren der Art. Die Räume, welche er auf seiner Reise durchwandert hatte, waren nach englischen Meilen berechnet, folgende: von Southampton nach Constantinopel 3300, von da nach Trebizund 480, von Trebizund bis Erzerum 180, von dort nach Teheran 588, von Teheran nach Mesched 556, von da bis Bokhara 550, was einen Gesammtbetrag von 5654 engl. Meilen giebt.

Das Gerücht, daß Stoddart und Conolly noch am Leben seyen, gewann selbst noch in Mesched, der vorletzten Hauptstation vor Bokhara, eine neue Wahrscheinlichkeit. Ein Karawanen-Oberst, welcher

alle 3 Monate nach der letzteren Stadt reist, versicherte, daß jene beyden Engländer noch im Kalai außerhalb Bokhara gefangen säßen, und auch ein Brief von dorther erwähnte Stoddarts als eines noch Lebenden. Das Gerücht von der Hinrichtung der beyden, so versicherten mehrere Einwohner von Mesched, sey schon einmal vor 3 Jahren bey ihnen verbreitet gewesen, habe sich aber bald als falsch gezeigt und so möge dieß auch das neuerlich wieder entstandene seyn. Ganz anders jedoch lautete die Nachricht, welche Wolff zu Merw empfieng, wo der große Derwisch, der Khalifa, der Nachfolger des Propheten wohnt. Dieser Mann, der bey den Turkomannen der ganzen umliegenden Wüstendistrikte in der höchsten Achtung ist und von ihnen den Zehnten all ihrer Beute empfängt, stehet mitten unter jenem raubsüchtigen, verwilderten Volke als ein seltenes Vorbild der edleren, besseren Art da. Er nimmt alle Karawanen, welche das Land durchziehen, in seinen Schutz, erweist allen Fremden die Pflicht der Gastfreundschaft und empfiehlt dieselbe auch seinen Turkomannen mit der Erinnerung an Abrahams Beyspiel an, welcher zum Lohn für seine Gastfreundschaft von Gott mit dem Besuche von Engeln beglückt worden sey. Selbst über die rohen Gewohnheiten jenes Volkes vermag sein Wort Vieles, denn sie schreiben dem Segen, den sie bey ihren Feldzügen von ihm erflehen, Sieg und glücklichen Ausgang zu und fürchten, als das größeste Unglück, seinen Fluch. Selbst die Mächtigen der umliegenden Länder achten den großen Derwisch hoch: die Könige von Bokhara, Khiwa, Khotan und Khokand, ja selbst der Gouverneur von Jarkand in der chinesischen Tartarey senden ihm Geschenke und nennen ihn Hasret, d. h. königliche Majestät. Dieser seltene Mann nun, der den Namen Abd-Arrahmann (Knecht des barmherzigen Gottes) führt, nahm auch unsern Reisenden: „den großen Derwisch aus England," freundlich auf, widerrieth ihm aber sehr, nach Bokhara zu gehen, denn er wisse gewiß, daß Conolly umgebracht worden sey. „Joseph Wolff, sagte er, du bist ein Derwisch wie ich selbst, laß mich dich retten und das Mittel seyn, dich zu den Turkomannen von Akhab entwischen zu lassen, die dich nach Asterabad bringen werden, von wo du nach Khiwa reisen kannst."

Auch die Juden, welche in Merw wohnen, stehen in großer Gunst, so wie unter dem unmittelbaren Schutz des Khalifa; einer dieser Juden fragte den Reisenden nach der Engländerin Esther (Stanhope), welche den Messias am Tage seiner Wiederkunft zu heirathen hoffte. In Begleitung einiger Turkomannen, welche der Khalifa aus seinen zuverlässigsten Leuten dem Reisenden mitgab, verließ dieser Merw am 14. April 1844.

In Kaldscha, obgleich unter $39\frac{1}{2}^{0}$ n. Br. fiel jetzt in der Mitte des Aprils eine gewaltige Masse Schnee, welche die Weiterreise verspätete. In Dschihar Dschu, dem ersten Orte des Ländergebietes des Königes von Bokhara, kamen Juden aus der Hauptstadt zu unserm Reisenden, und zu seiner großen Freude waren es alte Bekannte von seiner ersten Reise in diese Gegend her. Als sie mit ihm allein im Zelte waren, sprachen sie: „Joseph Wolff, Joseph Wolff, Joseph Wolff, Ihr seyd ein Kind des Todes, so wie Ihr Bokhara betretet. Um Gottes willen, thut es nicht, jetzt ist es noch Zeit, Eure Schritte zurück zu lenken. Wir wollen diese Nacht mit Euch nach Organtsch fliehen, der dortige König ist ein Freund der Engländer. Stoddart und Conolly sind hingerichtet und vor zehn Monaten sind auch noch fünf andre Engländer an dem Thore von Dschihar-Dschu enthauptet worden. Der arme Conolly wurde zum Richtplatz geschleppt, er rief: „Wail, Wail, Wail, Ki ustadem bedeste szalim (wehe mir, wehe mir, wehe mir, daß ich in die Hände eines Tyrannen gefallen bin." Der Reisende dankte den redlichen Israeliten für ihre Warnung, blieb aber fest bey seinem Vorsatz.

Wolff hatte, als Derwisch oder Mullah von England, denn als solchen hatte er sich in den gedruckten Aufrufen genannt, die er in alle Theile Persiens, Turkestans und Bokharas vorausgehen lassen, den ganzen Weg von Merw nach Bokhara im vollen geistlichen Ornat eines Priesters der englischen Hochkirche durchreist. In seiner Hand hielt er die Bibel geöffnet. Diese ungewöhnliche Art des Auftretens eines Fremden zog eine große Schaar der Neugierigen, auch aus entfernteren Gegenden, nach Bokhara, was dem Reisenden erwünscht war, weil nach seiner Ansicht der König hätte Scheu tragen müssen,

einen Mann hinrichten zu lassen, den so viele Leute als eine geheiligte Person begrüßt hatten, der mit dem Buche Moses, Davids und Jesus bewaffnet einzog. Denn wirklich wurde sein Gruß des Friedens hier von allen Muselmännern mit dem Rufe Salam Aleikum (der Friede sey mit euch), laut erwiedert, während die Juden in Bokhara bloß deßhalb eine eigenthümliche, ausgezeichnete Kopfbedeckung tragen müssen, damit kein Gläubiger aus Versehen sie mit jenem Gruß beehre. „Es war," so erzählt unser Reisender weiter, „für ihn ein wunderbarer Anblick, als dort Nogaitartaren aus Rußland, Kosaken und Kirgisen aus der Wüste, Tartaren aus der chinesischen Tartarei, Kaufleute aus Kaschmir, Sokerdehas oder Große des Reiches, Afghanen und Wasserverkäufer sich, um seinen Einzug zu sehen, herbeydrängten und selbst auf den Dächern Neugierige erschienen. Die Juden, an ihren kleinen Mützchen erkennbar, sammt den Einwohnern aus Khokand, lächelten ihn freudig an; die Mullahs aus Chekapur und Sind riefen ihm zu „Inglis Sahib" (Herr Engländer). Verschleierte Frauen sagten zu einander: Inglis Ildschi (englischer Gesandter) während andre ihn als Derwisch Kilan, oder Oberderwisch von Inglisan (England) bezeichneten. Viele aus dem Volke drängten sich näher zu ihm heran und fragten ihn, was für ein Buch er da in seiner Hand hielte? Er antwortete: die Tauret i Musa (Gesetze des Moses), Sebur i Dawud, (Psalmen Davids) das Indschil i Isa (Evangelium Jesu) und die Prophezeihungen Daniels, Jesajas, Ezechias, Jeremias. Demüthig berührten die guten Leute das Buch! — Während unser Derwisch Kilan aus England auf diese Weise durch das Volksgedränge, das laut ihn begrüßte, hindurchschritt, blickte er forschend rings um sich her, in der Hofnung, Stoddart und Conolly vielleicht noch unter den Lebenden zu finden, doch sein Forschen war vergeblich.

Bey dem Eintritte in das Thor des Königspalastes befahl man dem Reisenden und seinen Begleitern vom Pferde zu steigen. Die Kammerdiener kamen und fragten Wolff ob er bereit sey sich der Sitte des Selam zu unterziehen? Als er auf sein Befragen erfahren, daß diese Sitte in nichts Anderem bestehe als daß er, wenn der Schikhaul (Minister der auswärtigen Angelegenheiten) ihn bey seinen Schultern fasse, er dreymal den Bart streichen, dreymal sich verbeugen und dreymal Allah Akbar; Selamet Padischah (Gott ist der Größeste; Friede dem Könige) sprechen müsse, antwortete er: „dreyßig Male will ich dieß thun, wenn es nöthig ist." Man hieß die Fremden sich auf einer steinernen Bank niedersetzen, nach einigen Minuten ergieng an sie der Befehl, ihre Briefe an den König hinauf zu senden. Auf einem Balkon sitzend ließ hierauf der Emir sich sehen. Der Schikhaul berührte den Reisenden an seinen Schultern, dieser aber verrichtete das ihm vorgeschriebene Ceremoniell nicht nur drey sondern sehr viele Male und wiederholte dabey immer „Friede dem Könige" bis zuletzt Sr. Majestät und die ganzen Schaaren der Zuschauer in ein lautes Gelächter ausbrachen und der Emir rief: Genug, genug. Der Schikhaul sagte zu Wolff, daß Sr. Majestät ihn sehr gnädig angelächelt und gesagt hätte: dieser Engländer ist doch ein besondrer Mann, mit seinen Augen und seiner Kleidung und dem Buche in seiner Hand.

Nach diesem fast komischen Auftritt erfolgte in einem kleinen Zimmer des Palastes ein Verhör, das der Schikhaul mit dem Reisenden über die Absichten seines Hieherkommes abhielt; dann führte man diesen in das Haus, das einst Turah Zadeh bewohnt hatte, der älteste Bruder des jetzigen Königes, der auf Befehl von diesem war ermordet worden. Es war dieß dasselbe Haus, so sagte dieß später ein Gefangener aus Persien unserem Landsmann, aus dem man die Engländer Stoddart und Conolly zu ihrer Hinrichtung abgeführt hatte. Die Gefahr, in welcher Wolff schon als eifriger Freund dieser beyden unschuldig Gemordeten und gleichsam als Stimmführer einer beleidigten, dem Könige keineswegs angenehmen Nation in der Nähe des Tyrannen schwebte, wurde noch durch die treulosen Einflüsterungen eines nichtswürdigen Menschen vermehrt, welchen der Assaf ud Daule dem von ihm begünstigten Reisenden in guter Absicht zum Begleiter mitgegeben hatte. Noch drohender aber und ungünstiger wurde seine Lage, als man ihn jetzt unter die Aufsicht und willkühr-

liche Verfügung des unwürdigen Naibs und Günstlinges des Königes, jenes nämlichen Abdul Samet stellte, der, wie wir oben sahen, den Sturz und Untergang seines Wohlthäters, des wohlgesinnten Veziers Hakim Beikh herbeygeführt hatte. Mitten unter diesen Gefahren, mitten unter den Veranlassungen zum Aerger und Unmuth, welche die Habsucht der Leute die von ihm selber, oder auf seinen Namen von der englischen Regierung große Summen erpressen wollten, ihm gaben, vergaß er dennoch nicht den eigentlichen Zweck seiner Sendung! volle Gewißheit sich zu verschaffen über das Schicksal der beyden Offiziere, sich genau über die veranlassenden Gründe zu ihrer Hinrichtung und über den Zeitpunkt von dieser zu erkundigen. Jedes Wort, das er mit den Leuten des Emirs sprach, oder das diese zu dem genau beobachteten Manne sprachen, wurde aufgeschrieben und dem König überbracht; selbst das was Wolff im Traume spräche, sollte, dieß war der Auftrag an seine Umgebung, aufgezeichnet und berichtet werden. Unter diesen Umständen gehörte in der That viel Muth dazu, wenn der lästige Fremde bey jeder Gelegenheit, bey jedem Gespräch mit dem Naib oder mit irgend einem andren hochgestellten Manne immer wieder auf den Gegenstand zurückkam, den der König am wenigsten gern berührt wissen wollte, weil ihm, wie er dieß öfters aussprach, die Hinrichtung Stoddarts und Conollys „eine Wunde war, die nie heilen wollte." Das was Wolff durch seine ohne Aufhören wieder angeknüpften Erkundigungen, die den Leuten, bey denen er sie einzog höchst widerwärtig, dem König eine Aufreizung zum Zorn waren, erfuhr, stimmte eigentlich nur darin überein, daß man seinen beyden Freunden hinter dem Palast nach Landessitte den Kopf mit einem Messer abgeschnitten habe, und daß beyde in freudiger Fassung gestorben seyen; der Bericht über den angeblichen Rechtsgrund zu ihrer Ermordung war ein Gewebe von Lügen und einzelnen Zügen von Wahrheit, aus denen nur das hervorging, daß der etwas rasche und auf die Ehre eines englischen Offizieres einen hohen Werth legende Oberst Stoddart, durch seine aufbrausende Heftigkeit und durch seine entschiedne Abneigung sich in das vorgeschriebene Ceremoniell zu fügen, den Zorn des Königes gereizt und daß er so wie sein Freund durch die Versuche eine Correspondenz mit ihren Freunden, so wie angeblich mit Bundesgenossen der Engländer anzuknüpfen, zu dem Vorwand Veranlassung gaben, daß sie als Feinde und Verräther des Landes bestraft würden. Auch der furchtbare Zustand in dem sich die beyden edlen Engländer befanden, als sie vom Hunger und von den Würmern die an dem wunden Fleisch ihres Rückens nagten, fast verzehrt aus ihrem dumpfigen Kerker zum Tode abgeführt wurden, ward nur zu deutlich aus den verschiednen Berichten erkannt, welche Wolff darüber vernahm.

Nicht nur über diese Hauptpunkte, sondern über alle innern wie äußern Verhältnisse von Bokhara, über den Charakter und die Handlungsweise seines Königes erfuhr unser Reisender ungleich mehr, als die Auflaurer, die jedes seiner Worte beachteten, ahnen konnten. Man hatte erlaubt, daß die Juden der Stadt ihn besuchen dürften. Sie kamen mit ihren hebräischen Büchern; Wolff sang ihnen und sie ihm Psalmen, in der dem einen oder den andren vorzugsweise bekannten Weise; sie lasen abwechslend Stellen aus ihren hebräischen Büchern. — Dazwischen aber, in ihre Bücher schauend, als ob sie daraus laut etwas abläsen, unterhielten sie sich in dem ihren Auflaurern unbekannten hebräischen Volksdialekt über die verschiedensten Gegenstände; Wolff fragte, jene antworteten, und zwischen diesen Antworten intonirte wieder der Fragende.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

J. F. Benzenberg, Ueber die Dalton'sche Theorie. Düsseldorf 1830.

Dr. G. H. v. Schubert, Spiegel der Natur. Erlangen 1845.

Arsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi afgifven den 31. Mars 1845 af Jac. Berzelius. Stockholm 1845.

Bart. Zanon, Dell' Achilleina e dell' acido Achilleico nuovi principj immediati vegetabili rinvenuti nel mille foglio (Achillea mille folium, Linn.) Venezia 1845.

F. Wöhler, Untersuchungen über das Chinon. Göttingen 1845.

Dr. C. Steinberg, Die Dynamide: Electricität, Magnetismus, Licht, Wärme, Verwandtschafslehre und Stöchiometrie. Berlin 1846.

Chr. Fr. Schönbein, Chemische Beobachtungen über die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft. Basel 1845.

B. Bizio, Sopra l'azione della calce entro l'acqua conducente a ravvisare in che consista la soluzione. Venezia 1845.

The Calcutta Journal of natural history, collected by John M'Clelland and Griffith. Nro. 17 — 22. Calcutta 1845.

L. Agassiz, Nomenclator zoologicus. Fasc. 7. 8. Soloduri 1845.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1843 och 1844. till kongl. Vetenskaps-Academien afgifven af zoologiae intendenterna vid Rikets naturhistoriska Musaeum. Andra Delen (Insecta Linn.) af C. H. Boheman. Stockh. 1845.

O. des Murs, Iconographie ornithologique. Livr. 2. 3. Paris 1846.

Dr. G. A. W. Herrich-Schäffer, Systematische Bearbeitung der Schmetterlinge von Europa als Text, Revision und Supplement zu J. Hübners Sammlung europäischer Schmetterlinge. Bd. 1. Regensburg 1845.

Dr. E. Eichwald, Beytrag zur Infusorienkunde Rußlands. Moskau 1844.

Bart. Bizio, Ricerche sopra il coloramento in verde delle branchie delle ostriche. Venezia 1845.

Mémoire sur le noyer et les effets de son ombrage. Montpellier 1845.

H. Lecoq, von der natürlichen und künstlichen Befruchtung der Pflanzen und von der Hybridation. Weimar 1846.

Dr. H. B. Geinitz, Grundriß der Versteinerungskunde oder die Thierwelt der früheren Schöpfungen. Lief. 3. und letzte. Dresden 1846.

F. G. Pictet, Traité élémentaire de Paléontologie. T. 4. Génève 1846.

A. R. Schmidt, Vorarlberg nach den von dem geognostisch-montanistischen Verein für Tirol und Vorarlberg veranlaßten Begehungen geognostisch beschrieben. Innsbruck 1843.

Dr. J. E. Schmidt und Dr. J. G. Schleiden, Die geognostischen Verhältnisse des Saalthales bey Jena. Leipzig 1846.

G. Vrolik, Waarnemingen en proeven over de onlangs geheerscht hebbende ziekte der Aardappelen. Amsterd. 1845.

A. Coppi, Discorso agrario. Roma 1845.

Corsi, Codice di Commercio colle note tratte dalle disposizioni legislative e dalle massime della giurisprudenza Francese dal 1791 al 1842. Firenze 1844.

W. Schott, Ueber den Buddhaismus in Hochasien und in China. Berlin 1846.

Dr. L. Frauer, Die Walkyrien der skandinavisch-germanischen Götter- und Heldensage. Weimar 1846.

Dr. H. Ahrens, Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie nach dem gegenwärtigen Zustand dieser Wissenschaft in Deutschland. Nach der 2. Ausg. deutsch von Dr. A. Wirk. Braunschweig 1846.

Leigh Hunt, Stories from the italian poets. Par. 1846.

G. B. Depping, Romancero Castellano. Tom. 3. Rosa de Romances ó romances sacados de la „Rosas de Juan Timoneda“ p. Ferd. Jos. Wolf. Lips. 1846.

W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche aus Handschriften zu Bern und Neuenburg. Basel 1846.

Ad. Keller, Altdeutsche Gedichte. Tübing. 1846.

L. Ettmüller, Daz maere von Vroun Helchen Sünen. Aus der Ravennaschlacht. Zürich 1846.

A. Flir, Bilder aus den Kriegszeiten Tirols. Innsbruck 1846.

Briefe von und an Göthe. Deßgleichen Aphorismen und Brocardica. Leipzig 1846.

L. J. Guenebault, Dictionnaire iconographique des monuments de l'antiquité chrétienne et du moyen-âge depuis le bas empire jusqu'à la fin du 16. siècle. Vol. 1. 2. Paris 1845.

G. Marchi, Monumenti delle arti cristiane primitivi nella metropoli del cristianesimo di segnati ed illustrati. Distribuz. 12 — 13. Roma 1845.

L. Vitet, Etudes sur les beaux arts. Essais d'archéologie et fragments littéraires. T. 1. 2. Paris 1846.

Raczynski, Les arts en Portugal. Paris 1846.

v. Bülow-Cumerow, Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen, Berlin 1846.

H. Aster, Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königsstein und Priesten im August 1813 und die Schlacht bey Kulm. Dresden 1846.

Del Rosso, Saggio di diritto privato romano attuale preceduto d'una introduzione di diritto naturale e seguito da note perpetue di gius Romano. Vol. 1 — 7. Pisa 1845.

Dr. Ferd. Donandt, Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Th. 1. 2. Bremen 1830.

G. J. Kinzinger, Die Gesetzgebung Badens. Th. 1 — 3. Heidelb. 1832.

Dr. H. A. Meißner, Die Fabrikgerichte in Frankreich. Leipzig 1846.

Henry Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, of appeal and nisi prius, and in ecclesiastical courts in the year 1844. London 1845.

F. G. Bunge und C. O. v. Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Abth. I. Lief. 5. Privilegien und singuläre Gesetze von 1561 — 1663. Dorpat 1846.

C. W. v. Lancizolle, Ueber Königthum und Landstände in Preußen. Berlin 1846.

Verhandlungen der dänischen und holsteinischen Ständeversammlungen des Jahres 1844 über die Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Schleswig 1846.

Dr. H. Buchka, Die Lehre vom Einfluß des Prozesses auf das materielle Rechtsverhältniß. Rostock 1846.

Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie von Prof. Dr. Wetzer und Dr. Welte. Heft 1. Freiburg 1846.

Dr. G. Riegler, Christkatholische Dogmatik. Th. 1. Bamberg 1846.

— —, Jesus der Messias und der Judaismus. Bamberg 1846.

Dan. Matzke, Die natürliche Theologie des Raymundus von Sabunde. Ein Beytrag zur Dogmengeschichte des 15. Jahrhunderts. Breslau 1846.

G. v. Eckenbrecher, Ueber die Fasten der griechischen Kirche und über die Fasten der protestantischen Kirche. Berlin 1846.

J. Lutz, Chrysostomus und die übrigen berühmtesten kirchlichen Redner alter und neuer Zeit. Tübingen 1846.

Ed. Leopold, Das Predigtamt im Urchristenthum. Lüneburg 1846.

J. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine fino ai nostri giorni. Fasc. 39 — 50. Florenz 1845.

Joh. Voigt, Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. 2. verb. Aufl. Weimar 1846.

J. H. Newman, An essay on the development of christian doctrine. Lond. 1845.

P. J. Landolt, Ursprung und erste Gestaltung des Stiftes Maria Einsiedeln. Einsiedeln 1845.

Annales Minorum seu trium ordinum A. S. Francisco institutorum ab anno 1575 usque ad annum 1584 continuati a P. F. Stanisl. Melch. de Cerreto. T. 21. Ancona 1844.

De Reformatie. Tijdschrift ter bevordering van gods koningrijk in Nederland. 3. Serie. Deel 1. Amsterd. 1845.

Dr. H. W. Rotermund, Vom Anfange der Reformation im Erzstifte Bremen und im Stifte Verden. Lüneburg 1825.

J. G. Mailáth, Die Religionswirren in Ungarn. Bd. 1. 2. Regensburg 1845.

M. M. Haag, La France protestante. Vol. I. Livr. 1 — 3. Par. 1846.

H. Lutteroth, Les saints inconnus. Par. 1845.

Dr. A. J. Binterim, Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesanconcilien vom 4. Jahrhundert bis auf das Concilium zu Trient. Bd. 5. 6. Mainz 1845.

Acta ecclesiae Mediolanensis. T. II. Distr. 1. Mediolani 1846.

De l'appel comme d'Abus, son origine, ses progrès et son état présent par l'archevêque de Paris. Paris 1845.

P. L. Jacob, Réforme de la bibliothèque du Roi. Par. 1845.

Gius. Bragazzi, Delle pubbliche biblioteche pensieri. Foligno 1843.

A. M. Bandinius, De Florentina Juntarum typographia ejusque censoribus. P. 1. 2. Lucae 1791.

G. Spandri, La sapienzia. Milano 1845.

Proceedings of the American philosophical society held at Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. 2 — 4. Philadelphia.

Proceedings of the royal society. No. 48—58. London 1844.

Report of the 14. Meeting of the British association for the advancement of science, held at York in September 1844. London 1845.

Oeuvres complètes du roi René, avec une biographie et des notices par M. le comte de Quatrebarbes. Vol. 1 — 4. Angers 1845.

Alb. Ant. Meneghelli, Opere. Padova 1843.

Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766 — 1786. Zum erstenmal herausgegeben von A. Schoell. Weimar 1846.

J. G. Petermann, Porta linguarum orientalium. Vol. II. Lingua Chaldaica. Berol. 1840.

Dav. Tschubinow, Dictionnaire Géorgien-russe-français. St. Pétersb. 1840.

J. Schmidt, Mongolisch-deutsch-russisches Wörterbuch. Petersb. 1835.

M. Vassalli, Grammatica della lingua Maltese. Malta 1827.

J. J. Schmidt, Tibetisch-deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg 1841.

— —, Grammatik der tibetischen Sprache. Petersburg 1839.

— —, Grammatik der mongolischen Sprache. Petersburg 1831.

The anglo-arabic primer and vocabulary. Malta 1832.

Bon. Vulcanius, Thesaurus utriusque linguae hoc est Philoxeni aliorumque authorum glossaria. Lugd. Bat. 1600.

J. O. Halliwell, A Dictionary of Archaic and Provincial words, obsolete phrases, proverbs and ancient customs from the fourteenth century. Vol. I. A — L. Lond. 1846.

Andr. Joh. Sjögren, Iron aewsagachur, das ist ossetische Sprachlehre. Petersburg 1844.

Description géographique de la Géorgie par le Tsarevitch Wakhoucht, publiée d'aprés original autographe par M. Brosset. Pétersb. 1842.

Abool Kasim of Hoolla, The Sharaya ool Islam: a treatise „on lawful and forbidden things"... Calcutta 1839.

J. Tytler, The Jawá mè ul ilm ul Riyázi, or a translation from Huttons course of mathematics into Arabic. T. I. Calcutta 1835.

Veda Vyása Rishi, The Haribansa, an epic poem. Calcutta 1839.

Dsang-lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben von J. J. Schmidt. Th. 1. 2. Petersburg 1845.

J. J. v. Tschudi, Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842. Bd. 2. St. Gallen 1844.

Travels of Lady Hester Stanhope, forming the completion of her memoirs. Vol. 1 — 3. London 1846.

E. Speckter, Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Th. 1. 2. Leipzig 1846.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Th. 1. Aegypten. Berlin 1844.

A. Raffenel, Voyage dans l'Afrique occidentale, comprenant l'exploration du Sénégal depuis Saint-Louis jusqu'à la Falerme, au de la du Bakel etc. exécuté en 1843 et 1844. Avec Atlas. Paris. 1846.

W. Jowett, Christian researches in Syria and the holy land in 1823 — 1824. London 1826.

Th. Heinze, Hippologische Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Belgien. Leipzig 1846.

F. W. Hackländer, Reise in den Orient. Bd. 1. 2. Stuttgart 1846.

J. A. v. Romberg und Steger, Geschichte der Baukunst bey den Assyrern, Medern, Babyloniern, Persern, Phöniziern, Israeliten und Indern. Th. 1. Leipzig 1844.

Museo Bresciano illustrato. Vol. I. Brescia 1838.

Will. Watkins Lloyd, Xanthian Marbles: The Nereid Monument an historical and mythological essay. Lond. 1846.

M. A. Lebas, L'obélisque de Luxor. Par. 1839.

L. J. F. Janssen, De grieksche, romeinsche en etrurische monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden. Leyden 1843.

— —, Nederlandsch - Romeinsche daktyliotheek. Leyden 1844.

A. Gladisch, Das Mysterium der ägyptischen Pyramiden und Obelisken. Halle 1846.

v. Giovanelli, Le antichitá Rezio-Etrusche scoperte presso Matrai nel 1845. Trento 1846.

Isid. Bianchi, Marmi Cremonesi. Milano 1791.

Ch. M. Fraehn, Numi Muhammedani qui in academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo asiatico asservantur. Tom. I. Petropoli 1826.

— —, De academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo numario Muslemico prolusio prior. P. I. Petropoli 1818.

— —, Das muhammedanische Münzkabinet des asiatischen Museums der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. St. Petersb. 1821.

Mich. de Baratajew, Documents numismatiques du royaume de Géorgie. St. Pétersb. 1844.

F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Bd. 6. Heidelb. 1846.

B. G. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution. Bd. 2. Hamburg 1845.

J. G. Droysen, Vorlesungen über die Freyheitskriege, Th. 1. Kiel 1846.

G. Grote, A history of Greece. I. Legendary Greece. II. Grecian history to the reign of Peisistratus at Athens. Vol. 1. 2. London 1846.

H. F. Clinton, Fasti Romani. The civil and literary chronology of Rome and Constantinople from the death of Augustus to the death of Justin II. Vol. I. Tables. Oxford 1845.

W. Wachsmuth, Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ableben Friedrich des Großen. Bd. I. 1. Leipzig 1846.

N. A. de Salvandy, Lettres du Jean Sobiesky à la reine Marie Casimire. Par. 1826.

Vinc. Gioberti, Del primato morale e civile degli italiani. Brusselle 1845.

Dr. C. Cattaneo, Notizie naturali e civili su la Lombardia. T. I. Milano 1844.

Adr. Balbi, Miscellanea italiana. Ragionamenti di Geografia e statistica patria. Milano 1845.

G. von Martens, Italien. Lief. 12 — 18. Schluß des Werkes in 3 Bänden. Stuttg. 1846.

J. B. Monfalcon, Histoire de la ville de Lyon depuis son origine jusqu'en 1846. Livr. 1. Par. 1846.

Aur. de Courson, Histoire de peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles Britanniques, langue, coutumes, moeurs et institutions. T. 1. 2. Par. 1846.

B. Chaix, Préoccupations statistiques, géographiques, pittoresques et synoptiques du département des hautes-Alpes. Grenoble 1845.

Stanisl. Bellanger, La Touraine ancienne et moderne. Par. 1845.

Ant. Péricaud, Notes et documents pour servir à l'histoire de Lyon sous le règne de Henri IV. et Louis XIII. 1594 — 1610. Lyon 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht
der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. July — September 1846.

(Fortsetzung.)

Helbig, Additions et corrections aux listes chronologiques des anciennes impressions de Mayence avec date, qui ont été publiées jusqu' à ce jour. — Messag. des scienc. hist. 1846. Livr. 2. p. 253.

Franguinet, Proeve van woordafleidingen. — Belg. Mus. 1846. Aflev. 2. p. 128.

Proeven van Belgisch-Nederduitsche dialecten. Dialect van Audenaerde. — Ebendas. p. 239.

Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX. siècle de l'ère chrétienne. Texte arabe, imprimé en 1811, par les soins de feu Langlès, publié avec des corrections et additions et accompagné d'une traduction française et d'éclaircissements par Reinaud. Paris 1845. 2 Vol. — Journ. des Sav. 1846. Sept. p. 513.

Circout, Histoire des Mores mudejares et des Morisques, ou des Arabes d'Espagne, sous la domination des chrétiens. 3 Vols. Par. 1846. (Suite et fin.) — Bibl. univ. 1846. — Août. p. 313.

Maitland, The church in the Catacombs. — Archaeol. Journ. 1846. Sept. p. 278.

Borgnet, L'hôtel-de-ville et le perron de Namur. — Messag. des scienc. hist. 1846. Livr. 2. p. 209.

Gyselynk, Notice historique sur la commune de Meerendré. — Messag. des scienc. hist. 1846. Livr. 2. p. 267.

Mertens, Eenige byzonderheden uit de gebruiken der middeleeuwen. — Belg. Mus. 1846. Aflev. 2. p. 121.

Gunner, Notices of the priory of Southwice, in the County of Southampton. — Archaeol. Journ. 1846. Sept. p. 214.

Stanley (W. Owen), Towyn-y-Capel, and the ruined chapel of St. Bride on the west coast of Holyhead island: with notices of the curious interments there discovered. — Ebendas. p. 223.

Vaux, Some notices of records preserved amongst the corporation archives at Southampton. — Ebendas. p. 229.

The cross-legged effigy at Horsted-Keynes, Sussex. — Ebendas. p. 234.

Gunn, Jcenia: notices of roman remains, and evidences of occupation, discovered in Norfolk. — Ebendas. p. 246.

Grant-Francis, (G.), Original charters and materials for a history of Neath and its abbey. Swansea, 1845. — Ebendas. p. 273.

Reinaud, Lettre, concernant les antiquités chrétiennes de la Chine. — Correspond. 1846. Livr. 17. p. 759.

Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. (4 art. de Raoul-Rochette.) — Journ. des Sav. 1846. Août. p. 479.

Movers, Die Phoenicier. Bonn 1841. — Ebendas. p. 497.

Carette, Recherches sur la géographie et le commerce de l'Algérie méridionale. — Rev. nationale de Belg. T. XV. Livr. 1. p. 42.

Ampère, Voyage et recherches en Egypte et en Nubie. P. I. — Rev. des deux Mond. 1846. T. III. Livr. 2. p. 149.

King, Vingt-quatre années de séjour dans la république Argentine. Londr. 1846. — Bibl. univ. 1846. Août p. 407. Sept. p. 545.

Blanche (A. de) Zumalacarregui. — Correspond. T. XV. 1846. Livr. 15. p. 350.

Ducoin, Biographies contemporaines. Béranger. — Ebendas. Livr. 16. p. 514.

Lorain, M. le baron de Guiraud. — Ebendas. p. 584.

Van Duyse, Notice biographique sur Is. Alfred Motte. — Messag. des scienc. hist. 1846. Livr. 2. p. 259.

Vieil-Castel, La justice politique en Espagne sous Philippe II. Mort de Montigny. — Rev. des deux Mond. 1846. T. III. Livr. 1. p. 62.

Clément, Histoire de la vie et de l'administration de Colbert. Par. 1846. — Ebendaselbst Livr. 2. p. 208.

Warner, On conjugate points in relation to Prof. Young's paper on this subject. — Philos. Magaz. 1846. Aug. p. 83.

Warner, On the connexion of the circle and hyperbola, and on the geometrical interpretation of imaginary exponentials. — Ebendas. p. 88.

Hamilton (William Rowan) On quaternions; or on a new system of imaginaries in Algebra. — Ebendas. p. 113.

Mellet, Des réparations et du badigeonnage. — Annal. archéol. T. V. Livr. 2. p. 69.

Didron, Achèvement des restaurations de Saint-Denis. — Ebendaselbst. p. 107.

Aimé, Instructions sur l'emploi de l'anémomètre par réflexion. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Août. p. 498.

Domeyko, Mémoire sur la constitution géologique du Chili. (Suite et fin.) — Annal. des Mines. T. IX. 1846. Livr. III. p. 489.

Serres (M. de) Note sur cette question: Y-a-t-il identité entre les espèces des terrains secondaires et tertiaires et celles qui appartiennent aux générations actuelles? — Bibl. univ. 1846. Août. (Arch. des scienc. phys.) p. 241.

Collomb, Des petits glaciers temporaires des Vosges. — Ebendas. p. 269.

Robinson, On the annual motions of the earth's crust. — Philos. Magaz. 1846. Aug. p. 81.

Waller, Microscopic observations on hail. — Ebendaselbst p. 103.

Pelouze, Second mémoire sur le dosage du cuivre. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Août. p. 393.

Malaguti et Durocher, Recherches sur la solubilité de l'alumine dans l'eau ammoniacale. — Ebendas. p. 421.

Dumas, Recherches sur le sang. — Ebendas. p. 452.

Margueritte, Sur de nouvelles séries de combinaisons de l'acide tungstique avec les alcalis. — Ebendas. p. 475.

Goupil, Mémoire sur les acides contenus dans le tabac. — Ebendas. p. 503.

Bussy, Note sur l'emploi de la magnésie dans les cas d'empoisonnement par l'acide arsénieux. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Août p. 81.

Guibourt, Notice sur l'arbre bebeeru et sur le sulfate de bebeerine. — Ebendas. p. 89.

Boissenot, Observations sur la nature des eaux de condensation, provenant de l'évaporation des jus de betteraves dans le vide. — Ebendas. p. 93.

Girardin, Analyses de plusieurs espèces de fiel de verre. — Ebendas. p. 99.

Vogel (fils), De l'influence du gaz de protoxyde d'azote sur la végétation. — Ebendas. p. 101.

Larocque, Analyse de deux eaux de puits. Présence des acides valérianique et acétique etc. — Ebendas. p. 103.

Napier, On the unequal decomposition of electrolytes and the theory of electrolysis. — Philos. Magaz. 1846. Aug. p. 92.

Quatrefages, Note sur le sang des annélides. — Annal. des scienc. nat. 1846. Juin. (Zool.) p. 379.

White (Ad.) Descriptions of some apparently new species of orthopterous and homopterous insects. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. July. p. 23.

King, Remarks on certain genera belonging to the class palliobranchiata — Ebendas. 26. Aug. p. 83.

White (Ad.) Descriptions of four apparently new species of longicorn beetles in the collection of the British Museum. Ebendas. p. 47.

Walker, Descriptions of the Mymaridae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. July. p. 49.

Sundevall, The birds of Calcutta. — Ebendas. Aug. p. 102.

Stocks, Remarks on some points in the structure of Cucurbitaceae. — Ebendas. p. 110.

Jardine, Horae zoologicae. No. VIII. Ornithology of the island of Tobago. — Ebendas. p. 114.

Pictet, Mémoire sur des ossements trouvés dans les graviers stratifiés des environs de Mattegnin. — Bibl. univ. 1846. Août. (Arch. des scienc. phys.) p. 233.

Lyell, On the evidence of fossil footprints of a quadruped allied to the Cheirotherium, in the coal strata of Pennsylvania. — Amer. Journal of sc. and arts 1846. July. p. 25.

Dana, On zoophytes. — Ebendas. p. 64.

Carpenter, Description of a peculiar arrangement of muscles in the glass snake (Ophisaurus). — Ebendas. p. 89.

Hogg, On the classification of birds. — Edinb. new philos. Journal 1846. July. p. 50.

Kirby and Spence, An introduction to entomology, or elements of the natural history of insects. Philad. 1846. — North Am. Rev. 1846. July. p. 91.

Des Murs et Prevost, Description d'une nouvelle espèce d'oiseau de Madagascar, du genre Philépitte et de trois nouvelles espèces d'Abyssinie. — Revue zool. 1846. Juillet. p. 241.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. — Ebendas. p. 244.

Note sur quelques espèces nouvelles d'insectes qui habitent les possessions françaises du nord d' Afrique. — Ebendas. p. 252.

Gasparrini, Note sur l'origine de l'embryon dans les graines des plantes phanérogames. — Ann. des scienc. nat. 1846. Mai. (Botan.) p. 305.

Decaisne, Remarques sur le sous-ordre des Chrianthées. — Ebendas. p. 312.

Harting, Recherches microchimiques sur la nature et le développement de la paroi des cellules végétales. — Annal. des scienc. nat. 1846. Juin (Botan.) p. 326.

Martins, Sur l'époque de la floraison de quelques végétaux à Alten, en Laponie. — Ebendas. p. 331.

Trécul, Recherches sur l'origine des racines. — — Ebendas. p. 340.

Plantae novae et adnotationes in indicibus variis seminum hortorum botanicorum (Berolinensis, Taurinensis, Genuiensis, Regiomontani, Dorpatensis, Petropolitani) anno 1845 dispositae. — Ebendas. p. 350.

Thwaites, Observations on the cell-membrane of plants. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. July p. 15.

Notaris (Gius. de) On ginnania furcellata. — Ebendaselbst. p. 42.

Berkeley, Notices of British hypogaeous Fungi. — Ebendas. Aug. p. 73.

Alexander, Excursions in Upper Styria. (Contin.) Ebendas. p. 94.

Gardner, The physical structure of plants. — Amer. Journ. of sc. and arts 1846. July p. 48.

Coup d'oeil sur les jardins. — Rev. nation. de Belg. T. XIV. Livr. 5. p. 271.

Production des légumes et des fruits. — Rev. nationale de Belg. T. XV. Livr. 1. p. 25.

Fournel, Mémoire sur les gisements de muriate de soude de l'Algérie. — Annal. des Mines T. IX. 1846. Livr. 3. p. 541.

Hunt, Description and analysis of a new mineral species containing Titanium, with some remarks on the constitution of titaniferous minerals. — Amer. Journ. of sc. and arts 1846. July. p. 30.

Conrad, Observations on the geology of a part of East Florida, with a catalogue of recent shells of the coast. — Ebendas. p. 36.

Agassiz, On the ichthyological fossil fauna of old red sandstone. — Edinb. new philos. Journal 1846. July. p. 17.

Adamson, Marine deposites on the margin of Loch Lomond. — Ebendas. p. 72.

Dana, Origin of the constituent and adventitious minerals of trap and the allied rocks. — Ebendaselbst. p. 195.

Ulex, On struvite, a new mineral. — Philos. Magaz. 1846. Aug. p. 124.

Burat, Géologie appliquée ou traité de la recherche et de l'exploitation des minéraux utiles. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Juillet. p. 321.

Crisci, Delle colonie agricole. — Progresso delle scienze etc. 1846. Genn. e Febr. p. 50.

Stuart (J. Gordon) Description of a water-wheel, with vertical axle on the plan of the Turbine

of Fourneyron, erected at Balgonie mills. — Edinb. new philos. Journ. 1846. July p. 156.

Delesse, Notice sur quelques produits resultant de la decomposition des minerais de cuivre. — Annal. des Mines. T. IX. 1846. Livr. 3. p. 587.

Hook (W. Farquhar) On the means of rendering more efficient the education of the people. — Engl. Rev. 1846. Sept. p. 127.

Littré, De la philosophie positive. Par. 1845. — Revue des deux Mondes 1846. T. III. Livr. 1. p. 5.

Valroger, De l'électisme rationaliste. — Correspond. T. XV. 1846. Livr. 16. p. 537.

Hutcheson, fondateur de l'école écossaise (par Cousin.) — Journ. des Sav. 1846. Août. p. 465. Sept. p. 531.

Thomas, (Al.) Un nouvel écrit de M. de Schelling. (Vorwort zu Steffens nachgelassenen Werken). — Rev. des deux Mond. 1846. T. III. Livr. 1. p. 141.

Vallet de Viriville, Notice du manuscrit Bibl. Reg. 11. F. 16. du British Museum à Londres, contenant les poësies de Charles d'Orléans et autres morceaux de la littérature française du moyen âge. — Bull. du Biblioph. 1846. Juillet. p. 839.

Viollet-Leduc, (père), Troubadours et trouvères. — Annal. archéol. T. V. Livr. 3. p. 132.

Monmerqué et Francisque Michel, Théâtre français au moyen âge. (3 et 4 art.) — Journ. des Sav. 1849. Août. p. 450. Sept. p. 544.

Frocheur, La belle Hélène de Constantinople, ou examen et analyse d'une épopée romane du XII siècle. — Messager des sciences hist. 1846. Livr. 2. p. 169.

Henne, Pasquille du XVI. siècle. — Ebendaſ. p. 245.

Forgues, Etudes sur le roman anglais. Mount-Sorel. — Rev. des deux mondes. 1846. T. III. Livr. 3. p. 261.

Van Duyse (Pr.) Pater Verhegghen. — Belg. Mus. 1846. Aflev. 2. p. 143.

Bormans, Brief over de Elnonensia en de oudnederlandsche versmaet. — Ebendaſ. p. 158.

Willems, Antwoord op den vorenstaenden brief. — Ebendaſ. p. 220.

Vinet, De l'éloquence naturelle. — Bibl. univ. 1846. Sept. p. 520.

Didron, Dessins palimpsestes du XIII. siècle. — Annal. archéol. T. V. Livr. 2. p. 87.

Didron, Les cloches. — Ebendaſ. p. 180.

Guilhermy, Notes d'un voyage en Italie. L'architecture française et l'architecture italienne au moyen âge. — Ebendaſ. p. 95.

Rosini, Histoire de la peinture en Italie, exposée par ses monuments. T. 4. (Suite etc. fin.) — Bibl. univ. 1846. Août. p. 392.

Westmacott, Observations on the progress of the art of sculpture in England, in medieval times, and notices of some artists, by whom it was practised. — Archaeol. Journ. 1846. Sept. p. 193.

On some arrangements for the hanging of bells in churches without towers. — Ebendaſ. p. 205.

Way, Ancient chess-men, with some remarks on their value as illustrations of medieval costume. — Ebendaſ. p. 239.

Joue, Essai sur le chant ecclésiastique. (Suite.) — Annal. archéol. T. V. Livr. 2. p. 73. Livr. 3. p. 166.

Régnier (Jos.) Mémoire sur le maintien de la musique à l'église. — Correspond. 1846. Livr. 17. p. 667.

Warner (H.) Du romantisme dans la littérature et la musique en Allemagne. Charles-Marie de Weber. — Revue des deux Mondes 1846. T. III. Livr. 1. p. 34.

Coquelin, La liberté du commerce et les systèmes de douanes. I. Le système restrictif et l'industrie françaisè. — Rev. des deux Mondes. 1846. T. III. Livr. 3. p. 312.

Macculloch, Principles of political economy. Lond. (1846). — Engl. Rev. 1846. Sept. p. 96.

Hurter, Tableau des institutions et des moeurs de l'église au moyen âge, particulièrement au XIII siècle sous la régne du pape Innocent III, traduit de l'allemand par Jean Cohen. Paris 1843. 3 vol. — Journ. des Sav. 1846. Sept. p. 558.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Dr. Wolffs Sendung nach Bokhara zur Erforschung des Schicksals des Oberst Stoddart und des Capitän Conolly.

(Fortsetzung.)

Bey all seinen niedrigen Eigenschaften finden sich im Charakter des Herrschers von Bokhara noch einzelne Spuren jener besseren Züge, welche vielleicht der frühere Einfluß seines weisen Veziers in ihn gepflanzt hatte. Er hat eine unverkennbare Achtung gegen die Juden und ihr heiliges Gesetz, eine Achtung, die sich anfangs auch in seinem Benehmen gegen den christlichen Mullah, gegen Wolff nicht verläugnen konnte. Er selbst verabscheut ungerechte Gelderpressungen von Einheimischen wie Fremden und bestraft, wenn sie, was freylich selten geschieht, zu seinen Ohren kommen, die Bestechlichkeit seiner Richter; schützt überhaupt die Rechte der Geringeren gegen den Adel des Landes. Er erkennt die geistige Ueberlegenheit der gebildeten Europäer an, möchte gern, wie Mehemed Ali, sich und seinem Lande die äußeren Vortheile der europäischen Bildung zu eigen machen, ist deßhalb überaus wißbegierig.

Von dieser Wißbegierde des Königes erhielt unser christlicher Mullah die auffallendsten Beweise; es wurden ihm ohne Aufhören Fragen und Aufgaben vorgelegt, die er schriftlich beantworten und ausführlich bearbeiten mußte; Fragen, welche theils das religiöse Interesse berührten, theils aber historische, politische und andre auf den bürgerlichen Verkehr der Europäer bezügliche Gegenstände betrafen. Denn selbst der Herrscher hegte eine hohe Meinung von dem Wissen eines Mannes, von welchem in dem ganzen Lande Bokhara das Gerücht verbreitet war, daß er, der große Derwisch von England zwey und siebenzig Sprachen so wie zwey und siebenzig Religionen kenne, weil er mit zwey und siebenzig Völkern in Verkehr gewesen sey. Selbst in Sulmistan, d. h. in dem Lande der Finsterniß und der Todten sey dieser große Mullah, dem das Volk ein 200jähriges Alter beylegte, gewesen und derselbe besuche jetzt Bokhara, um alle seine Bewohner zu Christen zu machen.

Fast möchte man vermuthen, daß die beyden ersten königlichen Fragen, welche Wolff schon wenige Stunden nach seiner Ankunft vorgelegt wurden: „ob er Todte erwecken könne?“ und „wann der Tag der Auferstehung kommen werde?“ nicht zum Spott und Scherz, sondern im Ernst gemeint waren, denn das Gerücht, er sey ein Zauberer und könne Todte ins Leben zurückbeschwören, fand er auch anderwärts verbreitet. Eine spätere Frage, die schriftlich beantwortet werden mußte, war; „Wie beweisen die christlichen Mullahs die Wahrheit ihrer Religion?“ Dieser Frage folgte der allerdings verfängliche Auftrag, Wolff solle die Geschichte des Propheten Muhamed, so wie sie von den Gelehrten des christlichen Europas dargestellt werde, niederschreiben. Diese Arbeit erhielt, wenigstens nach der Versicherung, die man ihrem Verfasser darüber gab, so großen Beyfall, daß sie in Abschriften an die Bibliothek der großen Moschee in Bokhara, an die Mullahs in Balkh, Khullom und Mezar, ja durch Vermittlung der in der Hauptstadt anwesenden Fremden nach Kabul, Kasch-

mir, Samarkand und Drateppa gesendet wurde. Andre Fragen des Königes waren über die Verschiedenheit der Art zu reisen in Persien, in der Türkey und England. — Ob die Königin einen Gemahl habe? — Ob es in England auch Zauberer gäbe? — Warum die Engländer alte Münzen lieben? — Wer war Dschengis Khan? — Wer war Darius? — Wie beherrschen die Engländer Indien? — Hat die Königin Macht zu tödten, wen sie will? — Wie viel Parasangen macht ein Dampfschiff in einer Stunde? — Ob man seinen Gesandten in London tödten würde?

Diese Art des Verkehrs, in welchem unser Reisender mit dem Emir stand, hatte eine Wirkung gehabt, welche ohnfehlbar Vieles zu Wolffs Rettung aus dem Rachen des Löwen beytrug. Mehrmalen hatten die fanatischen Feinde der Engländer, darunter sehr mächtige waren, den König bewegen wollen, den Befehl zur Hinrichtung des unbescheidenen, dabey nach ihrem Maßstab bey weitem zu wenig freygebigen Fremden zu geben, er hatte dieses aber lange Zeit verweigert und selbst dann, als diese günstige Stimmung in eine entgegengesetzte übergegangen war und der Emir jetzt bereit gewesen wäre, den christlichen Mullah umbringen zu lassen, erregte das kühne Unternehmen des Mannes, welcher unbewaffnet und allein nach Bokhara kam, um ihn über sein Verfahren gegen zwey Engländer zur Rede zu stellen, seine Achtung. Der Groß-Kadi fand einst den Emir in tiefen Gedanken, den Kopf auf die Hand gestützt. „Wie merkwürdig ist es, so sprach er nach einiger Zeit, ich habe zweymal hunderttausend gefangene Perser (persische Sklaven) hier, Niemand bekümmert sich um sie, und zweyer Engländer wegen kömmt jener aus England, allein und ohne Schutz, um ihre Befreyung zu fordern." Auch verdient es Erwähnung, daß man es Wolff später bey seiner Abschiedsaudienz gestattete, die Thore des königlichen Palastes zu Pferde zu betreten, was sonst nur den Gesandten des Sultans von Constantinopel und des Schachs von Persien erlaubt wird. Dennoch waren all diese Zeichen von Gunst nur schnell vorübergehende Lichtblitze in das Dunkel eines Gefängnisses, darin ein zum Tode Verurtheilter sitzt.

Denn einer solchen Gefangenschaft wurde der Aufenthalt unsres Reisenden in Bokhara von Tag zu Tag immer ähnlicher. Der Naib und seine Genossen machten sich ein wahrhaftes Vergnügen daraus, ihm seine nahe Hinrichtung als einen ganz sichern Ausgang seines Wagstückes anzukündigen, wenn sie auch dann zuweilen wieder dazwischen, um Geld oder Geldverschreibungen an die englischen Behörden von ihm zu erpressen, ihm mit der Aussicht schmeichelten, daß ihm der Emir das Leben schenken und ihn werde fort ziehen lassen. Einige Male schien es ihm so gewiß, daß kein anderes Loos seiner warte, als das was seiner Freunde ihres gewesen, daß er jene letzten Worte des Abschiedes an die Seinen schrieb, welche zu den schönsten Stellen seines Buches gehören. Als ihm schon auf vielfache Weise der Tod angekündigt war, geschahe noch der letzte Schritt, den die Etikette des Islams befiehlt, ein Mullah kam zu ihm und fragte ihn im Namen des Königs, ob er Muselmann werden wolle? — „Sage dem Padischah," erwiederte Wolff, „nie, nie, nie." — Hast du keine höflichere Antwort für den König, fragte der Mullah. — „Nein."

Einige Stunden nachher trat der Scharfrichter herein, der nämliche, welcher Stoddart und Conolly den Kopf abgeschnitten hatte; auch dieser, auf seinen Hals deutend, kündigte ihm sein Schicksal an. Wolff hatte bisher immer Opium bey sich getragen, um sich gegen den Schmerz des martervollen Todes etwas unempfindlich zu machen; er warf dieses von sich und schrieb noch die Worte in seine Bibel an seine Gemahlin und seinen Sohn: „ich habe euch beyde bis in den Tod geliebt."

Mitten in dieser Zeit der größesten Gefahr hatte sich aber auch das Mittel der Rettung eingestellt. Ein Gesandter des Schach von Persien, der ritterlich edle Abbas Khuli Khan, war in Bokhara angelangt und hatte einen Brief seines Monarchen an den König mit sich gebracht, dessen Inhalt die dringende Aufforderung war: „Wolff aus der Gefangenschaft zu entlassen und seine Heimreise zu fördern; England und Persien seyen so nahe befreundet, daß der Schach im Falle der Nichtgewährung seines Ansuchens selber gegen Bokhara mit gewaffneter Hand einschreiten müsse." Man hatte dem Abbas Khuli Khan zum Glück für unsern Reisenden seine Woh-

nung in demselben Haus des Turah Zadeh angewiesen, in welchem er sich aufhielt; selbst die treuer ergeben scheinenden Diener hatten Wolff aus Furcht, daß sie mit ihm das gleiche Loos theilen müßten, verlassen, nur der treulose Verräther aus Khorasan, der ihn so vielfach getäuscht, bestohlen und verläumdet hatte, und dessen sehnlichster Wunsch es seyn mußte, daß der Reisende nicht mehr lebend als Kläger gegen ihn nach Mesched kommen möchte, war in Gesellschaft einiger Creaturen des feindselig erbosten Naib um ihn geblieben. Abbas Khuli Khan wußte, was von diesen Banditen zu erwarten sey; er versorgte seinen Schützling mit Speisen und Getränken von seiner Tafel, ließ alle Zugänge zu den Zimmern desselben bey Nacht bewachen und verwahren, nahm selbst den Schlüssel davon zu sich und befahl einem seiner Diener, zum Schutz bey dem Fremden zu bleiben. Eben dieser edle Perser, der in seiner früheren Stellung als Gouverneur von Buschire am persischen Meerbusen die Engländer kennen und schätzen gelernt hatte, äußerte die Meinung, daß einst die ganze Welt zum Christenthum sich bekennen und daß Christus 40 Tage über sie herrschen werde, bis zuletzt der Antichrist erscheine, der alle Menschen wieder zu Mahomedanern machen werde. Eine ähnliche Ansicht von einem nahen, großen Sieg des Christenthums sprach auch unverholen und laut ein Mann aus Bokhara aus, als er Wolff bey einem Besuche in dessen Wohnung in seinem Zimmer auf- und ab- gehen sah. Dieser Engländer, so sprach er, ist nicht ohne Grund erschienen, die Bücher der Christen offen an seinem Herzen tragend; er ist der Vorläufer großer Begebenheiten. Denn die christlichen Mächte werden sehr bald den ganzen Islam zu Schanden machen; Jesus wird binnen vierzig Jahren König über die ganze Welt seyn und der Dedschal (Antichrist) wird kommen.

Die Theilnahme, welche unser Reisender als Christ so wie als dankbarer Empfänger vieler Beweise von Freundlichkeit, die er auf seinem Wege von den russischen Gesandschaften erfahren, gegen die in Bokhara befindlichen russischen Gefangenen empfand, veranlaßte ihn zu dem Versuche, mehrere dieser Gefangenen loszukaufen. Ein altes 120jähriges Weib lachte über den Vorschlag, daß sie wieder nach Rußland gehen sollte, wie über einen komischen Einfall; mehrere Männer sagten, wir sind hier verheirathet und wohl versorgt; wir wollen nicht mehr aus Bokhara hinaus.

Endlich, am 3. August, nach einem mehr als viermonatlichen erzwungenen Aufenthalt, durfte Wolff in Begleitung des persischen Gesandten die Stadt, die für ihn eine Mördergrube war, verlassen. Er war jetzt allerdings der Gefahr einer öffentlichen Hinrichtung entgangen, nicht aber der, durch Mörderhand zu sterben, denn der Naib, sein erbitterter Feind, hatte mehrere Banditen gedungen, welche den Fremden als Diener begleiten und nur eine günstige Gelegenheit abwarten sollten, um ihn zu ermorden und die 3000 Dukaten ihm zu rauben, die er gegen eine Schuldverschreibung, welche nach England gestellt war, in Bokhara erhoben hatte. Wäre es diesen bösen Buben gelungen, ihren angeblichen Herrn von der Karawane des persischen Gesandten zu trennen, die aus 2000 Kamelen bestand; dann hätte unser Reisender seine Heimath niemals wieder gesehen. Ehe wir jedoch mit noch einigen Worten der Heimreise erwähnen, wenden wir uns noch einmal nach Bokhara zurück.

Mitten aus einer Wüste siehet der Reisende, welcher in dieses Land eintritt, Bokhara mit seiner fruchtbaren Umgebung, in welcher viele Dörfer und Landhäuser liegen, sich erheben. Die Hauptstadt selber mit ihren 360 Moscheen, 22 großen Karawansereien und dem auf einer kleinen Erhöhung liegenden Königspalaste, gewährt einen prachtvollen Anblick; sie nimmt einen Umfang von 15 englischen Meilen ein. Wenn man durch eines ihrer 11 Thore hineinreitet, dann bemerkt man bald, daß man sich in einer Stadt befinde, welche durch ihren Verkehr reich und blühend und durch eine Art von moslemitischer Bildung ausgezeichnet ist. Ganze Straßen enthalten nichts als Läden und Magazine für Kaufleute aus allen Theilen von Turkistan, Kaschgar, Hindostan und Rußland. Eine Menge der Bäder und gegen hundert in ihrer Art bedeutende, schön gebaute Schulen sind zwischen den Häusern, welche weder Dächer in unsrem Sinne, noch Fenster haben, verstreut. Man sieht Gebäude von uralter Bauart

des Morgenlandes, denn der alte Pallast, Ark genannt, wurde schon unter Arslan Khan vor tausend Jahren gebaut. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 180,000 Seelen geschätzt, darunter 10,000 Juden sind. Die übrigen Einwohner sind, wie der größeste Theil des Volkes im Lande Usbeken, ein meist rohes Gesindel, das mit fanatischem Eifer dem Islamismus ergeben ist, und vorzugsweise mit dem Landbau sich beschäftigt. Etwas gebildeter als die Usbeken erscheinen die alten, ursprünglichen, von ihnen unterjochten Einwohner, die Tatschiks, welche meist Handel und bürgerliche Gewerbe treiben, dabey aber in Folge des rohen Druckes, der so lang auf ihnen lastete, hinterlistig und dem Betrug ergeben sind. Neben den Mahomedanern lebt auch noch im Lande umher der heidnische Stamm der Siahpusch, dessen Sprache aus dem Sanskrit entsprungen scheint. Sie beten einen Gott, Imra genannt, an und bringen ihm, so wie den riesenhaften aus Holz oder Stein geformten Bildern, angeblich ihrer Vorfahren, thierische Opfer, mit deren frischem Blute sie jene Bilder besprengen. Sie sind die erbittertsten Feinde der Mahomedaner und in einem ihrer Gebete an Imra sprechen sie die Bitte aus: „tödte die Mahomedaner." Die Weiber der Siahpusch sind wegen ihrer Schönheit berühmt; sie wie ihre Männer sind gesellig und heiter, lieben Musik und Tanz. Sie nähren sich von Fleisch, von Früchten, namentlich Aprikosen, Aepfeln, Wallnüssen, Trauben und aus den letzteren bereiten sie sich auch einen sehr guten Wein. In ihren Wohnungen, die mit unterirdischen Gemächern versehen sind, finden sich Tische, Stühle, Betten nach europäischer Form. Ihre Kleidung besteht bey Frauen bloß in einem langen Hemde; die Männer tragen über diesem Hemd noch ein schwarzes Ziegenfell (davon ihr Name Siahpusch oder Schwarzgekleidete) und sind dabey mit Dolch und Feuergewehr versehen. Man schätzt die Zahl der Siahpusch im Lande Bokhara auf 9000; es giebt unter ihnen ansehnlich bemittelte Leute, davon einer gegen 800 Ziegen, 300 Stiere und 8 Sklaven besitzt. Nach der Meinung einiger Gelehrten sollten die Siahpusch Nachkommen eines Restes der Armee Alexanders des Großen seyn, nach Andern Abkömmlinge der Israeliten. Von dem zuletzt genannten Volke sollen auch auf den Höhen von Badachschan noch vier Stämme: Naphthali, Dan, Zabulon und Aschar ein unabhängiges Volk bilden.

In den Schulen von Bokhara werden die Schriften der gelehrten Sunniten ebenso wie der Schiiten gelesen und erklärt. Außer dem Koran bilden die Rhetorik, Poesie und Logik die Hauptgegenstände der Studien; man führt Disputationen in scholastischer Weise; die Schriften von Dschelal und Beidawi sind eine Hauptlectüre. Der Plan wie der Inhalt des Schulunterrichts, alle Sitten und Gewohnheiten, welche bey demselben beobachtet werden, stimmen so ganz mit denen in Jemen überein, daß man die Gelehrtenbildung von Bokhara durchaus als einen Sprößling der Schule von Jemen betrachten muß, wie dieß auch die Mullahs selber anzuerkennen pflegen. Bis ins Kleinste geht die Uebereinstimmung zwischen der Tochteranstalt und ihrer Mutter. So pflegen die Lehrer und Schüler in Bokhara, gerade so wie die in Jemen, vor Anfang der Lectionen ihre Augen gen Himmel zu erheben, kehren, während sie die Fathka hersagen, ihre Hände gegen das Gesicht und streichen dabey ihren Bart. In derselben Weise werden auch alle gerichtlichen Verhandlungen eröffnet und das nämliche geschieht, wenn ein höher gestellter Mann einem Untergeordneten ein Geschenk verabreicht. In welchem hohen Ansehen die gelehrten Bildungsanstalten in Bokhara stehen, das beweist schon die prachtvolle Bauart der Schulgebäude, die zu den schönsten Zierden der Stadt gehören. Auch ein Kloster besteht in Bokhara, das dem Andenken des berühmten Derwisch Dschellal-Eddin geweiht ist. Der Emir unterhält die Derwische, welche in diesem Kloster leben, auf seine Kosten, läßt sie jedoch auch öfters den Druck seiner barbarischen Strenge fühlen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Dr. Wolffs Sendung nach Bokhara zur Erforschung des Schicksals des Oberst Stoddart und des Capitän Conolly.

(Schluß.)

An mehreren Stellen seines Werkes erzählt Wolff von Derwischen jener abgelegeneren Länder von Asien Züge, die uns einen andern Begriff von diesen Leuten beybringen können, als jener ist, den uns Perkins von ihnen giebt, welcher sie alle, ohne Ausnahme, als eine unnütze Bettelrotte schildert. Mit Recht erinnert unser Reisender daran, daß Hafiz, Saadi, Firdusi, Abul Kasim, Schemsch Tebrizi, Mullah Rumi und Emir Sultan, diese in der morgenländischen Literatur so hoch stehende Männer, Derwische waren. Er behauptet, daß allein Derwische und Juden es seyen, welche namentlich unter den wilden Turkomanen der Wüste, wie dieß unter andrem auch das Beyspiel des oben erwähnten Derwischfürsten zu Merw beweist, noch einige religiöse Erkenntniß bewahren. Viele von ihnen sind aber auch in den Werken der persischen und arabischen Dichter, so wie andrer Klassiker dieser Nationen sehr wohl belesen; in der Geschichte und Länderkunde von Asien gut bewandert. Ein Derwisch, der aus Samarkand kommend, zur Karawane, bey welcher Wolff war, sich gesellte, erzählte eines Abends den Leuten der Karawane, die um ihn her am Boden saßen, die Thaten von Timur oder Tamerlan; sprach von dem Thurm aus Menschenknochen, den derselbe zu Sebz Awar erbaute, von seinem Sieg über Bajazid, seinem Einzug in Samarkand und den Triumphfeyerlichkeiten, welche diesen Einzug verherrlichten, von seinem Tod in Atrar, als er auf dem Zuge gegen Khiwa begriffen war. Er brach plötzlich seine Erzählung ab, wendete sich gegen Wolff hin und sagte: „die Engländer sind jetzt Timur, denn sie sind Nachkommen des Dschengis-Khan; die Engländer werden die Eroberer der Welt werden. Auf meiner Pilgerreise nach Mecca kam ich nach Aden, wo sie eine starke Festung haben, und von wo sie nach Mecca gehen können, wenn es ihnen gefällt, und sie werden auch nach Mecca gehen.“

Ein andrer Derwisch, der dabey saß, berichtete, daß die großen Mullahs von Samarkand behaupten, Rußland sey der Dschadsch wa Madschudsch, d. h. Gog und Magog; dieß sey schon von dem Emir Sultan, dem großen Derwisch von Rum, vorausgesagt worden. Zum größten Erstaunen unsres Reisenden erzählte auch im Verlauf des Gespräches der Derwisch den Turkomannen die Geschichte von dem Abfall des Iskender Beckh (Skanderbeckh) von dem Islamismus, im J. 862 der Hedschra, nannte seinen anfänglichen, eigentlichen Familiennamen, beschrieb, wie derselbe mit der Macht der Christen vereint eine Geißel der Mahomedaner geworden sey, und ihren Eroberungen ein Ziel gesetzt habe.

In Gegenwart des Derwischfürsten sprach ein andrer, der aus Indien kam, von Lord Napiers Thaten in Sinde, von dem wundervollen Siege, den derselbe mit wenig hundert Mann über die vielen Tausende der Beludschen gewonnen habe. Die ganze Karawane der Turkomannen rief: „Allah, Allah, Allah, die Engländer werden gewiß auch hieher kommen, und wenn sie kommen, dann unterwerfen wir uns gleich, denn wir Turkomannen wol-

len nie gegen die fechten, welche die Oberhand haben. Wir dienen dem Stärksten, mag er ein Hindus, ein Christ oder ein Muselmann seyn. Denen, die uns Khalats (Ehrenkleider) und Tillahs (Dukaten) geben, dienen wir." — Ihr großer Derwisch fügte dazu nur die Bemerkung: „Gott belohnt die Redlichkeit; die Engländer sind redlich, darum belohnt sie Gott. Wir Turkomannen sind Diebe, deßhalb hat Gott Mißfallen an uns gefunden."

Ein andres Mal, als Wolff durch einen Sturz vom Pferde sehr übel auf und durch Kleinmuth so betrübt war, daß er weinte, trat ein Derwisch zu ihm heran und sang aus dem berühmten Buch Mesnewi die Worte:

Deß Sinn ist wüst, deß Gemüth ist verworren,
Der auf Gott und zugleich auf die Welt sein Streben richtet.

Es giebt übrigens auch eine eigenthümliche Sekte unter den Derwischen, die sich Bektasch nennen, an diesen bemerkte und rügte bey Gelegenheit unser Reisender Ansichten und Grundsätze, welche den Lehren der neuesten Philosophie einiger europäischer Länder verwandt waren. Aber selbst in solchen Verirrungen dieser morgenländisch mohamedanischen Mönche, giebt sich ein geistiges Vermögen kund, das die Ansicht, als könnten sie nichts als betteln, einer Beschränkung unterwirft.

Auch von dem Einfluß der unter allen Völkerstämmen von Asien zerstreuten Juden auf die sittliche und bürgerliche Gestaltung, selbst der verwildertsten unter jenen, spricht Wolff mit Achtung. Nur im Vorübergehen erwähnt er mehrerer hochgestellter Männer aus der neuesten Periode der asiatischen Völkergeschichte, welche Juden sind, namentlich des Generals Ventura im Dienste des Randschit Singh und nachher des Schir Singh in Lahore, des Gouverneurs von Kaschmir. Sein jüdischer Familienname ist Reuben-ben-Tura. Ebenso ist General Jochmus, der sich in Spanien hervorthat und zuletzt in Syrien gegen Ibrahim Pascha focht, ein Jude, und von derselben Abkunft, so wie desselben Glaubens sind der in Persien hochberühmte General Borowsky, so wie einige Offiziere der indisch-brittischen Armee.

Es läßt sich von unserm Reisenden, ohne eine besondre Erwähnung zu bedürfen, voraussetzen, daß er mit der meisten Aufmerksamkeit und Achtung einen geistigen Verkehr mit den wahrhaft religiösen, mosaisch-gläubigen Juden anknüpfte. Bey dieser Gelegenheit erzählt er die Geschichte eines ihm wohl bekannten Juden von solcher Denkungsart aus Deutschland. Rabbi Israel aus Braunschweig war in seiner frühesten Jugend sehr arm. Einst kam er hungrig und ermüdet zu einem Mönchskloster, um sich da einige Bissen Brodes zu erbitten. Der Abt ließ ihm ein Stück Schweinefleisch vorsetzen. „Verzeihen mir Ew. Hochwürden," sagte Israel von Braunschweig, „es ist mir im Gesetz verboten, Schweinefleisch zu essen." — „Wenn du ein solcher Narr bist," erwiederte der Abt, „dann sollst du gar nichts zu essen bekommen." Der arme Jude gieng seufzend hinweg. Der Abt ließ ihn ein Stück Weges gehen, dann sendete er ihm nach und ließ ihn zurückrufen. „Weil du," so sprach er zu ihm, „so gewissenhaft bist, und lieber den Hunger erdulden willst als dein Gesetz übertreten, will ich dich zum Agenten meines Klosters machen." Von nun an glückte es dem Israel in der Welt und er wurde der reichste Mann von Braunschweig; sein Sohn Jacobson ward von Napoleon zum Ritter der Ehrenlegion und von Hieronymus Napoleon zum Präsidenten aller Juden in Westphalen gemacht. Jacobson errichtete eine Schule für Juden- und Christenkinder in Seyen bey Braunschweig. Ein gewesener Hausverwalter bey Jacobson, ursprünglich von sehr armem, geringem Herkommen, Namens Riese, kam nach Rom, wurde durch die hochbejahrte Prinzessin Jablonowski dem Cardinal Litta empfohlen und ist jetzt Bischof von Michigan in Amerika.

Im Allgemeinen kann man von den Juden der abgelegeneren Morgenländer sagen, daß sie, mitten in dem Druck, darunter sie leben, nicht nur eifrige Anhänger des Glaubens ihrer Väter, sondern auch eifrige Forscher in den Werken ihrer Nationalliteratur, dabey im hohen Grade lehrbegierig und belehrungsfähig sind. Ein Reisender aus dem Abendlande, der sich diesen armen, von den Mohamedanern zu Boden getretnen und von ihnen tief verachteten Leuten mit zutraulicher Liebe nahet, wird von ihnen mit der aufrichtigsten, dankbaren Gegenliebe aufge-

nommen und behandelt, auch wenn er ein Christ ist; ja sie bezeugen bey jeder Gelegenheit ihre hingebende Hochachtung gegen Christen, welche dieß dem Glauben so wie der That nach sind. Der Name eines solchen Besuchenden, so wie Alles was er mit ihnen gesprochen, bleibt fest in ihrem Gedächtniß, und sein Andenken erbt sich von den Vätern auf die Kinder und Enkel fort. Als Wolff bey seiner ersten Reise nach diesen Ländern in Mesched war, hatte er vielen Verkehr mit den dortigen jüdischen Sufis, einer Secte welche sich durch philosophische Religionsansichten, durch den Geist der Duldsamkeit und Liebe, so wie durch ein stilles, beschauliches Leben auszeichnet, übrigens aber in vieler Beziehung von den Lehren und Vorschriften des Pentateuch abweichen. Unser Reisender sprach mit diesen Sufis belehrend und zurechtweisend, namentlich in Beziehung auf die pantheistischen und buddhistischen Irrthümer, welche in ihrem Religionssystem herrschen. Sie sagten ihm er sey der zweyte Engländer, den sie gesehen hätten, und welcher ein Anhänger des Buches (der Bibel) gewesen. Der erste war Lieutnant Conolly.

Bekanntlich haben sich die Nachkommen Rechabs, die Rechabiten, deren bey Jeremias (C. 35 v. 6 und 7.) Erwähnung geschieht, noch ganz den Geboten ihres Stammvaters Jonadab, des Sohnes Rechab getreu, und als ein ziemlich zahlreicher Stamm in Arabien erhalten. Als Wolff auf seiner früheren Reise im J. 1835 von Sarrif in die Nähe von Sana kam, welches damals von den Rechabiten belagert wurde, kam eines Tages ein bewaffneter Schwarm von diesen, mit dem kriegerischen Schrey Hu, hu, gegen ihn angesprengt. Er hielt seine Bibel in die Höhe; sie riefen „ein Jude, ein Jude“ und machten Halt. Wolff erzählte ihnen, daß er bereits vor 12 Jahren einen aus ihrem Volke mit Namen Musa in Mesopotamien gesehen habe. „Heißest du Joseph Wolff?“ fragten ihn die Rechabiten, und auf seine bejahende Antwort umarmten sie ihn. Sie bewahrten sorgfältig noch die Bibel, die er vor 12 Jahren dem Musa gegeben hatte. Sechs Tage war er ihr Gast. Sie leben noch immer, wie zu Jeremias Zeiten, in Zelten, trinken keinen Wein, pflanzen keine Reben, säen kein Getreide, sind Jonadabs ihres Stammvaters eingedenk. Sie, wie die Juden aus dem Stamme Dan, die er unter ihnen fand, erwarten die baldige Ankunft des Messias in den Wolken des Himmels. Sie baten unsren Reisenden er möge bey ihnen bleiben, ihnen die Lehre vom Messias verkünden und eine von den Töchtern Rechabs zum Weibe nehmen; denn, so sagten sie, „wir werden eines Tages die Schlachten des Messias schlagen und nach Kuds (Jerusalem) ziehen.“

Dergleichen Beweise von dankbarer Anhänglichkeit und von Theilnahme an seinen Schicksalen erfuhr unser Reisender von den Juden, so wie von ihren Glaubensverwandten viele. Aber er fand sie auch unter Mohamedanern. Als er endlich, seiner lebensgefährlichen Haft entlassen am 3. August aus Bokhara auszog, da versammelten sich Tausende von Menschen: Juden und Usbeken, Turkomannen und Perser; die Straßen ertönten von dem Rufe: „Gott erhalte den Emir, da er dich wegsendet.“ Ein verschleiertes Weib stand auf der Straße, sie weinte und rief: „Welche Freude wird dein Weib haben! Wie wird sie lobsingen, daß du ihr neugeboren bist; eine solche Gunst hat der Padischah lange Zeit Niemand erzeigt.“

Das verwildertste, barbarischste, für allen geistigen Einfluß unempfänglichste, thierisch dumpfeste Volk, welches Wolff auf seiner Reise durch diese Länder kennen lernte, sind die Turkomannen der Wüste. Ein Raubgesindel, von welchem er namentlich auf seiner Rückreise über Merw nach Sarakhs ungemein viel zu leiden hatte. Sie haben mit andren Wilden jene außerordentliche Schärfe der Sinne gemein, vermöge der sie aus den Fußtapfen im Sande die Fremden, so wie die verschiednen Stämme der Turkomannen erkennen, welche vorüberzogen. Das Ohr auf die Erde legend verstehen sie aus großem Abstand das, was Andre zusammen sprechen. Einer aus diesen Leuten, der Khan Saat aus Saraks roch die Annäherung einer Caravane von Usbeken, die erst nach einigen Stunden ankam. Als Wolff aus den Gegenden, in denen diese wilden Horden hausen, zu dem ersten persischen Orte, nach Mostrun kam, da war seine Freude nicht viel geringer als bey dem Auszug aus Bokhara; denn unter den treulosen Turkomannen schwebt das Leben des Fremden in stetter Todesgefahr.

Der Aufenthalt in Persien war nach solchen Mühseligkeiten für Wolff ein liebliches Ausruhen unter Freunden. Er verließ Teheran am 7. November, verweilte in Tebriz, erreichte Trebisond am 7. Febr. 1845, stieg am 9. April in Southampton ans Land, wo die Seinen den ihnen wiedergeschenkten Gemahl und Vater freudig empfiengen und die Freunde ihn begrüßten.

C. Sollius Apollinaris Sidonius und seine Zeit, nach seinen Werken dargestellt von Dr. Michael Fertig. Abth. 1. S. 34. Abth. 2. S. 48. gr. 4. Würzburg 1845. 46.

Diese fleißig ausgearbeitete Einladungs-Schrift zu zwey Schluß-Feyern des Gymnasiums zu Münnerstadt kann deutschen Lesern anstatt einer Uebersetzung des Sidonius dienen. Wir haben deren keine in unserer Sprache und werden aus guten Gründen wohl auch keine bekommen.

Sidonius Apollinaris (nicht mit einem hundert Jahre älteren Apollinaris in Syrien zu verwechseln, wie vor kurzem in der geschätzten Zeitschrift: das Ausland, n. 272 geschehen ist,) war ein vornehmer Gallier, der in der andern Hälfte des fünften Jahrhunderts ansehnliche Staatsämter bekleidete, dazwischen auf seinen Gütern ein behagliches Leben führte und zuletzt wider seinen Willen ein Bischof wurde. Der Werth seiner Briefe und poetischen Arbeiten, die in einer von ihm selbst veranstalteten Sammlung auf uns gekommen sind, ist der Form nach gering, und besteht dem Gehalte nach weniger in einer Ausbeute an Thatsachen, wofür er, der nirgends einfach und nüchtern spricht, ein gar unsicherer Zeuge ist, als in der Kunde die man, durch ihn fast allein, von dem Zustande des südlichen Galliens in den Tagen der Auflösung des Westreiches erhält; einer Kunde, die darum sehr schätzbar ist, weil darin zum erstenmale die friedliche Berührung der germanischen Eroberer mit den Unterthanen Roms zu Tage kommt. Die östlichen Landschaften hatten nämlich bereits die Burgunder, die westlichen aber die Westgothen inne, die bald auch die Mitte in Besitz nahmen. Thut sich hier viel Elend auf, das jedoch weit mehr von der Willkür und Habsucht der römischen Behörden als von der Gewaltthätigkeit der Fremden herrührte, wie auch Salvianus bezeugt, so ist doch daneben auch wieder viel Erholung. Das freundliche Verhältniß, in welchem Sidonius zu dem Könige Theodorich II., und das unfreundliche, in dem er zu dessen Nachfolger, dem furchtbaren Eurich, stand, gewährt einen Blick in das Innere eines germanischen Königshofes dieser frühesten Zeit.

Der Verf. giebt das Bedeutendste aus Sidonius Briefen und einige der kleineren Gedichte desselben in getreuer und meist fließender Uebersetzung, theils nach der Zeitfolge, theils unabhängig davon, und umgiebt diese Mittheilungen mit einer, zum Theil aus andern Quellen geschöpften, Geschichtserzählung, die im Ganzen richtig ist, im Einzelnen jedoch der Berichtigung bedarf. So ist dem Ref. Abth. 4 S. 18 die Angabe aufgefallen, die längst, z. B. von Pagi (zu 475. IV) als irrig nachgewiesen ist, es seyen Bischöfe auf Eurich's Befehl hingerichtet worden.

Die Behandlung, Benützung und Beurtheilung des Sidonius durch neuere Schriftsteller hat Hr. F. nicht unberücksichtigt gelassen. Er widerlegt z. B. Abth. 2 S. 41 recht gut die Voraussetzung Guizot's, Sidonius sey schon Bischof gewesen, als er an der in dem Briefe V. 7 beschriebenen Feyer Theil nahm. Unbillig ist jedoch der Verdacht, welchen der Vf. dabey auf Guizot's Absicht und Verfahren bey dieser Anführung wirft, in welcher einige Ausdrücke vielleicht zu stark sind, die Hauptsache aber bezeugt genug ist.

Eines hat Ref. an dieser lobenswerthen Arbeit desto mehr vermißt, je angemessener es ihrer nächsten Bestimmung, für die studirende Jugend, seyn möchte. Der durchaus verwerfliche Styl des Sidonius verdiente als ein warnendes Beyspiel gegen die Ausschweifung im Lesen und gegen den Abfall von den einzigen ächten Mustern bezeichnet zu werden. Diese waren dem Manne, wie aus vielen Stellen zu ersehen, wohl bekannt; er hielt sich aber an die neuesten Redekünstler, die Aufsehen machten,

Quos multo minor ipse plus adoro,
Paulinum, Ampeliumque Symmachumque,
Acrem Lampridium, catum Leonem,
Praestantemque tuba Severianum. (Carm. IX.)

Vermuthlich wollte er es diesen berühmten Leuten, Classikern ihrer Tage, noch zuvorthun; er brachte es im Gesuchten, Geschraubten zu einer Meisterschaft, die nicht mehr übertroffen wurde. Es giebt wohl keinen andern Schriftsteller, der mit der Antithese einen gleich großen Mißbrauch getrieben hätte. Es ist bemerkenswerth, daß diese mächtigste Figur, mit welcher die redende Kunst eigentlich begonnen hat, eben dieser Kunst durch Uebertreibung zum Verderben hat gereichen müssen.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	3. December.
Nro. 241.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1846.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besondrer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, von Joseph Russegger. Zweyten Bandes zweyter Theil, enthaltend die Reise in Ost-Sudan. 1843.

Jeder Theil des eben genannten, eben so umfang- als gehaltreichen Werkes umfasset eine eigne, für sich bestehende Reisebeschreibung. Die klare, gesunde Auffassung der natürlichen so wie, wenn es in seinem Plane lag der politischen Verhältnisse der Länder, welche Russegger durchreiste, dazu die originelle Weise seiner Darstellung, geben, wie wir dieß bereits in den Anzeigen der vorhergehenden Theile bemerkten (m. v. gel. Anz. B. XIV. Nr. 122—124; B. XIX. Nr. 192—196) seinem Werke selbst dann einen Reiz der Neuheit, wo dasselbe in bekannteren Regionen sich ergeht; noch in ungleich höherem Grade ist jedoch dieses da der Fall, wo es mit der Beschreibung solcher Länderstriche und Völker sich beschäftigt, welche vor unsrem Reisenden noch kein wissenschaftlich gebildeter Europäer besucht hatte. In dieser Hinsicht steht allen andren Theilen des Russeggerschen Reisewerkes der voran, den wir in den nachstehenden Blättern anzuzeigen gedenken; sein Inhalt führt uns am weitesten über die Gränze des bisher Bekannten hinaus.

Das Wort, das der ehrliche Bergmann Mortsch bey der Abfahrt von Chardum aussprach: „nun wird es einmal Ernst" war in jenem Augenblick für unsren Reisenden und seine Begleiter in mehr als einer Beziehung ein sehr treffendes. Denn obgleich die Nilfahrt von Cairo bis nach Chardum, wo die Reisenden am 13. März 1837 angelangten, im ganzen eine glückliche und bey ihrer mit dem stellenweisen Landaufenthalt nahe 70 tägigen Dauer auch eine ziemlich kurze genannt werden konnte, war dennoch der Gesundheitszustand der Reisegesellschaft auf dem Wege durch Oberägypten und Nubien ein sehr bedenklicher geworden. Das ungewohnte Klima hatte auf den Körper der Fremden, und in Verbindung mit den erduldeten Mühseligkeiten, selbst auf den der Einheimischen sein Recht geltend gemacht; der größeste Theil der Leute lag schwer krank darnieder, die andren, selbst der unverwüstlich rüstige Führer des ganzen Unternehmens, schwankten fieberschwach umher und hier lagen vor ihnen dem Raume nach die grauenvolle Wüste und der Zeit nach der nahe Eintritt der Regenzeit mit ihren so häufig tödtlich klimatischen Einflüssen. Ja, was die meisten Sorgen erwecken konnte, das war die Trennung von dem treuen Landsmann und kenntnißreichen Arzte: dem Dr. Veit, der sich nebst noch einigen andren der nahe befreundeten Gefährten unsres Reisenden in einem so augenscheinlichen Zustand des Hinwelkens befand, daß für diese Kranken eine schleunige Rückkehr in das gemäßigtere Klima als einziges Rettungsmittel des Lebens erschien.

Aber das Wort „nun wird es Ernst" hatte für unsern Reisenden noch eine andre Bedeutung, in welcher es nicht hemmend und zurückdrängend, sondern im höchsten Grade anregend und vorwärts treibend auf ihn wirkte. Er wußte und fühlte es durch und durch, daß die Hauptaufgabe seiner ganzen Reise, die ihm nicht nur dem Gold begehrenden Vicekönige von Aegypten, sondern dem gesammten



gebildeten Europa gegenüber oblag, das Vordringen in jene noch undurchforschten Gegenden am Scheibun, im Lande der Nuba-Neger und am blauen Fluß hinauf, südwärts von Fassokl sey, welche für die Länder- und Völkerkunde noch ganz andere Reize der Anziehung haben als ihre Goldwäschen und goldführenden Gänge.

Für den Verkehr der Bewohner des südlicheren wie des nördlicheren Afrikas läßt sich kaum ein bequemerer, günstigerer Punkt auffinden als die Lage von Chardum, am Zusammenfluß der beyden mächtigen Ströme die den Nil bilden: des sogenannten weißen und des blauen Flußes. Walteten hier die Kräfte und der Einfluß einer gebildeten Nation, welchen Rang würde in Kurzem jene Stadt unter den Städten ihres Erdtheiles einnehmen! Und was ist diese neuere Hauptstadt des alten Reiches Sennaar, diese Fürstin unter den Städten von Ost-Sudan, in ihrem jetzigen Zustand? Ein weithin ausgedehntes Gehäufe von Lehmhäusern mit plattem Dache, dazwischen die thürmchenartig spitz zulaufenden Toguls oder Rohrhütten, welche in diesem Landstrich die gewöhnlichste Art der eben so leicht aufzuschlagenden als wieder abzubrechenden Wohnungen bilden, in deren Innren nichts gefunden wird als das Lager zum Ausruhen, nebst einigen irdenen wie aus Palmenblättern geflochtenen Gefäßen, zwey Steinen zum Mahlen des Getreides und dem nothdürftigen Waffengeräthe. Nur die aus Mauersteinen gebaute neue Moschee und ein Theil des sogenannten Palastes des Pascha ragen über die niedren Hütten empor, deren mehrere, wenn sie einem und demselben Besitzer gehören, von einer gemeinsamen Lehmmauer, so wie mehrere Toguls von einer gemeinsamen Hecke umgeben sind. Man sieht daher in der ganzen Stadt nirgends zusammenhängende Reihen, sondern nur vereinzelte Gruppen von Wohnungen, zwischen denen sich die unregelmäßigen sogenannten Straßen nach allen Richtungen und mit dem verschiedenartigsten Wechsel ihrer Breite hindurchkrümmen. Da man das Baumaterial der Häuser: den Lehm, mitten in der Stadt, da wo es Jedem beliebt, aus dem Boden gräbt, sieht man auf den Straßen allenthalben tiefe Gruben; immerhin noch ein viel minder widerwärtiger Anblick als das Aas der größeren wie kleineren Thiere, ja selbst die Leichname und Gerippe von Menschen, welche außerhalb der Umzäunung der Häusergruppen hingeworfen daliegen.

Die Hauptmasse der Bewohner von Chardum, deren Gesammtzahl auf 20,000 geschätzt wird, bilden noch immer die ursprünglichen Eingebornen des Landes, die Berber, deren Stamm aus dem südlichen Nubien sich hieher verbreitet, und die Fungi aus Sennaar, welche seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts die Herrscher und Besitzer des Landes waren. Beyde sind, wie die hier wohnenden Araber ein wohlgestalteter Menschenschlag. Nächst ihnen wohnen in Chardum die Dongolani aus Dongola, und die schwarzen Araber aus wenigstens 3 verschiednen Stämmen. Zu diesem vorwaltenden Gemisch der verschiednen Völker und Sprachen kommen noch die Neger aus fast allen Länderstrichen des mittleren Afrikas, welche den größesten Theil der in der Stadt stationirten ägyptischen Infanterie bilden oder als Sklaven dem Haushalt der Bewohner angehören. Die Cavallerie von Chardum bestehet aus den Arabern der Raubstaaten (aus sogenannten Mogrebis) und aus ihren in Aegypten wohnenden Stammgenossen. Am geringsten der Zahl nach, am mächtigsten aber durch den Rang, den sie im Civil- und Militärdienst begleiten, sind die Türken, so wie die Kopten. Der damalige Pascha selber war seinem Herkommen nach ein Kurde, der vormals als Mammeluke die Gunst des Vicekoniges sich erworben hatte.

Nach der Verschiedenheit ihrer Stämme finden sich die eben genannten Einwohner von Chardum in besondre Quartiere der Stadt vertheilt. Und so wie dem Wohnsitz nach, sind sie zum großen Theil auch ihrem Geschäft und Gewerbe nach unterschieden. Denn die Berber, und mit ihnen die Fungi, wenn auch nicht mehr die Herrscher und eigentlichen, selbstständigen Besitzer, sind doch noch immer in vorherrschender Weise die Anbauer des Landes: Ackersleute und Gärtner, während die Dongolani so wie die gleich den Zugvögeln kommenden und wieder abgehenden ägyptischen und schwarzen Araber mit dem Handel sich beschäftigen, dessen Hauptzweig leider noch immer der Handel mit Sclaven, namentlich aus den Ländern der Gallas und Negern ist, zu

dem nicht selten auch Kinder von abyssinischer Abkunft kommen. Nehmen doch hin und wieder selbst Europäer, aus den gebildetsten Nationen der Christenheit, an jenem gräulichen Handel Theil, wie dieß während Russeggers Anwesenheit in Chardum ein dort wohnhafter Franzose that, und vor allem ist es der Vicekönig von Aegypten selber, welcher durch die von ihm regelmäßig angeordneten, als ein Theil seiner Einkünfte behandelten Sclavenjagden den Menschenraub wie Menschenhandel begünstigt.

Die Lage von Chardum auf einer von zwey Strömen umgränzten nach Süden breit auslaufenden nach Norden sich verengernden Landzunge, welche von der Seite des weißen Flußes her, weil dieser nur flache Ufer hat sehr leicht und auch von dem blauen Fluße, ohngeachtet seines tiefer liegenden Bettes ohne große Schwierigkeit das ganze Jahr hindurch bewässert werden könnte, würde, besser benutzt als sie dieß jetzt ist, für den Ackerbau ganz außerordentliche Vortheile gewähren. Außer der künstlichen Bewässerung kommt der Cultur des Bodens auch noch die Regenzeit zu Hülfe, vor deren Eintritt man durch ein spitzes Eisen Löcher in die Erde macht, in die man den Saamen der Pflanzen legt. Von Getreidearten werden in der Umgegend vornämlich die Hirsearten des Dura und Dochen, außerdem aber die Gemüse der heißen Zone, die Bamien (Hibiscus esculentus), verschiedne Arten der Bohnen und Baumwolle gezogen. Wenn man die Hitze des Klimas mit der gehörigen Bewässerung zusammenwirken läßt, wie dieß in den Gärten einiger dort wohnenden Europäer geschehen ist, dann läßt sich im Verlauf eines einzigen Jahres eine viermalige Getreideernte erzielen, bey deren jeder die Zeit vom Aufkeimen des Saatkornes bis zur Reife der Frucht durchschnittlich nur $2\frac{1}{2}$ Monate gedauert hatte. Die schönsten Gärten, ein Besitzthum der reichern Bewohner der Stadt, finden sich längs der Ufer des blauen Flußes. Der Genuß, den ihre Bäume gewähren kommt mehr den Augen als dem Gaumen zu. Denn obgleich die große Landzunge von Chardum noch mehr denn 1400 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt, ist dennoch die Hitze, welche vornämlich die aus den Wüsten kommenden Winde hier unter dem 15. Grad der Breite einen großen Theil des Jahres hindurch unterhalten, so heftig, daß alle Bäume und Gesträuche der warmen temperirten Zone nur in reichem Blattwuchs sich erschöpfen. Selbst die Dattelpalme trägt hier nur verkümmerte Früchte; die der Orangen, Feigen, des Weinstockes und der Melonen sind kaum zu genießen, die edleren Früchte der heißen Westküste von Afrika so wie der Tropenzone von Amerika, welche ohnfehlbar herrlich gedeihen würden, kennt man in diesem Lande noch nicht.

Für alle Bewohner von Chardum, einheimische wie fremde, ist der Eintritt und der Verlauf der Regenzeit mit großen Gefahren für die Gesundheit verbunden. Es herrschen dann häufig jene bösartigen Fieber, welche kaum eine geringre Zahl von Menschen hinraffen als in den nördlicher gelegnen Gegenden am Nil die Pest. Zwar hatte die ägyptische Regierung, bey ihrem Bestreben einzelne Formen der europäischen Einrichtungen nachzuahmen, in den beyden Hauptstädten von Ost-Sudan, in Chardum und el Obeehd Militärhospitäler errichtet, deren Aerzte so wie deren Apotheker Europäer waren, doch wie in den meisten andern Fällen ergieng es ihr auch hier; die Anstalten, obgleich sie dem Vicekönige ungeheure Summen kosteten, bestanden nur dem Namen nach und auf den Papieren der jährlichen Ausgaben, nicht dem Wesen nach. Unser Reisender, noch in Begleitung des Doctor Veit, besuchte das sogenannte Militärspital zu Chardum. Die Kranken, meist Neger, lagen auf einer dünnen Strohmatte am Boden; ihre Kost war schwarzes, kaum für das Vieh genießbares Durabrod; ihr einziges Getränk Wasser. Ungehemmt durch die Anwendung schicklicher Heilmittel verzehrte bey einigen der Kranken die Syphilis Fleisch und Gebeine, untergrub bey andren das Fieber die Wurzeln der Lebenskräfte, denn namentlich das für die letzteren bestimmte und aus Cairo daher gesendete Chinin wurde ausschließend für das Harem des Paschas verbraucht. Dagegen ließ man den Fieberkranken so reichlich zur Ader, daß gar bald der Platz von ihnen geräumt wurde; die Leichname warf man bey Nacht in die Wüste hinaus, zur Speise der Hyänen, die sich jede Nacht, ihr Futter begehrend, in der Nähe des Krankenhauses einstellen. Der eigentliche Sanitätsarzt

und Director war seit 8 Monaten nicht mehr in das Hospital gekommen; ungestört trieb sein todbringendes Stümpergeschäft ein französischer Renegat, ein gewesener Bedienter, der die Namen einiger Krankheiten so wie einiger Arzneymittel aus einem französischen, in Frag und Antwort abgefaßten Büchlein auswendig gelernt hatte, ohne die Natur und noch weniger die Behandlungsweise der einen wie der andern im Mindesten zu kennen.

Es war eine harte Geduldprobe für den kräftigen, immer vorwärts strebenden Reisenden, daß er in der Stadt, darin so Vieles ihn anwiderte länger als 2 Wochen, bis zum 28. März verweilen mußte, wo dann endlich der zögernde Pascha Alles was zur Weiterschaffung der Reisenden hinanwärts auf dem Bacher el Abiud oder sogenannten weißen Strom nöthig war, herbeygeschafft hatte. Schon über den Namen dieses gewaltigen Stroms, welcher jetzt, bey seinem kleinsten Wasserstande, in der Nähe von Chardum eine Breite von 7200 Fuß, bey einer Tiefe von 18 bis 25 Fuß hatte, bemerkt unser Reisender mit Recht, daß derselbe ursprünglich viel wahrscheinlicher, Bacher el Abid, Strom der Schwarzen geheißen habe, wie noch jetzt ein Berg in seiner Nähe der Berg der Schwarzen genannt ist. Denn an beyden Ufern wohnen mehrere Tagreisen weit hinauf die schwarzen Hassanie von arabischer Abkunft und weiter hinanwärts beginnt das Heimathland der Neger. Vornämlich sind es die Hassanie, deren Stamm durch seine Wohlgestalt sich auszeichnet, welche an den waldreichen Ufern des herrlichen Stromes im Dienst der ägyptischen Regierung das Geschäft der Holzhauer und Schiffszimmerleute versehen. Denn in Menscherah, 2 gute Tagreisen aufwärts von Chardum ist die Werfte, auf welcher die meisten Barken gebaut werden, die den Nil entlang bis zu seinem Ausfluß im Gebrauch sind. Nur bis nach Menscherah waren damals einige wissenschaftlich gebildete Europäer gekommen, auch Russegger drang bloß wenige Tagreisen weiter gen Süden, in das Gebiet der Schilluckneger vor, deren natürliche Wildheit und Grausamkeit allein durch die Furcht vor der wohl nicht minder grausamen, dabey besser bewaffneten ägyptischen Macht im Zaume gehalten wird. Dem Namen nach reicht die ägyptische Herrschaft bis gen Eleis, der ehemaligen Hauptstadt des Schillukstammes, dem man übrigens kaum die Erbauung jener, obwohl meist nur aus lufttrocknen Lehmziegeln aufgemauerten Häuser zuschreiben kann, deren Ruinen in ansehnlicher Menge weit umher zerstreut liegen. Die Schilluk stehen mit ihren Nachbarn, den Dinkanegern, obwohl beyde zu einem und demselben Stamme gehören, in so feindseligem Verhältniß, daß kein Schilluk ohne offne Todesgefahr das Gebiet der Dinka, so wie umgekehrt betreten darf.

So tief auch die schwarzen, bis auf den kleinen Schurz um ihre Hüften völlig nackten mohamedanischen Hassanie ihrem Aeußren nach selbst hinter den uncultivirtesten Europäern zurückstehen mögen, erscheinen sie dennoch im Vergleich mit den Schilluk und Dinkanegern als ein civilisirtes Volk und noch nie hatte unsren Reisenden so wie hier das unheimliche Gefühl angewandelt, welches der Anblick und die Nähe eines Volkes erregt, das ohne Spur eines geistigen Lebens bis zur Wildheit des Thieres herabsank.

Während die Fahrt nach Süden obgleich stromaufwärts durch den anhaltend kräftigen Nordwind sehr beschleunigt gewesen, gieng die Rückfahrt stromabwärts dreymal langsamer von statten. Desto besser war es möglich geworden, jene Lastthiere aufzutreiben, die schon bey der Hinauffahrt im Lager des Soliman Kascheff, des Gouverneurs der Provinz, zur Landreise nach Kordofan bestellt worden waren. Der europäische Koch der Expedition, ein Italiener aus Siena starb noch am letzten Tag der Wasserfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besondrer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Ueberaus schätzbar sind die naturwissenschaftlichen, namentlich die meteorologischen und geologischen Beobachtungen, welche H. Russegger am Schlusse dieses Abschnittes seines Reisewerkes über die Gegend von Chardum und am weißen Strom mittheilt. Wir heben hier nur aus den letzteren einige Züge hervor, welche Jedem, der in diesem Gebiet nicht ganz Fremdling ist, als höchst bedeütungsvoll erscheinen müssen: Mit dem Sandsteine, welcher entlang dem weißen Strom, südwärts von Chardum in einzelnen, isolirten Felsenmassen über die Alluvionen des Flusses hervortritt, wechslen dünne Lagen eines harten, stets buntfarbigen Thones, welcher außerdem auch in dem Sandsteine kleine, contemporäre Lager von der Gestalt in die Länge gezogener Linsen bildet, und der überdieß in zahllosen Nestern auftritt, die sich in bestimmten Richtungen an einander reihen und Streifen bilden, welche die größeren Thonausscheidungen im Hangenden und Liegenden begleiten. Der bunte Thon dieser nesterartigen Räume nimmt hin und wieder bey vollkommen gleichförmigem Aussehen seiner Theile eine kieslige Natur und einen solchen Grad der Härte an, daß man ihn als einen förmlichen Uebergang in Hornstein oder Feuerstein betrachten muß. — — Der Dschebbel Harras ist ein Porphyrstock von Granit umgeben, welcher aus der weitverbreiteten Sandsteinformation Nubiens hervortritt. Unwillkürlich kommt man zu der Ansicht, daß dergleichen krystallinische, in der Mitte der normalen vorkommenden Felsgebilde nichts andres seyen, als Lagerstätten von kolossaler Entwicklung. Die durchgreifendste und allgemeinste Form solcher Lagerstätten ist die der Linse und es bleibt unentschieden ob ihr Entstehen mit dem der Hauptmasse zusammenfällt, oder erst später durch Ausscheidung und wechselseitige Anziehung der homogenen Theile erfolgte. So sehen wir die Granit und Gneißlinsen (Stöcke) unserer Alpen umschlossen von Schiefern mannigfacher Art und diese Massen liegen in gewissen Richtungen an einander gereiht in der Masse normaler Felsgebilde, denen der Charakter der Schichtung und des Vorhandenseyns organischer Reste, wenn nicht ausschließlich, doch in überwiegender Entwicklung zukommt. So sehen wir die Porphyrstöcke Central-Afrikas von grobkörnigen Graniten umgeben und diese Massen liegen zerstreut oder in bestimmten Richtungen geordnet in jener Hauptmasse von Felsbildungen, denen der Charakter submarinischer Ablagerungen nicht abgesprochen werden kann.

Auch der schön geformte Araschkolberg, an welchem die Reisenden vom westlichen Ufer des weißen Stromes aus auf ihrem Zuge nach Kordofan vorüberkamen ist eine Granit- und Porphyrbildung der erwähnten Art, welche isolirt aus der Savannenebene sich erhebt, die zu jener Zeit einem versengten Stoppelfelde glich, während sie zur Zeit des Regens in ein üppig grünendes Weideland sich verwandelt. Die Hitze war hier, am Nachmittag des 5. Aprils im Schatten eines Felsens 33° R. Im

ganzen Ostsudan hatte sich schon seit einigen Jahren der Regen in unzulänglicher Menge eingestellt, dadurch hatte der Viehstand der Landesbewohner so sehr gelitten, daß die nicht verminderten sondern sogar vergrößerten Abgaben und Erpressungen, welche die ägyptische Regierung über sie verhängte, zu einer unerträglichen Last geworden waren. Im weiteren Verlauf der Landreise nach Kordofan sah unser Reisender zum ersten Male einen kleinen Wald von Adansonien (Adansonia digitata), deren nördlichste Gränze des Vorkommens in Afrika nicht über den 14. Grad der Breite hinausgeht. Die Höhe der hier (an der Nordseite des Dschebel Kurbatsch) stehenden Adansonien überstieg, als Russeger sie sah, kaum 30 bis 40 Fuß, die Dicke des Stammes aber, 3 Fuß über der Erde gemessen, hatte einen Durchmesser von 15 bis 20 Fuß, während unser Reisender auf seinem Wege nach Fassokl einen Baum dieser Art von 30 Fuß im Durchmesser sahe. Bey dieser Gelegenheit erinnert Russegger, in Uebereinstimmung mit der von ihm gemachten Beobachtung, nach welcher die jüngsten Stämmchen dieser Baumart andre junge Pflänzlinge von Bäumen an Größe weit übertrafen, an die auf Erfahrung sich stützende Behauptung von Deslongchamps, daß die Adansonia keineswegs, wie man bisher auf Treu und Glauben angenommen, ein außerordentlich langsames, sondern vielmehr ein sehr schnelles Wachsthum habe, so daß die Stämme in 30 bis 40 Jahren einen Durchmesser von 3 Fuß erreichen.

Bis zum 13. April, acht volle Tagreisen, hatte der Weg gedauert vom weißen Strom bey Torra bis zur Hauptstadt von Kordofan, el Obeehd, dessen Abstand in S. W. Richtung gegen 45 geogr. Meilen (70 Karawanenstunden) zu schätzen ist. Diese Hauptstadt der Provinz Kordofan ist vorzugsweise begünstigt durch ihre Lage unter 13° 1′ 22″ N. Br. und in einer Höhe von mehr denn 2000 Fuß über dem Meere, dazu in der unmittelbaren Nachbarschaft des freylich nur um 700 Fuß höheren Berges Kordofan, dem allein seine isolirte Stellung eine so namhafte Bedeutung gab, und in einer solchen Entfernung von den Hauptströmen des Landes, daß die Feuchtigkeit der Atmosphäre in der längsten Zeit des Jahres niemals jenen hohen, gefahrdrohenden Grad erreicht als bey Chardum. Dennoch mußte unser Reisender gerade hier, an diesem verhältnißmäßig gesunderem Orte, an sich selber, wie an seinen Begleitern, davon einige dem Anfall erlagen, mehr als in Chardum die unheilbringende Macht des ungewohnten Tropenklimas erfahren. Auch in anderer Hinsicht war seine Lage, im Kampfe seines Vorwärtsstrebens mit den Hemmungen, die er zu erfahren hatte, eine sehr bedauernswürdige. Alle Vorboten der annahenden Regenzeit, während deren Dauer das Reisen durch die waldreichen Ebenen zwischen Obeehd und den Goldwäschen am Scheibun im Lande der Nubaneger schlechterdings unmöglich ist, waren vorhanden, eine Art von Schwalben, welche ganz unsrer Hausschwalbe gleicht, hatte sich schon am 22. April eingestellt, was nach der Aussage der Eingebornen ein sichres Zeichen seyn sollte, daß in längstens 6 Wochen die volle Regenzeit da seyn werde; als Vorboten von ganz gleicher Bedeutung betrachtete man auch die Schaaren der schwarzen Störche (Ciconia Abdimii), die jetzt aus Süden kamen. Während am Tage von früh 9 bis Nachmittags 2 Uhr die heftigen Winde aus Ost und Nordost weheten, welche die Luft mit Sand und Staub erfüllten, so daß das Athmen eben so beschwerlich wurde als das Gehen auf dem glühend heißen Sande, sah man bey Nacht im Süden den Wiederschein der Blitze, mit denen die noch fern abgelegenen Gewitter sich entluden. Wie das Grün des Bodens in ein fahles Gelb sich umgewandelt hatte, so gab auch das Licht der Sonne allen Gegenständen, welche es beleuchtete, einen widerwärtig grellen, gelblichen Schein.

Obgleich zu all diesen herabstimmenden Umständen auch noch jener entmuthigende sich gesellte, daß so eben die Cholera unter der Masse des Volkes wüthete, ließ sich unser Reisender dennoch nicht davon abschrecken, die Zeit der Zögerung, welche er hier auszustehen hatte, zu Excursionen in die nächste Umgegend der Stadt und zum Durchforschen dieser Umgegend anzuwenden.

El Obeehd läßt sich in der Fülle seiner Naturgaben als ein Paradies für den Sammler, namentlich von Thieren der afrikanischen Tropenzone betrachten. Der Reisende ist hier, unter dem Schutz

der ägyptischen Macht, die an diesem Hauptposten von Kordofan bedeutende Streitkräfte versammelt hält, vollkommen sicher; er kann von diesem Punkt aus nach allen Richtungen hin seine Eroberungszüge in das Pflanzen- und Thierreich vornehmen, und von hier aus beständig Gelegenheit finden, seine Sammlungen an den schiffbaren Strom und auf diesem an die Meeresküste zu bringen. Auch hat die öftere Nachfrage, die von Aegypten aus, so wie von besuchenden Europäern an die Jäger nach seltenen Thierhäuten ergieng, bey mehreren von diesen eine solche Lust an dergleichen Erwerb geweckt, daß sie zu jeder Zeit sich bereitwillig finden lassen, ganz gut mit Alaun und Arsenik präparirte Felle für die Liebhaber dieser Gegenstände herbeyzuschaffen. Einer dieser Jäger, ein Hassanie-Araber aus der Gegend von Torra am weißen Nil, forderte für das Fell eines großen Hippopotamus 30, für das einer 16 Fuß hohen Giraffe 32, für das Fell der größesten Antilopenarten 6, für eines der kleineren 3 und 2, für das eines Hyrax 1 Gulden Conventionsmünze, und nach dem Verhältniß der Größen verminderten sich auch seine Forderungen bis auf einzelne Bruchtheile eines Guldens. Zum Sammlen der schönsten Insekten ließen sich die Gassenkinder so wie mit ihnen auch viele schwarze und braune Frauen sehr bereitwillig finden.

Eines ist, das während der trockenen Jahreszeit in der sonst so reichen, von Wald umsäumten Gegend von Obeehd schmerzlich vermißt wird: dieß ist die Nachbarschaft eines fließenden Wassers. Weit und breit um die Stadt findet sich dann weder ein Bach noch eine Quelle, während sich in der Regenzeit anschwellende Giesbäche und kleine Seen bilden, die den lockeren Boden bis hinab auf den festen Grund des Urgebirges mit einer Fülle von Wasser speisen. Aus dieser Fülle wird dann auch in der dürren Zeit das Land sammt allen seinen lebenden Bewohnern in ausreichender Weise versorgt mittelst der Brunnen, die man überall und stets mit dem besten Erfolge durch das angeschwemmte Land hinabteuft. Zu dieser Arbeit bedient man sich der Sklaven und zwar häufig jener schlimmsten oder nach der alten Freyheit begierigsten, die man, wenn sie nicht entfliehen sollen, beständig in Ketten gefesselt und unter Aufsicht halten muß. Wenn der Brunnen so tief ist, daß keiner dieser Arbeiter ohne Seil und Leiter aus ihm heraufsteigen kann, dann nimmt man jenen ihre Ketten ab und läßt sie nun so lange fortarbeiten, bis sie unten an dem festen Felsengrund eine hinlängliche Menge von Wasser erbaut haben. Aus solchen Brunnen empfangen dann auch die Felder und Gärten ihre Bewässerung, zu welchem mühsamen Geschäft die starken Bagarastiere so wie Negersklaven verwendet werden.

Es gehörte ein mehr denn gewöhnlicher Grad von Entschlossenheit und Muth dazu, um allen den Gegenvorstellungen und Hindernissen, welche der commandirende Bey von Obeehd der Weiterreise Rußeggers so nahe vor dem Eintritt der Regenzeit entgegensetzte, ein Ende zu machen. Freylich waren die Forderungen, die unser Reisender zum Zweck seines sichern Geleites an die Goldwäschen von Scheibun machen mußte, keine geringen; es bedurfte dazu eine militärische Bedeckung von 300 Mann Infanterie und 150 Mann irregulärer Cavallerie, dazu einer Schaar dienender Leute, welche die Kamele, deren Zahl sich auf mehr denn 300 belief, versorgten und führten, so daß ein Heer von nahe 500 Mann gewaltsam zusammengepreßt werden mußte, um die Expedition in Gang zu setzen. Und als nun endlich Alles zur Abreise vorbereitet, die militärische Bedeckung bereits auf die nächste Station ausgerückt war, da erkrankte der kräftig kühne Mann in der letzten Nacht vor der Abreise noch selber an einem Anfall der Cholera, den er jedoch durch kalte Waschungen so schnell und glücklich beseitigte, daß er am andern Morgen (am 30. April) wieder als Führer des ganzen Unternehmens zu Kamel zu sitzen vermochte. Noch an demselben Tage stieß er mit den vorausgezogenen Truppen zusammen und am 1. Mai begann der wissenschaftlich so bedeutungsvolle Feldzug.

Wer ein solches sogenanntes Militär, dergleichen das ägyptische in Ostsudan ist, noch nie gesehen hat, der kann sich nur schwer eine Vorstellung von der Weise machen, in der dasselbe bey seinen Feldzügen sich benimmt. Der Aufbruch beym Grauen des Tages geschieht unter wüstem Geschrey und

Lärmen, ohne alle Ordnung; in mehr denn zehn verschiedenen Sprachen läßt sich die unmuthige Stimmung der unter die Waffen gezwungenen, meist aus ihrem Vaterland geraubten Neger-Infanteristen vernehmen; dazwischen hört man die arabischen Verwünschungen der Söhne der nordafrikanischen Raubstaaten: der Mogrebis, welche die Cavallerie vorstellen. Erst wenn die höher steigende Sonne den verworrenen Haufen beleuchtet, ordnet sich dieser in lange Reihen der Fußgänger und Kamelreiter, zu denen, abwechselnd einen Tag um den andren, auch die Infanteristen gehören, für deren 300 Mann jedesmal 150 Kamele bestimmt waren. Uebrigens leisten die Kamele in diesem Landstrich nicht dasselbe, was sie in Aegypten, in Arabien und in Kleinasien vermögen; sie fallen bald von ihrem Fleisch und ihren Kräften und sterben häufig auf den Zügen hin, ein Umstand, den die Eingebornen noch immer wie zu Bruces Zeiten dem schädlichen Einfluß einer Fliege zuschreiben, deren Schwärme das Kamel verfolgen sollen. Auch das kleine hiesige Pferd, obgleich vom arabischen Stamme, steht an Kraft, an Muth und Ausdauer weit hinter seinen Verwandten jenseits des nördlichen Wendekreises zurück; nur dem Esel scheint das Klima von Kordofan zuzusagen, denn dieser ist im vorzüglichen Maaße munter und kräftig.

Schon am Abend des ersten Tages dieses eigentlichen Heerzuges bedeckte sich der Himmel plötzlich und ein Gewitter brach aus, das in der ungeheuren Heftigkeit seiner Blitze, die sich wie ein Feuerstrom am Boden hinwälzten und die Bäume umher zerschmetterten, in dem lauten Krachen seiner Donner und in der Mächtigkeit der Wasserfluth, die aus den Wolken sich herabschüttete, auch die stärksten unsrer europäischen Gewitter weit überbot. Das wilde Geschrey der Soldaten, das Scheuwerden der Kamele, das nicht durch das Gewitter allein, sondern durch das Annahen von Löwen erzeugt schien, machte dieses Bivouack zu einem ächt afrikanischen. Der reichlich fluthende Regen hatte, obgleich er nur von kurzer Dauer war, die Wüste der Savannen in grünende Fluren, den zum Theil winterlich dürr dastehenden Wald in einer einzigen Nacht in einen Frühlingsgarten verwandelt; aus den Zweigen der Bäume drängte sich das frische, grüne Laub hervor, die Blüthenknospen, die noch gestern verschlossen waren, hatten sich aufgethan. Zum ersten Male sahe auf diesem Wege unser Reisender die riesenhaften Adansonien mit der zahllosen Menge ihrer weißen, rosenartigen Blüthen bedeckt, auch der gemeinere Troß der Waldbäume, die vielen Arten der Mimosen, der Schlingpflanzen, der kostbare Weihrauchbaum (Amyris papyrifera) stunden im vollen Schmuck ihrer Blüthen da, aus denen ein so balsamisch kräftiger Duft sich ergoß, daß unsre europäischen Reisenden von dem fieberhaften Zustand, welcher in der leichenhaften Moderluft der Stadt sie gedrückt hatte, auf einmal sich befreyt, an Seele und Leib gestärkt fühlten. Zu diesen Eindrücken auf Lunge und Geruchsorgane kamen noch jene, welche der unvergleichbare Reichthum der Thierwelt, namentlich die Menge der zum Theil noch nie gesehenen, buntfarbigen Vögel auf das Auge machten.

So hoch man jedoch auch den Reiz, den diese tropischen Wälder für den Naturfreund hatten, anschlagen mochte, wurde dennoch der Genuß in ihrer Mitte auf mannigfache Weise verkümmert und gestört. Ein Zug von Reisenden, der durch diese Urwälder hindurchdringen will, hat keinen andern Weg als jene häufig bald rechts, bald links sich krümmenden Steige, welche sich die Elephantenheerden bey ihrem Durchbruch durch das Dickig von einem Weideplatz zum andren gebahnt haben. Der Reiter, welcher hoch zu Kamele sitzt, fühlt durch die scharfen Dornen der hochwüchsigen Akazien, zwischen denen die Elephantensteige hindurch führen, bald sein Gesicht, bald durch das zerfetzte Gewand hindurch seine Arme und Seiten zerfleischt und darf sich Glück wünschen, wenn die langen, zum Theil bogig gekrümmten Stacheln ihm nicht das Auge treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Unbequemlichkeiten einer Reise durch den Tropenwald während des Tages kommen jene Beunruhigungen der Nächte, welche die reißenden Thiere und die kampflustigen Stämme der Neger verursachen, an denen nach den tausendfachen Gräueln der ägyptischen Sklavenjagden ein tödtlicher Haß gegen die Weißen als etwas leicht Begreifliches erscheint.

Nur drey Tagmärsche von el Obeehd sind nöthig, um gegen Süden hin zur Gränze des ägyptischen Herrschergebietes zu gelangen. Diese Gränze ist eine natürliche; sie wird durch das vielleicht nur 500 Fuß über die Ebene emporsteigende Kaderogebirge gebildet, das von Ost gegen West sich hinzieht und durch ein tiefes Thal von dem ihm parallellaufenden Tabategebirge getrennt ist. Diese Bergeshöhen, wie der in N.O. von Kadera gelegene isolirt stehende Bergkegel des Deier, dessen Höhe doppelt so groß seyn mag als die des Kadero und mit ihnen die nachbarlichen Teggeleberge, so wie die weiter in Süden sich erhebenden Hedra-, Scheibun- und Tiraberge bestehen sämmtlich aus granitischem Urgebirge, vornämlich aus Gneiß, Chlorit- und Glimmerschiefer, in deren Gängen die ursprüngliche Stätte des Goldes zu suchen ist, dessen Körnchen und staubähnliche Theilchen die Neger noch immer, wenn die Regenzeit vorüber ist, aus dem feinem Sande der Gießbäche herauswaschen. Die Weise, wie sie dieses, namentlich in der Nachbarschaft der Tira- und Scheibunberge verrichten, welche vorherrschend aus Gneiß, durchsetzt mit zahlreichen, erzführenden Quarzgängen bestehen, ist äußerst einfach. Der Goldwäscher bedient sich dazu zweyer Schaalen aus Holz oder ausgehöhlten Kürbissen, in diese füllt er den goldhaltigen Sand, reinigt ihn durch Schütteln mit Wasser von den gröberen Theilen, bewirkt dann durch fortgesetztes, stoßweises Schütteln ein allmähliges Absinken des schwereren Goldes auf den Boden der Schaale, nimmt hierauf vorsichtig einen Theil des obenauf liegenden Sandes nach dem andern hinweg, schüttet den so behandelten Inhalt der einen Schaale in die andre und macht es in solcher Weise sich möglich, die reinen Goldkörnchen hinwegzunehmen, welche zuletzt noch auf glühenden Kohlen oder heißer Asche, die man durch Hinwegblasen entfernt, getrocknet, dann in Federkielen aufbewahrt oder in Ringe zusammengeschmolzen, meist nach Kordofan zu Markte gebracht werden. Denn alles Gold, das über Kordofan in den Handel kommt, wird aus diesen Goldwäschen der Nubaneger, namentlich am Tira und Scheibun gewonnen, deren Ausbeute, wie man unsern Reisenden versichern wollte, so groß seyn soll, daß ein fleißiger Arbeiter im Verlauf eines Tages für 3 bis 4 fl. Conventionsmünze, ja im glücklichsten Falle mehrere Loth an Gold erbeuten könne. Der Negersultan von Teggele maßt sich über alle Goldwäschen jenes Landes eine Art von oberherrlichem Rechte an, nach welchem ihm alle größeren Körner des Goldes als Tribut abgegeben werden müssen und den Arbeitern nur der Goldstaub bleibt.

Der Reisezug von el Obeehd bis zu seinem dießmaligen Ziele bey den Goldwäschen am Scheibun und Tira (unter 11° 13′ n. Br.) hatte, obgleich er nicht sehr eilfertig betrieben werden konnte, nur bis zum neunten Tage gedauert. Die vorläufige Aufgabe, welche dem trefflichen deutschen Bergmann von der ägyptischen Regierung gestellt worden, war gelöst. Dennoch sahe er sich, nicht ohne tiefen Schmerz, durch die immer näher rückende Regenzeit und durch das ungeduldige Verlangen des Anführers seiner militärischen Bedeckung um die Erfüllung des sehnlichen Wunsches getäuscht, vom Scheibun aus noch den um einige Tagreisen südlicheren Keilak, den Seitenstrom des weißen Nils, zu erreichen. Er fand freylich auf dem Rückzuge nach el Obeehd Gelegenheit genug, um die Vorsicht des Militärchefs, der die Expedition begleitete, als eine durchaus nothwendige und für Alle wohlthätige anzuerkennen. Die Regenstürme aus Süden schütteten jetzt öfter und zuletzt fast anhaltend ihre Fluthen aus; das ebene Waldland, durch welches man auf der Hinreise trockenen Fußes gezogen, war zu einem Sumpf und Morastboden geworden, auf dem sich hin und wieder das Wasser in kleinen Seen angesammelt hatte; das tiefe Bette der Gießbäche und Regenströme, das man vorher ganz ausgetrocknet gesehen, war bis zu seinem Rande, ja bis zum Ueberfließen gefüllt. Auf dergleichen Wegen war an keine militärische Ordnung solcher elenden Truppen zu denken; hätten die feindselig gesinnten Negerstämme, durch deren Gebiet und an deren bewaffneten Haufen vorüber der Zug gieng, den Moment, der sich ihnen zur Rache an ihren Drängern darbot, zu benutzen verstanden, dann hätte kein Mann der Expedition el Obeehd wieder erreicht.

Unter den vielen naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Bemerkungen, welche die Reisenden auf dem Wege nach den Goldwäschen machten, heben wir hier nur eine heraus, welche es zeigen kann, wie leicht selbst aufmerksame Beobachter in einem ihnen ganz neuen und fremden Gebiet Augentäuschungen ausgesetzt seyn können, welche zu mährchenhaften Berichten den Grund legen. Man hatte unserm Reisenden so wie dem ihn begleitenden Naturforscher Kotschy viel erzählt von einem Vogel, welcher vier Flügel statt zweyer habe und in der waldigen Gegend nordwärts vom Scheibun vorkäme. Unsre Landsleute verlachten das Gerücht als ein abenteuerliches Mährchen, als sie aber auf ihrem Rückwege am Hebraberg das Nachtlager aufgeschlagen hatten, da kam Kotschy eilig zu Russegger und erzählte ihm, daß er jetzt den Vogel mit vier Flügeln selber gesehen habe. Man kam in Begleitung mehrerer guter Schützen an eine Art von Waldwiese, auf deren Boden der abenteuerliche Vogel sich niedergelassen hatte; er flog auf mit seinen anscheinend vier Flügeln, wurde geschossen und zeigte sich nun als ein Caprimulgus, von der Größe einer Haustaube, bey welchem an jedem der beyden Flügel eine 3 Fuß lange Feder hervorragte, an deren fast nacktem, gleich dem der Pfauenschwanzfedern biegsamem Schafte eine schwarze Fahne sich befand, welche so groß war als der eigentliche Flügel.

Ein Verweilen in dem eckelhaft schmutzigen Chardum während der Regenzeit mag allerdings wie dieß aus der naturgetreuen Schilderung unsres Reisenden hervorgeht, für einen in diesem Lande und seinen klimatischen Verhältnissen noch neuen Europäer eine schwere Aufgabe seyn. Zwar das Haus, das man Russegger und seinen Begleitern auf Befehl des Pascha angewiesen hatte, war groß und mit allen in Chardum anzutreffenden Bequemlichkeiten versehen; Nebengebäude und einen geräumigen Hof gab es dabey; aber alle diese Räume waren mit Ungeziefer erfüllt, nicht allein von der auch in unsren Ländern vorkommenden bloß ruhestörenden, sondern von heftig verletzender Art, wie namentlich die großen Scorpionen, Taranteln und Ameisen, die den einziehenden Fremden fast jeden Fußbreit des Terrains streitig machten. Lästiger als alle andern fielen die überaus schmerzhaft beißenden Ameisen, welche öfters in so großen Schaaren aus den Ritzen der Lehmmauer oder des Lehmenbodens hervorbrachen, und mit solchem Ungestüm über die Bewohner des Hauses herfielen, daß diese nicht selten ihnen weichen mußten, weil alle Gegenwehr selbst durch Feuer und Wasser sie, statt sie zurückzuschrecken, gleich aufgestörten Bienen- oder Wespenschwärmen, nur noch mächtiger aufreizte. Endlich auf einmal blieben sie von selber weg.

Als die Reisenden am 23. Juny nach Char-

dum zurückgekehrt waren, brannte die senkrechte Mittagssonne noch mit unausstehlicher Heftigkeit auf den dürren, glühend heißen Boden nieder. Die täglich in Süden aufsteigenden Regengewölke entluden sich über dem waldreichen Lande und ließen anfangs nur selten einen kleinen Theil ihrer Fülle über die baumlose Wüste ausströmen. Qualvoll waren jetzt die Tage, und wenn des Nachts, bey einer Hitze von 28° R. der Chamsim mit Sturmgewalt wehte und seine Staubwolken durch die schlecht mit Brettern verschloßnen Fensteröffnungen in die Zimmer hineinführte, da fühlte man sich öfters dem Ersticken nahe. Wenn nun endlich, wie in der Nacht des 1. July ein furchtbar tobendes Gewitter seine Wassermassen, in der Weise eines der stärksten Wolkenbrüche über die Ebene von Chardum ergoß, dann sah man am Morgen den lehmigen Boden der Gassen in einen zähe flüßigen Schlamm, die oben erwähnten tiefen Gruben derselben, die zur Ablagerungsstätte des gräulichsten, eckelhaftesten Auswurfes und des Aases gedient hatten, in überfließende Teiche verwandelt, deren jauchenartiger Inhalt nach allen Richtungen sich ergoß. Ein solcher Regen brachte keine wirkliche Kühlung, sondern nur, wenn am Tage die brennend heiße Sonne durch das Gewölk brach, die dumpfig feuchte Hitze eines unreinlichen Dampfbades; man zerfloß bey Nacht in Schweiß und durfte dennoch der Decke nicht entbehren, weil jeder kühlere Lufthauch, der etwa auf Augenblicke mit der Hitze wechselte, ein tödtliches Erkranken herbeyführen konnte. Die Haut des ganzen Körpers bedeckte sich mit einem beissenden Ausschlag, eine Mattigkeit, bey der man kaum sich aufrecht halten konnte, durchdrang die Glieder. Nach kurzem Krankenlager starb schon in der vierten Woche dieses traurigen Aufenthaltes einer der kräftigsten und tüchtigsten Begleiter unsers Reisenden, der Bergmann Mortsch, aus Bleiberg in Kärnthen; ihm folgte, drey Wochen nachher der treue Diener, Karl Danelon, ein muntrer blühender Bursche, und in Kurzem sahe sich Russegger seiner ganzen europäischen Dienerschaft durch das schnell tödtende Uebel beraubt, das mit einem Verschwinden des Hautausschlages beginnt, in furchtbarer Fiebergluth mit Delirium seinen Verlauf nimmt, mit dem Hervortreten eines wie in Auflösung begriffenen Blutes aus Mund und Nase so wie mit dem Erbrechen einer grünen Materie endigt. Auch noch ein andrer, ägyptischer Begleiter: Achmed Kaptan, gerieth durch den Stich eines großen Scorpions, der in dem Hemde, das er um sich warf, verborgen gewesen war, in bedenkliche Umstände. Russegger selber aber, nachdem er die bisherige Wohnung mit einer gesünderen vertauscht, und jeden Abend eine Bewegung zu Pferd sich zur Pflicht gemacht hatte, entgieng der Gefahr des Erliegens, nicht aber jenen Fieberanfällen, die seine kräftige Natur von Zeit zu Zeit heftig erschütterten.

Während das Abnehmen des Wasserstandes in den beyden Quellströmen des Nil und zwar zuerst im blauen, dann im weißen ein sichres Zeichen war, daß die Regenzeit im fernen Süden zu Ende sey, erreichte dieselbe in Chardum erst im September ihrer bedeutendste Höhe. In der Regel an jedem zweyten Tage, meist am Abend oder bey Nacht, brach ein Gewitter aus, dessen Blitze häufig in der Stadt und ihrer Nachbarschaft einschlugen, dessen Wasserfluthen die Lehmdecken und Wände der Häuser durchweichten und einstürzen machten. Mehr als einmal lag unser muthiger Landsmann, in seinem Innren vom Fieber durchglüht, äußerlich von dem strömenden mit Lehmschlam gemischten Regen gebadet auf seinem Feldbett, in einem Zimmer, das weder durch Fenster noch Läden verwahrt war. Selbst der theilnehmende Leser seiner Reisebeschreibung athmet erst wieder frey auf, wenn er ihn, am 1. October 1837 im Geiste zu der Barke begleiten darf, die ihn, aufwärts im Bacher Ahsrak (dem blauen Fluße) nach Sennaar bringt.

Die Ruinen des alten Sobah, der vormaligen Hauptstadt von Aloa (El-esun) liegen nur eine starke Tagreise von Chardum aufwärts am Ufer des Flußes. Nicht feste Gesteine, nur lufttrockne Lehmziegeln bildeten das Baumaterial der ansehnlichen von Christen bewohnten Stadt, an deren zertrümmerten Gebäuden man den arabischen Baustyl deutlich erkennt, und welche noch vor drey Jahrhunderten in blühendem Zustand sich befand. Der Verlauf der Fahrt wurde durch einen starken Wind aus Süden, der jetzt zur Herrschaft kam, öfters sehr verzögert, doch gewährte

die langsame Reise, an einem so naturreichem Uferland vorüber, vielen Genuß, und die der Todesgefahr des bösen Fiebers entronnenen Reisenden fühlten sich mit jedem Tage mehr gekräftigt. Freylich blieb dieser Zustand nicht ohne Wechsel mit heftigen Fieberanfällen, zu welchen das nächtliche Durchnäßtwerden unsres Reisenden durch einen Gewittersturm, der am 8. October bey der ziemlich ansehnlichen Stadt Woadd Medinah ihn betroffen und seine Barke fast versenkt hatte, die erste Veranlassung gegeben haben mochte. Endlich nach 18 Tagen landete man bey Sennaar, der Hauptstadt des vormals mächtigen Fungireiches. Die Fahrt von Chardum hieher mochte, mit Einrechnung allen den Krümmen, die der Lauf des blauen Flußes macht, gegen 64 geographische Meilen betragen haben.

Sennaar trägt in mehreren seiner Bauwerke den Charakter einer ansehnlichen, innerafrikanischen Stadt. Von seiner vormals weitern Ausdehnung geben die vielen Dörfer in seiner Umgebung ein Zeugniß; denn daß diese einst als wirkliche Vorstädte und Theile mit der Stadt selber in Zusammenhang standen, das zeigen die Ruinen der zwischen ihnen und der jetzigen Stadt gelegnen ehemaligen Gassen und Häuser. Noch zu Caillauds Zeiten, der die französische Expedition hieher begleitete, schien sich die Bevölkerung von Sennaar auf 9000 zu belaufen; unter der jetzigen, ägyptischen Herrschaft ist sie auf 5 bis 6000 herabgesunken. Diese Abnahme wird nicht in Verwunderung setzen, wenn man in Erwägung zieht, welchen entvölkernden Einfluß das ägyptische System der Erpressungen, sowohl an jungen Männern, die man zum Soldatendienst zwingt, als an Geld und Geldeswerth namentlich in den weiter vom Mittelpunkt der Regierung entfernten Gegenden mit sich führen muß, wo sich die treulosen und barbarischen Beamten, um sich selber zu bereichern, ungescheut alle Plünderungen der Unterthanen erlauben. Unser Reisender führt als Beyspiel für die ägyptischen Erpressungen, selbst an regelmäßigen Abgaben, eine ihm von zuverlässiger Quelle gewordne Berechnung aus den Einnahmenlisten von Sennaar an. Auf der Insel Woadd-Handallah, der Stadt gegenüber, stehen 10 Strohhütten (Toguls), deren Bewohner etwas weniges Vieh besitzen, und welche jährlich 1200 Piaster (120 fl. Conv. M.) an Abgaben errichten müssen. Der einzige Fährmann, welcher die Verbindung der Insel mit dem linken Ufer des Flußes unterhält und dessen ganzes Vermögen in seiner schlechten Barke und in 2 Ziegen besteht, muß jährlich 150 Piaster, das elende Dörflein Basbosch, am rechten Ufer, das höchstens 20 Familien enthält, 1200 Piaster Abgaben entrichten. Man begreift kaum woher diese armen Leute in einem Lande dieß nehmen sollen, wo das baare Geld so rar, wo kein Erwerb vorhanden ist, und wo jeder nur so viel erbaut als er für sich und die Seinen zum nothdürftigsten Unterhalt braucht. Und zu diesen regelmäßigen, baaren Erpressungen kommen noch jene unregelmäßigen und in jeder Hinsicht unordentlichen (ordnungswidrigen) Anfoderungen, welche die Regierung oder jene Gewalthaber, die den Namen derselben hierbey mißbrauchen, an das Eigenthum der Unterthanen machen, indem sie Abgaben an Kameelen, an Hornvieh und andren Landeserzeugnissen ausschreiben, welche die Quellen des Fortbestandes des Volkes untergraben und die fleißigen Landbauern ganzer Provinzen zu Bettlern machen. Schon anderwärts bemerkte unser Reisender, daß ein großer Theil jener Schöpfräder, von deren Anwendung zum Bewässern des Bodens das Fruchttragen desselben abhängt, still standen und eingegangen waren, und auf sein Befragen erfuhr er als Ursache, daß die Ochsen, die man sonst zu diesem Geschäft verwendet hatte, von den Eintreibern der Abgaben hinweggenommen seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besondrer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Es fehlt auch unter den Bewohnern von Sennaar nicht an solchen, die zu einem ruhigen, nüchternen Vergleich des jetzigen Zustandes der Dinge mit dem frühern unter der Fungiherrschaft befähigt sind. Ein altes Handelshaus, in den Händen einer Familie des Landes, bestehet noch jetzt, wenn auch auf schwächeren Grundlagen des Besitzes, in der Stadt, welches vormals durch den Betrieb des Handels zwischen Abyssinien und den am nördlichen Verlauf des Nils gelegnen Ländern blühend und groß war. Wenn man Leute dieser Art befragt, dann erkennen sie allerdings auch jenen Hauptvorzug der ägyptischen Verfassung an, der in der bürgerlichen Sicherheit bestehet. Unter dem Regiment der Fungi, deren Herrscher sich nur am Freitag, und zwar verschleiert seinem Volke zeigte, waren die Abgaben freylich äußerst gering und leicht, dagegen war keiner der Einheimischen wie der durchreisenden Fremden seines Eigenthumes wie seines Lebens sicher; man konnte keinen Schritt aus der Stadt setzen, ohne einen raubmörderischen Angriff befürchten zu müssen; selbst im Innern der Stadt machten sich öfters die Häuptlinge einzelner, schnell entstehender Parteyen nach dem Recht des Stärkeren dem friedlichen Bürger und seinem Eigenthum furchtbar. Dennoch befand sich damals, mitten im Unfrieden und im Zustand der Gesetzlosigkeit ein großer Theil des Volkes im Wohlstand, ja viele unter ihm in Reichthum, während anjetzt fast Alle mitten unter dem Schirm des Friedens und des Gesetzes verarmen, und der gesammte Wohlstand des Landes wie an einer allmäligen Abzehrung dahinstirbt.

Dem Verehrer des Islam mag der Anblick der nicht unansehnlichen Moschee und ihres Minarets einen ähnlichen Eindruck machen als uns Christen an den Gränzen der Türkey der Anblick der letzten christlichen Kirche. Diese Moschee ist der äußerste, letzte Tempel des Mohamedismus, denn weiter gegen Süden hin finden sich zwar auch noch vereinzelte, sogenannte Mohamedaner, die vorherschende und allmälig ausschließendere Masse der Völker wird aber, mit jedem Schritte weiterhin, im Sinne des Islam ungläubig und heidnisch. Uebrigens erwähnen wir hier nur im Vorübergehen einer Bemerkung unsres Reisenden, deren Wahrheit auch durch andre Beobachter bestätigt wird, nämlich jener, daß der Mohamedismus, namentlich durch die Streifzüge der schwarzen Pilgrime, mit Riesenschritten immer weiter nach Süden unter den heidnischen Negervölkern sich ausbreite.

Der größeste Theil denn der Bewohner von Sennaar ist dem Bekenntniß der Lippen, der Beschneidung und mancher andren Gebräuche nach mohamedanisch, dabey aber von jenem ernsten, eifrigen Festhalten an seiner Religion, das namentlich den Türken auszeichnet, wenn auch aus andren Gründen, eben so fern stehend als der in seiner Weise überbildete Perser. Unser Reisender hörte und sah einst mit einigen

seiner Gefährten dem von einem Spiel begleiteten Gesange zu, mit welchem sich das Volk der Stadt am Ufer des Flusses vergnügte. Obgleich die Lieder, welche diese Leute sangen, nichts weniger als religiösen oder moralischen Inhaltes waren, pflegten sie dennoch am Ende jeder Strophe die arabischen Worte hinzuzuplappern: „Gott ist nur einer und Mohamed ist sein Prophet.“ Da kam plötzlich einem der Begleiter unsres Reisenden der unbesonnene, leichtsinnige Einfall, in demselben Tone wie diese Sänger auf arabisch auszurufen „und Mohamed ist ein Windbeutel.“ Was würde diesem wohl widerfahren seyn, wenn er unter Türken ein solches Wort gewagt hätte? Die Bürger und Bauern von Sennaar aber lachten laut und konnten nicht satt werden, den witzigen Einfall des Fremden zu wiederholen und zu belachen.

Ein Rest der alten Unabhängigkeit der Fungiherrschaft hatte sich noch zu der Zeit, als unser Reisender diese Länder besuchte, unter der Regierung des alten, klugen Melek Soliman zu Roserres erhalten. Dieser in seinem kleinen Kreise mächtige König hat sich nicht, wie die andren Herrscher seines Stammes, der ägyptischen Uebermacht in nutzloser Feindseligkeit widersetzt, sondern zu rechter Zeit durch Nachgiebigkeit, durch Geschenke, durch Hülfstruppen, die er dem Vicekönige für seine kriegerischen Unternehmungen gegen die Neger und Abyssinier darbot, die Stellung eines tributären, dabey aber selbständigen Bundesgenossen zu erhalten gewußt. Keineswegs war es Feigheit, was den umsichtigen Greis zu dieser Schmiegsamkeit in die neuen Zeitverhältnisse bestimmte. Melek Soliman war während seines kräftigeren Alters als einer der tapfersten Krieger bekannt, der sich den Gallas und Negern in manchem siegreichem Kampfe furchtbar gemacht hatte. Wie wenig er die Todesgefahr mitten unter den Waffen der Feinde gescheut, das bezeugen die Narben an seinem Körper, seine durch das Schwert der Gallas krüppelhaft gewordene Hand. Russegger hatte schon in Sennaar Gelegenheit, den 70jährigen Melek Soliman, der so eben von einer Zusammenkunft mit dem Pascha von Chardum zurückkehrte, persönlich kennen zu lernen. Die anfangs mistrauisch erscheinende Haltung des Fungiköniges gieng bald in eine freundliche über. Nach einer 11tägigen Landreise, meist am Ufer des Flusses hin, kam die bergmännische ägyptische Expedition selber nach Roserres, dahin indeß der alte Soliman vorausgegangen war.

Der größeste Theil der Bewohner von Roserres, von welchem man kaum mit Sicherheit entscheiden kann, ob es eine Stadt oder ein großes Dorf zu nennen sey, ist, so wie die Masse der gesammten Einwohnerzahl des kleinen Ländchens, vom Stamme der Neger und Fungi, nur die geringere Minderzahl ist von arabischer Abkunft. Dem Namen nach gehören alle, mit wenigen Ausnahmen, welche bey den Negern vorkommen, zu den Verehrern des Islam. Wie beneidenswerth müsse das Loos der Unterthanen des Melek Soliman den armen ägyptischen Fellahs und allen unter Mehemed Alis Herrschaft stehenden Bewohnern von Kordofan und Sennaar vorkommen! Das hiesige Volk verschwelgt zum großen Theil sein Leben in einer Ueberfülle der Natur, die ihres Gleichen nur in wenig andren Gegenden der Erde haben mag. Schon die Kinder werden an ein beständiges, überfüllendes Genießen gewöhnt. Sie haben volle Freyheit herumzulaufen und zu thun, was sie wollen. Den ganzen Tag steht für sie eine Schüssel voll Durabrey, der mit zerlassenem Fett angemacht ist, bereit, die, sobald sie leer ist, wieder gefüllt wird. Die Kleinen essen deßhalb den ganzen Tag fort und überfüllen sich so sehr, daß sie meist unförmlich angeschwollene Bäuche haben, die erst bey stärkerem Wachsthum sich verlieren. Selbst die älteren Leute pflegen täglich 5 bis 6 Mahlzeiten zu halten, bey denen eines der liebsten Gerichte Schaffleisch in Honig und Butter geröstet ist. Sie können dieß nach Wunsch haben, denn außer dem überaus reichen Viehstand, den dieses sinnlich glückliche Volk besitzt, ist auch der Ertrag der Ernte im Verhältniß zu der Zahl der Einwohner so groß, daß man öfters mit dem im heurigen Jahre erbauten Hirse bis zum dritten ausreichen könnte. Für den Bau der Häuser und für Kleidungen haben die Bewohner von Roserres auch keinen besondren Aufwand nöthig, denn Schilf, Rohr und Lehm zum Errichten eines Toguls sind überall zu finden; der Bau eines solchen Hauses macht nicht viel mehr Mühe als das Aufschlagen eines Zeltes,

und die ganze Kleidung des Volkes besteht in einem Tuch, das um die Hüfte geschlungen ist, oder in einem kleinen Schurz. Aber eben diese Leichtigkeit und Fülle, womit bey dem größeren Theil des Volkes für des Leibes Nahrung und Nothdurft gesorgt ist, erzeugt bey den Roserresen eine Arbeitsscheu, einen Hang zum geschäftigen Nichtsthun, wie dieser nur bey wenig andren Völkern in solchem Maaße vorkommt. Selbst die Uebuug der Waffen, namentlich das Werfen mit der Harpe oder Wurflanze nach einem bestimmten Ziel, worinnen sie eine große Sicherheit und Meisterschaft zeigen, wird schon von den Kindern und noch häufiger von den Alten mehr als ein unterhaltendes anmuthiges Spiel, denn als Geschäft betrieben; die heiße Zeit des Tages ist zur Ruhe, die kühlen Stunden der Nacht sind zum geselligen, kindisch nichts sagenden Geschwätz bestimmt. Dazwischen, wie nach dem Waffenspiel und einem kurzen Vergnügen mit Jagd oder Fischfang, kehrt man immer wieder zur Schüssel mit dem süssen oder sauren Durabrey oder mit dem in Butter und Honig gebratenen Schaffleisch zurück und selbst den Kranken nöthigt man, als einziges Heilmittel neben dem Gebrauch der Amulette, das Essen, abwechselnd Süßes und Saures ein, bis der sterbende Mund das Schlingen versagt.

Außer dem zahlreichen Viehstand und dem werthvollen Ertrag des Bodens hat das kleine, unter seinem milden, verständigen Herrscher glückliche Land des Melek Soliman noch einen andren natürlichen Reichthum, welcher seinen Bewohnern zwar mit Leichtigkeit die Mittel gewährt, selbst von auswärts her sich allerhand Geräthschaften, Corallen und Bernsteinschnüre, Messer und was sonst ihrem Auge wohlgefällt, zu verschaffen, der aber auch zugleich die Veranlassung geworden ist zum Untergang ihrer Freyheit und ihres ganzen äußren Glückes. Dieß sind die reichen Goldwäschen am Gebirge Gärry und in seiner Nachbarschaft, welche auf Rechuung des Melek Soliman betrieben werden. Unser Reisender wußte durch Andre, daß der alte Herrscher im Besitz mehrerer, durch ihre Größe ausgezeichneter Stücke Goldes aus den Wäschen von Fassokl sey und gab demselben, als er ihn einst bey besonders guter Laune fand, zu verstehen, daß es ihn höchlich interessiren würde, diese kostbaren Fündlinge zu sehen. Der vorsichtige Alte aber that, als verstünde er nicht, was sein Gast meine und brachte bey jedem neuen Versuch der Art das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Diese Leute wissen sehr gut, daß man jenen mächtigen Weißen, welche kommen, um ihr Land zu verkundschaften, die Lockspeise, die sie herzieht, nicht zu sehr vor die Augen legen müsse; der Melek so wie andre Besitzer von Gold in jenen Ländern hat seinen Schatz wohl verborgen, ja vielleicht, wie viele von jenen, in der Erde vergraben. Doch all diese Vorsicht, Mehemed Alis Lüsternheit und beständiger Geldnoth gegenüber, war vergeblich. Schon während Russeggers Anwesenheit kam ein ägyptischer Steuereinnehmer nach Roserres, angeblich nur, um den Tribut, den Soliman stets unaufgefordert zu entrichten pflegte, zu erheben; die ägyptischen Truppen aber, deren gerüstetes Heer schon in der Nachbarschaft eingerückt war, gaben dem Erscheinen des Einnehmers bey all seinem freundlichen Benehmen eine Bedeutung, die dem alten Melek und seinem Volke nichts Gutes versprach.

Eben dieses Soldatenheer unter der Anführung des Mustapha Bey, eines verhältnißmäßig nicht ungebildeten Türken, das jetzt zu Wasser wie zu Lande im Anrücken war, hatte angeblich keine andre Bestimmung, als die ägyptische Expedition zur Erforschung der nicht fern von dort gelegenen Fundgruben des Goldes in ihren militärischen Schutz zu nehmen; eigentlich schien es aber dabey auf einen Raub- und vorbereitenden Eroberungszug abgesehen, und wie sich im Verlauf des Unternehmens zeigte, so hätte kaum etwas ersonnen werden können, was sichrer zum Mißlingen des Reiseplanes führen konnte, als diese plump herausfordernde Weise, in der man eine bewaffnete Macht in das Land der streitfertigen Negerstämme eindringen ließ. Mit Recht versicherte ein sehr verständiger, viel gereister Häuptling, der Schech Mohamed aus einem Dorfe am Gärry unsrem Landsmanne, mit welchem er in einem zutraulich freundlichen Verhältniß stund, daß er ihn und seine nothwendigsten Begleiter ohne alle Gefahr ins Innerste von Afrika führen wolle, wenn sie nur Alles ver-

mieden, was Aufsehen mache, und bloß als schlichte Handelsleute sich an ihn anschlößen.

Die Bekanntschaft mit diesem verständigen, wahrheitsliebenden Schech Mohamed war für Russegger eines der glücklichsten Begegnisse seiner dießmaligen Expedition. Der Schech war auf seinen vielen Reisen tief nach Süden vorgedrungen. Er konnte es aus eigener Erfahrung und Anschauung bezeugen, daß der weiße Nil nicht, wie dieß eine herrschende Meinung unter den neueren europäischen Gelehrten geworden war, in Westen entspringe, sondern daß derselbe in den Gebirgsländern der Gallas südöstlich von Schongollo, südwestlich von Schoa entspringe, dann zuerst eine lange Strecke von Ost nach West ströme, hierauf in den Ebenen der Dinkas gerade aus Süd nach Norden sich wende, bis er bey Chardum mit dem blauen Fluß zum eigentlichen Nil sich vereine. Diese, so wie andre mit den Entdeckungen des Major Harris und andrer neueren Reisenden sehr gut übereinstimmenden Berichte des Schech Mohamed geben abermals einen Beweis dafür, daß der Vorgänger aller neueren wissenschaftlichen Forschungen in diesem Gebiet, der bewundernswürdige Bruce, in der Hauptsache den wahren Verlauf des weißen Niles erkannt hatte, daß dagegen die gelehrten Kritiker dieses großen Reisenden sehr in Unrecht gegen ihn waren.

Von noch näherem Interesse in Beziehung auf den damaligen Zweck seiner Reise waren für unsern Landsmann die Angaben des Schech über die Fundorte des Goldes, die sich, so weit man im Stande war ihnen nachzugehen, vollkommen richtig erwiesen. Nahe an vierzig derselben nannte und bezeichnete der landeskundige Mann, unter denen der bey weitem wichtigste der Berg Tul zu seyn scheint, an dessen Abhängen das Gold nicht nur im Sand und Geschiebe der Gießbäche, sondern selbst noch im anstehenden Felsengesteine sich finden und aus demselben gewonnen werden soll. Russegger hatte zwar nicht Gelegenheit, selber zu dem goldreichen Berge Tul zu gelangen, von welchem sich die Kunde bey allen Völkern jenes Landstriches findet; er durfte diesen für ihn ersehntesten Zielpunkt seines Unternehmens nur aus der Ferne sehen, dagegen erhielt er von dorther aus dritter Hand ein Stück körnigen, schwärzlichgrauen Quarz, der auf den Ablösungsflächen erdiges Magneteisen führte und so stark mit gediegenem Golde eingesprengt war, daß man den Goldgehalt eines solchen Quarzes mit Sicherheit im Centner auf nahe 2 Pfund anschlagen konnte. Einige Eingeborne des Landes, welche unter dem militärischen Troß der Expedition waren, unter andren der schon erwähnte Schech, erkannten jenes goldhaltige Stück Quarz sogleich als solchen an, der vom Berge Tul komme und von dessen Art ganze Massen in einer Schlucht des Berges über einander gehäuft lägen. Die Neger pflegen das Gestein, das wahrscheinlich einen Gang im Gneiß bildet, zu zerstossen, und dann in sehr einfacher Weise durch Hinwegblasen den Staub des Quarzes vom schweren Gold zu entfernen. Wie bedeutend in solcher Nachbarschaft die Goldführung des Sandes und noch mehr der Thonlager im Bette der Regenbäche des Berges seyn müsse, läßt sich leicht ermessen. Nach der Angabe eines landeskundigen Begleiters beträgt die Entfernung des Berges Tul zuerst in S.S.W., dann in S.S.O. Richtung von Sennaar aus 17 (von Roserres gegen 14) Tagreisen.

Die Weise, in welcher die bewaffnete ägyptische Expedition von Roserres aus nach den Goldfundgruben veranstaltet wurde, war ohngefähr eben so zweckmäßig und zum Ziele führend, als das seyn würde, wenn man den Fang eines scheuen, listigen Vogels mit Dreschflegeln und Fahnenstangen unter lautem Geschrey, Trommeln und Pfeifen bewerkstelligen wollte.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ULFILAS. **Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt** ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Lœbe. Vol. I. Altenburgi et Lipsiae in libraria Schnuphasiana 1836. XXXX 360 S. 4. — Vol. II. pars prior glossarium linguae gothicae continens. Lipsiae apud F. A. Brockhaus 1845. XVIII 244 S. 4.

Zweiter Artikel *).
Lukas.

1, 3 galeikaida jah mis — allaim glaggvuba afarlaistjandin gahahjo thus meljan] *ἔδοξε κἀμοὶ παρηκολουθηκότι — πᾶσιν ἀκριβῶς καθεξῆς σοι γράψαι.* Wie aggvus (*στενός*, angustus) im Althochd. und Altsächs. zu angi engi ward, so hätte glaggvus dort zu glangi glengi werden müßen. Statt dessen heißt es glau, was auf ein goth. glaggvs, Adverb glaggvaba hinweist. Und so lesen wir denn auch wirklich Luk. 15, 8 qvino — usbaugeith razn jah sokeith glaggvaba (*γυνὴ — σαροῖ τὴν οἰκίαν καὶ ζητεῖ ἐπιμελῶς*). Wir bemerken, daß die heinatzische Abschrift an der letztern Stelle glaggvuba list. — Wie hier st. a ein u, so steht umgekehrt Joh. 13, 12 (vitadu st. vitudu, *γινώσκετε*) st. des u ein a. Vgl. brothralubo (*φιλαδελφία*) Röm. 12, 10, und brothru-lubo I. Thessal. 4, 9.

Wir erlauben uns hier ein Wort über die Adverb-Endung ba. — Die auf ba ausgehnden Adverbe sind 1) abraba (*ἰσχυρῶς*), azetaba (*εὐκόπως ἡδέως*), bairhtaba (*λαμπρῶς τηλαυγῶς*), baitraba (*πικρῶς*), balthaba (*παῤῥησίᾳ*, confidenter), un-fairinodaba (*ἀμέμπτως*, sine querela), ain-falthaba (*ἁπλῶς*), ga-fehaba? (*εὐσχημόνως*, honeste), frodaba (*φρονίμως νουνεχῶς*), gabeigaba (*πλουσίως*), glaggvaba (*ἀκριβῶς ἐπιμελῶς*), ga-gudaba (*εὐσεβῶς*), hauhaba (*ὑψηλῶς*), hvassaba (*ἀποτόμως*, dure), svi-kunthaba (*ῥητῶς παῤῥησίᾳ*, palam), mikilaba (*μεγάλως*), raihtaba (*ὀρθῶς εὐθέως*), ga-raihtaba (*δικαίως*), ga-redaba? (*εὐσχημόνως*), un-sahtaba (*ὁμολογουμένως*), sunj(ein)aba (*ἀληθῶς*), sviknaba (*ἁγνῶς*), un-gatassaba? (*ἀτάκτως*), ga-tilaba (*εὐκαίρως*, opportune), triggvaba (*πιστῶς*), ubilaba (*κακῶς*), vairthaba (*ἀξίως*), un-vairthaba (*ἀναξίως*), veihaba (*ἁγίως ὁσίως*), ga-baurjaba (*ἡδέως ἑκουσίως*); — 2) arniba (*ἀσφαλῶς*, caute), and-augiba (*παῤῥησίᾳ*, palam), ana-laugniba (*κρυπτῶς*, occulte), un-ana-siuniba (*ἀοράτως*, invisibiliter), us-stiuriba (*ἀσώτως*, luxuriose), ga-temiba (*συμφώνως*); — 3) agluba (*δυςκόλως*, difficulter), harduba (*σκληρῶς ἀποτόμως δεινῶς*), manvuba (*ἑτοίμως*, promte).

Die germanischen Adjektive endeten in der Urzeit auf a oder auf u. Die auf u ausgehnden retteten ihren Vokal, z. B. aggvu-s (*στενός*), aglu-s (*δύςκολος*), hardu-s (*σκληρός*), manvu-s (*ἑτοῖ-*

---

*) (Man sehe 163—168. Nr. dieses Jahrganges).

μος), seithu-s (ὄψιος), thairsu-s (ξηρός), tulgu-s (ἑδραῖος στερεός); — die auf a büßten ihn ein. alla-s (πᾶς) arma-s (ἐλεεινός) bairhta-s (φανερός) blinda-s (τυφλός) lagga-s (μακρός) u. s. w. wurden zu all-s arm-s bairht-s blind-s lagg-s. Die auf ja ausgehnden Adjektive verloren mit dem a in der Regel auch das j. hrainja-s (καθαρός) ward zu hrain-s, ga-mainja-s (κοινός) zu gamain-s. Fiel das a allein ab, so ward j zu i, z. B. vilthja-s (ἄγριος) ward vilthei-s, d. i. vilthî-s, neutr. vilthi, althja-s (ἀρχαῖος, γέρων) ward althei-s, neutr. althi. — In Zusammensetzungen dagegen war a geschützt, z. B. ala-valdands (παντοκράτωρ), ala-tharba (πτωχός), arma-hairts (εὔσπλαγχνος), dvala-vaurds (μωρολόγος), fullafahjan (ἱκανὸν ποιεῖν λατρεύειν), fulla-tojis (τέλειος), fulla-vita (τέλειος), goda-kunds (εὐγενής), ibna-leiks (aequalis), jugga-lauths (νεανίσκος), lausa-vaurds (ματαιολόγος), alja-kuns (ἀλλογενής πάροικος), hrainja-hairts (καθαρὸς τῇ καρδίᾳ), midja-sveipains (κατακλυσμός). Oft gieng es jedoch auch hier verloren, z. B. in hauhhairts (αὐθάδης ὑπερήφανος), laus-qvithrs (νῆστις, jejunus), laus-handus (κενός), mikil-thuhts (ὑπερηφάνης), ubil-tojis (κακοῦργος), ubil-vaurds (λοίδορος, maledicus).

Dem Gesagten zufolge ist von aba iba uba die Silbe ba die Adverbendung, während die vorausgehnden Laute a i u dem Adjektive angehören. Anders Jakob Grimm (III. 109. 110), welcher aba für die Adverbendung hält und z. B. harduba (δεινῶς ἀποτόμως) aus hardvaba hervorgehn läßt.

Was bedeutet denn nun aber die Silbe ba? — Sie entspricht buchstäblich dem griechischen φή φῆ (ut, wie). Vergleich die sanskrit. Ableitungssilbe bha, griechisch φος, welche zugleich als Verkleinerungssilbe dient, z. B. bali-bha (rugosus), vrîshabha (taurus), ἔρι-φος (hoedus), ἔλα-φος (cervus). — hauhaba frodaba u. s. w. bedeutet demnach auf hohe, auf kluge Art oder Weise. Wurzel ist sanskr. bhâ, griech. φα (lucere).

Wir sagten oben, daß deutsche Adjektiv sei ursprünglich auf a und u ausgegangen. Manigfacher war der Ausgang der Substantive. Diese endeten entweder auf a oder i oder u oder einen Mitlaut. Wie beim Adjektive das a schwand, so verloren sich beim Substantive a und i. vinda-s (ventus) ward vinds, daura (θύρα) daur, gasti-s (hostis) gasts, ansti-s (gratia) ansts. — Dem vierfachen Ausgange der Substantive (auf a i u oder einen Mitlaut) gemäß gibt es vier Deklinationen. Die sogenannten schwachen Substantive endeten ursprünglich auf n.

1, 5 vas in dagam Herodes — gudja namin Zakarias us afar Abijins] ἐγένετο ἐν ταῖς ἡμέραις Ἡρώδου — ἱερεύς τις ὀνόματι Ζαχαρίας ἐξ ἐφημερίας Ἀβιά, Vulg. de vice Abia. — Bei dem Worte afar, das bekanntlich hinter und nach bedeutet, waltet offenbar ein Schreibfehler ob. Jakob Grimm (III. 510) meint, es habe vielleicht afara gestanden, dessen Endlaut a durch das darauf folgende a (A) verschlungen worden sei. Daß der voranstehnde Stimmlaut durch den darauf folgenden nicht selten verloren geht, ward von uns schon früher bemerkt. Man sehe unsere Bemerkung zu Matth. 5, 40. Mark. 15, 23 (164. 168. Nr. dieser Blätter). So könnte allerdings auch hier ein a abgefallen sein. Ein Substantiv afar (progenies, posteri) hat indessen etwas Bedenkliches. Unserer Ansicht nach schrieb Ulfila us afaram Abijins (ex posteris Abiae *), statt dessen der Abschreiber us afarā Abijins setzte. Aus afarā ward nur zu leicht afara, das dann vor Abijins seinen Endlaut einbüßte. Vgl. Mark. 6, 56 gagga st. gaggam (πλατείαις), Luk. 4, 35 afdobn st. afdombn, d. i. afdumbn (φιμώθητι), I. Kor. 15, 6 fif. st. fimf (πέντε). — Vor Allem aber gehört Phil. 4, 7 hieher. Dort heißt es: gavairthi guths, thatei ufarist all ahane, fastaith hairtona jah leika izvara (ἡ εἰρήνη τοῦ θεοῦ ἡ ὑπερέχουσα πάντα νοῦν φρουρήσει τὰς καρδίας ὑμῶν καὶ τὰ νοήματα-σώματα?-ὑμῶν). Das Verbum ufarvisan erfordert den Dativ; statt all ist daher allamma zu lesen. Vor dem folgenden a gieng von allamma der Endlaut verloren, m aber schwand dann auf dieselbe Weise wie bei afaram. — Wir erinnern hier noch an Joh. 16, 32:

*) Im 8. Verse ist ἐφημερία durch kuni (genus) übersetzt.



sai. qvimith hveila ei distahjada hvarjizuh du seina jah mik ainana bileithith (ἰδοὺ ἔρχεται ὥρα ἵνα σκορπισθῆτε ἕκαστος εἰς τὰ ἴδια καὶ ἐμὲ μόνον ἀφῆτε). Statt du seina (Vulg. in propria) ist du seinamma zu lesen. Wie nämlich vor dem Halbvokale j anderwärts i ausfiel (Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 5, 40 in der 164. Nr. dieser Blätter), so schwand hier das a. Mit seinam hatte es dann denselben Verlauf wie mit allam und afaram.

Was endlich das Wort afaram selbst betrifft, so findet sich dasselbe bei Ulfila sonst freilich nicht. So wie es aber neben ufar ein ufaro, neben undar ein undaro, ja selbst undaroza (Eph. 3, 8) und undarosts (Eph. 4, 9) gab, so wird neben afar wol auch afara (posterus, ἔκγονος) dagewesen sein. Durch das altsächsische abaro avaro (ἔκγονος) wird diß selbst zur Gewißheit erhoben.

(Fortsetzung folgt).

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besondrer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, von Joseph Russegger.

(Schluß.)

Zu dem zahlreichen aus Chardum angekommenen und in der Nähe von Roserres an den Ufern des blauen Flußes gelagerten ägyptischen Truppencorps hatten sich noch die Hülfstruppen mehrerer, mit Mehemed Ali in Bündniß stehenden Neger-Meleks oder Könige gesellt. Sie, wie der alte Melek Soliman aus Roserres, führten in eigner Person, zu Pferde sitzend, ihre Schaaren an, und für alle hatte Mustapha Bey Geschenke von goldgestickten rothen Gewändern und zweyhörnigen Königsmützen bey sich. So war ein Heer von mehreren Tausenden der Krieger beysammen unter dem Vorwand, daß diese ganze Zurüstung nur zur Sicherung der wissenschaftlichen Expedition nach den Goldwäschen dienen solle.

Am 1. Januar 1838 brach der bunt zusammengemischte Menschenhaufe in gewöhnlicher Unordnung von dem nahe bey Roserres unter 12° 10′ n. Br. gelegenen Lagerplatze auf. Selbst in dieser Nähe des Aequators sind in der Zeit des Winters unsrer Halbkugel in einer verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden (nicht viel über 1600 Fuß betragenden) Höhe über dem Meere am Ufer des Flußes die Nächte eben so empfindlich kalt, als die Mittage heiß. Das Thermometer zeigte vor Sonnenaufgang nur 8, am Mittag 28 bis 30 Grade. Ein Marsch von fünf Tagen führte die schwer bewegliche Expedition nach dem ersten der bedeutenderen Fundorte des Goldes, nach den Abhängen des Berges Fassokl am Flusse Tumat, dessen Bett zwar jetzt, außer der Regenzeit, meist trocken da lag, bey einem Hineingraben aber bis zu wenig Fuß Tiefe überall Wasser gab. Wie die Spuren des Wasserstandes im Rinnsal des Regenstromes dieß bezeugten, beträgt sein Ansteigen in der Regenzeit 24 Fuß; die Chloritschiefermassen und der Quarzsand in seinem Bette geben sein Herkommen aus dem Urgebirge zu erkennen. Für das Lager am Fassokl fand man die n. Br. zu 11° 13, an der Mündung des Tumat in den blauen Fluß beträgt die Höhe über dem Meer gegen 1760 Par. Fuß, der Gipfel des Fassokl erhebt sich noch um 900 Fuß höher.

Man begab sich jetzt an die bergmännische Arbeit, welche als der Hauptzweck der Reise an diesen Ort erschienen. Schon waren mit größester Sorgfalt die Proben des Sandes und Thones an verschiedenen Stellen und aus verschiedenen Tiefen des Tumat-Flußbettes ausgehoben, schon war die Masse bis auf ein Quantum von 500 bis 600 Pfund verjüngt und Russegger schickte sich eben an, diesen goldhaltigen Rest mittelst der Sichertröge durchzuarbeiten, um den Gehalt an Metall rein auszuscheiden, da konnten sich Mustapha Bey und seine türkischen Offiziere, welche bis dahin ruhige Zuschauer gewesen, länger nicht halten. Das Goldgewinnen erschien ihnen als ein zu interessantes Spiel, um nicht selbst mit Hand anzulegen. Sie entrissen den Negern die Sichertröge, wühlten, gegen alle Vorstellungen und Einwendungen taub, wie wahnsinnig mit beyden Händen in jenen Trögen herum, wo-

bey sie, das Unterste zu oberst heraushebend, den halben Schlich und fast alles Gold verschwemmten und auf den Boden hinaus warfen. Da sie nun auf solche Weise nicht, wie sie dieß erwartet, ihre ganze Hand voll Goldstaub sahen, wurden sie mißvergnügt und sprachen ihr Urtheil dahin aus, daß im Tumat mit dem Goldwaschen nichts zu gewinnen sey.

Es war dieß nur ein Vorspiel von dem Walten des türkisch-militärischen Einflußes, durch welchen der schon so nahe scheinende glückliche Ausgang des ganzen, so kostspieligen Unternehmens, wenigstens zum großen Theil vereitelt werden sollte. Einer solchen militärischen Macht wie der des Mustapha Bey, ja einer vielfach kleineren, besser disciplinirten wäre es ein Leichtes gewesen, die Expedition in voller Sicherheit, Schritt vor Schritt zu geleiten durch das ganze goldführende Terrain, das sich von den abyssinischen Gebirgen an der Ostseite des blauen Flußes gegen West in die weiten, unbekannten Ebenen zwischen diesem Fluße und dem weißen Nil, gegen Nord bis an den Gärry, gegen Süd bis in die Ebene der Gallas ausbreitet. Denn mit Ausnahme der Neger von Schongollo, Kamamil, Obi und Köli, deren sogenannte Reiche ein etwas größeres Gebirgsterrain umfassen, sind die Völkerschaften der Schwarzen, deren jede ihren eigenen König hat, in so kleine von einander unabhängige Herrschaften zertheilt, daß das Reich mancher dieser kleinen Könige auf einen einzigen Berg und seine mit Wald und Viehweiden bedeckten Abhänge sich beschränkt. Diese Miniaturstaaten sind in beständiger blutiger Fehde mit einander begriffen, so daß kein Bewohner des einen Bergreviers es wagen darf, über seine Gränzen heraus in ein andres Gebiet zu treten, aus Furcht todtgeschlagen oder zum Sklaven gemacht zu werden, weßhalb auch die beyden übrigens nahe sich verwandten Hauptsprachen, die von Fassokl und Kamamil in so viele verschiedene Dialekte zerfallen, daß die Neger des einen Berges öfter nicht einmal die der etliche Stunden von ihnen entlegenen Nachbarberge verstehen. Einem Mächtigeren, der in ihre Mitte tritt, wenn er mit Klugheit und Mäßigung verfährt, schließen sich diese kleinen Mächte leicht und gerne an; ein Negerkönig nach dem andern kam zu Mustapha Bey ins Lager, wurde mit einem weißen Hemd oder rothen Gewand, gestickter Mütze und andren Kleinigkeiten beschenkt und war als Bundesgenosse für den Heereszug gewonnen. Abgesehen aber von dem bestialischen Benehmen der Soldaten, selbst gegen die Bundesgenossen und friedlichen Neger, deren Felder sie verwüsteten, deren Dörfer sie ausplünderten und dann anzündeten, hatte der türkische Befehlshaber, als er sich an der Spitze einer solchen immer mehr anwachsenden Macht sah, noch einen andren Hauptstreich im Sinne: einen Ueberfall der reichen Beni Schongollo, eine Sklavenjagd unter ihnen, eine vollständige Plünderung ihrer Hauptniederlassung oder Königsresidenz. Da das Gebiet der Schongollas, welches an das der Gallas gränzt und bis zum Goldberge Tul reicht, mehrere der bedeutendsten Fundorte des Goldes umfaßt, mochten die Türken die Hoffnung hegen, daß bey einem Ueberfall und Raubzug gegen diese Neger in leichterer Weise Gold erbeutet werden könne, als bey dem Herumwühlen in den Sichertrögen am Tumat. Obgleich deßhalb die Schongollas der Expedition friedlich entgegenkamen, mußten sie nur zu bald an den Zurüstungen und Bewegungen der Aegypter die feindseligen Absichten von diesen bemerken; es gab gegenseitige Ausbrüche der Feindseligkeit, die Aegypter wagten den barbarischen Angriff, zerstörten den Hauptort Beni Schongolla, wurden aber von den nackten Negern, deren Wurflanzen und Spieße sicherer trafen als die Flinten ihrer Feinde, so kräftig zurückgeschlagen, daß sie auf nichts denken durften als auf einen eiligen Rückzug. Mitten in diesem Kampfe hatte unser muthiger Reisender durch das brennende Dorf hindurch noch einen Gipfel des Berges Gewesch, an dessen Abhang der Hauptort lag, bestiegen, und von hier wenigstens einen Blick in die Landschaft gethan, zu welcher ihm der Zutritt durch seine angeblichen Schützer verschlossen war.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

ULFILAS. **Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.**

(Fortsetzung.)

1, 5 jah qveins is us dauhtrum Aharons] καὶ ἡ γυνὴ αὐτοῦ ἐκ τῶν θυγατέρων Ἀαρών. Über Aharons st. Aharonis sehe man unsere Bemerkung zu Mark. 6, 21 (167. Nr.).

1, 26. 27 insandiths vas aggilus Gabriel fram gutha — du magathai in fragibtim abin] ἀπεστάλη ὁ ἄγγελος Γαβριὴλ ὑπὸ τοῦ θεοῦ — πρὸς παρθένον ἐμνηστευμένην (Vulg. desponsatam) ἀνδρί. Vor abin ist unstreitig das Partizip visandein (οὔσῃ) ausgefallen. Vgl. Luk. 8, 43 qvino visandei in runa blothis jera tvalif (γυνὴ οὖσα ἐν ῥύσει αἵματος ἀπὸ ἐτῶν δώδεκα). — fragibtim möchte das einzige Beispiel sein, wo sich b vor t behaubtete. Man vgl. jedoch Luk. 2, 42.

1, 28 fagino anstai audahafta] χαῖρε κεχαριτωμένη, Vulg. ave gratia plena. Statt der starken Form audahafta sollte die schwache audahafto stehn. Indessen läßt sich audahafta auch als Nominativ faßen. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 11, 23 (165. Nr.).

1, 29 ith si gasaihvandei gathlahsnoda bi innagahtai is] ἡ δὲ ἰδοῦσα διεταράχθη ἐπὶ τῷ λόγῳ αὐτοῦ, Vulg. turbata est in sermone ejus, andere lat. Übers. mota est in introitu ejus. Gordon erkannte ganz richtig, daß innagahtai nicht λόγῳ oder sermone, sondern introitu bedeute. gahts (zu gahan gaigah, später gahan giah(?) gehörend) Gang erscheint noch in fram-gahts (προκοπή, profectus) Phil. 1, 25, sowie in unatgahts (ἀπρόσιτος, Vulg. inaccessibilis) I. Timoth. 6, 16. Mit Rechte stoßen sich indessen die Herausgeber (Wörterbuch 96[b]) an inna, statt dessen sie inn setzen möchten. innagahts wäre nämlich nicht Eingang, Eintritt, sondern Gang innerhalb . . . Vgl. II. Kor. 6, 16 qvithith auk guth thatei baua in im jah inna gagga jah vairtha ize guth (καθὼς εἶπεν ὁ θεὸς Ὅτι ἐνοικήσω ἐν αὐτοῖς καὶ ἐμπεριπατήσω καὶ ἔσομαι αὐτῶν θεός, Vulg. inambulabo inter eos). — Unserer Überzeugung nach aber ist a nicht zu tilgen, vielmehr t ausgefallen, indem Ulfila innatgahtai schrieb. Das Verbum innatgaggan (Vgl. innatbairan εἰςφέρειν, innattiuhan εἰςάγειν) erscheint bei Ulfila zwölf Mal für εἰςέρχεσθαι ἐμβαίνειν. Was den Abfall des t betrifft, so vergleiche man die Bemerk. zu Luk. 1, 5, desgleichen zu Mark. 16, 6 (168. Nr. dieser Blätter).

1, 74. 75 skalkinon imma in sunjai jah garaihtein] λατρεύειν αὐτῷ ἐν ὁσιότητι (lat. Übers. in sanctitate, in castitate) καὶ δικαιοσύνῃ. sunja steht sonst nur für ἀλήθεια, veritas, so wie sunjeins für ἀληθής ἀληθινός, verus (Joh. 7, 12 jedoch für ἀγαθός, Vulg. bonus). Da sunja indessen eigentlich Lauterkeit, Reinheit bedeutet (Man sehe unsere Bemerk. zu Mark. 10, 45. 168. Nr.), so ist es hier ganz passend für ὁσιότης gesetzt. Statt in veritate hätten die Herausgeber deshalb in sanctitate oder in castitate sagen sollen.

2, 2 soh than gilstrameleins frumista varth

at visandin kindina Syriais raginondin Saurim Kyreinaiau] αὕτη ἀπογραφὴ πρώτη ἐγένετο ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρίνου, Vulg. haec descriptio prima facta est a praeside Syriae Cyrino. Die Herausgeber halten raginondin Saurim für den Text, visandin kindina Syriais für Glosse. Unserer Ansicht nach verhält sich die Sache umgekehrt. Ebenso wie hier nehmen sie I. Kor. 15, 6 die Glosse taihun tevjam (δέκα τάγμασι) für den Text, den Text fimf hundam (πεντακοσίοις) dagegen für Glosse.

2, 4 urrann than jah Iosef — in baurg Daveidis — duthe ei vas us garda fadreinais Daveidis] ἀνέβη δὲ καὶ Ἰωσὴφ — εἰς πόλιν Δαυεὶδ — διὰ τὸ εἶναι αὐτὸν ἐξ οἴκου καὶ πατριᾶς Δαυείδ. — Dieser Faßung nach hätte in Ulfilas Vorlage vor πατριᾶς die Partikel καὶ gefehlt. Uns ist aber das Verbalsubstantiv fadreins (von fadrjan), das sonst nicht erscheint, sehr verdächtig. πατριά gibt Ulfila Eph. 3, 15 (us thammei all fadreinis in himina jah ana airthai namnjada, ἐξ οὗ πᾶσα πατριὰ ἐν οὐρανοῖς καὶ ἐπὶ γῆς ὀνομάζεται, Vulg. omnis paternitas) durch fadrein, das außerdem noch zwölf Mal für γονεῖς und πρόγονοι erscheint. Ulfila übersetzte: us garda Daveidis, wozu eine spätere Hand fadreina is (familiâ ejus) an den Rand schrieb. Man vgl. Mark. 1, 16 brothar is this Seimonis, wo this Seimonis offenbar Glosse ist. Eine besonders merkwürdige Stelle aber ist Luk. 19, 7. Man sehe dort unsere Bemerkung.

2, 20 jah gavandidedun sis thai hairdjos] καὶ ὑπέστρεψαν οἱ ποιμένες, Vulg. et reversi sunt pastores. Das Verbum gavandjan hat sonst alle Mal den Akkusativ sik, nie den Dativ sis bei sich. Vgl. Luk. 2, 39. 43. 4, 1. 14. Und so wird denn auch hier statt sis wol sik zu lesen sein.

2, 20 hazjandans guth in allaize. thizeei gahausidedun] αἰνοῦντες τὸν θεὸν ἐπὶ πᾶσιν οἷς ἤκουσαν. Man lese in allaize thizeei ohne Punkt, und sehe die Bemerk. zu Mark. 16, 4 (168. Nr. dieser Blätter). Außer den dort angeführten Stellen vergleiche man noch Mark. 15, 12 hva nu vileith ei taujau thammei qvithith thiudan Iudaie, τί οὖν θέλετε ποιήσω τὸν βασιλέα τῶν Ἰουδαίων?

2, 21. 22 faurthizei ganumans vesi in vamba. jah —] πρὸ τοῦ συλληφθῆναι αὐτὸν ἐν τῇ κοιλίᾳ. καὶ —, Vulg. prius quam in utero conciperetur. et. — Statt in vamba ist in vambai zu lesen. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 5, 40 (164. Nr.).

Luk. 2, 37 soh than viduvo jere ahtautehund jah fidvor] καὶ αὕτη χήρα ἕως (fehlt bei Andern) ἐτῶν ὀγδοήκοντα τεσσάρων, Vulg. usque ad annos octoginta quatuor. Jakob Grimm (IV. 652) nimt ahtautehund und fidvor für Genitive; allein tehund heißt im Genitive tehundis (Luk. 15, 7), fidvor aber, das im Dative fidvorim lautet (Mark. 2, 3), bildete den Genitiv sicher auf e (fidvore). Vgl. tvalif tvalibe tvalibim. Wahrscheinlich ist und (ἕως, usque) ausgefallen.

2, 42 bithe varth tvalib vintruns] ὅτε ἐγένετο ἐτῶν (αὐτῷ ἔτη D) δώδεκα, Vulg. cum factus esset annorum duodecim, andere lat. Übers. mit D essent oder facti essent. So wie Mark. 5, 42 jah suns urrais so mavi jah iddja. vas auk jere tvalibe (καὶ εὐθέως ἀνέστη τὸ κοράσιον καὶ περιεπάτει· ἦν γὰρ ἐτῶν δώδεκα), Luk. 8, 42 unte dauhtar ainoho vas imma sve vintrive tvalibe (ὅτι θυγάτηρ μονογενὴς ἦν αὐτῷ ὡς ἐτῶν δώδεκα), und Luk. 3, 23 jah silba vas Iesus sve jere thrije tigive (καὶ αὐτὸς ἦν ὁ Ἰησοῦς ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα) das Alter durch den Genitiv ausgedrückt ist, so hätte Ulfila auch hier eigentlich tvalibe vintrive sagen sollen. Die Handschrift list vintrus. Jakob Grimm (II. 959) möchte tvalibvintrus als compositum nehmen. Im vierten Theile seiner Grammatik (652. Seite) wiederholt er diese Ansicht, indem er dort das Wort mit dem angelsächsischen fîfbôc (pentateuchus) und fîfleáf (quinquefolium) zusammenstellt. Adjektiv, sagt, er, brauche es nicht zu sein. Allein tvalibvintrus (Vgl. altnord. tvîvetra thrêvetra sexvetra siövetra) könnte hier nur als Adjektiv stehn. Vgl. laushandus (κενός) Mark. 12, 3. Für tvalib vintruns ließe sich etwa Luk. 2, 37 soh than viduvo jere ahtautehund jah fidvor (καὶ αὕτη χήρα ἕως — fehlt bei Andern — ἐτῶν ὀγδοήκοντα τεσσάρων) anführen. Dort ist jedoch wahrscheinlich und ausgefallen. Wollte man tvalib vintruns festhalten, so müßte man habands

oder aihands ergänzen. Man sehe die Bemerk. zu Mark. 1, 6 (165. Nr.). — Sollte Ulfila statt der Grundzahl etwa die Ordnungszahl gewählt und tvalibta vintrus geschrieben haben? Man vergleiche Luk. 3, 1, wo dem Worte fimftataihundin die zweite Silbe übergeschrieben sein soll. Man sehe unsere Bemerk. zu Mark. 16, 6 (168. Nr.). Wegen tvalibta statt tvalifta vgl. man Luk. 1, 27 fragibtim statt fragiftim.

3, 1 fidurraginja this Galeilaias Herodeis, Filippauzuh than brothrs is fidurraginja this Ituraias jah Trakauneitidaus landis jah Lysaniaus Abeileni fidurraginja] *τετραρχοῦντος τῆς Γαλιλαίας Ἡρώδου, Φιλίππου δὲ τοῦ ἀδελφοῦ αὐτοῦ τετραρχοῦντος τῆς Ἰτουραίας καὶ Τραχωνίτιδος χώρας, καὶ Λυσανίου τῆς Ἀβιληνῆς τετραρχοῦντος.* — Ungeübtern Lesern zu Gefallen hätten die Herausgeber wohl mit einem Worte andeuten dürfen, daß sich das vor Galeilaias und Ituraias stehnde this auf landis beziehe. — Wie airus Bote und Botschaft (legatus — legatio), gaman Genoße und Genoßenschaft (socius — societas), fauramathleis Leiter und Leitung (*ἄρχων — ἡγεμονία*) bedeute, meinen die Herausgeber, so sei auch hier fidurraginja (*τετραρχία*) nicht der Dativ von fidurragini, sondern von fidurragineis (*τετράρχης*). — Dagegen ist zu bemerken, daß II. Kor. 13, 13 (gaman ahmins veihis mith allaim izvis, *ἡ κοινωνία τοῦ ἁγίου πνεύματος μετὰ πάντων ὑμῶν*), woferne uns nicht Alles triegt, nicht gaman, sondern gamainei zu lesen ist. Vgl. II. Kor. 8, 4. Gal. 2, 9. — Was airus betrifft, so übersetzt Ulfila Luk. 14, 32. 19, 14 allerdings *πρεσβεία* durch diß Wort, gerade wie auch wir Bote statt Botschaft brauchen können, ohne daß jedoch Bote auch Botschaft bedeutete. Eben so hätte Ulfila statt unter der Vierfürstenschaft des Herodes, des Philippus, des Lysanius auch sagen können unter dem Vierfürsten Herodes, Philippus, Lysanius. Unter dem Vierfürsten des Herodes dagegen, wenn er es selbst sein soll, ist in der That gegen die Logik. — Ebenso verhält es sich mit fauramathli und fauramathleis. Nehemias 5, 14 hlaif fauramathleis meinis ni matidedum (*ἄρτον τῆς ἡγεμονίας μου οὐκ ἐφάγομεν*), und 5, 18 hlaif fauramathleis meinis ni sokida (*ἄρτον τῆς ἡγεμονίας μου οὐκ ἐζήτησα*) ist fauramathleis offenbar nicht der Genitiv von fauramathleis (*ἡγεμὼν ἄρχων*), sondern von fauramathli (*ἡγεμονία ἀρχή*).

In Bezug auf die Bildung des Wortes fidurragini aus fidvor (*τέσσαρες*) und ragin (*γνώμη δόγμα οἰκονομία*) vgl. man außer dem genannten fauramathli (*ἡγεμονία*) von mathl (*ἀγορά*) faura-dauri (*πλατεῖα*) von daur (*θύρα πύλη πυλών*), faura-gaggi (*οἰκονομία*) von gaggs (*πλατεῖα, ἄμφοδος*), faura-filli (*ἀκροβυστία*) von fill (*δέρμα*, pellis), anda-nahti (*ὀψία*) von nahts (*νύξ*).

3, 1 Lysaniaus Abeileni fidurraginja] *Λυσανίου τῆς Ἀβιληνῆς τετραρχοῦντος.* — Wie wir vorher den Genitiv this landis hatten, so muß auch hier der Name des Gebietes im Genitive stehn. Wahrscheinlich schrieb Ulfila Abeileneins, woraus dann Abeileneïs, endlich Abeileni ward. Vgl. Luk. 8, 49 synagogeis statt synagogeins (*τῆς συναγωγῆς*), Luk. 3, 24 Mailkeis statt Mailkeins (Luk. 3, 28). — Wie hier s abfiel, so auch Joh. 9, 31 (guth blostreis *θεοσεβής*, Vulg. dei cultor) von guth. Luk. 6, 36 lesen wir statt svasve svave. Vgl. Ephes. 4, 31 hropi, hropei (*κραυγή*). statt hropeins.

3, 2 at auhmistam gudjam Annin jah Kajafin varth vaurd guths at Iohannen Zaxariins sunau] *ἐπὶ ἀρχιερέως Ἄννα καὶ Καϊάφα ἐγένετο ῥῆμα θεοῦ ἐπὶ Ἰωάννην τὸν Ζαχαρίου υἱόν*, Vulg. factum est verbum dei super Iohannem. Jeder aufmerksame Leser wird sich an at Iohannen, statt dessen es du Iohanne heißen sollte, stoßen. Vgl. Joh. 10, 35 jainans qvath guda, du thaimei vaurd guths varth (*ἐκείνους εἶπε θεούς, πρὸς οὓς ὁ λόγος τοῦ θεοῦ ἐγένετο*, Vulg. ad quos sermo dei factus est). Man sehe die Bemerk. zu Mark. 8, 11. 17 (167. Nr.).

3, 23 jah silba vas Iesus sve jere thrije tigive (Bemerk. zu Matth. 27, 3) uf gakunthai] *καὶ αὐτὸς ἦν ὁ Ἰησοῦς ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα ἀρχόμενος.* Statt uf gakunthai möchte wol uf gakuntheinai (Man sehe die Bemerk. zu Matth. 27, 5) zu lesen sein. Oder sollte Ulfila st. *ἀρχόμενος* etwa *ἐρχόμενος* gelesen und uf gaqvumthai

(nämlich mit Johannes, wovon so eben die Rede war) geschrieben haben? So heißt es an einer Stelle des Irenäus: salvator XXX annorum existens venit ad baptismum (Lachmann). — Auf ähnliche Weise las Ulfila Luk. 3, 14 (valdaith annom izvaraim, ἀρκεῖσθε τοῖς ὀψωνίοις ὑμῶν, Vulg. contenti estote stipendiis vestris) st. ἀρκεῖσθε ἄρχεσθε. Was die Verwechselung des qv (im Gothischen ein Buchstab) mit k betrifft, so lesen wir bei Luk. 8, 6 umgekehrt qvrammitha (ἰκμάς, humor) st. krammitha. (I Timoth. 5, 23 wird st. suqvnis siukeins zu lesen sein). Wegen des n st. m vgl. hanfamma (Mark. 9, 43) st. hamfamma (κυλλῷ).

4, 6 thishvammeh thei viljau giba thata] ᾧ ἂν θέλω δίδωμι αὐτήν (τὴν ἐξουσίαν). Jak. Grimm (III. 19) hält thei für eine Verkürzung des Relativpronomens thatei. Die Herausgeber zeihen ihn des Irrthumes und erklären thei für eine Zusammenziehung der Relativpartikel thatei. Allein thei ist weder aus dem Pronomen noch aus der Partikel zusammengezogen, sondern eine selbständige dem Stamme tha (s. v. a. sa) angehörende Bildung.

4, 35 gahvotida imma Iesus qvithands. afdobn jah usgagg us thamma] ἐπετίμησεν αὐτῷ ὁ Ἰησοῦς λέγων Φιμώθητι (Vulg. obmutesce) καὶ ἔξελθε ἐξ αὐτοῦ. Dem Buchstaben nach gehörte dobnan zu daban dof, das mit der Silbe ga πρέπειν decere, συμβαίνειν evenire bedeutet. Hier waltet ein Schreibfehler ob. Statt afdobn, das die Herausgeber den Lautgesetzen zum Trotze unter daubs (πεπωρωμένος) aufstellen, lese man afdombn, d. i. afdumbn. Mark. 4, 39. Wie hier afdobn statt afdombn steht, so I. Kor. 15, 6 fif statt fimf. Der Wechsel zwischen u und o ist bekannt. Vgl. Luk. 4, 13 fraistobnjo st. fraistubnjo (πειρασμῶν), Luk. 20, 12 gavondondans st. gavundondans (τραυματίσαντες), Luk. 7, 12 vidovo statt viduvo (χήρα), Luk. 17, 13 ushofon statt ushofun (ἦραν, levaverunt), Mark. 10, 23 faiho st. faihu (χρήματα, pecuniae), Luk. 9, 54 Iakubos st. Iakobus.

4, 36 jah varth afslauthnan allans] καὶ ἐγένετο θάμβος ἐπὶ πάντας, Vulg. et factus est pavor in omnibus. Ein ganz eigenthümlicher accusat. cum infinitivo. — Mark. 2, 23 jah varth thairhgaggan imma sabbato daga thairh atisk (καὶ ἐγένετο τοῖς σάββασι διαπορεύεσθαι αὐτὸν διὰ τῶν σπορίμων), Luk. 6, 1 jah varth in sabbato — gaggan imma thairh atisk (ἐγένετο δὲ ἐν σαββάτῳ — διαπορεύεσθαι αὐτὸν διὰ σπορίμων), Luk. 6, 6 varth than — galeithan imma in synagogein (ἐγένετο δὲ — εἰσελθεῖν αὐτὸν εἰς τὴν συναγωγήν), Luk. 16, 22 varth than gasviltan thamma unledin jah briggan fram aggilum in barma Abrahamis (ἐγένετο δὲ ἀποθανεῖν τὸν πτωχὸν καὶ ἀπενεχθῆναι αὐτὸν ὑπὸ τῶν ἀγγέλων εἰς τὸν κόλπον Ἀβραάμ), II. Kor. 7, 7 — svaei mis mais *faginon varth (ὥστε με μᾶλλον χαρῆναι) hat varth einen dativ. cum infinitivo bei sich. Und so möchte auch wol hier st. allans allaim zu lesen sein. Vgl. Luk. 17, 27 qvam midjasveipains jah fraqvistida allans (l. allaim), ἦλθεν ὁ κατακλυσμὸς καὶ ἀπώλεσε πάντας. Bemerk. zu Mark. 12, 5 (168. Nr.).

5, 4 bitheh than gananthida rodjands qvath du Seimonau] ὡς δὲ ἐπαύσατο (Vulg. cessavit) λαλῶν, εἶπε πρὸς τὸν Σίμωνα. Bekannt ist das Verbum ana-nanthjan, althd. nendan, ga-, ana-, ar-nendan (τολμᾶν ἀποτολμᾶν). Statt des unerklärbaren ga-nanthida wird wol ganathida zu lesen sein. Vgl. altnord. nâda (requies otium). Im Mittelhochd. sagte man diu sunne gêt ze gnâden (sol occidit). Jak. Grimm, Mythol. 702. — Ist Philipp. 4, 3 (nithais thos, συλλαμβάνου αὐταῖς, Vulg. adjuva illas) recht gelesen, so hätten wir dort das zu nathjan gehörende starke Verbum nithan nath nethum nithans. — Wie hier gananthida st. ganathida, so steht Luk. 10, 2 umgekehrt st. ussandjai (ἐκβάλῃ, Vulg. mittat) ussatjai. — Was ist Luk. 16, 14 aus bimamindedun (ἐξεμυκτήριζον) zu machen?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

5, 4 brigg ana diupitha jah athahid tho natja izvara du fiskon] ἐπανάγαγε εἰς τὸ βάθος καὶ χαλάσατε τὰ δίκτυα ὑμῶν εἰς ἄγραν. Nach briggan wie nach qviman steht ana und in mit dem Dative. Wahrscheinlich fiel von diupitha wegen des folgenden Halbvokales j das i ab. Man sehe die Bemerk. zu Matth. 5, 40 (164. Nr.).

5, 6 galukun managein fiske filu sve natja dishnaupnodedun ize] συνέκλεισαν ἰχθύων πλῆθος πολύ, ὥστε τὰ δίκτυα ῥήσσεσθαι. Hier und im 7. Verse: gafullidedun ba tho skipa sve sugqvun (ἔπλησαν ἀμφότερα τὰ πλοῖα, ὥστε βυθίζεσθαι αὐτά) ist sve wahrscheinlich aus sva ei entstanden. Der Ausfall des a vor einem Vokale ist bekannt; eben so der Wechsel zwischen ei und e. sve hat sonst nie die Bedeutung so daß (ita ut).

5, 11 jah gatiuhandans tho skipa ana airtha afleithandans allata laistidedun afar imma] καὶ καταγαγόντες τὰ πλοῖα ἐπὶ τὴν γῆν, ἀφέντες πάντα ἠκολούθησαν αὐτῷ. Die Herausgeber haben hier einen Schreibfehler übersehen. Wol heißt bileithan verlaßen hinterlaßen zurücklaßen (ἀφιέναι καταλείπειν ἐγκαταλείπειν ἀπολείπειν); afleithan dagegen heißt vergehn fortgehn (ἀποχωρεῖν ἀναχωρεῖν ὑποχωρεῖν ἀπέρχεσθαι ἀποδημεῖν). Man lese afleitandans, d. i. afletandans. So steht auch Mark. 2, 9 aflethanda thus fravaurhteis theinos (ἀφίενταί σοι αἱ ἁμαρτίαι σου) st. afletanda u. s. w. Vgl. die Bemerk. zu Luk. 9, 51.

5, 38 ak vein juggata in balgins niujans giutand jah bajoths gafastanda] ἀλλὰ οἶνον νέον εἰς ἀσκοὺς καινοὺς βάλλουσι καὶ ἀμφότεροι συντηροῦνται. Nach gothischem Sprachgebrauche sollte auf vein und balgins nicht das mascul. bajoths, sondern das neutr. bajoth (?) folgen. Der Übersetzer hatte das männliche Geschlecht von ἀμφότεροι im Auge.

6, 1 jah raupidedun ahsa siponjos is jah matidedun bnauandans handum] καὶ ἔτιλλον οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ τοὺς στάχυας καὶ ἤσθιον ψώχοντες ταῖς χερσί. bn ist keine gothische Anlautsgruppe. Wie wir Mark. 9, 42 (167. Nr.) st. hals bals lasen, so ist auch hier h mit b verwechselt. hnauan entspricht dem ahd. hnuan, altnord. nua, griech κνύειν κνύζειν. Man vgl. die Bemerk. zu aibr Matth. 5, 23 (163. Nr.).

6, 35 thiuth taujaid jah leihvaid ni vaihtais usvenans] ἀγαθοποιεῖτε καὶ δανείζετε μηδὲν ἀπελπίζοντες (Andere ἀφελπίζοντες), lat. Übers. nihil inde sperantes s. nihil desperantes. Stund st. ἀφελπίζοντες vielleicht αὖ ἐλπίζοντες? Das gothische usvenans, das Ephes. 4, 19 für ἀπηλπικότες (Vulg. desperantes) steht, heißt ohne Hoffnung, althochd. urwâni. Graff I. 869. Dort übersetzen es die Herausgeber durch desperantes, hier durch exspectantes. Im Wörterbuche heißt es dann: „usvena, adject. hoffnungsvoll, erwartend, ἀπελπίζων; usvena vairthan, hoffen, erwarten, ἀπελπίζειν." Das ist in der That

mehr als Übereilung. — ἀπελπίζειν heißt nie etwas anders als die Hoffnung aufgeben (desperare).

7, 2 hundafade than sumis skalks siukands svultavairthja. saei vas imma svers] ἑκατοντάρχου δέ τινος δοῦλος κακῶς ἔχων ἤμελλε τελευτᾶν, ὃς ἦν αὐτῷ ἔντιμος. — Bei svultavairthja waltet sicher ein Schreibfehler ob. Junius, Stierhielm und Benzel bieten svulta vairthid. Wäre es zu kühn svultavairthoda zu lesen? Vergl. ahd. widarwertôn widarwartôn (obviare adversari). Graff I. 1007.

7, 30 ith Fareisaieis jah vitodafastjos runa guths fraqvethun ana sik] οἱ δὲ Φαρισαῖοι καὶ οἱ νομικοὶ τὴν βουλὴν τοῦ θεοῦ ἠθέτησαν (Vulg. spreverunt) εἰς ἑαυτούς. qvethun soll unleserlich sein. Wie steht es mit fra? Wahrscheinlich heißt es faur. fraqvithan bedeutet nicht zurückweisen (ἀθετεῖν spernere), sondern verfluchen (καταρᾶσθαι ἐπικαταρᾶσθαι). Matth. 25, 41. Mark. 11, 21. Luk. 6, 28. Joh. 7, 49. Skeir. VIIId. Dagegen heißt es Gal. 2, 21 ni faurqvitha anstai (anst?) guths (οὐκ ἀθετῶ — Vulg. non abjicio — τὴν χάριν τοῦ θεοῦ). Luk. 14, 18. 19 wird παραιτεῖσθαι (Vulg. excusare) durch faurqvithan übersetzt.

7, 32 galeikai sind barnam — vopjandam seina misso] ὅμοιοί εἰσι παιδίοις — προσφωνοῦσιν ἀλλήλοις. Das Verbum vopjan fordert den Akkusativ (sik). Da aber Römer 13, 8 und Gal. 5, 26 misso ohne das Reflexivpronomen vorkömt, so möchte auch hier ἀλλήλοις durch das einfache misso vertreten, seina aber vom Rande in den Text gerathen sein. Wie uns nämlich dünkt, schrieb ein Leser (nach Matth. 11, 16 τοῖς ἑταίροις αὐτῶν) gamana seina an den Rand. (Luk. 5, 7 wird μέτοχος, II. Kor. 8, 23 und Philem. 17 κοινωνός durch gaman gegeben. Die Vulg. hat an allen drei Stellen socius). Ein Abschreiber trug dann seina ohne das dazu gehörende gamana in die Zeile.

7, 39 sa Fareisaius — rodida sis ains qvithands] ὁ Φαρισαῖος — εἶπεν ἐν ἑαυτῷ λέγων, Vulg. Pharisaeus — ait intra se dicens. Da von diesen goth. Zeilen fast keine Spur zu sehen sein soll, warum nicht vielmehr dem Griechischen gemäß rodida in sis qvithands?

8, 1 jah is vratoda — thiuthspillonds thiudangardja guths] καὶ αὐτὸς διώδευεν — εὐαγγελιζόμενος τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ. Von thiuthspillonds, das aus Luk. 3, 18 ergänzt ist, soll nur llonds zu sehen sein. Wir haben Ursache ein Verbum thiuthspillon zu bezweifeln. Wenn es Luk. 3, 18 heißt: managuth-than jah anthar thrafstjands thiuth spilloda (in den Nachträgen thiuthspilloda) managein (πολλὰ μὲν οὖν καὶ ἕτερα παρακαλῶν εὐηγγελίζετο τὸν λαόν), so scheint εὐηγγελίζετο allerdings ein compos. thiuthspilloda zu verlangen. Allein so wie Luk. 2, 10 und Röm. 10, 15 εὐαγγελίζεσθαι durch das einfache spillon übersetzt ist, so könnte auch hier das nakte spillon gestanden haben und thiuth als Glosse von manag anthar in den Text gerathen sein. Ohne das Griechische, davon sind wir überzeugt, verbände es Niemand mit spillon. — I. Kor. 10, 16 heißt es: stikls thiuthiqvissais (τὸ ποτήριον τῆς εὐλογίας). Warum dort ein Mittelvokal, in thiuthspillon keiner?

8, 5 sum gadraus faur vig jah gatrudon varth] ὃ μὲν ἔπεσε παρὰ τὴν ὁδὸν καὶ κατεπατήθη, Vulg. conculcatum est. — Luk. 6, 44 heißt es: nih than us aihvatundjai trudanda veinabasja (οὐδὲ ἐκ βάτου τρυγῶσι — vindemiant — σταφυλήν), und Luk. 10, 19 atgaf izvis valdufni trudan ufaro vaurme (δίδωκα ὑμῖν τὴν ἐξουσίαν τοῦ πατεῖν — calcandi — ἐπάνω ὄφεων). Diesen beiden Stellen zufolge möchte gatrudon, das offenbar verschrieben ist, st. gatrudan stehn, vorausgesetzt, daß trudan zu den starken Verben gehört. Auch anderwärts treffen wir st. a ein o. So lesen wir Luk. 8, 42 st. ainaho (μονογενής) ainoho, Mark. 6, 5. Joh. 10, 41. 16, 29. 18, 38. 19, 4 (Vgl. Luk. 10, 19) st. ainahun (ullam) ainohun; ferner Mark. 4, 33. Luk. 5, 15. Joh. 6, 60. II. Timoth. 2, 14 st. hausjan (ἀκούειν) hausjon, und Luk. 14, 28 st. manvitha (δαπάνη, sumtus) manvitho. — Indessen wäre es nicht unmöglich, daß dem ahd. getrotôt entsprechend gatrudod gestanden hätte. Über die Verwechselung des d mit n sehe man die Bemerk. zu Mark. 6, 19 (166. Nr.).

8, 42 jah so svalt] καὶ αὕτη ἀπέθνησκε. Das Verbum sviltan erscheint sonst nur mit der Vorsilbe ga. Wahrscheinlich stund auch hier gasvalt. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 10, 29 (164. Nr.).

8, 49 gaggith sums manne fram this fauramathleis synagogeis] ἔρχεταί τις ἀπὸ τοῦ ἀρχισυναγώγου. Statt synagogeis stund wahrscheinlich synagogeīs, d. i. synagogeins. Vgl. Luk. 3, 28 Mailkeiṇs, 24 Mailkeis (τοῦ Μελχί). Bemerk. zu Luk. 3, 1.

8, 55 jah gavandida ahman izos] καὶ ἐπέστρεψε τὸ πνεῦμα αὐτῆς, Vulg. et reversus est spiritus ejus (puellae). Ulfila nahm πνεῦμα (ahma), das Subjekt ist, als Objekt. Vgl. die Bemerk. zu Matth. 9, 16 fullon st. fullo (164. Nr.).

9, 39 ahma nimith ina unhrains jah anaks hropjith] πνεῦμα λαμβάνει αὐτὸν καὶ ἐξαίφνης κράζει. Die Herausgeber sagen in einer Note: „hropjith (pro hropeith) Grimmio I. 847 suspectum videtur.“ Diesen Worten zufolge scheinen sie hropjith nicht zu verwerfen. Und doch weiß Jeder, der der ersten schwachen Konjugation (nasjan - sokjan) auch nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, daß es st. hropjith unbedingt hropeith heißen muß. — Umgekehrt lesen wir Mark. 11, 30 (168. Nr.) statt andhafjith (ἀποκρίθητε) andhafeith.

9, 39 jah halisaiv aflinnith af imma] καὶ μόγις ἀποχωρεῖ (Vulg. discedit) ἀπ' αὐτοῦ (nämlich τὸ πνεῦμα). — In der Note heißt es: „Quamquam haec tota pagina in cod. arg. legi vix potest et verbum aflinnan nullo alio loco invenitur, afleithan autem M. 7, 23 eadem significatione ponitur, tamen Benzelii lectio (afleithith) in textum recipi non debet. nam ἅπαξ εἰρημένοις, quae vocantur, interpres in hoc evangelio saepius utitur et verbi aflinnan ab Ih. primum reperti codicem acriter inspicienti vestigia quaedam cognoscuntur.“ Allerdings gibt es ein linnan lann lunnum lunnans (altnord. at linna, ahd. bilinnan, agſ. blinnen, mhd. gelinnen); diß heißt aber nicht fortgehn (ἀποχωρεῖν discedere), sondern aufhören (παύεσθαι cessare). Dasselbe auf die vestigia quaedam hin in den Text aufzunehmen finden wir höchst bedenklich. So ernstlich die Herausgeber Benzels afleithith auch zurückweisen, so wird es dennoch das Richtige sein.

9, 51 varth than in thammei usfulnodedun dagos andanumtais is] ἐγένετο δὲ ἐν τῷ συμπληροῦσθαι τὰς ἡμέρας τῆς ἀναλήψεως αὐτοῦ. Statt andanumtais erwartete man andanumthais (Vgl. gaqvumths gabaurths gataurths); aber auch Röm. 11, 15 (andanumts) und I. Timoth. 1, 15. 4, 9 (andanumtais) treffen wir statt th ein t. Im Ahd. heißt es numft; sollte im Gothischen demnach ein f ausgefallen sein? Auffallend ist es wenigstens, daß wir Luk. 16, 6 st. fimf tiguns (πεντήκοντα) fim tiguns lesen. Aber warum heißt es dann nicht dem ahd. kumft entsprechend auch gaqvumft oder gaqvumt? Man sehe die Bemerk. zu Luk. 5, 11.

9, 56 unte sunus mans ni qvam saivalom qvistjan ak nasjan] ὁ γὰρ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου οὐκ ἦλθε ψυχὰς ἀνθρώπων ἀπολέσαι, ἀλλὰ σῶσαι. — Das Wort qvistjan erscheint sonst alle Mal in Verbindung mit fra oder us. Wahrscheinlich fiel auch hier mit dem Worte manne (ἀνθρώπων) eine dieser Vorsilben aus. Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 10, 29 (164. Nr.). Das einfache Verbalsubstantiv qvisteins (ὄλεθρος) findet sich jedoch I. Kor. 5, 5.

10, 4 ni bairaith pugg nih matibalg nih gaskohe. ni mannanhun bi vig goljaith] μὴ βαστάζετε βαλλάντιον, μὴ πήραν μηδὲ ὑποδήματα (Vulg. calceamenta), καὶ μηδένα κατὰ τὴν ὁδὸν ἀσπάσησθε. — Von gaskohe sollen die letzten Buchstaben nicht mehr zu lesen sein. Luk. 15, 22 ist ὑποδήματα durch gaskoh übersetzt; und so wird es, wie die Herausgeber ganz richtig bemerken, auch an dieser Stelle heißen müßen. Der Endbuchstab e aber, setzen wir hinzu, ist der Anlaut des fehlenden jah (καί, Vulg. et). So lesen wir Mark. 11, 30 andhafeith statt andhafjith, und umgekehrt (j statt e) Luk. 9, 39 hropjith st. hropeith. Vergl. Mark. 13, 22 Xristj . . . st. Xriste(is)?

10, 19 jah vaihte ainohun izvis ni gaskathjith] καὶ οὐδὲν ὑμᾶς οὐ μὴ ἀδικήσει. Das

o in ainohun, st. dessen ainahun (ulla) stehn sollte, scheint durch hun veranlaßt zu sein. Wie wir hier den Nominativ haben, so Mark. 6, 5 ni-ainohun mahte (οὐδεμίαν δύναμιν), Joh. 10, 41 taikne ni ainohun (σημεῖον οὐδέν), Joh. 16, 29 gajukono ni ainohun (παροιμίαν οὐδεμίαν), Joh. 19, 4 ni ainohun fairino (οὐδεμίαν αἰτίαν), Joh. 18, 38 ik ainohun fairino ni bigita in thamma (ἐγὼ οὐδεμίαν αἰτίαν εὑρίσκω ἐν αὐτῷ) den Akkusativ. Luk. 4, 26 (jah ni du ainaihun thizo (viduvono) insandiths vas Helias, καὶ πρὸς οὐδεμίαν αὐτῶν ἐπέμφθη Ἠλίας) erscheint der Dativ. Jak. Grimm (III. 32) hält ainohun, das offenbar das starke Feminin ist, für das schwache Neutrum; diß lautet aber ganz regelrecht ainhun. So Joh. 19, 11 ni aihtedeis valdufnje ainhun ana mik, nih vesi thus atgiban iupathro (οὐκ εἶχες ἐξουσίαν κατ᾽ ἐμοῦ οὐδεμίαν, εἰ μὴ ἦν δεδομένον σοι ἄνωθεν), II. Kor. 6, 3 ni ainhun thannu in vaihtai gibandans bistugqv (μηδεμίαν ἐν μηδενὶ διδόντες προσκοπήν).

14, 12 ibai aufto jah eis aftra haitaina thuk jah vairthith thus usguldan] μή ποτε καὶ αὐτοὶ ἀντικαλέσωσί σε καὶ γένηταί σοι (lat. Übers. fiat tibi s. erit tibi) ἀνταπόδομα. Statt vairthith thus ist vairthai thus zu lesen. Vergl. Luk. 17, 8 gamatjis st. gamatjais, Mark. 11, 2 attiuhits st. attiuhaits. Wahrscheinlich gab das folgende th (thus) zu vairthith Veranlaßung. Röm. 9, 19 (hvas andstandithannu .. st. andstandith thannu .. τίς ἀνθέστηκε. μενοῦνγε ..) fehlt dagegen th.

14, 28 izvara hvas raihtis viljands kelikn timbrjan. niu frumist gasitands rahneith manvi. tho habaiu du ustiuhan] τίς γὰρ ἐξ ὑμῶν θέλων πύργον οἰκοδομῆσαι οὐχὶ πρῶτον καθίσας ψηφίζει τὴν δαπάνην, εἰ ἔχει τὰ (τὰ fehlt Andern) εἰς ἀπαρτισμόν, Vulg. computat sumtus, qui necessarii sunt, si habeat ad perficiendum. — Eine Stelle, welche Manchem zum Falle gereichte. — Statt izvara hvas raihtis ist offenbar hvas r. izvara zu lesen. Man sehe unsere Bemerk. zu Mark. 7, 23 (167. Nr.). Wie aber manvi. tho habaiu heilen? Nachdem die Herausgeber die früheren Versuche zurückgewiesen, schlagen sie vor st. tho habaiu habaiu tho zu lesen. Versetzungen sind allerdings nicht selten (wie denn in der ersten Zeile eine solche vorkömt); hier jedoch waltet ein Schreibfehler ob. Statt manvi tho nämlich ist manvitha zu lesen, ein Ausdruck, durch welchen δαπάνη aufs passendste wiedergegeben wird. Ephes. 6, 15 setzt ihn Ulfila für ἑτοιμασία (Vulg. praeparatio). a ist auch sonst mit o vertauscht, z. B. in hausjon st. hausjan, gatrudon statt gatrudan. Man sehe die Bemerk. zu Luk. 8, 5. Auf diese Weise werden wir zugleich das anstößige manvi los, st. dessen sonst manvein zu lesen sein möchte. Der Wechsel zwischen ei und i ist bekannt, ebenso der Abfall des n, oder vielmehr die Auslaßung des über den vorausgehnden Vokal gesetzten Querstriches. — Für unsere Ansicht spricht zugleich, daß τά BD abgeht.

14, 31 hvas thiudans gaggands stigqvan vithra antharana thiudan du viganna. niu gasitands faurthis thankeith. siaiu mahteigs — gamotjan thamma — gaggandin ana sik] τίς βασιλεὺς πορευόμενος ἑτέρῳ βασιλεῖ συμβαλεῖν εἰς πόλεμον οὐχὶ καθίσας πρῶτον βουλεύεται, εἰ δυνατός ἐστιν — ὑπαντῆσαι τῷ — ἐρχομένῳ ἐπ᾽ αὐτόν; — Die Handschrift soll vigāna haben, vigā aber am Ende der Zeile stehn und mit na eine neue anfangen. Früher wollte man in viganna das Gerundium oder den Dativ des Infinitives finden. Daß die Stelle krank ist, liegt auf flacher Hand. Die Herausgeber wie auch J. Grimm (IV. 105) sind der Meinung, es sei vigana zu lesen. Wir können ihnen nicht beistimmen. — Matth. 5, 31 heißt es st. hvazuh hva|hvazuh, Joh. 9, 41 statt qvithith qvi|qvithith, Luk. 1, 65 statt bisitandam bisitan|tandam, Skeir. VIIIa statt jainai jai|jainai. Joh. 12, 47 statt manased mananased, Joh. 13, 13 st. laisareis laisareisareis, Mark. 10, 29 st. aflailoti (aflailot?) aflailoloti, Lukas 6, 17 statt atgaggands atgaggaggands. In den vier ersten Stellen beginnt mit der Wiederholung eine neue Zeile, wie bei vigāna.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

II. Kor. 10, 12 finden wir sik, 6, 3 ei, 12, 6 aiththau, Ephes. 6, 9 sogar jah jus fraujans doppelt gesetzt. — Wir tragen demnach kein Bedenken anzunehmen, Ulfila habe vigna geschrieben, st. dessen dann der Schreiber vigā | na (viga | na?) setzte. Für ein Substantiv vign spricht rign liugn.

15, 8 usbaugeith razn jah sokeith glaggvaba. unte bigitith] (γυνὴ) σαροῖ τὴν οἰκίαν καὶ ζητεῖ ἐπιμελῶς, ἕως ὅτου εὕρῃ. — Über glaggvaba vergleiche man die Bemerk. zu Luk. 1, 3. usbaugeith (von biugan baug) ist augenscheinlich Übersetzung des lat. evertit (st. everrit). Man sehe Lachmann.

15, 9 faginoth mith mis. unte bigat drakmein. thammei fralaus] συγχάρητέ μοι, ὅτι εὗρον τὴν δραχμὴν ἣν ἀπώλεσα. In der Note wird gesagt: „Nostro loco Ulf. forma graeca utitur, uti saepius — ein pro — ην (paraskaivein — synagogein — aipistaulein); Zahn igitur illam formam injuria tentavit.“ — Zahn griff drakmein wegen des folgenden thammei mit vollem Rechte an. Entweder hätte Ulfila im vorhergehnden Verse st. des Maskul. drakmans und drakmin das Femin. drakmeins und drakmein, oder hier st. des Femin. drakmein das Maskul. drakman setzen müßen. thammei verträgt kein drakmein.

15, 24 jah dugunnun visan] καὶ ἤρξαντο εὐφραίνεσθαι, Vulg. et coeperunt epulari. — In der Anmerk. heißt es: „Junius, Stiernhielm, Benzel vailavisan, quod additamentum eis sensus requirere videtur; sed nesciverunt illi visan h. l. non esse verbum substantivum, sed significare epulari et ad eorum genus pertinere, quae Grim. I. 842, X. enarravit.“ vaila, heißt es ferner, sei im 23. Verse (matjandans visam vaila, φαγόντες εὐφρανθῶμεν) dagewesen und hier absichtlich ausgelaßen worden, wie es z. B. Luk. 19, 5 dalath atsteig (κατάβηθι), im 6. Verse aber atstaig (κατέβη) heiße. — Was diß Beispiel betrifft, so paßt es nicht recht, da atsteigan auch sonst ohne dalath καταβαίνειν bezeichnet. Daß aber der Gothe nicht vaila im, sondern vaila visa gesagt habe, wird sich nicht beweisen laßen. Daß übrigens diß visan in der Vergangenheit nicht visaida, sondern vas lautet, wusten die genannten Männer sicher eben so gut, als die Herausgeber.

15, 29 jah mis ni aiv atgaft gaitein ei mith frijondam meinaim bivesjau] καὶ ἐμοὶ οὐδέποτε ἔδωκας ἔριφον, ἵνα μετὰ τῶν φίλων μου εὐφρανθῶ. — Jak. Grimm (III. 338) erkannte in gaitein (gebildet wie gumein ἄρσεν, qvinein θῆλυ γυναικάριον, fadrein γονεῖς) längst ein Neutrum. Die Herausgeber führen in ihrem Wörterbuche irriger Weise ein Femin. gaitei auf.

Bei dieser Gelegenheit möge Nehemias 5, 18 berichtigt werden. Dort heißt es: jah vas fraqvuman dagis hvizuh stiur .a. lamba gavalida .q. jah gaitsa gamanvida vas mis (καὶ ἦν γινόμενον εἰς ἡμέραν μίαν μόσχος εἷς καὶ πρόβατα ἓξ ἐκλεκτὰ καὶ χίμαρος ἐγίνοντό μοι, Vulg. parabatur autem mihi per dies singulos bos unus, arietes sex electi exceptis volatilibus). Die Ab-



weichung der Vulg. erklärt sich dadurch, daß Hieronymus st. צְפִירִים צִפֳּרִים las. — Bekanntlich duldet das Gothische innerhalb der Wörter kein ts; folglich kann es auch kein gaitsa geben. Wie nicht bloß bei πρόβατα (lamba), sondern auch bei μόσχος (stiur) die Zahl angegeben war, so setzte sie Ulfila auch zu χίμαρος und schrieb gaits .a. (d. i. aina). Die Punkte wurden übersehen oder geradezu ausgelaßen.

16, 13 ni ainshun thive mag tvaim fraujam skalkinon. andizuh ainana fijaith jah antharana frijoth] οὐδεὶς οἰκέτης δύναται δυσὶ κυρίοις δουλεύειν· ἢ γὰρ (Vulg. aut enim) τὸν ἕνα μισήσει καὶ τὸν ἕτερον ἀγαπήσει. — Das Wort andizuh widerstund bis jetzt aller Deutung. In der Anm. heißt es wol: lectio codicis arg. manifesta; sollte aber nicht dennoch etwas versehen worden sein? Was das Δ (d) betrifft, so wird es oft st. des Λ (l) gesetzt. Wie leicht aber Λ wegen eines durchschimmernden Zuges für N gehalten werden konnte, sieht Jeder. Wir vermuthen deshalb, es stehe nicht andizuh, sondern allizuh (namque) geschrieben. allis (γάρ, enim) erscheint sonst freilich innerhalb des Satzes; Mark. 12, 25 heißt es jedoch: allis than usstandand us dauthaim. ni liugand. ni liuganda (ὅταν γὰρ ἐκ νεκρῶν ἀναστῶσιν, οὔτε γαμοῦσιν οὔτε γαμίζονται).

16, 16 vitoth jah praufeteis und Iohannen. thathroh thiudangardi guths vailamerjada jah hvazuh in izai nauthjada] ὁ νόμος καὶ οἱ προφῆται ἕως Ἰωάννου· ἀπὸ τότε ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ εὐαγγελίζεται καὶ πᾶς εἰς αὐτὴν βιάζεται (lat. Übers. vim facit, festinat). Man sehe unsere Bemerk. zu Matth. 27, 42 (165. Nr.).

16, 18 hvazuh saei afletands qven seina jah liugands anthara horinoth] πᾶς ὁ ἀπολύων τὴν γυναῖκα αὐτοῦ καὶ γαμῶν ἑτέραν μοιχεύει. Statt saei (ὅς, qui) ist sa zu lesen. Wie es scheint, verirrte sich das Auge des Schreibers auf das sogleich folgende jah hvazuh saei afleitana liugaith. horinoth (καὶ πᾶς ὁ ἀπολελυμένην γαμῶν μοιχεύει). — Die Herausgeber gehn über saei ohne Anstoß hinweg. Man vgl. Joh. 6, 45 hvazuh nu sa gahausjands at attin jah ganam. gaggith du mis (πᾶς ὁ ἀκούσας παρὰ τοῦ πατρὸς καὶ μαθὼν (Hilar. discit) ἔρχεται πρός με).

16, 19 manne sums — gavasids vas paurpaurai jah byssaun] ἄνθρωπός τις — ἐνεδιδύσκετο πορφύραν καὶ βύσσον. — hyssopo (ὕσσωπος) psalmo (ψαλμός) Aifaiso (Ἔφεσος) Kaurintho (Κόρινθος) Damasko (Δαμασκός) ließen bysson, aggilus (ἄγγελος) apaustaulus diabaulus u. s. w. byssau erwarten. Ulfila scheint das Wort βύσσον für ein Neutrum gehalten zu haben. Man vgl. übrigens Joh. 11, 5 Lazarun st. Lazaru, Mark. 3, 7 us Galeilaian st. us Galeilaia, Luk. 8, 55 ahman st. ahma, Joh. 6, 40 viljan st. vilja.

17, 8 jah bithe gamatjis jah gadrigkais thu] καὶ μετὰ ταῦτα φάγεσαι καὶ πίεσαι σύ, Vulg. et post haec tu manducabis et bibes. Statt gamatjis ist sicher gamatjais zu lesen. Man sehe die Bemerk. zu Luk. 14, 12.

17, 22 qvimand dagos. than gairneith ainamma thize dage sununs mans gasaihvan] ἐλεύσονται ἡμέραι, ὅτε ἐπιθυμήσετε μίαν τῶν ἡμερῶν τούτων τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου ἰδεῖν, Vulg. quando desideretis videre unum diem filii hominis. In der Handschrift soll sunūs stehn. In einer Anm. sagen die Herausgeber: „Ulf. sine dubio locum male intellectum male interpretatus est.“ Mit vollem Rechte nimt Ludwig Ettmüller (Hallische Allgem. Lit. Zeitung 1838. 224. Nr.) Ulfila gegen den Vorwurf des Mißverständnisses in Schutz. Seiner Meinung nach soll er sunu mans (filium hominis) übersetzt, der Abschreiber diß aber mehr auf mans als auf sunu blickend gedankenlos in sunūs mans (filios hominis) verwandelt haben. So viel diese Vermuthung auch für sich hat, so sind wir gleichwol der Ansicht, der treue Ulfila habe ainana thize dage sunaus mans geschrieben. Wie Mark. 3, 17 thana in thamma, und umgekehrt Mark. 14, 51 naqvadamma in naqvadana verwandelt ward, so konnte auch ainana leicht zu ainamma werden. Der Strich über sunus (st. sunaus) könnte ein Versehen sein oder auch von der Rückseite durchschimmern.

17, 27 qvam midjasveipains jah fraqvistida allans] ἦλθεν ὁ κατακλυσμὸς καὶ ἀπώλεσε πάντας. fraqvistjan, das so oft vorkömt, hat nur hier und Joh. 18, 14 den Akkusativ, sonst alle Mal den Dativ bei sich. Bei Joh. ist indessen st. fraqvistjan fraqvistnan zu lesen, und so bliebe nur diese Stelle übrig. Ulfila schrieb st. allans sicher

allaim. Man sehe die Bemerk. zu Mark. 11, 15 (168. Nr.) und Luk. 4, 36.

18, 4 jah ni vilda laggai hveilai] καὶ οὐκ ἤθελεν ἐπὶ χρόνον, Vulg. per multum tempus. Daß der Dativ laggai hveilai auf die Frage wie lange? falsch ist, bedarf kaum der Erinnerung. Wie Joh. 7, 33 nauh leitila hveila mith izvis im (ἔτι χρόνον μικρὸν μεθ' ὑμῶν εἰμί) der Akkus. steht, so müste es auch hier lagga hveila heißen. Der Dativ rührt indessen von Ulfila her. Er schrieb du laggai hveilai. So lesen wir II. Kor. 7, 8 du leitilai hveilai (πρὸς ὥραν), Skeir. IVab: du leitilamma mela, Skeir. VIa: du hveilai (πρὸς ὥραν), Luk. 8, 13 du mela (πρὸς καιρόν), I. Thessal. 2, 17 du mela hveilos (πρὸς καιρὸν ὥρας), Luk. 4, 25 du jeram thrim (ἐπὶ ἔτη τρία). Auslaßungen sind bei unserm Schreiber nicht selten. Man vergleiche Luk. 18, 11 invinda st. invindans, und sehe die Bemerk. zu Mark. 2, 8 (165. Nr.), desgl. zu Matth. 10, 29 (164. Nr.)

18, 9 qvath than du sumaim. thaiei silbans trauaidedun sis ei veseina garaihtai jah frakunnandans thaim antharaim. tho gajukon] εἶπε δὲ πρός τινας τοὺς πεποιθότας ἐφ' ἑαυτοῖς (lat. Übers. fidentes sibi s. qui sibi confidebant), ὅτι εἰσὶ δίκαιοι, καὶ ἐξουθενοῦντας τοὺς λοιποὺς τὴν παραβολὴν ταύτην. Den Bau des Satzes vergeßend wählt Ulfila st. der 3. Person des Plur. Präter. (frakunthedun) das Partizip (frakunnandans). Man sehe die Bemerk. zu 16, 18. — silbans (ipsi, αὐτοί) st. silbam steht nach goth. Weise.

18, 11 sa Fareisaius standands sis tho bad] ὁ Φαρισαῖος σταθεὶς πρὸς ἑαυτὸν (lat. Übers. apud se, intra se) ταῦτα προσηύχετο. Wahrscheinlich schrieb Ulfila du sis. Vgl. Luk. 18, 4. 20, 26.

18, 38 Iesus sunu Daveidis armai mik] Ἰησοῦ, υἱὲ Δαυείδ, ἐλέησόν με. Offenbar ist Iesus st. Iesu ein von den Herausgebern übersehener Schreibfehler. Eben so steht Joh. 9, 28 st. ith veis Mose siponjos sijum (ἡμεῖς δὲ τοῦ Μωσέως ἐσμὲν μαθηταί) ith veis Moses siponjos sijum.

18, 40 bithe nehva vas than imma] ἐγγίσαντος δὲ αὐτοῦ. Ulfila schrieb höchst wahrscheinlich bithe than imma nehva vas. Vgl. Luk. 19, 37 bithe than is nehva vas (ἐγγίζοντος δὲ αὐτοῦ).

19, 4 bithragjands faur usstaig ana smakkabagm] προδραμὼν ἔμπροσθεν ἀνέβη ἐπὶ συκομωρέαν. Die Herausgeber meinen, Ulfila habe nicht προδραμών, sondern προςδραμών gelesen, da bi der Präposition πρός näher stehe als dem πρό. Allein προςδραμεῖν gibt Ulfila nicht durch bithragjan, sondern durch durinnan duatrinnan. Übrigens findet sich bei Lachmann kein προςδραμών, sondern nur προδραμών mit der Abweichung προλαβών. Die lat. Übersetzungen bieten praecurrens procurrens antecedens, indem sie ἔμπροσθεν zum Theile weglaßen. Ulfila las προδραμὼν ἀνέβη. Vgl. faurbigaggan faurbisnivan προάγειν. Im Wörterbuche 27a unter bi ist bithragjan und faurbithragjan aufgeführt, während wir 85a unter thragjan das Kompositum bithragjan ohne faur mit der Bedeutung προτρέχειν aufgestellt sehen. Ulfila kennt nur thragjan und faurbithragjan.

19, 7 allai birodidedun qvithandans. thatei du fravaurhtis mans galaith in gard ussaljan] πάντες διεγόγγυζον λέγοντες, ὅτι παρὰ ἁμαρτωλῷ ἀνδρὶ (lat. Übers. ad peccatorem hominem s. ad hom. peccatorem s. apud virum peccatorem) εἰσῆλθε καταλῦσαι (lat. Übers. introisset manere s. divertisset). Diese Stelle hat den Erklärern Ulfilas viel zu schaffen gemacht. Besonders stieß man sich an den Worten du fravaurhtis mans. Die Herausgeber erkennen darin echt gothischen Ausdruck und verweisen auf Luk. 8, 49, wo es heißt: gaggith sums manne fram this fauramathleis synagogeis (ἔρχεταί τις ἀπὸ τοῦ ἀρχισυναγώγου). in gard, sagen sie, sei wahrscheinlich eine Glosse dazu; sei jedoch Alles echt, dann müße es heißen: fravaurhtis mans galaith in gard du ussaljan.

An neun verschiedenen Stellen gibt Ulfila μένειν ἐπιμένειν παραμένειν προσμένειν ξενίζεσθαι und (Luk. 9, 12) καταλύειν durch das einfache saljan. Ohne Zweifel setzte er es auch hier. Seine Worte waren: du fravaurhtis mans galaith saljan. Ein Leser schrieb dann zur Erklärung in gard is (in domum ejus) hinzu, was der Abschreiber in den Text aufnahm, is aber in us verwandelte. So ward Luk. 19, 28 framis gaggands zu fram usgaggands, und umgekehrt Matth. 11, 2 .b. us siponjam seinaim zu bi siponjam seinaim. — Auf ähnliche Art gerieth Luk. 2, 4 die Glosse fa-

dreina is in den Text. Man sehe dort unsere Bemerkung.

19, 8 halbata aiginis meinis gadailjau unledaim] τὰ ἡμίσεα τῶν ὑπαρχόντων μου δίδωμι (Vulg. do) τοῖς πτωχοῖς. Unstreitig ist gadailja zu lesen. Das dem a angehängte u ward, wie es scheint, durch das folgende u veranlaßt.

19, 15 bithe atvandida sik aftra] ἐν τῷ ἐπανελθεῖν. Da vom 14—20. Verse nichts mehr zu lesen sein soll, so tragen wir gegen atvandida, das sich sonst nicht findet, Bedenken. Wahrscheinlich stund gavandida.

19, 21 sneithis thatei ni saisost] θερίζεις ὃ οὐκ ἔσπειρας. Ein offenbarer Schreibfehler st. saisot. So Ephes. 5, 6 ni manna izvis uslusto (st. usluto) lausaim vaurdam, μηδεὶς ὑμᾶς ἀπατάτω κενοῖς λόγοις.

19, 26 af thamma unhabandin jah thatei habaith afnimada af imma] ἀπὸ τοῦ μὴ ἔχοντος καὶ ὃ ἔχει ἀρθήσεται ἀπ' αὐτοῦ. Sollte Ulfila wirklich unhabandin und nicht vielmehr ni habandin geschrieben haben? Dasselbe gilt von unbairands unsaihvands und vielen andern Wörtern.

19, 28 jah qvithands thata iddja fram usgaggands in Iairusaulyma] καὶ εἰπὼν ταῦτα ἐπορεύετο ἔμπροσθεν ἀναβαίνων εἰς Ἱεροσόλυμα, lat. Übers. praecedebat s. abiit adscendens Hierosolymam. — Mark. 1, 19 heißt es: jah jainthro inngaggands framis leitil gasahv Iakobu (καὶ προβὰς — lat. Übers. progressus — ἐκεῖθεν ὀλίγον εἶδεν Ἰάκωβον), und Röm. 13, 12 nahts framis galaith, ith dags atnehvida (ἡ νὺξ προέκοψεν — Vulg. praecessit — ἡ δὲ ἡμέρα ἤγγικεν). Hier sehen wir framis zwei Mal mit der Bedeutung vorwärts fort gebraucht. Sollte Ulfila etwa auch hier st. fram usgaggands framis gaggands geschrieben haben? fram findet sich in solcher Stellung sonst nicht. Man sehe die Bemerk. zu 19, 7.

19, 29 jah varth bithe nehva vas Bethsfagein jah Bethanijin af fairgunja. thatei haitada alevjo. insandida tvans siponje seinaize] καὶ ἐγένετο, ὡς ἤγγισεν εἰς Βηθσφαγῆ καὶ Βηθανίαν πρὸς τὸ ὄρος τὸ καλούμενον ἐλαιῶν (Vulg. ad montem qui vocatur oliveti), ἀπέστειλε δύο τῶν μαθητῶν αὐτοῦ. — Mark. 11, 1 heißt es fast mit denselben Worten: bithe nehva vesun Iairusalem in Bethsfagein jah Bithaniin at fairgunja alevjin (πρὸς τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν, Vulg. ad montem olivarum), und Luk. 19, 37 bithe than is nehva vas juthan at iddaljin this fairgunjis alevabagme (πρὸς τῇ καταβάσει τοῦ ὄρους τῶν ἐλαιῶν, Vulg. ad descensum montis oliveti). An beiden Stellen ist πρός (ad) durch at wiedergegeben. Und so ist auch unstreitig hier zu lesen. Joh. 17, 7 lesen wir umgekehrt st. af at. Dort heißt es: nu ufkuntha ei alla. thoei atgast mis. at thus sind (νῦν ἔγνωκαν — lat. Übers. cognovi — ὅτι πάντα ὅσα ἔδωκάς μοι παρὰ σοῦ ἐστίν, Vulg. abs te sunt). — Die Herausgeber stellen nehva af mit dem lat. prope ab zusammen. Daran dachte Ulfila sicher nicht.

20, 20 insandidedun ferjans — ei gafaifaheina is vaurde jah atgebeina ina reikja jah valdufnja kindinis] ἀπέστειλαν ἐγκαθέτους —, ἵνα ἐπιλάβωνται αὐτοῦ τῶν λόγων (lat. Übers. sermones illius s. verborum ejus) ὥστε παραδοῦναι αὐτὸν τῇ ἀρχῇ καὶ τῇ ἐξουσίᾳ τοῦ ἡγεμόνος. — Ebenso heißt es 20, 26: jah ni mahtedun gafahan is vaurde, καὶ οὐκ ἴσχυσαν ἐπιλαβέσθαι αὐτοῦ ῥήματος, Vulg. verbum ejus. — Das Verbum fahan gafahan hat sonst alle Mal den Akkusativ; hier steht passender der Genitiv (vaurde). Man vgl. matjan (φαγεῖν) drigkan (πιεῖν) giban (δοῦναι) niman (λαβεῖν) u. a. welche ebenso bald den Akkus. bald den Genitiv bei sich haben. Grimm IV. 647. Wie das gothische, so hat auch das altsächsische fahan gifahan neben dem Akkus. zugleich den Genitiv. Heliand 73, 7—9 sum it an hardan sten — fel. erdon ni habda, that it thar mahti uuahsan estha uurteo (radicum) gifahan. 73, 10—12 sum it — bigan uuahsen uuanlico endi uurteo fahan. 90, 1 nu gi modes sculun fastes fahen. — Die Herausgeber faßen is (ejus) irrig als Objekt und übersetzen: 20 ut caperent eum ob-verba, 26 non potuerunt capere eum ob-verba. — Vielleicht hat es mit greipan dieselbe Bewandtniß. Man sehe Mark. 14, 51 (168. Nr.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	13. December.
Nro. 249.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1846



Historia de Portugal por A Herculano. Tomo primeiro. Lisboa 1846. S. 518. 8.

Dem längst in Portugal ausgesprochenen Wunsche, eine Geschichte des Landes von einem Portugiesen vom Anfange des portugiesischen Staates bis auf die neuere Zeit zu besitzen, kommt die vorliegende Arbeit des von Ref. schon mehrmals rühmlich erwähnten Herculano Carvalho, Bibliothekars von Ajuda, jetzt entgegen. Der vorliegende erste Band giebt bis zur Seite 187 die Einleitung, welche wieder in drey Abschnitte zerfällt; im ersten spricht sich der Verfasser über die Grundsätze aus, nach denen die Geschichte Portugals behandelt werden solle, im zweyten handelt er die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel von der Eroberung der Araber bis auf die Dynastie der Almoraviden ab, im dritten erzählt er die Entstehung der neuen christlichen Monarchie in den Gebirgen von Asturien bis auf den Tod Alphons des Sechsten.

Der übrige Raum enthält in zwey Büchern die Geschichte des portugiesischen Staates und zwar vorzugsweise die seiner Regenten; das erste Buch von S. 291 — 294 begreift die Regierung des Grafen Heinrich von Burgund und seiner Wittwe Therese (1097 — 1128), das zweyte die Alphons I. (1128 — 1185). Wie Schäfer beginnt auch Herculano die Geschichte Portugals als die einer eignen Nation, die in die Geschichte eintritt mit der Lostrennung von Spanien, er hält es für nothwendig, streng Alles von der Geschichte Portugals zu trennen, was nicht ihr zugehöre und tritt deßhalb einen ausführlichen Beweis an, daß die Portugiesen weder der Abstammung noch der Sprache nach die Nachkommen der alten Lusitanier seyen, auch die Gränzen des heutigen Portugal denen des alten Lusitanien nicht entsprächen, mit einem Worte er weist die alte Geschichte Lusitaniens und seiner Bewohner dem Geschichtschreiber Spaniens zu.

So sehr Ref. auch mit dieser Ansicht einverstanden ist, so glaubt er doch, daß es die Pflicht des portugiesischen Geschichtschreibers sey, wenn auch in einer sehr gedrängten Darstellung, die Geschichte des Landes in früherer Zeit und vorzugsweise die derjenigen Landstriche, welche gegenwärtig zu Portugal gehören, zu berücksichtigen und insbesondere derjenigen Denkmäler, welche die ersten Anhaltspunkte für einen geschichtlichen Ueberblick gewähren, Erwähnung zu thun; denn bey dem vom Verfasser befolgten Systeme wird der portugiesische Geschichtschreiber derselben nicht erwähnen, weil sie in die Geschichte Spaniens gehören, ebenso wenig aber wird der spanische auf ihre Beschreibung eingehen, weil der Boden, auf dem sie gefunden wurden, nicht mehr zum heutigen Spanien gehört und er sie nie gesehen hat. Portugal besitzt aber außer den vielen römischen Denkmälern, wie sie sich in andern Ländern auch finden, auch vorrömische, denen weder portugiesische noch spanische Geschichtschreiber und Alterthumsforscher die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben. So finden sich in Evora Inschriften, die zwar mit griechischen Schriftzeichen, aber nicht in griechischer Sprache geschrieben sind und bey Beja gefunden worden seyn sollen, welche uns an die Stelle Cäsars (de bello gall. I. 29) erinnern, in welcher er sagt, daß die Verzeichnisse der Helvetier über ihre Mannschaft gleichfalls mit griechischen Schriftzeichen geschrieben waren (graecis litteris confectae), was wohl zu dem Schlusse berechtigen dürfte,

daß einige keltische Stämme sich griechischer Schriftzeichen bedienten, während andre, wie wir aus einer andern Stelle desselben Werkes ersehen (V. 38) keine Kenntniß derselben hatten. Besonders anziehend aber erscheint dem Ref. eine Steinschrift, von welcher schon Jeronymo Contador de Argote im zweyten, 1734 zu Lissabon erschienenen Theile seiner Memoiren zur Kirchengeschichte des Erzbisthums Praga eine kurze Beschreibung mit beygefügter Abbildung gegeben hat.

Der Verfasser bestreitet auch die Ansicht, daß zwischen den alten keltischen Stämmen Lusitaniens und dem heutigen Portugal noch irgend eine Beziehung bestehe. Das heutige Portugal, im zwölften Jahrhunderte in einem Winkel Galliciens ohne allen Einfluß der früheren politischen Theilungen entstanden, das sich in dem saracenischen Al-Gharb allmählig ausbreitete, ist ihm ein ganz moderner Staat, der sich auf zwey Grundlagen heranbildete, nämlich theils nach den Institutionen des Reiches Leon, welchem er seinen Ursprung und seine Gestaltung verdankte, theils nach den saracenischen, die ihm manche eigenthümliche organische Bildung gaben; deßhalb führt er uns erst dann zum Anfange des neuen Staates, nachdem er sich in den beyden übrigen Abschnitten der Einleitung weitläufig über die Geschichte beyder ausgesprochen hat *).

Die Geschichte der Entstehung des Staates, die Regierung des Grafen Heinrich und seiner Witwe, wie die Alphons I. ist mit Benützung aller urkundlichen Quellen, die sich bis auf unsre Zeit erhalten haben, fleißig bearbeitet und der Verfasser hat weder Zeit noch Mühe gespart, um sowohl die schwankenden Zeitbestimmungen der politischen Ereignisse wie den Umfang derselben so genau als möglich anzugeben; aber das am meisten anziehende Bild, welches der Staat Portugal im Mittelalter darbietet, das friedliche Zusammenleben der Christen, Mauren und Juden nach eigenthümlichen Gesetzen und Gebräuchen, das bis auf Don Manoels Regierung fortbestand, wie die Entwicklung der Ortsrechte (foraes), die noch heute die Grundlage des portugiesischen Privatrechtes bilden, hat der Verfasser in diesem Bande noch nicht gegeben, er stellt, wie Raumer in der Geschichte der Hohenstaufen, die politischen Ereignisse voraus und läßt erst auf sie die Entwicklungen der Zustände des Rechtes und der Cultur folgen; um so gespannter dürfen wir dem folgenden Bande entgegensehen.

In Portugal selbst hat das Werk einen schnellen Absatz, aber auch Gegner gefunden, die kurz nach dessen Erscheinen mit heftigen Angriffen gegen dasselbe auftraten.

Die Abstammung von den alten Lusitaniern war so sehr eine Lieblingsidee der Portugiesen geworden, daß es wirklich Leute gab, welche es nicht für räthlich erklärten, hierin der historischen Untersuchung freyen Lauf zu lassen. Außerdem regte der Bericht des Verfassers über die Thätigkeit der deutschen Kreuzfahrer bey der Eroberung Lissabons die nationale Eifersucht auf und so ergab sich die allerdings merkwürdige Erscheinung, daß in der Provinz Alemtejo in einem politischen Manifeste gegen das abgetretene Ministerium auch von der feilen Feder eines Historikers gesprochen wurde, welcher die portugiesischen Nationalitäten verächtlich machen wolle.

Schäfers Geschichte von Portugal ist in die französische Sprache übergetragen worden und man hat auch den Versuch gemacht, sie, aber leider aus dieser, und, wie in der französischen Uebersetzung, ohne die Anmerkungen, in das Portugiesische zu übersetzen; sie hat sowohl in der Originalsprache, als in der französischen Uebersetzung vielfachen Eingang in Portugal gefunden und viel dazu beygetragen, die nationelle Eifersucht zu entflammen und den Wunsch nach einer von einem Inländer geschriebenen Geschichte des Vaterlandes immer mehr rege zu machen, ohne daß man jedoch Anstand genommen hat, auch Schäfers Verdienste anzuerkennen; denn Schäfer

---

*) S. 47. Portugal, nascido no seculo XII em um angulo da Galliza, constituido sem attenção as divisões politicas anteriores, dilatando-se pelo territorio do Al-Gharb sarraceno, e buscando até, como veremos, augmentar a sua população com as colonias, trazidas de além dos Pyreneus, é uma nação inteiramente moderna.

Deste modo a nova monarchia compoz-se de dous fragmentos, um leonez, outro sarraceno: daquelle trouxe a origem, e com ella, digamos assim, a physiologia e a physionomia da sociedade; a este impoz vencedora os proprios caracteres, posto que, como devia acontecer, delle recebeu modificaçoens organicas.

hat mit den wenigen Quellen, die er benutzen konnte, das Mögliche geleistet und sein Werk wird durch den praktischen Takt, den er in der Ausbeutung des sparsamen Materials, das er vor sich hatte, bewiesen hat, immer eine rühmliche Stelle unter den Geschichtschreibern Portugals einnehmen, wenn es auch durch den reichhaltigeren Stoff, den der neueste portugiesische Geschichtschreiber aus bisher unbenützten, nur dem Einheimischen zugänglichen Quellen entnahm, übertroffen wird, und wir aus der Feder des Letzteren unerwarteten Aufschlüssen entgegen sehen dürfen.

Friedrich Kunstmann.

ULFILAS. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt etc.

(Schluß.)

20, 26 sildaleikjandans andavaurde is gathahaidedun] θαυμάσαντες ἐπὶ τῇ ἀποκρίσει (lat. Übers. in responso s. in responsis) αὐτοῦ ἐσίγησαν. Die Herausgeber übersetzen mirantes obresponsa ejus tacuerunt. Ulfila, der wol vaurd, aber kein andavaurd kennt, übersetzt ἀπόκρισις durch das Neutrum andavaurdi, und zwar an zwei Stellen: Luk. 2, 47 usgeisnodedun than allai thai hausjandans is ana frodein jah andavaurdjam is (ἐπὶ ταῖς ἀποκρίσεσιν αὐτοῦ), und Joh. 19, 9 ith Iesus andavaurdi ni gaf imma (ὁ δὲ Ἰησοῦς ἀπόκρισιν οὐκ ἔδωκεν αὐτῷ). Und so wird st. andavaurde is wol andavaurdeis zu lesen sein. — Nur zwei Mal erscheint sildaleikjan mit dem Objekte im Akkusative ohne Präposition. Luk. 7, 9 heißt es nämlich ganz dem Griechischen ὁ Ἰησοῦς ἐθαύμασεν αὐτὸν entsprechend: Iesus sildaleikida ina, und Skeir. VIIIb: ak mais sildaleikjandans fraujins laisein svikunthaba ina allaim mannam fauravisan kannidedun. (So st. in allaim alamannam fauravisan rahnidedun.) — Sonst hat sildaleikjan, wenn es nicht absolute steht, in Übereinstimmung mit dem Griech. alle Mal eine Präposition neben sich. So heißt es Luk. 2, 18: jah allai thai gahausjandans sildaleikidedun bi tho rodidona fram thaim hairdjam du im (καὶ πάντες οἱ ἀκούσαντες ἐθαύμασαν περὶ — lat. Übers. de — τῶν λαληθέντων ὑπὸ τῶν ποιμένων πρὸς αὐτούς); — Luk. 4, 22 allai alakjo — sildaleikidedun bi tho vaurda anstais tho usgaggandona us muntha is (πάντες — ἐθαύμαζον ἐπὶ τοῖς λόγοις — lat. Übers. in verbis — τῆς χάριτος τοῖς ἐκπορευομένοις ἐκ τοῦ στόματος αὐτοῦ); — Luk. 4, 32 sildaleikidedun bi tho laisein is (ἐξεπλήσσοντο ἐπὶ τῇ διδαχῇ αὐτοῦ, lat. Übers. in doctrina ejus); — Luk. 9, 43 at allaim than sildaleikjandam bi alla. thoei gatavida Iesus. qvath Paitrus (πάντων δὲ θαυμαζόντων ἐπὶ πᾶσιν — lat. Übers. super s. de s. in omnibus — οἷς ἐποίει ὁ Ἰησοῦς, dixit ei Petrus); — Mark. 12, 17 sildaleikidedun ana thamma (ἐθαύμαζον ἐπ' αὐτῷ, lat. Übers. super eo s. in illo); — Luk. 2, 33 jah vas Iosef jah aithei is sildaleikjandona ana thaim. thoei rodida vesun bi ina (καὶ ἦν ὁ Ἰωσὴφ καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ θαυμάζοντες ἐπὶ τοῖς λαλουμένοις περὶ αὐτοῦ, lat. Übers. super s. in his, quae dicebantur de illo); — Mark. 6, 6 sildaleikida in ungalaubeinais ize (ἐθαύμαζε διὰ τὴν ἀπιστίαν αὐτῶν, Vulg. propter incredulitatem eorum); — Mark. 11, 18 alla managei sildaleikidedun in laiseinais is (πᾶς ὁ ὄχλος ἐξεπλήσσετο ἐπὶ τῇ διδαχῇ αὐτοῦ, lat. Übers. super s. in doctrina ejus). — Endlich sei noch Luk. 5, 9 erwähnt, wo es auf ähnliche Art heißt: sildaleik auk dishabaida ina — in gafahis thize fiske (θάμβος γὰρ περιέσχεν αὐτὸν — ἐπὶ τῇ ἄγρᾳ τῶν ἰχθύων, lat. Übers. in captura piscium). — Überall richtet sich Ulfila, wie man sieht, genau nach dem Griechischen. Und so gab er unstreitig auch hier ἐπὶ τῇ ἀποκρίσει getreu durch in andavaurdeis wieder. Wie Luk. 18, 4. 11 du fehlt, so hat der Schreiber hier nicht bloß die Präposition in, sondern nach andavaurdeis auch das Pronomen is (ejus) ausgelaßen.

20, 42 jah silba Daveid qvithith in bokom psalmo] καὶ αὐτὸς Δαυίδ λέγει ἐν βίβλῳ τῶν ψαλμῶν. I. Kor. 14, 26 heißt es: hvarjizuh izvara psalmon habaith (ἕκαστος ὑμῶν ψαλμὸν ἔχει). Da Ihre unsere Stelle ergänzt hat, so lesen wir st. psalmo ohne Bedenken psalmono. Vgl. Aifaiso Kaurintho hyssopo.

Nachträglich stehe hier noch:

Markus 16, 9 usstandands than — atangida frumist Marjin thizai Magdalene] ἀναστὰς δὲ — ἐφάνη (ἐφανέρωσε D) πρῶτον Μαρίᾳ τῇ Μαγδαληνῇ, Vulg. apparuit. Vielleicht las Ulfila mit D ἐφανέρωσε. Uns ist jedoch wahrscheinlicher, daß hinter atangida das Wort sik ausgefallen ist. Vgl. Luk. 9, 8 Helias atangida sik (Ἡλίας ἐφάνη, Vulg. apparuit), I. Kor. 15, 8 (Xristus) atangida sik (ὤφθη, Vulg. visus est), Matth. 27, 52. 53 managa leika — veihaize atangidedun sik (πολλὰ σώματα — τῶν ἁγίων ἐφανίσθησαν, Vulg. apparuerunt). — Die Herausgeber stellen ataugjan im Wörterbuche mit den Bedeutungen 1. zeigen, 2. erscheinen (φαίνεσθαι φανεροῦσθαι) auf, und führen unter 2. außer unserer Stelle noch II. Kor. 5, 10 und I. Timoth. 1, 16 an. Allein an der letztern Stelle (duthe gaarmaiths varth, ei in mis frumistamma atangidedi — ἐνδείξηται, Vulg. ostenderet — Xristaus Iesus alla usbeisnein) hat das Verbum atangidedi sein Objekt im Akkusative bei sich, hat also offenbar transitive Bedeutung. Wahrscheinlich führte der seltnere Nominativ Xristaus st. Xristus irre. Was aber II. Kor. 5, 10 (unte allai veis ataugjan skuldai sijum faura stauastola Xristaus, τοὺς γὰρ πάντας ἡμᾶς φανερωθῆναι — Vulg. manifestari — δεῖ ἔμπροσθεν τοῦ βήματος τοῦ Χριστοῦ) betrifft, so erhielt hier das Verbum die Bedeutung erscheinen sich zeigen lediglich durch das Partizip skuldai. Ebenso ertheilt skulds in folgenden Stellen den mit ihm verbundenen aktiven Wörtern passive Bedeutung: Joh. 12, 34 hvaiva thu qvithis thatei skulds ist ushauhjan sa sunus mans (πῶς σὺ λέγεις ὅτι δεῖ ὑψωθῆναι τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου)? — Mark. 8, 31 sunus mans — uskiusan skulds ist fram thaim sinistam — jah usqviman (δεῖ τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου — ἀποδοκιμασθῆναι ὑπὸ τῶν πρεσβυτέρων — καὶ ἀποκτανθῆναι). — II. Kor. 12, 11 aththan ik skulds vas fram izvis gakannjan (ἐγὼ γὰρ ὤφειλον ὑφ' ὑμῶν συνίστασθαι). — Luk. 9, 44 sunus mans skulds ist atgiban in handuns manne (ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου μέλλει παραδίδοσθαι εἰς χεῖρας ἀνθρώπων). — Luk. 19, 11 thuhta im ei suns skulda vesi thiudangardi guths gasvikunthjan (ὅτι παραχρῆμα μέλλει ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ ἀναφαίνεσθαι). — Ward atangjan mit der Bedeutung φαίνεσθαι φανεροῦσθαι aufgeführt, so musten auch ushauhjan uskiusan usqsviman gakannjan atgiban gasvikunthjan als Passiva erwähnt werden. Wir finden sie im Wörterbuche jedoch nur als Aktiva oder Transitiva angegeben.

Denselben Einfluß, den skulds übt, hat auch das Partizip mahts auf das mit ihm verbundene Verbum. Mark. 14, 5 maht vesi auk thata balsan frabugjan — jah giban unledaim (ἠδύνατο γὰρ τοῦτο τὸ μύρον πραθῆναι — καὶ δοθῆναι τοῖς πτωχοῖς). — Skeir. IIb hvaiva mahts ist manna gabairan altheis visands (πῶς δύναται ἄνθρωπος γεννηθῆναι γέρων ὤν)? — Joh. 10, 35 ni maht ist gatairan thata gamelido (οὐ δύναται λυθῆναι ἡ γραφή). — I. Timoth. 5, 25 vaurstva goda svikuntha sind jah tho aljaleikos sik habandona filhan ni mahta sind (τὰ ἔργα τὰ καλὰ πρόδηλα, καὶ τὰ ἄλλως ἔχοντα κρυβῆναι οὐ δύνανται). — Luk. 8, 43 qvino visandei in runa blothis jera tvalif — ni mahta vas fram ainomehun galeikinon (γυνὴ οὖσα ἐν ῥύσει αἵματος ἀπὸ ἐτῶν δώδεκα — οὐκ ἴσχυσεν ἀπ' οὐδενὸς θεραπευθῆναι). — Skeir. VIb hvarjatoh vaurde at mannam — maht ist antharleikein inmaidjan (μεταμορφοῦσθαι μετασχηματίζεσθαι). — Keines der hier erscheinenden Verba (frabugjan giban gabairan gatairan filhan galeikinon inmaidjan) ist im Wörterbuche als Passivum aufgeführt.

Zum Schluße noch eine Bemerkung über guth (θεός). — Bekanntlich kürzen die Handschriften diß Wort, das seiner Form nach ein Neutrum ist, ab und schreiben st. guth guthis gutha guth: g̅t̅h̅ g̅t̅h̅s̅ g̅t̅h̅a̅ g̅t̅h̅. — Gegen einen Genitiv guths spricht der Dativ gutha, so wie die Mehrheit guda (θεοί). Anders verhält es sich mit brothrs fadrs mans. Jak. Grimm, Myth. 12. S.

A. J. Vollmer.

Berichtigung:

165. Nr. 289. Sp. 13. Z. l. u in i 16. Z. i in u — 291. Sp. 9. Z. v. u. l. ἀληθής — 167. Nr. 309. Sp. 17. 18. Z. l. ga-hraineith — 168. Nr. 315. Sp. 7. Z. l. galiugaxrist j(is) — 245. Nr. 931. Sp. 1. Z. l. thaursu-s — 247. Nr. 947. Sp. 9. Z. l. Stiernhielm

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 70.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 8. August d. J. legte der Hr. Secretär der Classe folgenden Auszug eines Schreibens von Hrn. Dr. George Gardner, Director des Pflanzengartens zu Peradenia auf Ceylon vor.

Ich habe vor Kurzem eine Fußreise durch die Gebirge im Innern der Insel gemacht, welche sechs Wochen gedauert. Im Juli gedenke ich Jaffna, Trincomala und Batacaloa zu besuchen, lauter Gegenden, die noch kaum von einem Botaniker untersucht worden sind.

Die Materialien zu meiner Flora der Insel Ceylon nehmen täglich zu, und ich habe einen trefflichen inländischen Pflanzenmaler, der bereits eine Reihe interessanter Abbildungen ausgeführt hat, an deren Herausgabe ich künftig denken werde.

Während meiner letzten Reise auf den Adams-Pik vermehrte ich die Flora mit einigen neuen Formen, so einer Rhopala, zwey Arten von Notelaea, zwey von Viburnum, einer von der chilesischen Gattung Visiania, einer Crawfordia, einem Peucedanum u. s. w. Ich überschritt auf dieser Excursion die große Hauptgebirgskette der Insel in einer Höhe von 7000 Fuß über dem Meere. Das Gebirg stellt hier ein breites Tafelland dar. Nahe dort kam ich durch einen schönen Wald von Alpenrosen (Rhododendron). Es waren Bäume von 40 bis 70 Fuß Höhe, mit Stämmen, die ich nicht umklaftern konnte! Wir haben zwey Arten von Rhododendron auf der Insel, oder zum wenigsten zwey gut charakterisirte Varietäten. Eine hat die Blätter auf der Unterseite silberweiß, gerandet und nach Unten verschmälert, die andere hat sie unten rostbraun beschlagen und breiter mit herzförmigem Ausschnitt. Die erstere Art wächst auf den höheren Elevationen und bildet einen stärkeren Baum. Beyde sind verschieden von Rhododendron arboreum, das im nördlichen Indien vorkommt, aber die Art mit rostbrauen Blättern ist identisch mit einer derjenigen Arten, welche in den Nilgherries wachsen. Indem ich mich zum Südende des Hauptgebirgsstockes wendete, kam ich nach Ratnapaora, von wo aus ich den Pik bestieg. Die Ernte an Pflanzen auf diesem Wege war sehr bedeutend: viele interessante Formen, darunter namentlich schöne, noch unbeschriebene Arten von Impatiens.

Am Fuß des Berges wächst Nepenthes destillatoria in großer Menge. Wir kreuzten die kegelförmige Spitze des Berges, wo ein buddistischer Tempel über den sogenannten Fußstapfen Budda's erbaut ist, und kehrten durch die dichten Wälder zurück, die sich im Norden davon ausbreiten. Durch die Dummheit eines Führers geschah es uns hier, daß wir uns in dem dichten Gestrüppe (Jungle) verirrten, und einige Tage ohne Nahrung waren. Zwey Tage lang hieben wir uns einen Weg durchs Gestrüpp und dann gelangten wir glücklicher Weise an das Bett eines Stromes, voll Felsentrümmer und Unebenheiten, welches wir nun hinabwanderten.

Mit vieler Strapatze kamen wir nach anderthalb Tagen wieder zu einer menschlichen Wohnung. All unser Gepäck mußten wir hinter uns lassen, und ich habe es erst vor zehn Tagen erhalten. Die Folge davon war, daß ein großer Theil meiner Sammlung verdorben ist. Eine besonders reiche Collection habe ich von Hedyotis gemacht. Diese hier so stark repräsentirte Gattung beabsichtige ich monographisch zu bearbeiten. Eine andere Monographie über die so interessante Gruppe der Podostemeae habe ich so eben für das Journal of Natural History of Calcutta abgehen lassen. Bisher waren aus ganz Indien nur zwey Podostemeae beschrieben gewesen. Ich habe acht neue hinzugethan, von welchen ich selbst sieben entdeckte, und zwar sind 4 aus den Nilgherries und 4 aus Ceylon. Die letzteren sind 1 Tristicha, welche sich durch drey Staubfäden und einen höchst seltsamen Habitus auszeichnet, und 3 Podostemon-Arten. Die von Endlicher aufgestellte Gattung Hydrobryum halte ich nicht für hinreichend begründet. Auch über die Affinität der Gruppe bin ich zu Ansichten gekommen, die von den jetzt herrschenden abweichen.

In der Sitzung am 14. Nov. d. J. wurde

1) von dem Hrn. Prof. Erdl. folgender Vortrag gehalten.

Ich gebe mir die Ehre, hiemit der k. Akademie das zweyte Heft meiner „Entwicklung des Menschen und des Hühnchens im Eye" zu überreichen. Es enthält die Entwicklung der Leibesform des Menschen in siebenzehn ausgeführten Stahlstichen und sechzehn mit der Bezifferung versehenen Umrißtafeln, nebst 8¼ Bogen erläuterndem Texte. Auch für dieses Heft habe ich alle Tafeln theils nach von mir gemachten Zeichnungen, theils unmittelbar nach der Natur selber gestochen und glaube versichern zu können, daß alles völlig naturgetreu dargestellt ist. Dieses Vorzuges wegen aber hoffe ich auch, daß die artistische Ausstattung nachsichtige Beurtheilung finden werde.

In diesem Hefte beabsichtigte ich, die allmählige Entwicklung der äußeren Formen des Körpers in hinreichend vielen und hinreichend großen Figuren möglichst deutlich und leicht faßlich zusammenzustellen; aber von den frühesten Stadien kann ich der Natur des Gegenstandes gemäß nur Weniges bieten, weßwegen ich dieselben bey dem Hühnchen im ersten Hefte desto ausführlicher gab und diese auch als Ergänzung betrachte. Von den letzteren Stadien lieferte ich auch keine so zahlreichen Abbildungen mehr, weil dieselben zu leicht vorstellbar sind und die Abbildungen das Werk, ohne wahren Nutzen zu stiften, nur vergrößern und vertheuern würden.

Auf der ersten Tafel sind Graaf'sche Bläschen und Primitiveyer vorgestellt. Die zwey ersten Figuren zeigen die Extreme in dem gewöhnlichen numerischen Verhältnisse der Bläschen im Eyerstocke. Während sie in der ersten Figur nur sparsam zugegen sind und das faserige Grundgewebe des Eyerstockes in großer Ausdehnung zwischen sich lassen, ist in der den selteneren Fall vorstellenden zweyten Figur ihre Zahl so groß, daß kaum deutliche Spuren des Stroma's übrig bleiben. Manchmal hat man in solchen Fällen wirklich Mühe, einige Fasern des Eyerstockes zu finden, und seine ganze Masse scheint dann aus größeren und kleineren Graafischen Folikeln zusammengesetzt zu seyn, wobey diese selbst oft unter einander zusammenhängen, als wären sie mit einander verwachsen.

Die dritte Figur liefert die Arterien und Venen des Graaf'schen Bläschens, wie man sie an dessen äußerer Oberfläche nach gut gelungener Injection findet. — Die etwas ideal gehaltene vierte Figur, vergrößerter Durchschnitt eines Graaf'schen Bläschens, soll das Größenverhältniß des Primitiv-Eyes zum Graaf'schen Bläschen nebst Durchsichtigkeitsgrad und Lage des ersteren anschaulich machen.

Von den die beyden letzteren Figuren bildenden Primitiveyern ist das eine weniger reif, ohne Keimbläschen mit fest anklebenden Körnern des stratum granulosum, das andere im ganz reifen Zustande läßt das Keimbläschen deutlich erkennen und nur mit wenigen, lose an ihm anliegenden Körnern der Körnerschichte umgeben. Ich glaube mit Bestimmtheit bey menschlichen Primitiveyern eine Dotterhaut

annehmen zu können, ungeachtet ich dieselbe eigentlich nie mit Sicherheit gesehen habe. Als Beweis für ihre Existenz scheint mir vorzugsweise der Umstand zu gelten, daß bey gehörig entwickeltem Eyweißraume die Dotterzellen fest zusammengehalten werden und selbst bey einiger Compression an der Kontur des Dotters keine Abänderung hervortritt; sobald aber die Compression stärker wirkt, treten die Dotterzellen an einer oder einigen Stellen in den Eyweißraum heraus und zwar, wenn der Druck nicht zu heftig ist, eine hinter der andern, gerade so, als wenn ein kleiner Riß in einer den Dotter umgebenden Haut entstanden wäre. Würde keine Dotterhaut existiren, so wäre diese Erscheinung nicht wohl erklärlich und die Dotterzellen müßten bey hinreichender Compression allseitig auseinander weichen und im Eyweißraume sich verbreiten. — Ueber mehrere sehr interessante Formen von Primitiveyern, besonders solchen mit Doppelbildung, werde ich im nächsten Hefte dieses Werkes berichten.

Die zweyte Tafel stellt die ersten Entwicklungserscheinungen im Eye und die Bildung der tunica decidua vor. Die hier gegebenen Figuren sind mehr schematisch gehalten. Figur 6 aber ist getreu nach der Natur gezeichnet und stellt die Genese der tunica decidua vera vor. Dieser Uterus stammt von einem Mädchen von 27 Jahren, welches wenige Stunden nach einem Coitus plötzlich starb, und als noch sehr frische Leiche auf die Anatomie gebracht wurde. Alle Geschlechtsorgane waren stark geröthet, mit Schleim überfüllt. Der linke Eyleiter schloß mit dem Abdominalende fest an seinen Eyerstock an, so daß man die Fimbrien nicht ablösen konnte, ohne bedeutende Gewalt anzuwenden. Zugleich war das Abdominalende der Tube sehr ausgedehnt und mit zähem Schleime gefüllt, in welchem aber keine Samenfäden mehr nachgewiesen werden konnten. Die von dem Eyleiter umfaßte Stelle des Eyerstockes zeigte ein geplatztes Graaf'sches Bläschen von der Größe einer Haselnuß; die Ränder der Rißstelle waren fetzig, der Grund des Bläschens zeigte sich sehr dunkelroth. Das Ey konnte nicht gefunden werden. Die Substanz des Uterus strotzte von Blut, war aufgedunsen, besonders seine innere Oberfläche aufgelockert und von flockigem Ansehen. Die Höhle des Uterin-Körpers und -Halses war sonst noch mit zäher, weißlicher schleimiger Masse gefüllt, in welcher sich ungemein viele Epithelialzellen und Moleküle fanden.

Auf der dritten Tafel ist eine Auswahl von Eyern aus den ersten acht Wochen der Schwangerschaft, wovon besonders die erste Figur wegen der großen, jedoch dem Alter nach nicht bestimmbaren Jugend des Eyes Interesse erregen dürfte. An der fünften Figur ist die hinfällige Haut etwas zu klein und zu dick, ein Vorkommen, dem man jedoch sehr häufig begegnet. Die Figuren zeigen übrigens eine allmählige Vergrößerung des Choriums und Amnions, so wie des Nabelbläschens nebst der rasch voranschreitenden Ausbildung des Embryo und seiner zunehmenden Entfernung von dem ursprünglichen Anheftungspunkte (an der inneren Oberfläche der Zottenhaut) durch Verlängerung des Nabelstranges.

Die Mittelfigur der vierten Tafel stellt ein sehr schönes Zwillingsey von fünf bis sechs Wochen vor mit doppeltem Amnium; Chorium und die beyden Deciduen sind einfach. Die Verhältnisse an diesem seltenen Eye sind ungemein schön, und besonders lehrreich zeigt sich die decidua reflexa als umgeschlagener Theil der decidua vera. Die übrigen Figuren geben eine Uebersicht des Embryo von dem frühesten mir vorgekommenen Stadium bis zur achten Woche in siebenzehn Figuren, alle in natürlicher Größe.

Die mikroskopischen Darstellungen von Embryonen der ersten drey Wochen auf der fünften und sechsten Tafel sind aus einem ziemlich großen Vorrathe ausgewählt worden und geben klar die allmählige Entwicklung des Gesichtes bis zum Verschwinden des Zungenlappens. Wie bey dem Hühnchen so unterscheidet man auch bey dem menschlichen Embryo vier Visceral- oder Gesichtslappen auf jeder Seite, wovon der obere Oberkiefer, der zweyte Zunge, der dritte Unterkiefer und der vierte Zungenbein wird. Wie ein Vergleich mit den entsprechenden Figuren des ersten Heftes lehrt, ist die Genese und weitere Umwandlung dieser Gebilde im Ganzen bey dem Menschen ebenso, wie bey dem Vogel, aber alle vier Lappen sind verhältnißmäßig zum Gehirne bey dem Menschen schon von dem Anfange ihres Entstehens an bedeutend größer als bey dem Vogel, was

seinen Grund wohl darin hat, daß auch das Gesicht des Menschen überhaupt verhältnißmäßig viel größer ist als bey dem Vogel. Daß der zweyte Lappen zur Zunge werde und mithin die Zunge so zu sagen erst außerhalb der Mundhöhle auftrete — wie schon in den Tafeln des ersten Heftes dargethan wurde — beweiset hier der höchst lehrreiche Embryo fig. 5 der sechsten Tafel.

Die siebente, achte und neunte Tafel erläutert die Entwicklung des Kopfes und vorzugsweise des Angesichtes von der vierten bis zur achten Woche in vergrößerten Figuren. Hier sind erst auf der siebenten Tafel die Hauptformen bis zu der sechsten Woche zusammengestellt; die achte Tafel liefert die Zwischenformen und die neunte Tafel bietet die schon menschlich werdenden Züge aus der siebenten und achten Woche. In den zwey ersten Tafeln ist besondere Rücksicht auf die Ausbildung des Stirnlappens genommen, und die Bildung der Nase nebst ihren Verbindungen mit der äußeren Umgebung der Augen, mit dem Oberkiefer, so wie die Genese der Wangen und Lippen ist wohl hier vollständiger gegeben, als es je in einem anderem Werke geschehen ist.

Die zehnte Tafel behandelt die Entwicklung der Extremitäten in den ersten acht Wochen. Auch hier ergibt sich bis zu einem gewissen Stadium eine große Analogie mit demselben Gegenstande in dem ersten Hefte. Die Entstehung der Gliederung der oberen und unteren Extremität ist anfänglich ganz dieselbe; nur ist das Vorderfußplättchen beym Menschen verhältnißmäßig immer kleiner und runder, das Handplättchen aber größer und gleichfalls runder als es sich bey dem Hühnchen in den entsprechenden Stadien zeigt. Die Gliederung der Hand und des Vorderfußes in Fingern und Zehen geschieht aber ganz auf die bey dem Hühnchen in der letzten Tafel des ersten Heftes nachgewiesene Weise. Daß die Finger anfänglich auch bey dem Menschen durch eine Art Schwimmhaut mit einander verbunden sind und durch allmählige Resorption letzterer erst isolirt werden, mithin nicht aus dem Centraltheile des Handplättchens frey hervorwachsen, beweisen auch nicht selten vorkommende Mißgeburten, an deren Händen die embryonale Plättchenform als Hemmungsbildung erhalten blieb. In solchen Fällen ist häufig nur die oft wenig entwickelte Nagelphalanx frey (wie in der achten und sechzehnten Figur dieser Tafel), die man für einen verkümmerten Finger halten könnte, wenn nicht die übrigen meistens gut entwickelten Phalangen in die schwimmhautartige Zwischenmasse hinein leicht zu verfolgen wären.

Auf der eilften Tafel sind Eyer aus dem dritten Monate in natürlicher Größe vorgestellt. An ihnen ist die weitere Entwicklung der Choriumzotten zur Placenta, das Ineinandergreifen ihrer Verästlungen und ihre Gruppirung zu Kotyledonen gezeigt. Bey den Embryonen dieser Tafel wurde besonders darauf gesehen, ihre natürliche Stellung und die eigenthümliche Physiognomie mit möglichster Treue wieder zu geben, da in allen bisher erschienenen Werken, in welchen menschliche Embryonen abgebildet wurden, nur Kindergesichter, aber durchaus nicht die charakteristischen Embryozüge vorkommen — ein Fehler, der um so mehr zu rügen seyn dürfte, als bis zu dem sechsten Monat hin den Embryonen für jedes Stadium charakteristische und constant auftretende Gesichtszüge zukommen und zugleich die Hauptformen von den Physignomien der erwachsenen Menschen repräsentiren.

Die zwölfte Tafel liefert einige Ergänzungen zu den unmittelbar vorausgegangenen Tafeln für Entwicklung des Gesichtes und der Extremitäten, so wie die Uebergangsformen zur nächsten Tafel. Letztere bestehen in einem Embryo aus dem Anfange des vierten Monates in natürlicher Größe, nebst vergrößerten Ansichten seiner Extremitäten. Auch hier wurde die charakteristische Physiognomie mit der möglichsten Treue nachgebildet. Auf der Umrißtafel ist außerdem die Entwicklung der Ohrmuschel bis zu dem Stadium dargestellt, wo bereits alle Theile, die an dem äußeren Ohre des erwachsenen Menschen existiren, deutlich erkennbar aufgetreten sind.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 71.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 14. Nov. d. J. wurde

1) von dem Hrn. Prof. Erdl folgender Vortrag gehalten.

(Schluß.)

Tafel dreyzehn bis fünfzehn stellen Eyer von dem vierten, fünften und sechsten Monate vor und zeigen die allmählig weiter gedeihende Entwicklung der Eyhäute, der Placenta und des Embryo, wobey wieder auf die Gesichtszüge ganz besondere Sorgfalt verwendet wurde.

Mit dieser Tafel schloß ich die Darstellung ganzer Eyer und Embryonen, weil die in den späteren Monaten noch vor sich gehenden Veränderungen weniger großartig sind und bey Festhaltung des bisher Gelieferten sehr leicht durch wenige erläuternde Worte begreiflich und vorstellbar gemacht werden können. Als Beleg hiefür wurde auf der letzten Tafel die Skizze des Kopfes eines zur Geburt reifen Kindes mitgetheilt.

Auf der sechzehnten Tafel befindet sich die Entwicklung der äußeren Geschlechtstheile. Für männliche und weibliche Individuen zeigt sich in der vierten Woche vor dem konischen Ende der Wirbelsäule in der künftigen regio pubis eine Verdickung der Haut. Diese nimmt in der fünften Woche noch mehr überhand und wird durch eine leise Furche an ihrer unteren Portion zu einer dicken, kleinen Hautfalte mit zwey seitlichen Schenkeln oder Hälften gemacht. Bald erscheint diese Anlage noch deutlicher als eine unten offen stehende, oben geschlossene Falte; die Faltenschenkel werden massiger und erheben sich mehr über die Körperoberfläche, während ihre Vereinigungsstelle zu einem frey emporstehenden dicken Ende anschwillt. Die Falte wird immer selbstständiger und besonders mit ihrem vordersten freyen Theile immer vorragender. Dieser beginnt sogar etwas überhängend zu werden. Die nach hinten mehr verdickten Faltenschenkel verlieren sich nicht mehr so allmählig in ihre Umgebung, sondern erheben sich über diese, während sich neben ihnen die Haut neuerdings aufwulstet und neben dieser mittleren Falte nun jederseits eine neue seitliche Falte bildet, die sich jedoch nur als ein schwacher Wulst erhebt und wie eine nach vorne knieförmig umgebogene Fortsetzung der Schenkel der mittleren Falte erscheint. Die mittlere Falte wird bey dem männlichen Geschlechte Penis; ihre seitliche Schenkel schließen die sie trennende Furche zu einen Kanal der Harnröhre, während die vordere Vereinigungsstelle zur glans penis umgestaltet wird. Die seitlichen Falten stellen das noch in zwey Hälften geschiedene scrotum vor. Bey dem weiblichen Geschlechte wird die mittlere Falte zur clitoris, die Faltenschenkel entwickeln sich zu den Nymphen, die Furche zwischen ihnen bleibt und führt rückwärts zur Scheiden- und Harnröhrenöffnung; die seitlichen Falten werden zu den großen Schamlippen. Von dem dritten Monate an kann man gewöhnlich das Geschlecht schon deutlich erkennen, wenigstens schon darin, daß die mittlere Falte bey dem männlichen Geschlechte größer wird als bey

dem weiblichen und sich nach aufwärts richtet, während sie bey dem weiblichen nach vor- und abwärts geneigt erscheint. Uebrigens gibt es kaum an dem ganzen menschlichen Körper einen Theil, welcher während seiner ersten Entwicklung sich so wenig an eine bestimmte Zeit hält, als die Partie der äußeren Geschlechtstheile. Manchmal sind besonders die männlichen Theile am Anfange des dritten Monates schon so weit, wie man sie ein anderesmal erst am Ende des vierten findet. In anderen Fällen ist man sogar noch um die Mitte des vierten Monates in Verlegenheit, über das Geschlecht zu entscheiden.

Mit diesem Hefte ist der erste Band dieses Werkes und mit ihm die Darstellung der Entwicklung der Leibesform abgeschlossen. Der zweyte Band wird nun die Entwicklung der einzelnen Organe bringen und ich hoffe, wenigstens einen Theil desselben bis gegen Ende des nächsten Jahres überreichen zu können.

---

2) Hielt der Secretär der Classe folgenden Vortrag über die gepanzerten Früchte der Palmen (fructus loricati).

Einzig in ihrer Art und vielleicht keiner andern Bildung im Gewächsreiche vollkommen analog ist diejenige Frucht mancher Palmengattungen, welche man die gepanzerte zu nennen pflegt. Sie ward zuerst von der guineischen Weinpalme, Raphia vinifera bekannt, welcher Baum, wegen einiger Aehnlichkeit dieser Frucht mit einem Tannenzapfen, von Lobel (Adversar. p. 450) und Joh. Bauhin (Histor. I. p. 398) Palma Pinus s. conifera genannt worden ist. Eine ausgebreitete Kenntniß der Palmen hat nachgewiesen, daß sie wesentlich derjenigen Gruppe zukomme, als deren Hauptrepräsentant die Gattung Calamus gilt, und welche ich, eben von der eigenthümlichen Beschuppung der Früchte, Lepidocaryinae genannt habe. Hier also ist die ganze Oberfläche der beerenartigen Frucht mit einem höchst eigenthümlichen Ueberzuge von horn-

artig-harten, glänzenden, oft schön gefärbten, regelmäßig geordneten Schuppen bedeckt, welchen Gärtner wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Panzerhemde Lorica genannt hat. Diese ganze Organisation ist so eigenthümlich und bietet namentlich in der geometrischen Regelmäßigkeit, womit die Schuppen über die Oberfläche verbreitet sind, so frappante Erscheinungen dar, daß ich mir schmeichle, die hochverehrliche Classe werde mir gerne eine Darstellung des Gegenstandes gestatten.

In der reifen Frucht stellt die Lorica eine ringsum dicht geschlossene Rinde dar, welche sich gleichmäßig vom untersten Theile der Narbe bis zum untersten Grunde der Frucht erstreckt. Die einzelnen Schuppen haben einen rhomboidalischen oder quadratischen Umriß, sind jedoch an Einem Winkel, der senkrecht nach Oben gerichtet ist, herzförmig ausgekerbt und am entgegenstehenden, unteren, oft in eine Spitze vorgezogen. Sie sind nach Außen leicht convex und von jener Kerbe an nach Unten durch eine seichte Furche in zwey gleich große Hälften getheilt. Auf ihrer Unterfläche sind sie im oberen (der Narbe näheren) Theile mittelst einer fleischigen Verdickung auf einer horizontalen Leiste der fleischigen Oberfläche der Frucht angewachsen; ihr unterer Theil dagegen ist frey. Vermöge dieser ungleichseitigen schildförmigen Anheftung liegen die Schuppen rückwärts geschindelt (deorsum imbricatae) übereinander, so daß der obere Ausschnitt stets von der unteren Spitze der weiter gegen den Fruchtscheitel folgenden Schuppe gedeckt wird. Diese dachziegelartige Lage hängt mit einer äußerst regelmäßigen Anordnung zusammen, welche entweder a) in vielgliedrigen, mit einander abwechselnden Wirteln, oder b) in Stellungen der einzelnen Schuppen auf Schraubenlinien, oder c) in Stellungen von Schuppenpaaren auf Schraubenlinien Statt findet. Indem sich die Cyklen eines oder verschiedener von diesen Systemen der Blattstellung über die ganze Oberfläche der Frucht mehrfach wiederholen, bilden die Schuppen regelmäßige Verticalreihen (Orthostichae), die sich durch die seichte Furche in der Mitte der Schuppe leicht erkennbar machen. Ueberdieß aber treten als Resultat einer solchen Succession von sowohl Wirtel- als Schraubenstellungen auch mehrfache schräge Zeilen

(Parastichae) hervor, von denen zwey, in der Richtung nach Links und Rechts um die Frucht herumlaufend, als vorzugsweise leicht bemerkbar ins Auge fallen. (Es versteht sich von selbst, daß überdieß bey Wirteln diese in einer Horizontallinie gestellt, bey Spiralstellungen die, mit sehr schwacher Steigung schräg aufwärts gehende Grundwendel sich unterscheiden lassen.) Im Umkreise sind die Schuppen schräg von Außen nach Innen ausgefurcht, so daß sie eine breitere Außen- als Innenseite haben, und mit diesen schräg geschnittenen Rändern sind sie so genau auf einander gepaßt, daß die ganze Rinde eine beträchtliche Festigkeit gewinnt. Am Rande der oberen Fläche verdünnen sie sich in einen mehr oder weniger trocknen, minder gefärbten Saum, der aus einer Schicht von linearischen oder ablangen, ungleich langen Zellen besteht, und mit zunehmendem Alter theilweise ausgefranzt, abgestossen und dadurch schmaler wird. Innerhalb dieses Randes läuft gewöhnlich eine dunkler gefärbte Linie hin. Auf ihrer inneren, dem meistens weißen oder gelblichen Fruchtfleische zugewendeten Fläche sind sie minder gefärbt und glanzlos. In der Mitte der Frucht sind sie am längsten und breitesten; von da nach Oben und Unten nehmen sie an Dimension nach und nach ab, und sie werden am Grunde des Fruchtknotens und unmittelbar unter der Narbe so klein, daß sie sich hier dem bloßen Auge nur wie eine chagrinartige Kruste darstellen. Diese minder ausgebildeten Schuppen sind noch nicht übereinander geschindelt, sondern liegen, indem sie sich begränzen, mit ihrer ganzen Unterseite überall dicht auf dem Fruchtfleische auf; auch sind sie flacher.

Was die Entwicklungsgeschichte dieser Schuppen betrifft, so beginnt sie sehr früh, wenn der Fruchtknoten noch ganz klein ist. Dann sieht man ihn auf seiner ganzen Oberfläche mit flachen, in Reihen gestellten, dickwandigen, nach Außen etwas convexen und schön gefärbten Zellen bedeckt. Eine gewisse Zahl dieser Zellen schmilzt innig zusammen, indem sie sich in ihrem Umkreise von den benachbarten Zellen ablöst. So wird die ursprünglich gleichmäßige Oberfläche in Areolen getheilt, deren jede in eine Schuppe übergeht. Bey Calamus castaneus Griff. sind es z. B. etwa 15 Quer-Reihen von Zellen, welche je eine Schuppe zusammensetzen. Anfänglich ist diese auf ihrer ganzen Unterseite mit dem darunter liegenden Fleische der Frucht in Verbindung, und in demselben Verhältniß, als sich die Frucht vergrößert, nimmt auch jede Schuppe an Ausdehnung zu. Ich bemerke hiebey, daß ich auch in den jüngsten dieser Zellen keine Cytoblasten habe bemerken können. Bald fängt jede Schuppe an, sich nach Unten, gegen den Grund der Frucht hin, vorzugsweise auszudehnen, in Folge wovon sie sich über die zunächst untere Schuppe hinerstreckt. Sie bleibt nun nur mittelst jenes zelligen Fortsatzes der Unterfläche mit dem Fruchtfleische in Verbindung, und diesem gleichsam aufgenagelt. In diesen Fortsatz streichen die obersten und die untersten Zellen von der Frucht aus in einer verlängerten Form herein, während die in der Mitte liegenden kürzer sind. Es tritt sonach hier ein Wachsthum ein, welches buchstäblich von Oben nach Unten Statt findet. Hievon machen nur diejenigen Früchte eine Ausnahme, deren Schuppen anfänglich in die Höhe stehen und also auch auf dem jungen Fruchtknoten vertical in die Höhe wachsen (z. B. bey Zalacca Wallichiana) und sich später erst durch Reduplication schindelförmig auf einander lagern. Immer ist es auf diese Weise die unterste Spitze der Schuppe, die am weitesten vom Anheftungspunkte weggetragen wird, weßhalb sie denn häufig sehr schmal, dünn, trocken und ausgefranzt wird und endlich am frühesten obliterirt.

Der Gang, welchen die Ausbildung der Lorica als ein Ganzes nimmt, scheint nicht überall gleich zu seyn. Bey einigen (z. B. Daemonorops melanochaetes) findet man auf dem jugendlichen Fruchtknoten weniger Schuppen als auf dem ausgewachsenen, und da sie schon in der ersten Jugend die ganze Oberfläche, so weit sie sichtbar ist, bedecken, so ist es wahrscheinlich, daß sich die neueren Schuppen entweder unter den bereits gebildeten hervorbilden, oder daß sie auf einem Theile der nackten Fruchtfläche entstehen, der selbst erst später zum Vorschein kommt, indem er sich zwischen bereits bestehenden Schuppen ausdehnt.

In andern Fällen sind schon in frühester Jugend die Anlagen zu allen später vorhandenen Schup-

pen vorhanden. Die Ausbildung derselben beginnt nun in demjenigen Theile des Perikarps, welcher sich am frühesten ausdehnte, also in der Mitte, und sie schreitet dann in horizontalen Zonen nach Oben wie nach Unten. In diesem Falle sind also die obersten Schuppen, welche die Wurzel der Narbe umgeben, und insbesondere die untersten, am Grunde der Frucht, die jüngsten und kleinsten. An dem untersten Theile der Frucht von Calamus castaneus Griff. habe ich die Entwicklung der Schuppen in folgender Weise vor sich gehen sehen. Die Oberfläche ist hier anfänglich noch schuppenlos. Sie zeigt eine mit zartem Epithelium bedeckte weiche Oberfläche, welche sich in eben so viele verticale Leisten, zwischen seichten Furchen, erhebt, als später verticale Schuppenreihen vorhanden sind. Auf der Kante dieser Leisten entstehen die Schuppen als leichte, horizontale Wülste, in horizontalen Reihen, ringsum die Frucht. Die oberen entstehen früher, so daß die Schuppen jeder Orthostiche von Oben nach Unten an Größe abnehmen. Anfänglich sind die Schuppen noch weit von einander gestellt; mit fortschreitendem Wachsthum berühren sie sich, dann bedecken sie sich an ihren Rändern und endlich schließen sie sich rings um die Fruchtfläche enge an einander. Im obern Theile der Frucht geht dieser Proceß wahrscheinlich in ähnlicher Weise vor sich, ist aber hier minder deutlich, weil schon in sehr früher Jugend die, dann noch sehr kleinen, Anlagen der Schuppen zahlreich und sehr nahe an einander liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der an die mathematisch-physikalische Classe vom August bis November 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

Von dem Istituto Lombardo di Scienze, Lettere ed Arti in Milano:

Giornale. Tomo IV. V. Milano 1844. 45. 8.

Memorie. Vol. II. Milano 1845. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. T. XXII. No. 19 — 25. Mai. Juin. Paris 1846. 4.

Von Hrn. Ambrogio Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo-Veneto. Bimestre V. VI. 1845. Sulla filosofia della fisica. 4.

Fondamenti di filosofia nella fisica. 4.

Aggiunte alle risposte su la filosofia della fisica. 4.

Riflessioni sopra l'intitolata Rivista dello scritto del Prof. Carlo Conti contro quello Dott. Ambrogio Fusinieri su la filosofia della fisica. 4.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

Abhandlungen bey der Begründung der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am Tage der 200jährigen Geburtsfeyer Leibnizens. Leipzig 1846. gr. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat Mai 1846. Berlin. 8.

Von Hrn. Dr. Herberger in Kaiserslautern:

Mémoire sur la maladie actuelle des pommes de terre. Liége 1846. 8.

Von Hrn. Johann Casaretto in Genua:

Novarum stirpium Brasiliensium decades. Genuae 1842. 8.

Von Hrn. C. W. Sägert, Direktor der k. Taubstummen-Anstalt zu Berlin:

Die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege. II. Berlin. 1846. 8.

Von der Geological Society of London:

The Quarterly Journal: Proceedings. Vol. I. 1845. No. 5. Feb. 1. 1846. No. 6. May 1. 1846. London 1845. 46. 8.

Von der Royal Asiatic Society of London:

Journal of Great Britain et Ireland. No. XVI. Part 2. London 1846. 8.

Proceedings of the twenty-third anniversary meeting of the society. London 1846. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 72.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 14. Nov. d. J. hielt

2) der Secretär der Classe folgenden Vortrag über die gepanzerten Früchte der Palmen (fructus loricati.)

(Fortsetzung.)

Je jünger die Schuppen sind, desto weicher, dünner und flacher sind sie, und desto breiter ist, im Verhältniß zur inneren Area, der aus langen, ungleichen Zellen gebildete Saum. In ältern Schuppen ist demnach der Discus breiter und convexer, die Marginalzone dagegen, welche die benachbarten Schuppen weiter einwärts bedeckt hat, wird durch Obliteration ihrer Zellen immer schmaler, so daß ausgewachsene Schuppen sich mit dem Rande ihrer äußeren Oberfläche nur wenig decken, während sie mit den schräg ausgehöhlten Seitenflächen, wie durch künstlich gearbeitete Falze, auf das genaueste in einander passen. Schon von frühester Zeit an erhalten die Schuppen durch die dichte und ebene Verbindung der festen, mit einem meistens gelblichen oder röthlichen Farbestoff gleichmäßig erfüllten Zellen der Oberfläche einen eigenthümlichen Glanz, welchen sie stets beybehalten. Die Farbe aber wird durch das Austrocknen dieser äußersten Schichten immer dunkler; wobey insbesondere die dunkle Linie innerhalb der beyden untern, unbedeckten Ränder mehr hervortritt. Gewöhnlich ist die Farbe gelblich, röthlich, braun, in mancherley Nüançen. Sie kann sich so sehr verändern, daß man unreife und reife Früchte durch die Farbe nicht zu erkennen vermag (Daemonorops Jenkinsianus). Manche Früchte (Calamus letospadix, mishmeensis, longipes etc.) sind anfänglich weiß mit einer leichten Mischung von Grün oder Gelb; sie werden aber im ausgetrockneten Zustande hellgelb oder hellbraun. Fast immer ist die Lorica ganz glatt anzufühlen; rauh nur bey Mauritia vinifera, welche sich dadurch von Mauritia flexuosa unterscheidet.

Wenn wir die Entwickelungsgeschichte dieser Schuppen mit der von einfachen Blättern vergleichen, so ergiebt sich eine Aehnlichkeit in vielen Stücken. Der Unterschied besteht, abgesehen von dem Gang des Wachsthums nach unten, darin, daß keine Gefäßbündel in sie gehen, und daß sie keine Epidermis mit Spaltöffnungen, sondern nur ein Epithelium haben. Ihre Stellung ist eben so regelmäßig, als jene von wahren Blättern. Man wird dadurch zu der Frage veranlaßt, ob sie nicht etwa auf einem becherförmigen, die Fruchtblätter umgebenden Axengebilde entstehen, gleich jenem, wie es bey Passiflora vorhanden ist? Diese Ansicht gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß man 1) in vielen Fällen (Metroxylon Rumphii, Zalacca conferta) keine vollständig geschlossenen Fruchtfächer, sondern nur unvollkommene (nicht bis zur Fruchtaxe reichende) dünn häutige Scheidewände, in andern (Calamus) aber nur sehr dünne Scheidewände findet, die im Centralwinkel ohne Axenantheil mit einander verwachsen scheinen; — 2) daß die Lorica

im Scheitel der Frucht rings um die basis stigmatis plötzlich horizontal aufhört, so daß es wirklich das Ansehen hat, als wenn die Spitzen der Fruchtblätter aus der Oeffnung eines flaschenförmigen Axengebildes hervorragten; — 3) daß das reife Fruchtblatt (bey Plectocomia elongata, Zalacca conferta rel.) sich um den Samen in beträchtlicher Dicke ausbildet, ohne mit der fleischigen Oberfläche, auf welcher die Lorica hervorwächst, innig verwachsen zu seyn; — 4) daß, wie es Mohl (de Structura Palmarum §. 113) angegeben hat, innerhalb der Schuppen in dem Fleische der Frucht eine große Menge feiner Gefäßbündel, aus einfachen Spiralgefäßen und Treppengängen bestehend, netzförmig verästelt aus dem Grunde der Frucht bis zum Scheitel verlaufen. Die Schicht, worin diese Bündel sich befinden, ist überall gleich dick, und die Bündel sind gleichmäßig verbreitet, was nicht mit dem gewöhnlichen anatomischen Baue einer aus Blättern gebildeten Frucht übereinstimmt, denn bey einer solchen sind die Gefäßbündel vorzüglich an den Medianen der Fruchtblätter zusammengehalten.

Sollte sich diese Ansicht von der Natur des fructus loricatus der Lepidocaryinen bestätigen, so würde diese, ohnehin durch manche andere Charaktere von den übrigen Palmen abweichende Gruppe sich durch ein ausschließliches morphologisches Merkmal von hoher Wichtigkeit bezeichnen lassen. Schuppenartige Bildungen, deren Blattnatur noch nicht erwiesen, kommen übrigens besonders häufig auf dem unterständigen Fruchtknoten der Melastomaceen (Osbeckia) vor. Bey oberständigem Fruchtknoten, dergleichen unsere Palmen besitzen, möchte eine analoge Bildung kaum irgend wo nachgewiesen seyn.

Man mag aber die Schuppen der Lorica für eine Modification von Blättern oder für nichts anderes als eine höchst eigenthümliche Art von Ueberzug (indumentum) halten, gewiß ist, daß sie sich von allen Haaren, Spreuschuppen u. s. w. durch die Regelmäßigkeit ihrer Stellungsverhältniße unterscheiden. Und hiebey erscheint es als besonders merkwürdig, daß sich auf dem verhältnißmäßig engen Gebiete dieser Fruchtart die drey verschiedenen Systeme der Phyllotaxis, Spiralstellung einzelner Glieder, Spiralstellung von Paaren und Wirtel, in den mannichfaltigsten Abstufungen neben einander vorfinden.

I. System von Wirtelstellungen. Wir wollen dieses, als hier vorzüglich leicht in die Augen springend, zuerst betrachten. Wir denken uns hier die Grundwendel, in der sich die blatterzeugende Kraft bewegt, als eine in sich selbst zurückkehrende Curve; sie bildet also einen Kreis, der horizontal rings um den Fruchtknoten läuft. Demgemäß finden wir eine Reihe dieser rhombischen Schuppen wagerecht neben einander gestellt, und die nächst untere und nächst obere Reihe mit ihr abwechselnd. Die Zahl aller Orthostichen dividirt durch zwey giebt uns die Zahl der Glieder eines Wirtels. (Es folgt hieraus, daß wir solche Wirtelstellungen nur da suchen dürfen, wo die Zahl der Orthostichen eine gerade ist). Die Divergenz der Glieder eines Wirtels wird durch einen Bruch ausgesagt, dessen Nenner die Zahl der Orthostichen dividirt durch 2 und dessen Zähler = 1 (auf dem kurzen Weg) oder = dem Nenner minus 1 (auf dem langen Weg) ist. Die Divergenz der ganzen Wirtel, welche (in Alternation) auf einander folgen, ist = der halben Divergenz der Glieder eines Wirtels. Von einem Cyklarchen und Cykluren (Anfangs- und Ende-Glied eines jeden Cyklus), und von der Divergenz zwischen dem Cykluren des eines Wirtels und dem Cyklarchen des darauffolgenden kann füglich keine Rede seyn. Zwar glaube ich nämlich, daß die Glieder Eines Wirtels, als eines organisch zusammengehörigen Complexes, gleichsam einer niedergedrückten Spirale, nicht gleichzeitig, sondern nach einander entstanden sind, aber die Stadien der Entstehung fallen so nahe an einander, und die Dimensionen sind so geringe, daß die directe Beobachtung hier nicht einmal in jedem Falle wird ermitteln können, ob die Ausbildung der einander zunächst liegenden Wirtel von Oben nach Unten oder ob sie in umgekehrter Richtung fortgeschritten sey.

In der Betrachtung und Darstellung dieser Stellungsverhältniße genügt es daher die von Alex. Braun (Nova Acta Acad. N. Cur. Vol. XV. I. p. 197 ffl.) aufgestellte Methode zu befolgen. In den Früchten, welche mir zu Gebote standen, habe ich folgende Zahlen von Orthostichen beobachtet:

8. 12. 14. 16. 18. 20. 22. 24. 26. 28. 30. 32. 34. 36. 38. 40. 44. 48.

Wir nehmen demgemäß mit Alex. Braun an, daß die Wirtel nach folgenden Divergenzen gebildet seyen:

$\frac{1}{4}\ \frac{1}{6}\ \frac{1}{7}\ \frac{1}{8}\ \frac{1}{9}\ \frac{1}{10}\ \frac{1}{11}\ \frac{1}{12}\ \frac{1}{13}\ \frac{1}{14}\ \frac{1}{15}\ \frac{1}{16}\ \frac{1}{17}\ \frac{1}{18}\ \frac{1}{19}\ \frac{1}{20}\ \frac{1}{22}\ \frac{1}{24}$.

Die Vollständigkeit dieser Reihe ist sicherlich überraschend. Am häufigsten kommen 12. 16. 18 Orthostichen vor.

Als Beyspiel mögen folgende dienen:

Orthostichen				
8	bey	Raphia taedigera		
12	„	Raphia Ruffia		
14	„	„	„	
16	„	Daemonorops calicarpus		
18	„	Metroxylon Rumphii		
20	„	Lepidocaryum tenue		
22	„	„	gracile	
24	„	Mauritia vinifera		
26	„	„	„	
28	„	„	„	
30	„	„	„	u. armata
32	„	„	„	
34	„	„	„	
36	„	„	„	
38	„	„	„	
40	„	Zalacca Wallichiana		
42	„	„	„	
48	„	Plectocomia elongata.		

Oft zeigt eine und dieselbe Frucht eine ganze Reihe dieser nahe verwandten Stellungsverhältniße neben einander, je nachdem sie an Umfang zu- oder abnimmt.

II. Stellung einzelner Glieder in Spiralen.

Noch häufiger als Stellungen in vielgliedrigen Wirteln kommen solche in Spirallinien vor. Durch die auf einander folgenden Cyklarchen der einzelnen Cyklen werden eben so viele Orthostichen dargestellt, als Glieder in einem Cyklus vorhanden sind. Der Unterschied zwischen diesem Stellungssysteme und dem vorigen ergiebt sich bey der Zählung sogleich dadurch, daß

1) die Orthostichen eine ungerade Zahl bilden;

2) die Zahl der Parastichen nach beyden Seiten von der Orthostiche hin nicht gleich, sondern auf der einen Seite (auf dem kurzen Wege) geringer ist, als auf der andern (auf dem langen Wege).

Die Grundwendel oder die aufsteigende Spirallinie, welche alle Glieder eines Cyklus mit consecutivgleichen Abständen berührt, wird nach Alex. Brauns Methode durch einen Bruch ausgesprochen, dessen Zähler 2 und dessen Nenner die Summe der zwey an Gliedern reichsten (am deutlichsten hervorspringenden) Parastichen nach Rechts und Links darstellt. Diejenigen Stellungsverhältnisse, welche ich bis jetzt beobachtet habe, sind:

$\frac{2}{9}\ \frac{2}{11}\ \frac{2}{13}\ \frac{2}{15}\ \frac{2}{17}\ \frac{2}{19}\ \frac{2}{21}\ \frac{2}{23}\ \frac{2}{25}\ \frac{2}{27}\ \frac{2}{29}\ \frac{2}{31}\ \frac{2}{33}\ \frac{2}{35}\ \frac{2}{37}\ \frac{2}{39}\ \frac{2}{41}\ \frac{2}{43}\ \frac{2}{47}$.

Am häufigsten von allen ist mir $\frac{2}{15}$, ausserdem $\frac{2}{13}$, $\frac{2}{17}$, $\frac{2}{19}$ vorgekommen.

Ausser diesen (auf dem s. g. kurzen Weg) angegebenen Stellungen, habe ich auch noch (bey Raphia Ruffia und Calamus Flagellum und macrocarpus) 5 und 7 Parastichen und 12 Orthostichen sowie 7 und 9 Parastichen und 16 Orthostichen (bey Calamus concinnus) beobachtet.

In diesen Fällen ist anzunehmen, daß die Divergenz $\frac{5}{12}$, welche zwischen $\frac{2}{5}$ und $\frac{3}{7}$ liegt, und die $\frac{7}{16}$, zwischen $\frac{3}{7}$ und $\frac{4}{9}$, das Maaß des Abstandes der Glieder darstellt.

Als Beyspiele dienen Raphia taedigera für $\frac{2}{9}$, Raphia Ruffia für $\frac{2}{11}$, $\frac{2}{13}$, $\frac{2}{15}$; Lepidocaryum tenue für $\frac{2}{17}$, $\frac{2}{19}$ und $\frac{2}{21}$; Mauritia vinifera für die Reihe von $\frac{2}{23}$ bis $\frac{2}{30}$; Zalacca für $\frac{2}{41}$ und $\frac{2}{43}$.

III. Stellung von Paaren in verschiedenen Divergenzen.

Diese Taxis, eine Verbindung von Wirtel- mit Spiral-Stellung, kommt, sowie sie auch an andern Blattbildungen der Palmen selten ist (und namentlich an den Blüthen der Geonomen sichtbar wird) auch hier nur beschränkt vor. Sie läßt sich sogleich daran erkennen, daß die Orthostichen eben so wie die Parastichen in geraden Zahlen auftreten, daß aber die Anzahl der Parastichen nach Rechts und nach Links ungleich ist. Beobachtet sind

Parastichen 4. 6. Orthostichen 10: Raphia vinifera
» 6. 8. » 14: Raphia Ruffia
» 8. 10. » 18: Lepidocaryum tenue, Metroxylon Rumphii, Calamus melanoloma, fasciculatus, secundiflorus.
» 14. 16. » 30: Mauritia armata.

In den Fällen, wo die Zahl der Parastichen nach Rechts und nach Links nicht dieselbe ist (in dem II. und III. Systeme) bleibt sich die Wendung der Nebenreihen nach den beyden Richtungen hin nicht gleich, sondern bald laufen die in der Mehrzahl nach Rechts, bald die in der Minderzahl und vice versa. An einem und demselben Spadix kommen beyderseitige Fälle vor.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der an die mathematisch-physikalische Classe vom August bis November 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von Hrn. Airy, Esq. Astronomer Roy. of London:

The laws of the tides on the coasts of Ireland. London 1845. 4.

Report of the astronomer royal to the Board osv isitors. Greenwich 1845. 4.

Von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg:

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. 1. Bd. Hamburg 1846. 4.

Durch den Hrn. General-Lieutenant Pelet in Paris:

Mémorial du depot général de la guerre. T. I — VIII. 1840 — 44. Paris. 4.

Der topographische Atlas von Frankreich.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat Juni 1846. Berlin 1846. 8.

Von der Société royale des sciences, de l'agriculture et des arts de Lille:

Mémoires. (Année 1843.) Lille 1845. 8.

Von der Académie royale des sciences, belles-lettres et arts de Rouen:

Précis analytique des travaux (pendant l'année 1845). Rouen 1845. 8.

Von Herrn Professor August Grunert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 8. Th. 3. und 4. Heft. Greifswalde 1846. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Juli und August 1846.

Abhandlungen aus dem Jahre 1844. Berlin 1846. 4.

Von Hrn. Dr. Gustav Bischof in Bonn:

Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie. I. Bd. 1. Abth. Bonn 1846. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1845. No. IV. 1846. No. I. und II. Moscou 1845. 46. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tom. XXIII. No. 1 — 12. Juillet. Août. Septbr. Paris 1846. 4.

Von Hrn. Dr. Cavedoni:

Cenni critico-archeologici intorno al monumento romano d'Igel presso Treviri. Modena 1846. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im J. 1845. Breslau 1846. 4.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. No. 9 — 12. incl. May — Decbr. 1845. Vol. III. No. 1 — 3. incl. Jan. — Juni 1846. Philadelphia. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 73.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 14. Nov. d. J. hielt

2) der Secretär der Classe folgenden Vortrag über die gepanzerten Früchte der Palmen (fructus loricati).

(Schluß.)

Es ist schon angedeutet worden, daß an einer Frucht verschiedene Blattstellungen vorkommen. Es sind dieß dann solche, welche Verwandschaft zu einander haben, d. h. deren Divergenzen einen Kreisbogen von ziemlich gleicher Länge ausspannen. Es tritt dieß aber in der Art ein, daß eine und dieselbe Frucht nicht bloß verwandte Spiral- oder verwandte Wirtelstellungen, sondern auch Stellungen, welche einem andern der drey angeführten Hauptsysteme angehören, aufweist. So kann also eine Spiralstellung in eine Stellung von vielgliedrigen Wirteln, oder eine Stellung von Paaren in eine einfache Spiralstellung übergehen. Es ist natürlich, daß eine Veränderung des Stellungsverhältnißes vorzüglich da eintritt, wo die Dimensionen der Frucht sich ändern. So sind namentlich die Regionen um den Scheitel und um den Grund der Frucht von Schuppen-Reihen umkleidet, die weniger Glieder besitzen, als jene in der Mitte, wo die Frucht ihre größte Ausdehnung hat.

Ausser dieser Ursache wird aber die Veränderung des Stellungsverhältnisses oder das Umsetzen auch noch durch andere Umstände bedingt. Früchte, deren Lorica eine vom gewöhnlichen Typus der Art abweichende Taxis zeigt, sind oft kleiner, oder ihre Gestalt ist minder regelmäßig. Auch die mehr oder weniger vollkommene Ausbildung der einzelnen Fruchtfächer, welche eine dreylappige Gestalt veranlaßt, kann Einfluß auf das Umsetzen der Stellungen äussern. Dieses Umsetzen von einer Taxis in die andere wird gewöhnlich dadurch eingeleitet, daß irgend eine Schuppe größer oder kleiner als die vorausgehenden wird, oder daß zwey Schuppen in eine einzige zusammenfließen. Eine solche Schuppe zeigt oft auch größere Dicke und Convexität als die benachbarten. Von ihr aus theilt sich die Zeile. Dergleichen Umsetzungen treten sowohl dann ein, wenn eine gegebene Stellung alle ihre zugehörigen Glieder erschöpft (den Cyklur erreicht) hat, als auch vorher. Früchte mit solchen abweichenden Stellungen kommen manchmal einzeln zwischen typisch vollkommenen vor; manchmal aber enthalten ganze spadices oder Theile derselben eine verhältnißmäßig größere Anzahl von unregelmäßig gebildeten Früchten, je nachdem die Ernährung unvollständig oder übermäßig eingetreten ist.

Was die Gesetze dieser verschiedenen Stellungen und ihres Ueberganges in einander betrifft, so hat bereits Alex. Braun in seiner vortrefflichen Abhandlung (Nova Acta Acad. N. C. p. 355.) auf die nahe Beziehung aufmerksam gemacht, welche zwischen Reihen von in Wirteln und in Spiralen gestellten Blättern statt findet. Er nimmt an, daß jene, welche als niedergedrückte Spiralen zu betrachten wären,

durch einen Divergenz-Bruch bezeichnet werden, dessen Zähler 1 ist, und daß wenn zwey solche Wirtel auf einander folgen, deren einer ein Glied mehr besitzt, die verwandteste wahre Spiralstellung das arithmetische Mittel zwischen jenen beyden Wirtelstellungen sey, und also durch einen Bruch, dessen Zähler 2 ist, bezeichnet werde. Wirklich zeigt es sich auch in diesen Fällen oft an einer und derselben Frucht, daß eine solche Spiralstellung mit dem Zähler 2 zwischen zwey Wirtelstellungen als das möglichst einfache Verhältniß mitten inne liegt. Beyde Arten von Stellungen kommen in einer fast ununterbrochenen Reihe von $\frac{1}{4}$ Wirtel- und $\frac{2}{9}$ spiral. Stellung bis zu $\frac{1}{24}$ Wirtel- und $\frac{2}{49}$ spiral. Stellung vor. Als Beyspiel mag die folgende Reihe gelten:

Wirtel	Spirale	Bey
$\frac{1}{4}$	$\frac{2}{9}$	Raphia taedigera
$\frac{1}{6}$	$\frac{2}{13}$	Raphia Ruffia
$\frac{1}{7}$	$\frac{2}{15}$	Raphia Ruffia
$\frac{1}{8}$	$\frac{2}{17}$	Calamus extensus
$\frac{1}{9}$	$\frac{2}{19}$	Calamus melanacanthus
$\frac{1}{10}$	$\frac{2}{21}$	Lepidocaryum tenue
$\frac{1}{11}$	$\frac{2}{23}$	Lepidocaryum gracile
$\frac{1}{12}$	$\frac{2}{25}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{13}$	$\frac{2}{27}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{14}$	$\frac{2}{29}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{15}$	$\frac{2}{31}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{16}$	$\frac{2}{33}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{17}$	$\frac{2}{35}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{18}$	$\frac{2}{37}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{19}$	$\frac{2}{39}$	Mauritia vinifera
$\frac{1}{20}$	$\frac{2}{41}$	?Zalacca Wallichiana
$\frac{1}{21}$	$\frac{2}{43}$	
$\frac{1}{22}$	$\frac{2}{45}$	Zalacca Wallichiana
$\frac{1}{23}$	$\frac{2}{47}$	
$\frac{1}{24}$	$\frac{2}{49}$	Plectocomia elongata.

Eben so oft als die hier angeführten Fälle kommen auch jene vor, wo die Divergenz der Spiralstellung nicht geringer, sondern um das möglichst einfache Maaß größer ist, als die Divergenz der Wirtelstellung, also z. B. die Spiralstellung in $\frac{2}{17}$ Divergenz neben der Wirtelstellung in $\frac{1}{9}$ ($= \frac{2}{18}$) bey Calamus exilis, oder die Spiralstellung in $\frac{2}{25}$ neben Wirtelstellung in $\frac{1}{13}$ ($= \frac{2}{26}$) bey Calamus castaneus.

In ähnlicher Weise gehen auch in Früchten, welche bloß Spiralstellungen zeigen, diejenigen Stellungen in einander über, oder kommen bey einer und derselben Art (wenn auch nicht auf derselben Frucht) vor, welche sich in ihren Divergenzen am nächsten stehen. So findet sich $\frac{2}{9}$ und $\frac{2}{11}$, $\frac{2}{13}$ und $\frac{2}{15}$ bey Raphia Ruffia; $\frac{2}{15}$ und $\frac{2}{17}$ bey Calamus extensus und secundiflorus; $\frac{2}{19}$ und $\frac{2}{21}$ bey Lepidocaryum tenue. Die abnormen Stellungen von $\frac{5}{12}$ und $\frac{7}{16}$ kommen zugleich mit alternirenden Wirteln von 6, und 8 Gliedern ($\frac{1}{6}$, $\frac{1}{8}$) vor bei Calamus Flagellum und concinnus. Hier hält also die Natur in dem Maaß von Zwölfteln und Sechszehnteln indem sie bey Spiralstellungen in $\frac{5}{12}$ $\frac{7}{12}$, $\frac{7}{16}$ $\frac{9}{16}$, bey Wirteln in $\frac{2}{12}$ $\frac{10}{12}$, $\frac{2}{16}$ $\frac{14}{16}$ fortschreitet.

Endlich sind auch die Spiralstellungen von Paaren in gesetzlichem Zusammenhange mit den in derselben Art vorkommenden einfachen Spiralstellungen, indem einerseits die Divergenzen der letzteren eine große Annäherung an die Divergenz ($\frac{1}{2}$) der Glieder eines zweygliedrigen Wirtels zeigen (z. B. bey Lepidocaryum tenue $\frac{10}{21}$ $\frac{9}{19}$ $\frac{8}{17}$, welche insgesammt von $\frac{1}{2}$ nicht sehr weit entfernt liegen); andererseits die Divergenz der Paare (bey der erwähnten Art $\frac{4}{9}$ oder auf dem langen Wege $\frac{5}{9}$) ebenfalls von jenen Winkeln nicht sehr verschieden sind. Bey derselben Art, welche an mannichfaltigen Stellungen reich ist (so zwar, daß 18 Orthostichen als Resultat von drey Systemen: Spiralen, Spiralen zweygliedriger Wirtel und vielgliedrigen Wirteln dargestellt werden) kommen auch Wirtel von 20 Gliedern vor, deren Entstehung man sich vielleicht auch denken könnte, als wären sie aus 10 Paaren mit einer Divergenz von $\frac{9}{20}$ zusammengesetzt, da diese letztere nahe zu an die hier herrschende von $\frac{9}{21}$ und $\frac{10}{21}$ fällt.

Während fortgesetzte Beobachtungen an den Früchten der Lepidocaryinen, die freylich nur selten den europäischen Botanikern zugänglich sind, die Zweckmäßigkeit der von Alex. Braun angewendeten Methode in der Auffassung und Fixirung dieser merkwürdigen organischen Geometrie, wie ich nicht zweifle, mehr und mehr bewähren dürften, bleibt es den

Botanikern, die in Tropenländern, und namentlich in Ostindien, dem Hauptsitze der Lepidocaryinen, wohnen, vorbehalten, directe Forschungen über den Entwickelungsgang der Lorica anzustellen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Schimper-Braun-sche Theorie von der Blattstellung gerade auf diesem Felde, wo die meisten Fälle wunderbar nahe an einander liegen, auf sicherste und fruchtbarste Weise weiter geführt werden könnte. Auch von dieser Seite kann der frühzeitige Tod des scharfsichtigen und ungemein thätigen Griffith († 34 Jahre alt in Malacca, 9. Febr. 1845) nicht genug beklagt werden. Was ich selbst zu beobachten Gelegenheit fand, bin ich großentheils seinen großmüthigen Mittheilungen schuldig, und ich erfülle gerne eine Pflicht der Pietät, indem ich sie ihm hiemit öffentlich verdanke.

---

3) Theilte Hr. Conservator Lamont folgenden Auszug eines Briefes des Hrn. E. Wartmann in Lausanne vom 2. Nov. d. J. mit.

–––– J'ai prouvé, il y a près d'un an, que les radiations calorifiques polarisées sont influencées par les aimants dans le voisinage des quels elles se propagent. Cette découverte qui place la chaleur au niveau de la lumière, en égard aux beaux travaux de Faraday, avait été d'une part accueillie avec beaucoup de faveur, tandis que de l'autre elle avait été critiquée comme très-douteuse. Or elle vient d'être verifiée, en mon absence, par le celébre M. Rumhkorff de Paris. Il y a employé l'un de ces appareils électromagnétiques qu'il a construits pour répéter les nouvelles recherches de M. Faraday...... Si donc je voulais employer la terminologie (vicieuse selon moi) de M. Faraday, je pourrais dire que j'ai chauffé les lignes de force magnétique. — Mieux que cela je suis récemment parvenu à rendre visibles, dans certains cas, les lignes suivant lesquelles s'exercent les réactions chimiques au sein des liquides, ce qu'on pourrait nommer les lignes d'affinité... Les détails se trouveront dans un mémoire, que je vais livrer à l'impression.....

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 7. Nov. d. J. hielt Hr. Dr. Prantl, auf Einladung der Classe, folgenden Vortrag:

Ueber das Dualistische bey Aristoteles und Leibnitz.

Von Dualismus im eigentlichen Sinne, sofern man darunter das bewußte Ausgehen von zwey gleichberechtigten Principien versteht, kann natürlich weder bey Aristoteles, noch bey Leibnitz eine Rede seyn. Bey beyden aber zeigt sich ein dualistisches Moment, indem beyde die Nachfolger und Fortbildner eines Monismus waren, und es kann auch in der That die Entwicklung des Monismus auf Nichts anderes führen, als auf eine Art wenigstens von Dualismus; denn, wird die Eins entwickelt, evolvirt, was heißt dieß anderes, als Satz, Gegensatz, Zurückführung, kurz als eine in sich lebendige Eins im Gegensatze gegen die starre, in welche wohl Alles hineingeht, aber Nichts aus ihr heraus? Hiemit soll aber ja nicht dem sogenannten organischen Dualismus des Cartesius, auf welchem — wie oft gesagt wird — die Philosophie hätte fortbauen sollen, ein Lob ertheilt werden, denn ein solcher zerfällt in sich selbst, indem, was man dort Band nennt, Nichts als Antithesis ist, und derselbe hiemit in sich selbst zerfällt. Auch ist von jenem wahren Dualismus, dem Dualismus der in sich thätigen Einheit, bey Aristoteles und Leibnitz keine Rede, sondern nur davon, daß bey beyden die Fortbildung des Monismus durch sich selbst, unwillkührlich, gleichsam wider Willen und Wissen des Fortführers, diesen auf Punkte hinausführte, wo das Dualistische seine Berechtigung geltend machte und keine Brücke über die Kluft führte, oder wenn auch eine Brücke, eben darin,

daß es bloß Brücke ist, sich das Unzureichende des Systemes zeigt. In diesem Betracht nur, aber auch nur in diesem können Aristoteles und Leibnitz parallel angesehen werden, d. h. in ihrer Beziehung auf Plato und Spinoza. Denn jedes andere Parallelisiren, wie z. B. der stets vorgebrachte Gemeinplatz von der Polyhistorie beyder, ist vag und flach; vag, weil die Kenntnisse und die Art derselben bey beyden Männern nicht congruent sind; flach, weil dabey der Gegensatz antiker und nichtantiker Philosophie verkannt wird. Nach Aristoteles folgte Nichts als Verfall der Philosophie bis zu den Neuplatonikern inclusive, — nach Leibnitz die noch fortschreitende Vervollkommnung mit und seit Kant; die antike Philosophie bleibt immer nur Naturphilosophie, also im Objekt befangen; die neuere Philosophie dreht sich seit Cartesius oder vielmehr Baco von Verulam um die Frage nach dem Erkenntnißgrund, ist also Geistesphilosophie, ist subjectiv. — So, auf diesem Gegensatz wurzelnd, wird sich denn auch die Gegenüberstellung des Dualistischen bey Aristoteles und Leibnitz modificiren.

Die Individuation und der Zweckbegriff sind es, die bey Aristoteles so wie bey Leibnitz den Fortschritt von ihren Vorgängern begründen, bey ersterem aber das Individuum der objektiven Welt und der ihm immanente Zweckbegriff, bey letzterem das individuum percipiens und dessen Thätigkeit.

Bey Plato nemlich war Monismus der Idee das Princip der Weltanschauung gewesen; insofern die Dinge verschieden sind, sind sie nicht (Soph. u. Tim.), nur in der *ταυτότης* ist das wahre Seyn. Indem jedoch Plato das starre *ἓν* der Eleaten in gleichem Maaße wie den steten Fluß der Herakliteer zu vermeiden suchte, ist ihm das Abbild, das *ἕτερον*, das nicht seyende Seyende, in der Mitte stehend zwischen *ὄν* und *οὐκ ὄν*. Dieses *ἕτερον* ist nur durch Empfindung und Vorstellung erfaßbar (Rep. V, 477; Tim. 48) — ähnlich dem, was Leibnitz verworrene Vorstellung nennt —, es ist ihm auf unbegreifliche Weise des Vernünftigen theilhaft und durch Nichtempfindung (— *μετ' ἀναισθησίας* —) nur durch einen unächten Schluß ergreifbar (— *λογισμῷ τινι νόθῳ ἁπτόν* —), weil es verschieden vom *ὄν* ein *οὐκ ὄν*, aber doch Stoff zum *ὂν ὄν* ist, — kurz es ist die *ὑπόθεσις* zum *ἀνυπόθετον*, zur Idee. Die Idee allein hat Realität und Causalität, wohnt aber den Dingen nicht durch Vervielfältigung ein; sondern kömmt nur in ihnen zur Erscheinung, denn sie bleibt *ταυτόν*. Ja, der Monismus geht noch weiter; indem nemlich die Ideen selbst als mehrere von einander verschieden sind, also auch in ihnen die *ἑτερότης* ist, haben auch sie ihr wahres Seyn nur durch die letzte Eins, durch den platonischen Gott, da sie nur durch ihn, durch die Einheit, ihre Kraft haben, und sie eigentlich nur Gottes Wesen als objektiven Begriff ausdrücken. So leitet Plato die Materie, das Viele, Veränderliche, nicht aus der Idee ab, setzt sie aber auch nicht als zweytes Princip neben der Idee, sondern sie ist ihm die vom Voraussetzungslosen untrennbare Voraussetzung — warum? — weil beym starren *ἓν* eben so wenig als beym bloß Veränderlichen ein Denken möglich ist. Das Eins muß sich offenbaren, um erkennbar zu seyn, daher bey Plato weder absolute Schöpfung noch Immanenz; und auf einen anderen letzten Grund wird man bey Plato nie kommen, als auf das Postulat der Denkmöglichkeit. Höchstens also einen potenziellen logischen Dualismus könnte man in dem *ταυτόν* und *ἕτερον* zu erkennen glauben, in Wirklichkeit aber sind beyde Eins, denn in der That gerade die Ideen sind zugleich Eine und verschiedene (— und das ist die Bedeutung der Idealzahlen —). Die Erscheinung aber ist und bleibt ein *οὐκ ὄν*; daher ist ihm die Physik nur ein verständiges Spiel (Tim. 59), welchem Spiel er auch nur Einen Dialog widmete und in demselben nicht ohne Grund die Lehre einem Pythagoräer in den Mund legte. Die Erscheinung, das Einzelne, hat also kein wahres Seyn, so auch der einzelne Mensch nicht, sondern nur sein kosmisches Ideal, daher die Vernichtung des Individuums im Staate.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 74.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 7. Nov. d. J. hielt Hr. Dr. Prantl auf Einladung der Classe folgenden Vortrag:

Ueber das Dualistische bey Aristoteles und Leibnitz.

(Schluß.)

Sollte nun nach Plato dieß Gebäude der Ideenwelt nicht bloß passiv angeschaut werden, sollte die Philosophie als Nachfolgerin und Fortbildnerin der platonischen Lehre thätig seyn, was anderes war möglich, als eben die Wirkung, die Thätigkeit der Ideen selbst ins Auge zu fassen? Das intuitive Element mußte diskursiv werden, sollten nicht schon damals die überschwenglichen Phantastereyen der Neu-Platoniker in die Geschichte der Philosophie eintreten. Hatte Plato den lebendigen Begriff aus der Erscheinung in die Ideenwelt entrückt, so mußte nun der Begriff der Erscheinung selbst, ihr Warum erforscht, die Idee mußte zum Wesen werden; es entstand der „schöpferische Begriff“, das τὸ τί ἦν εἶναι des Aristoteles, Platos plastische und darum isolirende Form wurde zerschlagen, die Philosophie wurde Philosophie der Welt. Bey Plato war das Allgemeine das alleinige ὄν gewesen, in welchem allein die Erscheinung ihr Seyn hat, bey Aristoteles ist das Allgemeine nur insofern ein Wesen, als es im Einzelnen thätig ist und wird; in jedem Individuum wird ein Produkt jener Thätigkeit betrachtet — die Bewegung; das τόδε τι ist die πρώτη οὐσία. Indem so die Wissenschaft zum Einzelnen herabsteigt, hat sie Grundsätze, aus denen sie deducirt, und Gegenstände, an welchen. Hiemit steht die Erscheinungswelt neben der Ideenwelt. Dieser Zweyheit begegnen wir zunächst im Organon, wo Induktion und Syllogismus als gleichberechtigt auftreten; beyde gehen von einem ἕν aus, die Induktion von dem Eins der Erscheinung, der Syllogismus von dem ἕν, welches der allgemeine, unmittelbar ergriffene Begriff ist. Allerdings werden gerade diese beyderley ἕν in der ersten Schlußfigur zusammengeführt, indem das ἕν der Erscheinung nur Subjekt, das des Allgemeinen nur Prädikat seyn kann, ihr Zusammengehören aber durch den Mittelbegriff aufgezeigt wird; eben diese Zusammengehörigkeit nun des Subjekts- und Prädikats-Begriffes beruht in der Immanenz des Allgemeinen im Einzelnen, und ist insofern platonisch, aber transitorisch macht sich die Trennung für den Schluß geltend, eben als ein Vorgang, eine Geschichte der Einerleyheit. Hierin liegt auch der Unterschied zwischen der aristotelischen Logik und der platonischen Dialektik, indem bey Plato's Antinomien nur das Allgemeine durch das Einzelne und das Einzelne durch das Allgemeine verjagt wird, bey Aristoteles aber beyde nebeneinander bestehen. Derselbe Dualismus liegt in der Scheidung von Stoff und Form, dem körperlichen und geistigen, welche beyde in der Erscheinung vereinigt sind, aber, wegen der Aktivität, mit Uebergewicht des letzteren; derselbe Gegensatz tritt auch als γνωριμώτερον ἡμῖν

und φύσει πρότερον auf. Das stoffliche Seyn ist es, an welchem die wirkende Ursache nach dem Zweckbegriff die Form realisirt; also Materie allein einerseits, wirkende Ursache, Zweck und Form andrerseits, gleichsam als drey Phasen des Geistigen. Erst durch das Zusammenkommen dieser beyden Seiten wird ein Ding, denn die ὕλη ist noch kein τόδε τι. Wenn nun Aristoteles allerdings an Einer Stelle (Met. VIII, 6) sagt, gewissermassen (πως) seyen Stoff und Form ein und dasselbe, so liegt hier das Streben nach platonischem Monismus zu Grunde, aber der Dualismus ist doch nur wenig versteckt, denn wenn auch dasselbe, was zuerst Stoff war, nun Form wird, so ist der frühere Zustand, den Aristoteles ja auch στέρησις nennt, doch der eines Alleinseyns, indem erst dann das εἶδος hinzutritt, und es ist hier eben, was bey Plato im starren Daseyn geschah, bey Aristoteles im beweglichen Werden, d. h. im Auseinanderhalten der Momente gefaßt. Das Gleiche gilt von δύναμις und ἐντελέχεια. In der letzten Instanz aber, zu welcher wie Aristoteles sagt, uns Alles führt, in der θεολογία, könnte man etwa eine Ueberwindung des Dualismus erwarten; aber die Consequenz des Systemes hindert dieß natürlich. Die Thätigkeit des Formgebenden, des Zweckes, führt auf einen letzten Zweck, ein letztes Bewegendes, ein ἀκίνητον κινοῦν, welches bloß Entelechie ist, darum unkörperlich, unbegrenzt u. s. f. Diese immaterielle aktuelle Bewegung ist das Denken, Gott denkt sich aber nur selbst, denn begrenztes kann er nicht denken, er denkt κατὰ μετάληψιν τοῦ νοητοῦ, indem er sein eigenes Objekt ist; wie aber denkt er die Materie, da in ihm durchaus nichts Materielles ist, da er bloße νόησις νοήσεως ist? Aristoteles drückt das Verhältniß der Materie zu Gott durch ein Berühren, Hängen an Gott aus, wo nebenbey auch die Schwierigkeit bleibt, wie von Gott dann die Passivität des Berührtwerdens ausgeschlossen sey. Aber eben hierin bricht der Dualismus mit aller Kraft durch; das absolute Denken und die Materie stehen als zwey von Anfang nebeneinander bestehende Wesen da. Die Materie gibt sich der Aktivität Gottes hin, läßt sich von ihm bewegen, ohne daß er sie bewegt. Die Form wirkt dem Aristoteles als Anziehungskraft auf die Materie, die wir trotz allen reinen Denkens nicht losbringen, sie ist τὸ ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον; Plato hatte das ἕτερον noch gerettet als Postulat für das Denken, bey Aristoteles ist es die wahre ἀνάγκη der φύσις, die dem reinen Denken gegenüber steht und zum ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον wird. Dynamis und Entelechie, oder Stoff und Form, sind in der Kette der Dinge stets durch die Wechselwirkung versöhnt, bis sie beym obersten Punkte auseinanderfallen und Gott entweder bloß zur astronomischen Kraft wird oder zu einem transmundanen Zweckbegriff, der nur sich denkt. Derselbe Dualismus antwortet uns bey Aristoteles auch in der Physik auf die letzten Fragen; denn die vier Elemente werden gebildet durch Combination der Gegensätze der Bewegung (d. h. des Geistigen, Formgebenden) und der Gegensätze des Tastbaren d. h. des Materiellen. Wenn ferner die Seele als Entelechie des Leibes gefaßt und dieß von der untersten Stufe, der Pflanzenseele, an durch die Thierseele bis zu den Fähigkeiten der φαντασία und μνήμη inclusiv durchgeführt wird, so ist dann plötzlich die bey der Menschenseele in der Reihe zum erstenmale eintretende Selbstthätigkeit der ἀνάμνησις keine Fortsetzung oder Vervollkommung der nächst niederen Stufe, sondern ausdrücklich heißt es, daß das νοητικόν der Menschenseele θύραθεν komme, und unvermittelt stehen die beyden Potenzen gegeneinander über. Und wo sitzt dann der Wille, das Princip der Ethik? im παθητικόν oder im νοητικόν? im ersteren nicht, denn es ist unvernünftig, wie aber im zweyten, da es bloß νόησις ist; womit auch die Frage über die persönliche Unsterblichkeit zusammenhängt, indem die animalische Seele als bloße Entelechie des Leibes mit demselben untergeht, das νοητικόν aber schwerlich als persönlich übrigbleibt, denn die Gestorbenen haben keine Eudämonie (Eth. Nic. I, 11), sondern es geht in den allgemeinen Weltverstand auf. So löst sich bey Aristoteles das Denken überall von seinem Gegentheil als solchem ab. Daher endlich auch noch in der Ethik die dualistische Scheidung von logischen und ethischen Tugenden. — Bey Aristoteles mithin treten die Gegensätze der objectiven Welt wieder auseinander, nachdem Plato sie in den Ideen unter eine Einheit zu führen versucht hatte.

In ganz anderer Weise nun, aber im Verhältniß um Vorgänger analog, gestaltet sich das Dualistische Moment bey Leibnitz. Spinoza hatte angenommen, daß das vollkommenste Wirkliche die allererste Grundlage sowohl in der Realität als auch in gleicher Weise in der Vorstellung seyn müsse; dabey ist nun bey ihm der Begriff der Substanz, als desjenigen, dessen Begriff nicht des Begriffes eines anderen Gegenstandes bedarf, gleich so gefaßt, daß es nur Eine Substanz geben kann und Alles übrige außer Gott nur als Modus der unendlichen Attribute Gottes gefaßt werden muß. Wenn Spinoza die beyden Attribute Gottes, Denken und Ausdehnung, im weitern Verlauf fast allein berücksichtigt, so ist dieß so weit entfernt einen Dualismus zu enthalten, daß es ausdrücklich heißt, Gott sey die Substanz, die aus unendlich vielen Attributen besteht, deren jedes die ewige unbegrenzte Wesenheit ausdrückt; Denken und Ausdehnung sind theils so zu sagen blind von Cartesius geerbt, theils durch die beyden Modificationen bedingt, die sich eben im Menschen finden, indem Gott beym Denken des Menschen eben durch die beyden Ideen explicirt wird. Leib und Seele sind denn dann auch insofern dasselbe, als nothwendig einer Modification des unendlichen Attributes der Ausdehnung eine Modification des Denkens entsprechen muß. Das Endliche aber als Endliches existirt bey Spinoza gar nicht, daher auch die absolute Substanz nicht Schöpfer, sondern causa immanens ist. Aus demselben Grunde ist Gott, der ja die einzige Substanz ist, es allein, der aus seiner eigenen Nothwendigkeit existirt, d. h. — nach Spinoza's Definition — frey ist. Gott hat daher auch nie einen Zweck, indem er sonst einem Schützen zu vergleichen wäre, der auf Etwas außer ihm hinzielte.

Sollte nun dieser Monismus der absoluten Substanz einer Fortführung theilhaft werden, so mußte die gesammte Unendlichkeit, welche in Spinoza's Substanz hineingegangen, nicht aber wieder herausgegangen war, eben in ihrem Beysammenseyn lebendig ergriffen, sie mußte in ein Verhältniß zu ihrer Totalität gesetzt werden, also wieder Bewegung und mit der Bewegung der Zweckbegriff bey Leibnitz wie bey Aristoteles. Daher beginnt auch Leibnitz von dem Zusammengesetzten und schließt aus dessen Daseyn auf das des Einzelnen und definirt dann Substanz als dasjenige, das Fähigkeit zum Handeln hat (d. pr. phil. emend.); dieß ist hiemit ein Einzelnes, und das Princip der Individuation ist Wurzel der ganzen Monadenlehre. So erhält Leibnitz zunächst eine Auflösung des spinozischen Eins in die unendlich vielen Attribute, die dasselbe ausgedrückt hatten, die aber hier alle zu lebendigen Individuen wurden. Darum enthält jede Monade die Unendlichkeit, ist jede ein Spiegel des Universums. Indem er aber doch hiebey die untergeordnete Einheit wahren will, indem, wie er sagt, die Monaden nicht lauter Götter seyn können, schleicht sich bald das dualistische Moment ein. Da nämlich die Ordnung einen Gradunterschied fordert, so verlegt Leibnitz in die Monas neben der Aktivität auch ein passives Princip, ohne das die Monaden alle Gott gleich wären. Dieß gestaltet dann auch den Begriff der perceptio, so wie er in Leibnitzens System ist; nämlich diese nature représentative der Monas wird durch die Passivität, die dann auch im Gegensatz gegen die Entelechie materia prima genannt wird, gehemmt. Allerdings sagt Leibnitz, die Monas hemme sich selbst, da die materia prima die eigene Bestimmtheit der Monas sey, und er bedient sich dabey wieder wie so oft seines Gleichnisses vom elastischen Körper, — aber, wenn auch immer gesagt wird, in der Monas selbst lägen die beyden Principien, so sind es darum um Nichts weniger doch zwey Principien, was sich noch deutlicher an dem Begriffe der apperceptio, der bewußten Vorstellung, zeigt, welche neben der perceptio in der Menschenseele ist, in dieselbe aber genau so θύραθεν kömmt, wie das νοητικόν bey Aristoteles. Auch wird die gesammte Materie als Produkt verworrener Vorstellung auf jenes Passivum in der perceptio zurückgeführt, worin sich zeigt, wie sich das von Spinoza durch sein eleatisches ἕν völlig ausgeschlossene Materielle bey Leibnitz als ἕτερον bereits geltend macht. Hiezu kömmt, daß Leibnitz neben dem Begriffe der Monade auch die Begriffe des Möglichen und Wirklichen einführt, die er zwar bald mit der Aktivität und Passivität der Monas selbst identificirt, aber

mittelst deren allein er auf die Nothwendigkeit eines primus motor, der actus purus ist, kömmt. Dieser nun, der Gott, ist bey Leibnitz entweder überflüßig oder er drückt die Gesammtheit der Monaden in eine Stellung unter sich hinab, die dann durchaus als Dualismus bezeichnet werden muß. Die Gesammtheit der Monaden nämlich bildet bekanntlich die harmonie préétablie, welche als Ordnung der selbstthätigen aber gradweise verschiedenen Monaden entweder sich selbst genügt und wegen der Spontaneität der Monaden keinen Gott zuläßt, oder durch jenen primus motor diese Spontaneität ihrer integrirenden Theile verlieren muß. Ebenso verhält es sich mit Seele und Leib, welch letzteren als durch verworrene Vorstellung gegeben Leibnitz ein ens semimentale nennt; semimentale, weil doch Etwas wahres zu Grunde liege (nämlich die untergeordneten Monaden); wäre nun dieses Wahre der herrschenden Monas (Seele) gleich, so wäre keine verworrene Vorstellung möglich und der Leib hätte durchaus keine andere Existenz, als die Seele; ist es aber ein verschiedenes der verworrenen Vorstellung Raum gebendes, so ist hier eben wieder der principielle Dualismus von Aktivität und Passivität oder Entelechie und materia prima. Auf das vinculum substantiale ist kein Gewicht zu legen, da dessen Annahme bey Leibnitz durch äußere Verhältnisse, den Streit mit Des Bosses, herbeygeführt und überdieß auch nur hypothetisch ausgesprochen wurde. Endlich in der Ethik ist abermals der gleiche Dualismus, indem hier gesagt wird, bey dem Menschen sey das Streben — tendance — zum Wollen gesteigert, ebenso wie die perceptio zur apperceptio; beydes aber, apperceptio und Wollen tritt der niederen Stufe unverbunden gegenüber wie des Aristoteles νοητικόν. — So wird Leibnitz, indem er Spinoza's starres ἕν in unendlich viele Monaden auflöst, genöthigt, innerhalb einer jeden und in der Gesammtheit derselben jene Zweyheit herzustellen, die Spinoza vernichtet und überwunden zu haben glaubte. Somit geht bey Leibnitz im Vergleiche mit Spinoza an der erkennenden Substanz genau derselbe dualistische Prozeß vor sich, wie bey Aristoteles an dem Objekt der Erkenntniß im Vergleiche mit Plato.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe im Monat November 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Oriental-Translation Fund Society of London:

Biographical Notices of Persian Poets. London 1846. 8.

Narrative of travels in Europe, Asia and Africa in the seventeenth century by Eileya Efendi. Vol. I. part II. Lond. 1846. 4.

Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa ben Abdallah. London 1845. 4.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental ou collection de memoires sur les monuments historiques de France, dirigé par M. de Caumont. 12 Vol. No. 4 u. 6. Caen 1846. 8.

Von Hrn. Duca di Serradifalco, Presidente dell' academia di science e lettere di Palermo:

Antichitá della Sicilia, Vol. V. Palermo 1842. fol.

Von Hrn. Dr. Prunner in München:

Codex Friderico-Augustanus edidit Constantinus Tischendorf. Leipzig 1846. fol.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Der Jahrgang 1844 ihrer Abhandlungen. Berlin 1846. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 75.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.
Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. Nov. d. J. las Hr. Prof. Höfler ꝛc. folgende „Bemerkungen über den Tod H. Ludwigs des Kelheimers 1231 und die ihn erzählenden Quellen.“

Die Untersuchungen, welche ich neuerdings über eine der bedeutendsten Controversen der bayerischen und deutschen Geschichte anstellte — die angebliche Ermordung H. Ludwigs von Bayern durch Kaiser Friedrich II., haben mich veranlaßt, auch die unter den Cimelien der k. Hof- und Staatsbibliothek befindliche Chronik von Scheyern von dem Abte Conrad dem Philosophen, einem Zeitgenossen H. Ludwigs, näher anzusehen, da sich Aventin, welcher die Frage über Friedrichs Antheil geradezu ignorirt, vorzüglich auf diesen stützt, diejenigen aber, welche in ihren Untersuchungen Friedrichs Unschuld anerkannten, haben sich hiebey auf Aventins Vorgang oder Autorität verlassen. Schon vorher hatte mir mannigfaltiges Bedenken erregt, daß der nun gereinigte und durch Böhmer restituirte Text der Chronik des Zeitgenossen Hermann von Altaich so vieles nicht enthält, was der, nach Aventins Abschrift, von Oefele besorgte Text Hermanns in sich schloß — und es war, nachdem einmal der Urtext nach dem zweyten Bande der fontes vor uns lag, nicht mehr schwer, in den Beysätzen des Oefele'schen Abdruckes Aventins Styl zu erkennen. So unangenehm nun den Forscher eine solche Interpolation, wir sagen nicht, Fälschung des Textes berührt, so besteht das Auffallende doch mehr darin, daß sowohl die aventinische Chronik Hermanns als der restituirte Text Böhmer's ausdrücklich die Ermordung Ludwigs dem Kaiser zur Last legen, Aventin aber in seinem Geschichtsbuche sich stellt, als wäre ihm eine solche Meinung nie zu Ohren gekommen. Um so begieriger war ich, das Autographon Conrads einzusehen, auf welches sich Aventin wiederholt bezieht. Ich habe nun dieses, den Codex (Bav. 52. lat. 1052), sorgfältig mit der Ausgabe des Johannis (Straßburg 1716. 4.) verglichen und unter Andern eine andere Folgenreihe der Documente und mehrere kleinere Abweichungen der Handschrift von dem Drucke gefunden; das von Aventin zusammengestellte chronicon Schirense aber zeigt sich demnach als Compilation, die nicht nur jeder Anerkennung als Quelle entbehren muß, sondern, da er auch zu Conrad Zusätze gemacht, von denen dessen Handschrift nichts enthält, hat er sich auch hier eine ähnliche Freyheit wie mit Hermann erlaubt. Er ist, wie schon der Abt Stephan bemerkt, „non semel a vero avius“ gewesen. Zu diesen Zusätzen aber gehört unter Andern auch die in seiner Compilation befindliche Erzählung von der Ermordung H. Ludwigs durch quodam morione, quem naturalem fatuum vulgo vocant, S. 217. Hievon findet sich bey Conradus Schirensis auch nicht eine Zeile, wohl aber beruft sich der anonymus Ratisponensis in seiner farrago rerum Ratispon. (Oefele II. S. 504) auf die Scheyrer Chroniken, in welchen stehe, daß Friedrich den Tod

Ludwigs angeordnet habe: Ludovicus — a quodam sicario presente sua familia occiditur, quod in chronicis de Schyra Imperator Fridericus legitur disposuisse. Abt Conrad enthält schon aus dem Grunde nichts davon, weil er nur, was sich auf Scheyern, und die ihm vorausgehenden Aebte bezog, in seine Chronik aufnahm. Wenn aber noch im J. 1519, wo der Anonymus endigt, jenes in den Chroniken von Scheyern zu lesen war, so ist offenbar, daß Aventin entweder diese Chroniken nicht kannte oder nicht kennen wollte. Jedenfalls wird man aber die Meinung, man habe an seiner Scheyrerchronik ein Quellenwerk, aufgeben müssen; ja wir glauben, daß man wohl genöthigt seyn wird, sich des Citirens dieses chronicon oder annales für künftige Zeiten gänzlich zu enthalten. Als Quelle kann man eine willkührliche und selbst flüchtige Compilation doch nicht ansehen, wenn auch neuere Geschichtschreiber wie v. Raumer es gethan haben. — In Folge dieser Untersuchungen habe ich auch die Sammlung von Wessobrunner Chroniken näher angesehen, welche Cod. Bav. 927 enthält. Dieselbe ist bereits von P. Cölestin Leuthner Hist. monast. Wessofont. P. II. abgedruckt worden und es muß hiebey nur erwähnt werden, daß, wenn auch die Zusammenstellung der Chronik erst durch Stephan Leopolder um 1521 erfolgte, der Verfasser sich fast immer auf zuverläßige handschriftliche Berichte, Documente und dergleichen beruft. Auch er schließt sich in Betreff der Ermordung H. Ludwigs an den wohl unterrichteten Abt Hermann von Altaich (insidiis Friderici Imperatoris) an. Dasselbe thut auch, obgleich mit andern Worten, B. Jacob von Augsburg, (saec. XIII.) dessen mystische Schriften erst unlängst von H. Dr. Pfeiffer in Stuttgart herausgegeben wurden; nur gebraucht derselbe in seinem hier befindlichen Chron. (Diess. 47) regelmäßig wo das Wort per assasinos vorkommen soll, durch einen offenen Schreib- oder Gedächtnißfehler parasytos.

Befrägt man die Quellen, so gruppiren sie sich bekannter Maßen dreyfach. Die erste Gruppe wird von denen gebildet, welche nur vorübergehend von der Ermordung des Herzogs sprechen und den Urheber der blutigen That gar nicht nennen. Dazu gehören die annales Colmarienses ap. Böhmer. fontes I. S. 2, Christianus Moguntinus, bey demselben, I. S. 268, jedoch mit der sehr bezeichnenden Stelle: Dux — interiit neque corpori Christi participans neque regno ut existimatur; Golscheri gesta archiepiscoporum Trevirensium. Ap. Eccard. II. p. 2216; breve chronicon Episcoporum Ratisbonensium ap. eund. p. 2251.; dann außer diesen Zeitgenossen eine große Anzahl späterer Schriftsteller (Andreas Ratisbonens. bey Oefele I. p. 36 saec. XIV.; Anonymi chronicon Norimbergense bey Oefele I. p. 330 saec. XIII.; compilatio chronologica rerum boicarum, saec. XIV., bey Oefele II. S. 337 u. m. a.). Die zweyte Gruppe besteht aus denjenigen, welche den Assassinenfürsten als den Urheber der That bezeichnen. Dazu gehören die Zeitgenossen Alberich (Monachi trium fontium chronicon ed. Leibnitzius 1698. p. 540); die annales Argentinenses bey Böhmer II. S. 106. Endlich drittens diejenigen Schriftsteller, welche Friedrich II. geradezu als Mörder bezeichnen. Dazu gehören Godefridus Coloniensis, die chronica regia, von dessen Verfasser Böhmer S. XXXV. (fontes II.) urtheilt, er dürfte sich seit Friedrich's II. Heimkehr aus Jerusalem in dessen Gefolge befunden und zu dem, was er dort erfahren, nur einige Begebenheiten seiner niederrheinischen Heimat hinzugefügt haben. Um so bedeutender ist es, daß er von der Acht erzählt, welche Friedrich II. über den Herzog aussprach und zu deren Vollstreckung sich der Kaiser der organisirten Banditen des Alten vom Berge bediente: Ludovicus Dux Bavariae a quodam Saraceno, nuncio vetuli de montanis in medio suorum est occisus. Nam idem vetulus de montanis imperatori confederatus multas injurias, quas idem dux imperatori intulerat, intendit vindicare. Hoc autem conscientia imperatoris creditur gestum esse, quia imperator ipsum ducem paulo ante diffidaverat in rebus et in persona, misso ad hoc nuntio speciali. Eine zweyte unabweisliche Quelle ist Hermannus Altahensis, wie Böhmer ihn charakterisirte, fontes II. S. XLVIII, ein durchaus tüchtiger Geschäftsmann, gewissenhafter Priester und liebenswürdiger Charakter. Mit dem her-

zoglichen Hofe auf dem besten Fuße lebend, konnte Hermann mehr als ein Anderer geheime, Andern unzugängliche Nachrichten erhalten. Er sagt: Ludovicus dux Bavariae presente familia sua a quodam ignoto pagano (womit die Zeit Saracenen, Moslim, bezeichnete) cultro percussus obiit et hoc aput Chelheim insidiis domini Friderici imperatoris. Ebenso drückt sich eine gleichzeitige Chronik von Augsburg bey Freher aus. Albert von Beham spricht in seinem Schreiben an Otto den Erlauchten, Sohn des Ermordeten, von Friedrich II. nur als parricida vester, und da er Otto's Gevatter, lange Zeit selbst Otto's Vertrauter und intimster Rathgeber war, so mögen diese Worte ausdrücken, was H. Otto selbst, was der herzogliche Hof über diese Angelegenheit dachte. Daß die Chroniken von Scheyern, wo H. Ludwig begraben wurde, dasselbe sagten, weiß man aus der oben angeführten farrago, welche jedenfalls älter ist, als Aventins Compilation. Die Chronik von Wessobrunn drückt sich gleichfalls nicht anders aus, und untersucht man die Berichte von späteren, so haben diese zwar nicht das Gewicht von Zeitgenossen, allein ihr einstimmiger Ausspruch gegen Friedrich beweist doch so viel, daß, als die Parteyleidenschaft längst ausgetobt war, jene Ansicht als die begründetste, die sicherste vorherrschend blieb. Ich erwähne nur Siffridi presbyteri epitome 458 — 1307 (Ap. Struvium I. p. 1843): dux Bavariae Ludovicus occisus est a grassatoribus (Ms. Assassinis) ut dicebatur immissis ab imperatore Friderico; Steindel Chronicon (Oefele I. p. 563), historia de Landgraviis Thuringiae (Struvius I. p. 1324) u. a. m. Somit erscheint denn auch, was Papst Innocenz IV. auf dem Lyoner Concil über die That aussprach: Fridericus clarae memoriae ducem Bavariae specialem ecclesiae Romanae et devotum, fecit, sicut pro certo asseritur, christiana religione despecta per assassinos occidi. Matth., Paris p. 453 — wie es in meinem „Friedrich II." hingestellt worden, als hinlänglich begründet. Erst Vitus Prior Eberspergensis, — Chronicon Bavariae — 1503. Oefele II. p. 716 — somit ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts wagte es, diese allgemein angenommene und mit so vielen Quellen begründete Ansicht zu ignoriren und bahnte durch diese großartige Kritik dem Heidelberger Recensenten meines Friedrich II. den Weg: Ludovicus a quodam joculatore, sive ut alii volunt, homine ignoto vel juxta quorundam opinionem, a quodam pagano cultello in collo percussus interficitur. Daran reihte sich hierauf Aventin an, der mit eigener Hand die Stelle Hermanns abschrieb und in seinem Geschichtsbuche thut, als wisse er gar nichts von ihrem Inhalte: Ludovicus — dum post coenam in ponte deambulabat, a sochhio morione*) quem per ludum incessebat, cultello letali vulnere sauciatur moxque in conspectu omnium aulicorum exanimatus corruit. — Sunt qui tradant,

> fraude Hainrici Caesaris caesum esse a quodam ignoto qui quasi cultu nuncii augustalis litteras exhibuerit legentemque easdem de improviso confoderit.

Aliam quoque fabulam vulgo narrari audio, eundem scilicet ob illatum stuprum uxori alienae a duobus feris pueris, quos maritus violatae conjugis, avidus vindictae, solitos pecudes et quicquid digito monstrasset laniare, educarit, dilaceratum indicante domino esse. Quod neque verisimile est neque verum arbitror. Avent. lib. VII. p. 532.

Daß die Nachricht, K. Heinrich habe H. Ludwig ermorden lassen, nur auf einer deutschen Glosse zu der farrago rerum Ratisbonens. beruht, und diese werthlos ist, weil man über den Urheber dieser erst im 15. Jahrhunderte verbreiteten Meinung keine nähere Kunde hat, und seine Behauptung sich auf nichts stützt — hat bereits Lang in seinen bayerischen Jahrbüchern S. 79 dargethan. Lang wird man denn nun doch nicht beschuldigen wollen, daß er dem Papste zu Liebe Friedrich ein Verbrechen andichtete,

*) Sieh über diesen lächerlichen Irrthum: Ladislaus Sunthemius (familia ducum Bavariae ap. Oefele II. p. 563):

> Ludwig starb von Stechen zu Kelheim.,

und Zschokke, welcher Stockher, Stecher für ein bloßes Schimpfwort hält! B. Gesch. I. S. 452.

welches die besten bayerischen Chronisten, H. Otto's eigener Gevatter und so viele andere Quellen behaupteten und, wenn Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts entscheiden sollen, Trithemius, Steindel ad ann. 1231 und der Anonymus selbst, den Quellen folgend, Friedrich II. zugeschrieben haben. Sagt man aber, es habe Veranlassung zu dieser That gefehlt, so erwähne ich mit Umgehung, daß die Königschronik der vorausgegangenen Aechtung Herzog Ludwigs durch den Kaiser erwähnt, nur der Worte Langs: „Wenn man erwägt, daß die nächste Umgebung des Kaisers in Italien, sein Kanzler, der Bischof Sigfried von Regensburg, und der Herzog Otto von Meran war; daß sich beyde, besonders der Bischof, seit Jahr und Tag höchst feindselig gegen den Herzog bewiesen; daß der Tod des Herzogs, sofern man auch den Prinzen Otto zu verdrängen vermocht haben würde (was wirklich versucht wurde), dem Bischof aus dem Vertrag von 1206 ein großes Stück von Bayern sammt der herzoglichen Würde verschafft hätte, so bieten sich allerdings Vermuthungen über diejenigen dar, welche dem Kaiser als Werkzeuge seiner Rache dienten. — 23 Jahre vorher hatte ein Wittelsbacher einen hohenstaufischen Regenten, den K. Philipp ermordet; das waltende Schicksal hat es jetzt durch einen andern Hohenstaufen an einem bayerischen Regenten schauerlich vergolten." —

Verzeichniß

der an die mathematisch-physikalische Classe vom August bis November 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Acta nova etc. Vol. XXI. P. 2. Breslau und Bonn 1845. 4.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle de Génève:

Mémoires. Tome II. 1. Partie. Génève 1846. 4.

Von der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. II.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. Juli, August 1846. München 8.

Von Hrn. C. L. v. Littrow in Wien:

Nachträge zu dem Verzeichnisse geographischer Ortsbestimmungen. Wien 1846. 8.

Von Hrn. Prof. August Grunert zu Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 8. Th. 4. Heft. Greifswalde 1846. 8.

Von der Geological Society of London:

Quarterly-Journal. No. 7. August 1846. Proceedings. Feb. Mar. 1846. London. 8.

Von der Société royale des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1845. Nancy 1846. 8.

Von Hrn. Dr. de Haldat, Secrétaire perpétuel de l'académie de Nancy:

Histoire de magnétisme dont les phénomènes sont rendus sensibles par le mouvement. Nancy 1845. 8.

Von Hrn. A. T. Kupffer, Directeur des observatoires magnétiques des mines à St. Pétersbourg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie. Année 1843. No. 1 u. 2. St. P. 1845. gr. 4.

Note ralative à la temperature du sol et de l'air aux limites de la culture des céréales. St. Pétersb. 4.

Von Hrn. Dr. Emil Kratzmann, prakt. Arzt in Marienbad:

Die neuere Medicin in Frankreich nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. I. Abth. Leipzig 1846. 8.

Die Lehre vom Saamen der Pflanzen. Prag 1839. 8.

Das Wichtigste über diejenigen Marienbader Heilwässer, welche versendet werden. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 76.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.
Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 15. November d. J. las Hr. Baron von Aretin folgenden Beytrag zur Geschichte der Gefangennehmung des Landgrafen Philipp von Hessen.

Seit durch Bucholtz, Duller und Lanz die entscheidenden Urkunden über den vorliegenden Gegenstand bekannt gemacht wurden, stand zu hoffen, daß die alte Fabel von dem mit den Worten Einig und Ewig gespielten Betruge endlich einmal aufgegeben, und jede weitere Discussion darüber überflüßig würde. Das dießjährige Aprilheft der Monatsblätter zur Augsburger Allgemeinen Zeitung hat uns jedoch eines Andern belehrt. Der churhessische Historiograph Christoph v. Rommel hat es noch einmal versucht, die Wahrheit seiner bisherigen Darstellungsweise zu retten, und Alles, was er früher zu ihren Gunsten beygebracht, uns noch einmal in veränderter Gestaltung vorgeführt. So mag es denn nicht unangemessen erscheinen, die Stimmen einiger Zeitgenossen über die ganze Angelegenheit zu vernehmen, und zwar wohlunterrichteter Zeitgenossen, welche den Ereignissen nahe standen, und deren Aufzeichnungen in Mitte der Ereignisse selbst geschahen.

Die erste Quelle, welche wir zu diesem Zwecke benützen, ist ein handschriftliches Tagebuch des schmalkaldischen Krieges, geführt im kaiserlichen Hauptlager selbst von einem Manne, welcher unzweifelhaft an der Leitung der Geschäfte Antheil hatte. Allerdings ist es der treue Diener des Kaisers, welcher hier redend auftritt; allein die Einfachheit und Bestimmtheit seiner Erzählung und ihre Uebereinstimmung mit den neuerdings bekannt gemachten Aktenstücken geben ihr einen hohen Grad von Bedeutsamkeit, welche durch den Vorwurf der Officiosität nicht geschmälert werden kann.

Die Unterwerfung des Landgrafen wird in folgender Weise erzählt:

„Nachdem gedachter Landgraff den 22. Nouembris des verschinen 46. Jars, als er noch vor Giengen gelegen, durch Adam Trotten bei der kay. Mt. eines friden halben hat lassen ersuchung thon, dessen Jm aber Jr Mt. dazumal nit gstatten wöllen, Er ergebe sich dann mit seiner Person frey on allen auszug in Jr Mt. Handt vnd gwallt, darauf er hernach zu Haylbrun, Nordlingen vnd Vlm abermals durch Hertzog Moritzen weitter derhalben hat lassen ansuchen, doch alles allein für sein person, on ainiche meldung seiner mitverwanten, Mit dem erbieten, das er der Rö. Kö. Mt. vnd gedachtem Hertzog Moritzen mit einer Namhafften Anzal Volcks zu Roß vnd Fuß Jn Jrer vorhabenden vnd angefangen Kriegshandlung beystendig vnd verholffen wolte sein, — Welches aber Jr Mt. offtermalen abgeschlagen, mit anzaigung, das gedachter Landtgraf Jr Mt. hieuor mermaln allerlei bericht vnd Zusagen gethan, die sich Jm Werckh nit erfunden hetten; demnach er dann Jr Mt. hiuor, vnd sonderlich aber Jn diser verloffnen kriegshandlung, vnd daneben das Römische Reich teutscher Nation hoch belaidiget, So wessten Jr Mt. Jm kein fridenshandlung einzuraumen; noch des andern gestallt versichert zu werden, So hetten dann Jne mit seiner person, sambt seinen beuestigungen Jn Jr Mt. Handen; dabei ist es auch dazumal blieben."

„Demnach aber der gewesen Churfürst von Sachsen, durch gnedige schickung Gottes, In Ir Mt. Handen kommen, hat sich ermelter Landtgraf villeicht erInnert, das er Ir Mt. nit mechte widerstandt thun, vnd dadurch nit allein vmb Landt vnd Leutt komen, sonder auch wie sein mitverwanter Hertzog Hans Friedrich Churfürst zu kay. Mt. gwallt gebracht werden, dardurch er Ir Mt. desto mehr Vrsach mochte geben, Ine mit höchster Vngnad zu straffen. Derhalben er sich bedacht vnd nach Leipzig geritten, vnd abermals den vorerwenten Hertzog Moritzen, neben dem Churfürsten zu Brandenburg, vmb vnderhandlung des friden angelangt, mit allerlei beschwerlichen Conditionen, dermassen vnlautter vergriffen vnd gestellt, das allerlei Disputation und auszug daraus hett mögen eruolgen. Darauf Ir Mt. kürzlich geantwortt, das man dise vnderhandlung gar sollt abstellen, dann sy verneme daraus so vil, das dem Landtgrafen nit ernst wer, gnad zu erlangen, derhalben Ir Mt. gedacht were, Ine, nachdem er verdient hett, zu straffen, wuste auch solchs desto geringer zu thun, dieweil sy seinen mitverwanten den von Sachsen In Irer Gwallt, vnd die anstossenden nachtpaurn Zu Irer Mt. willen vnd wolgefallen hetten.“

„Hierauf haben sich bede Churfürsten erst bemühet vnd gegen Ir Mt. erboten, des Landtgrauen Burgen zu sein, das er alles das, so gehandelt vnd abgeredt wurde, sollte volziehen, denen Ir Mt. geantwort, sy truge ob Ir Burgschafft ein guet Benügen; demnach sy aber besorgte, der Landtgraff möchte solche Handlung etwan In vergessen stellen, das alsdann Inen beden Churfürsten zu nachtayl mechte raichen, So achtet Ir Mt. für vnbillich das sy derhalben In Schaden sollten komen, Insonderheit das Ir Mt. sy bede, als derselben vnd des Reichs treue vnd gehorsame Fürsten durch annemung solcher Burgschafft sollte in solchen nachtail füern, des Ir Mt. Irer beder personen nit vergönnen, auch nit gern sehen wollten, derhalben kein bessere versicherung sein konnte, dann das der Landtgraf In Ir kay. Mt. gwallt keme, so wurde sy genugsam versichert, das der Abredt vnd dem vertrag ein genügen vnd volziehung geschehen, vnd der Landtgraf hinfüran das Reich teutscher Nation zu keiner vnruhe bewegen wurde.“

„Darauf beide Fürsten mit Ir Mt. ferner handlten, vnd vndter anderm anzaigten, das nit billich wer gedachter Landtgraf, als der sich williglich Ir Mt. ergebe, In ewiger gefencknus gehalten wurde, vnd In disem fall nit mehr vortails haben sollt, als Hertzog Hans Fridrich von Sachsen, dene Ir Mt. mit dem Schwert Zuhanden gebracht hette, denen aber Ir Mt. repliciert, das diese ergebung so der Landtgraf thette, nit mit willen, sondern aus getrungner not beschehe, demnach er sehe mit was tapfferer vnd ansehnlicher kriegsrustung Ir Mt. gegen In gefasst were, derhalben er besorgen muste, nit allain vmb Land vnd Leutt, sonder auch seiner Person In gfar vnd gefencknus Zekomen, vnd dieweil dan Ir Mt. vermerckte, das des Landtgrafen anbringen gar keinen schein hette, so sollten sy der vnderhandlung gar absteen. Also ist der Landtgraf von Leipzig widerumb wegk geschiden.“

„Aber es ist zu gedenken, er hab vnterwegens kay. Mt. ansehnliche macht, vnd dagegen sich vnd die seinen baß gedacht, dann er bald widerum beiden Churfürsten denen vnterhandlern Zuentpoten, das sy mit kay. Mt. ferner dahin sollten handlen, das er für sein person der leibstraff, auch ewiger gefencknus sollte erlassen, darzu seiner Land vnd Leutt nit beraubt werden, So wollt er Irer Mt. alle seine Beuestigungen, sambt geschütz, Munition vnd aller Zugehörung vbergeben, doch mit angehengtem Bitt, das Ir Mt. Im ainen aus derselbigen flecken, sambt der Munition, so dazu von nöten were, genedigclich sollte lassen, dagegen sollten die vnterthanen vnd das kriegsvolckh darInnen Ir Mt. globt vnd gschworen sein, So wollt er sich in Ir Mt. gnad vnd vngnad geben, vnd derselben zu fuessen fallen.“

„Auff solchs findt obgedachte Churfürsten wider für Ir Mt. komen, dise vnd andere Artikl, so der vertrag vermag, mit derselben gehandlt, In welche Ir Mt. bewilliget, doch dergstallt, das der Landtgraff solche alsbald Ratificieret, dann wo es nit beschehe, muest Ir Mt. gedencken, Es weren allein aufzüg, Ir Mt. damit aufzuhallten, wie dann Ir. Mt. aus etlichen des Landtgrafen nidergelegten Briefen verneme, das er In allerley practiken stuende, — wo solches nit beschech, würd Ir Mt. vort Ziehen, vnd dise Artikl ferner kainswegs bewilligen; Also hat Hertzog Moritz Ir Mt. Zugesagt, diser Vertrag sollte Innerhalb sechs tagen von dem Landtgrafen angenomen vnd ratificiert werden, vnd der Landtgraf aigener person mit erstem zue Ir Mt. den fuesfall Zethun, komen, vnd baide von Braunschweig Vater vnd Son erledigt mit sich bringen.“

„Ferner, demnach sich der Landtgraff vermög der Abred In gnad vnd vngnad Irer Mt. sollte ergeben, haben Baide Churfürsten Ir Mt. gebeten, Inen genedigst zuuertrauen, wie fern sich doch die Vngnad erstrecken soll, das Inen aber Ir Mt. abgeschlagen, aus vrsachen, das der Landtgraf hernach zu seiner Beschönung solchs möchte ausgiessen. Als sy aber bede solchs dem Landtgrafen nit anzuzaigen zugesagt, hat Inen

Jr Mt. beuolhen, die Artickl der Leibstraff, erlassung ewiger gefencknus, vnd Confiscation seiner gueter, in schrifft zuuerfassen, daneben die versicherung vnd erclerung, welches also beschehen, vnd Jr Mt. schrifftlich fürbracht worden, das sy Jr auch hatt lassen gefallen; dabei ist es also beliben."

„Als nun der Landtgraf zu dem Fuesfall komen, haben die baide Churfürsten Jr. Mt. gebeten, sy wollte dem Landtgrauen nach dem Fuesfal, wie den andern hieuor auch beschehen, vnd sonderlich vor wenig tagen Hertzog Ernsten von Braunschweig, die handt reichen, das aber Jr Mt. abgeschlagen, mit anzaigung, wo sy solchs thet, das es ein anzaigen wer, sy Jme volligclich allerding verzigen hette, Sonder dem Vertrag wolten Jr Mt. Jn albeg nachkomen, vnd vber dasselbig auch die ausgegangen achtererlerung aufheben, darob die Fürsten zufriden gewest, vnd nach dem Fuesfall den Landtgrauen Jns Schloß belait vnd mit Jm zu nacht geessen; Unterwegen hat sich der Landtgraf vernemen lassen, er sei der hofnung, die kay. Mt. werde Jm seine Beuestigungen vnd Munition gnedigst lassen, vnd als Jm darauff geantwort, Jr Mt. sei derhalb schon entschlossen, vnd soll sein gedanken darnach nit mehr setzen, hat er gesagt, es sind zwelff stundt Jm tag, und damit vort gangen."

„Wie er nun im schloß gewesst, vnd villeicht vernommen, wie er der Befestigung halben keine gnad wurde mögen erlangen, weitter als der Vertrag vermöchte, hat er sich vernemen lassen, es wer dem Jhenigen, so er vertrösst worden, nit gemes, das er sollt also gefangen gehallten werden, darüber sich nun allerlei red begeben, vnd die sach bis gar spat in die nacht sich aufzogen, also das Hertzog Moritz verursacht worden, dem Landtgrafen zu mererm trosst, dieselbig nacht bei Jm zu bleiben."

„Morgens als die sach an kay. Mt. gelangt, ist dieselb nit wol darob zufriden gewesst, Jn ansehung das man Jr Mt. worten villeicht ein andern verstant hat wollen geben, vnd dahin deutten, als hette sy Jn crafft Jrs Zusagens vnd des vertrags nit macht ghabt, dem Landtgrafen fencklich zu enthallten, derhalber Jr Mt. zu baiden vnterhandlern gesant, vnd den lassen anzaigen, sy weren dises Jrthums selb vrsacher, dann Jr Mt. hetten dem Jhenigen so gehandlt wer worden, Jrs teils ein genügen than, vnd Jr. Mt. wort volzogen, gedechte es auch noch zuthun, wie sy bisher Jn allen handlungen Jederzeit gethan hette, vnd offt ein sach, so Jr zu grossem nutz vnd vorteil hett mögen reichen, hindangesetzt vnd vnterlassen, damit sy Jren Zusagen vnd wortt ein genügen thet, dann sy hab Jederzeit Jr Ehr höher vnd mehr, als aller wellt nutz geachtet, vnd dieweil sy dann dise sach auf guet trauen vnd glauben, aufrichtig vnd redlich, wie bisher alle Jre sachen ghandlt, so wolte sy, das man disen Zweifl erleutert vnd clar machet, ob sy vermög diser handlung, vnd Jr. Mt. Zusagens, den Landtgrafen billich vnd mit fueg enthielte oder nit. Dann vnangesehen das Jr Mt. durch diese vnterhandlung were aufgehallten worden, das sy bisher nit Jn das Lanndt zu Hessen gezogen, vnd Jre sachen vnd kriegsrüstung, auch Jr Mt. persönlichen Zug anderswohin gewandt, vnd von Hessen abgestellt, So wollt sy doch vil ehe den Lanndtgrafen widerumb frey ziehen lassen vnd alle verloffene handlung nichtig vnd Crafftlos sein, auch all Jr fürnemen widerumb wendig machen, vnd die kriegsrüsstung widerumb von Neuem auf Hessen richten, ehe das sy wollte, Jr Mt. Wortt vnd Zusagen ainichen abbruch thun, Unangesehen der Zeit, des cosstens vnd vngelegenheit, so sy durch dise vnterhandlung verloren hett; Dann sy wollte sichs ehe ein kunigreich costen lassen, dann das sy bezigen solte werden, sy hette Jren zusagen nit ein überflüssig genügen getan; derhalben sy wolle Jr. Mt. das dise sach alsbald erclert wurd, dann sy wollte derweil alle handlungen einstellen, bis diser punct erleutert oder erclert wurd."

„Auf solchs haben baid Churfürsten der kay. Mt. Rhäten zum drittenmal gesagt, das Jr Mt. das Jhenige, so sy fürgenommen hett, vermög des Vertrags vnd der vergangnen Handlung billicher weis hetten thun mögen, Vnd so Jemant das widerspil wolte sagen, so weren sy bereit vnd willig, als Jr Mt. vnterthenigste Fürsten, alles das, so Jr Mt. wider den Landtgrafen fürgenommen, recht vnd billicher weis beschehen sein, zu bestettigen vnd zu beweisen, vnd so ainicher mangl hierin were, so raichet er Jrs tails her; meldeten darneben gar nichts von Jr Mt. zusagen, das Jnen solchs nit gehallten wer worden, sunder bekannten offentlich das solchem ein vberflüssig benügen wer beschehen: Mit dem vnterthenigsten Bitten, das Jr Mt. aus sondern gnaden vnd Jnen baiden zu gnedigster willfarung wollte dem Landtgrafen die Zeit der gefengknus ringern vnd abkurzen rc."

„Nach solchem sind sy bede persönlich zu Jrer Mt. gangen, vnd sich selbst entschuldiget, vnd dabei lautter gemeldt, das Jr Mt. der Handlung vnd dem Vertrag ein genugen hett gethan, vnd vermüg derselben billich alles das Jhenig, so bisher fürgangen, vnd beschehen wer, fürnemen vnd handln mögen, Das erputen sie sich auch gegen meniglichen zuuerteidigen, mit dem angehenkten vnterthenigsten Bitten, Jr Mt. wolte sich Jnen zu gnaden bewegen lassen, dem Landtgrafen die

Zeit der gefencknus zukurtzen, oder sich doch derselben wie lanng sy weren sollt, gnedigst entschliessen und ercleren. Darauf Inen Ir Mt. zur Antwort geben, das nit wol getan were, disen Irrthumb und Zweifl einzufügen, und Ir Mt. Wortt zu disputiren, dann sy möchte daraus nemen und versteen, das sy sich villeicht weitter gegen den Landtgrafen hetten vernemen lassen, weder sy mit Irer Mt. gehandlt, Dann einmal hab Ir Mt. Je und alweg dahin trungen, das sich der Landtgraff, on ainiche Condition, In gnad und ungnad ergeb, und dieweil sy baid Je und alweg sich erpoten, das der Landtgraff die Abred und den Vertrag werde vestiglich hallten, und aber die Artikl desselben In kurtz möchten volzogen werden, so anderst der Landtgraff die selbst wolte fürdern, so wöll Ir Mt. also verzihen, und sehen, ob demselben wolle nachkomen, und gelebt werden, und so sy erfarn, das es wie billich treulich und redlich beschech, so wolle sy Irer balder, als gehorsamen Fürsten, gepits Ingedenckh sein, und sich mit der Antwort dermassen gegen Inen lassen vernemen, das sy billicher weis zufriden sein sollten."

„Mit dieser Antwort sind die baide Churfürsten ersettiget gewesst, und Ir Mt. derhalben unterthenigsten Danckh gesagt, und also abgeschiden."

Im Gegensatze zu dem Tagebuche, woraus vorstehende Erzählung entnommen ist, rührt unsere zweyte Quelle von einem eifrigen Protestanten her, von einem vornehmen Nürnberger, dessen Namen und nähere Verhältnisse wir nicht kennen, welcher aber — wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht — mit einflußreichen Männern in Verbindung stand, und sich bemühte, durch Briefe und mündliche Nachrichten sich in beständiger Kenntniß nicht nur aller wichtigeren Ereignisse, sondern auch ihrer näheren Umstände zu erhalten. Obgleich er seine Aufschreibungen mit einiger Aengstlichkeit machte, und sich dabey häufig selbst gewählter Chiffern bediente, so verhehlt er doch nirgends seine Sympathie für die Sache der schmalkaldischen Bundesgenossen und seine Abneigung gegen den Herzog Moriz, den er als einen Abtrünnigen und Verräther seines Glaubens verabscheut. Mit Liebe und Begeisterung gedenkt er stets des Churfürsten Johann Friedrich des Beständigen, und mit wahrer Trauer erzählt er von dessen Unglück. „Ich hab noch nicht einen Menschen gehört" — schreibt er bey dieser Veranlassung — „arm oder reich, klein oder groß Hannsen, im ganzen Land zu Sachsen, der dem neuen Churfürsten wohl will, oder der ihm die Ehre vergönnte; sondern Männiglich hat eine Erbarmung mit dem alten, welcher sich auf sechs Jahre gefänglich zu seyn mit einer Anzahl schwerer Artikel verschreiben hat müssen."

Ueber den Papst spricht er sich ganz in der damals unter Protestanten üblichen Weise aus. Die Antwort, welche um diese Zeit die päpstliche Curie dem kaiserlichen Botschafter Mendoza in Bezug auf das allgemeine Concilium ertheilte, giebt unserm Verf. Gelegenheit, von der „listigen Betrügerey" des Papstes zu reden, womit derselbe „die ganze Christenheit am Narrenseil umführe." — „Aber ich traue" — fährt er fort — „dem ewigen Gott so viel zu, er werde durch den Glanz seines göttlichen Wortes alle verborgene List des Teufels aufwecken, und solches so lange, bis er ihn samt seinem Statthalter, dem Antichrist zu Rom, in das ewige Feuer stossen wird. Amen!"

Merkwürdiger Weise gedenkt er des Landgrafen Philipp stets mit großem Mißtrauen, und thut sich was darauf zu Gute, in diesem Punkte mit der öffentlichen Meinung ganz Deutschlands im Einklange zu seyn. Vielfach äußert er den Verdacht, daß der Landgraf mit dem Kaiser in geheimem Einverständniß sich befinde; und noch ganz zuletzt, bey Gelegenheit der Unterwerfungsverhandlungen wird versichert: „bei Männiglich werde solcher Vertrag für ein Spiegelfechten geachtet, damit man dem gemeinen Volk einen Schein mache, als sei er — der Landgraf — hart gestraft."

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 77.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. Nov. d. J. las Herr Baron v. Aretin folgenden Beytrag zur Geschichte der Gefangennehmung des Landgrafen Philipp von Hessen.

(Schluß.)

Nachdem wir uns über den Standpunkt des Schreibers orientirt, lassen wir die bezüglichen Stellen des Tagebuches selber folgen:

„Des Landgrauen halber hat mir Dr. Rockenbach gesagt, daß ihm ein Verwandter des französischen Ambassadors genannt Mons. Dandelott, so hie auff der post fürüber ist, anzeigt hab, das der Fuesfall des Landgrauen auf 19. ditto zu Hall geschehen sey, vnd hat Ims mit solchen Wortten gesagt: Le Landgraue se mist comme un belier deuant la bouche du loup, — vnd von stundan hatt Inn Kay. Mt. annemen lassen vnd dem Duca Dalba eine hefftige verwarung beuolhen. Darauff der Landgraue sein eydam den Hertzog Moritzen mit hefftigen wortten geschmeht, als der Im zuuerstehen hett geben, das Im nit gehalten wurde, vnd entlich poßlistiger gestalt auff die fleischpanckh geopffert. Darauff hat Kay. Mt. den Landgrauen selbs ein Schelmen gescholten, als den der in all disem thon der Kriegsleufft vnd verderbung des Reichs ein vrsacher were; vnd in Summa da war ein solchs schmehen vnd schenden von allen Fürsten einer gegen den andern, das zu verwundern. Jedoch so plieb der Landgraue retenirt, vnnd hatt Ir Mt. mer beuelchs In wol zu verwahren geben, dann auf den Churfürsten; — welchs zuuernemen sollt sich einer zum Theil mit hannden vnd fuessen creutzigen, das vnder den großen haubtern christlichs Namens so übergrosse verretherey sein soll vnd so gar kainer erbarkaith mer bedacht oder geachtt wirdt."

Etwas später wird ein Brief eingerückt, welchen Joachim Imhof den 21. Junius 1547 aus Halle in Sachsen an seine Schwester in Nürnberg schrieb. Wir entnehmen demselben folgende uns interessirende Nachrichten:

„Die Kay. Mt. ist enntlichs Willens gewest in das Landt Hessen zuziehen, aber durch Unterhandlung des Hertzog Moritzen des Churfürsten, auch das auf 13. ditto sein Gemahel der Kay. Mt. zu Fuessen gefallen, vnd für Iren Vatter gepetten, da hatt Ir Mt. der Churfürstin geantwortt: Einmal mues er sein peste Beuestigung verlieren, sambt seinem pesten Geschütz, nachmals Irer Mt. gefangener eine Zeit lang sein, nach Irer Mt. willen, vnd so er den von Braunschweig wol gehaltten hab, werd ers auch gut haben. Bisher hatt man die Kay. Mt. nit bereden könnden, das Sie der gefenngknus halben eine Zeitt bestimmen hatt wöllen, aber das Leben zu fristen, vnd kein ewige gefenngknus hat Sie zugesagt, — es mueß auch der Landgraue ein große Summe Gelts paar erlegen vnd Sich gegen Ir Mt. nach derselben gefallen verschreiben. Ir Mt. ist auch ein guette zeit auf dem stark gelegen, dem Landgrauen allein das Leben zu fristen, aber der gefenngknus halben keine erledigung zusagen hat wollen. Daran hatt es stets gehafftet, bis Ir Mt. wie oben gemellt, Sich durch große pitt bewegen hat lassen. Mit den Beuestigungen vnd gellt, so die Kay. May. angefordertt, hatt es keine mangel gehabt; der Landgraue hatt sich mit Gellt zu geben mehr bewilligt, denn Ir Mt. angefordertt hatt. Das sein Kriegsleuth; wollen Kayser, Kunig, Fürsten vnd Herrn vertreiben, vnd wissen den Reymen nit, sein fro zuletzt, das Sie zu gnaden angenomen werden."

„Auf 18. ditto ist der Landgraue mit 20 Cleppern zwischen 6 vnd 7 Vhren zu abent eingeritten; dene

hatt H. Moritz Churfürst mit 400 pferden belaidt; aber eine halbe stundt darnach ist Hertzog Heinrich von Braunschweig mit 25 pferden auch eingeritten; mit Jme sein ankhomen die Seestett, so Jn gefangen gehalten haben, aus Jettlicher statt 3 Herren, deßgleichen die von Braunschweig; die alle begern Gnadt vnd fridt, das wirdt die Kay. Mt. nit abschlagen, aber das Gelt nemen vnd Jnen den peuttel lassen, vnd also die Kriegsvncosten wol einpringen; vnd vberkumbt seine Vheinde Jnn sein gewaldt, darneben ein trefflich geschütz vnd munitzion, vnd waß er haben will: — also muß man, wer es nit kan, khriegen vnd moreß lernen."

„Wie ich bisher geschrieben, hat sich zutragen, das auf 19. ditto die Kay. Mt. nach dem Landgrauen geschickt, sambt allen Herren von Seestetten, vmb 3 Vhr vor Jr Mt. zukhomen. Da ist Jedermann erschienen; dann der Landgraue allein ist aussen plieben, die andern haben den Fuesfall gethan, vnd die Kay. Mt. hatt sie verhortt. Jr Mt. hatt zum dritten mahl nach Jme geschickt, aber er hatt sich nitt finden lassen, sonnder sich verloren; niemandt hatt wissen khenden, wohin er khomen Jst; darauff alsopalt die Statt gesperrtt, die wacht gestarkht worden; was er vernomen hat, weis ich nitt, oder ob er sich noch finden last. Was weitter Jn disem oder anderm gehandelt wirdt, will ich euch hernach anzaigen."

„Der Hertzog von Braunschweig vnd sein sone sein auf 19. ditto mit aller freue bey der Kay. Mt. allein gewest, haben ein gnedigen Kayser. Ettlich vermainen, der Landgraue hab den Hertzog von Braunschweig vbell gehaltten, vnd Kay. Mt. werd Jn derhalben gefragt haben, vnd besorgt der Landgraue, er möchte dergleichen auch gehalten werden, das denn gewißlich geschehen wurde, So ine die Kay. Mt. Jn Jr gewalt peingen wurde."

„Vnd wie ich aber bisher geschrieben, hat sich der Landgraue in einem versperrten Gemach finden lassen, ganz einmüettig vnd traurig, vielleicht Jme auch das ellendt vnther augen geschlagen; hatt also der Kay. Mt. den Fuesfall gethan. Nochmals muß er Katzenellenpogen widergeben, wie es dann auf eine Zeitt am Cammergericht mit vrthail vnd Recht gesprochen worden Jst, sambt aller abnützung er dieser Zeit Dauon genossen, anderthalb Thunen Geldts bar zu erlegen für ablegung des Kriegskostens Jrer Mt., mehr alle seine Vesten im Landt schleiffen zu lassen;" u. s. w.

Weiter unten werden die Artikel „darauff die Röm. Kay. Mt. bewilligt vnd zugelassen, das der Landgraue vor Jr Mt. erscheinen möge," ausführlich mitgetheilt, worauf das Tagebuch in folgender Weise fortfährt:

„Oberürte Artikel seindt der Kay. Mt., weyl der Landgraue auf verglayttung gehn Leypzigk khomen, wie mich der Greffier du bureau bericht, durch Hertzog Moritzen jetz Churfürsten zu Sachsen, auch dem Churfürsten zu Brandenburg vberantwortt worden, auff Hoffnung, Jr Mt. wurden, souer solche angenommen, oder bewilligt, alßdann den Landtgrauen nach gethanem Fueßfall von stundan begnaden vnd ohne einige Jnnhaltung freylassen; aber Jr Mt. hatt Jnn einen kurtzen beschaidt geben, nemblich Sie handlen vergeblich vnd vmsonst; denn souer der Landgraue Jnn einer bestimbten Zeitt nit personlich in aller Themuth khommen, vnd sich mit seinem Leib Jrer Mt. in Gnadt vnd Vngnadt ergeb, so soll fortan menigklich seinethalben zufrieden, vnd niemandt sich weitter bemühen. — Auf solchs haben bayde Churfürsten dahin vnd souer gehandlet, das Jr Mt. bewilligt hat, die Straff des Lebenns sambt der Ewigen Gefengknus fallen zu lassen; darauff benannte Churfürsten wieder mit dem Landgrauen gehandlet, daß er sich darein begeben, vnd den Fuesfall, wie hieuor gemelt, gethan hat. Darauff Jme Jr Mt. durch den Vicecanzler Dr. Selden hatt anzeigen lassen, wie Sie Jne sampt allen seinen Vnderthanen, Landt vnd Leuten zu Gnaden aufnemen vnd gnedigist die Straff des Lebens vnd Ewiger Gefengknus gegen Jme fallen lassen wolle; darauff dem Duca Dalba beuolhen, Jne den Landgrauen in Verwahrung anzunemen. Also hatt gedachter Duca Dalba die Fürsten alle, versteht die zween Churfürsten von Sachsen vnd Brandenburg sampt dem Landtgrauen mit Jme zum Nachtmal in sein Losament gefuert. Nach dem Essen aber als die zween Churfürsten wieder anheimbs gehn wöllen, hatt der Landtgraue mit gewöllt, aber der Duca Dalba hatt Jm anzaigt, er werde allda pleiben müessen aus Beuelch der Kay. Mt. Darob der Landgraue auffs hefftigiste erschroken, vnd Sich solcher Redt auffs höchst beschwerdt, vnd zu beiden Churfürsten gesagt, Sie haben Jn dahin beredt vnd in solches spiel geprackt, vnd Jnen mit sehr rauhen Worten zugeredtt. Auf solchs seindt beide Churfürsten zu Jr Mt. gangen vnd derselben die sachen fürgehalten, — Sie hetten nitt gemeint, das nach gethanem Fueßfall deß Landtgrauen Person weitter solt auffgehalten werden. Darauff Jnen Jr Mt. dise zum thail spottliche anntwort geben hatt: ob sie so vnbedachtlich, vergessich oder kindisch gehandlet haben, das Sie nit bedenkhen, das Jr. Mt. allain des Lebenns Straff vnd ewige Gefenngknus hab fallen lassen; aber einer zeitlichen Gefangknus nach Jrer Mt. Gelegenheit sey nie gedacht, oder einigs bewilligt worden; damit sie aber nitt gedenken, Jr Mt. wollten verweißlich handlen, das Jetz also, morgen anderst sein sollt, sollen Sie die gantz handlung oder vertrag, wie der von annfang gehandlet, vnder handen

nemen, vnd sehen, ob sich darin befinden werdt, was der Landgraue vnd Sie fürgeben. Also haben beide Churfürsten diese Schlappen fressen vnd bekhennen müssen, Jr Mt. hab aufrecht gehandlet, Sie aber solches nitt bedacht, vnd pleibt gedachter Landgraue also Inn Jrer Mt. Verwarung so lang es Jr Mt. gefellig, oder derhalben anderst verordnen wirdt."

Zum Schlusse erlauben wir uns noch einige Auszüge aus Briefen anzufügen, in welchen sich bemerkenswerthe Einzelheiten über die besprochene Begebenheit befinden.

I. Aus einem Schreiben des bayerischen Secretärs Buonacorsi an den Canzler Leonhard von Eck.

Datum Feldlager bey Hall in Sachsen 13. Juny 1547.

„Als der Landgraf von Leybzig in der nacht rebus incompositis hinweggezogen vnd wir von Wittenberg verfolgt vnd vns nicht anders versehen, den das der tractat gennzlich zerstossen werden soll, vnd wir dubii gewest, ob wir ime von stundan ins Landt ziehen sollen, hatt gedachter Landtgraff den Ebeleben ex insperato mit etlichen Artikeln zu K. Mt. geschickt; die sind nun erst diesen Morgen von beeder Parthenen Gewalthabern enntlichen angenumen, verglichen vnd beschlossen worden. Seint auch nit vil milter den die Artikl so der gefangen Hertzog von Sachsen angenumen. Soliches hab ich im Namen des Duca d'Alba gedachtem Hertzog von Sachsen vor einer Stundt verdulmetscht; der hat vnbedachtlich geantwort: „Es sey von einem trefflichen Kriegsmann, der noch ledig sey, gar zu vil." Gemelter Landgraf soll innerhalb vier Tagen vngferlich hieher khomen vnd den Fuesfall thuen."

II. Aus einem Berichte des Domherrn Hans Fuchs und des Dr. Sebald Creuzenach an den Fürstbischof von Würzburg.

Hall in Sachsen den 14. Juni 1547.

. . . „seindt wir volgendten Samstags den 12. dises alhie zu Hall ankomen, daselbst dan die R. K. Mt. Inn vnd vmb die Stat mit allem Kriegsvolckh gelegen vnd noch ligt. — Souill dan den Vertrag oder Vergleichung mit dem Landgrafen zu Hessen betrifft, seindt wir von etlichen ansehlichen personen, darunter auch hohen standts, bericht, das diser Vertrag nochmals vorhanden vnd zu hoffen sei, dann Hertzog Moritz Churfürst sich hefftig darinen bearbait vnd darum seiner Churf. Gnaden Haubtman zu Weissenfels Christoffen von Ebleben am vergangenen Sontag widerumb eylends auf der Posst zum Landgraffen geschickht, so damals ein Landtag zu Cassel gehalten, Jne zu K. Mt. zu erfordern, dergestalt das er hiezwischen schieristen Donnerstags mittentags personlich alhie vor K. Mt. erscheinen vnd sich sambt Landen vnd Leuten Jn Gnadt vnd Vngnadt geben solle, vnd Jn Articuln das Leben gefrist, — wo nit, wolle Jr Mt. denselben Zug von stundan auf seine land vnd Leut nemen, auch vndersteen zu gehorsam zu bringen. —

„Vnd will gleichwol von villen vermuettet werden, die vngnadt sey etlichermassen geteutscht, was aber die andern Artikel sein, wirdt die Zeit gar baldt geben; den K. M. hat keinen Fürschlag oder Mittel vom Landgrafen wellen annemen, sondern die selbst than."

III. Aus Leitmeritz 20. Juni A. 1547.

. . . „Den 17. Ritt ich zu Hall wiederum aus; denselben Tag ist der Churfürst von Brandenburg vnd Hertzog Moritz von Sachsen Churfürst mit einander von Hall dem Landtgrafen von Hessen entgegengeritten vnd den 18. darnach solle der Landtgraff mit sambt dem H. Heinrich von Braunschweig vnd auch dem Thumbshiern, zu der K. M. genn Hall ankhomen sein, vnd ist, Jrer M. den Fuesfall gethan; dann als der Landtgraf von Leipzig, wie Ich E. G. jungst geschrieben, wieder verruckht zurückh, hat man souil bei Jr M. gehandlt, das er noch beschiden ist worden; doch hat Jme Landtgraf ewige Gefengknuß vorbehalten, vnd der Churfürst von Brandenburg Jst Jme zu liebe von Berlin wiederumb am Hof den 16. erst ankommen, die sach helfen zu richten."

IV. Aus einem Schreiben des kaiserlichen Vizekanzlers Seld an G. Sauerzapf d. d. Hall in Sachsen den 20. Juny 1547.

. . . . „Bey vns schickt sich die sach (Gott Lob) wol vnd recht. Mit Hessen ist man an ein ortt khummen; hat nechten vmb 7 Vhr gegen den abent den Fuesfall selbst aigener Person Jn großem zulauff vnd getreng gethan. Haben Jne die zween Churfürsten Sachsen vnnd Brandenburg Jeder bei einer Hand zu dem Creutz gefuert. Hatt sich dennoch etlicher massen darob entsetzen müssen, vnd ist doch volliglich nit begnadt, sonder zu gnaden vnd vngnaden aufgenummen, allein dreier Puncten versichert worden: nemlich des Lebenns, Ewiger Gefenngknus, vnnd Confiscation seiner guetter, souil derselben in der Capitulation nit außgenumen. Nach beschehnem Fuesfall hat Duca de Alba Jne zu gast in das Schloß gefurt, vnnd nach der Malzeit als er wellen zur Herberg reitten, der gefenngknus angesprochen, auch behalten, vnd verwahren lassen. Jst gleichwol sein Tochterman der Churfürst von Sachsen diese nacht bei Jme plieben, vnd wirdt vill hin vnd her tractirt vnd gehandlet. Doch sizt er, wer weiß wie lang. Wirdt vill aufhebenns gegen einander geben. Dann den trutz, so er im Kopf hat, wird er nimmer recht verdecken khünden."

V. „Zeitung aus Hall in Sachsen vom 20. Tag Juny Anno ꝛc. 1547."

„Zeitung nicht anders, dann das der Landtgraff von Hessen gestern vor datto vmb 6 Vhr nachmittag vonn baiden Fürsten als Brandenburg vnd Hertzog Moritzen ꝛc. ꝛc. zur K. M. belait, Alda er den Fuesfal mit weynenden Augen gethann, Auch von höchstgedachter Kay. Mt. Inn beysein filer Fürsten vnnd sonnderlich der zweien von Braunschweig Vatter vnd Sone, welliche lannge zeit gefanngen gewest, zu genad vnd vngenaden vffgenomen Ist worden. Aber doch des Lebens vnd Ewiger geuengknus gesichett. Was sonnst die andern Articul, so er Einzogen, bewilligt, vnd warlich schwer genug seindt, mit sich pringen, will Ich ob Gott will selbst muendtlich anzaigen."

In allen diesen von den verschiedensten Urhebern herrührenden Documenten findet sich auch nicht die geringste Spur eines mit den Worten Ewig und Einig gespielten Betruges. Mit der größten Uebereinstimmung wird überall versichert, daß der Kaiser ausdrücklich nur das Versprechen gegeben habe, den Landgrafen nicht mit ewigem Gefängniß zu bestrafen. Gegen solche höchst gewichtige Zeugnisse müssen hoffentlich die von Hr. von Rommel zu Zeugen aufgerufenen Romane und Volkslieder verstummen. Die ganze so oft wiederholte Erzählung sinkt sonach zur bloßen Sage herab, welche sich freylich im Munde des Volkes um so länger erhalten hat, als ihre Fortpflanzung im Interesse des die öffentliche Meynung beherrschenden Parteygeistes lag, —, welche aber heutzutage vor dem Richterstuhle einer unparteyischen historischen Kritik nicht mehr bestehen kann.

Verzeichniß der an die mathematisch = physikalische Classe vom August bis November 1846 eingesendeten Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von Hrn. Dr. Chevreul in Paris:

Rapport de M. Chevreul sur l'ouvrage intitulé Ampélographie par M. le comte Odart. Paris 1846. 8.

Von der Société royale d'agriculture etc. de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom. VIII. Année 1845. Lyon gr. 8.

Von k. k. Hofkammer = Präsidenten Ritter v. Hauer in Wien:

Foraminifères fossiles du bassin tertiaire de Vienne découverts par son Excellence le Chevalier Joseph de Hauer et écrits par Alcide D'Orbigny, Docteur des sciences naturelles de la faculté de Paris. Paris 1846. gr. 4.

Von Hrn. Dr. Zantedeschi in Venedig:

Della Teoria fisica delle Mocchine magneto - elettriche ed elettro - magnetiche. 4.

Memoria sugli effetti Fisici Chimici e Fisiologici prodotti dalle alternative delle correnti d'induzione della macchina Elettro - Magnetica di Callan. 4.

Lettera I. sul magneto-telluro-elettrico in Italia. 8.

Delle leggi dell' intensità della polarizzazione della luce lunare nella atmosfera comunicate con lettera ad Arago. 8.

Delle leggi della polarizzazione della luce solare nella atmosfera serina. 8.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. Part XIII. 1845. London 8.

Reports of the council and auditors, read at the annual general meeting. April 29. 1846. London 1846. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Erdl in München:

Die Entwicklung des Menschen und des Hühnchens im Eye. II. Theil. Leipzig 1846. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenk aus Kasan.

Unter den namhaften Geschenken, mit welchen die k. Hof- und Staatsbibliothek durch die Munificenz auswärtiger Regierungen im Laufe des gegenwärtigen Jahres bereichert worden, nimmt die unlängst eingetroffene vierte Abtheilung der umfassenden Bücherschenkung, welche die genannte Anstalt der Freygebigkeit Sr. Majestät des Kaisers von Rußland und der deßfallsigen gnädigsten Verwendung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Großfürsten Herzogs von Leuchtenberg verdankt, eine ganz vorzügliche und eigenthümliche Stelle ein. Weder eine außerordentliche Bedeutsamkeit in materieller Beziehung noch absolute bibliographische Seltenheit, weder Größe der Bändezahl noch Pracht und Eleganz der Ausstattung ist es, was die fragliche Büchersendung auszeichnet, sondern ihr besonderer Werth beruht darin, daß die einzelnen Bestandtheile derselben gewissermassen eben so viele einzelne Schritte des Entwicklungsganges beurkunden, welchen die Pflege und das Studium der orientalischen Sprachen und ihrer Literaturen in Rußland, namentlich im Bereiche der Universität Kasan genommen. Dieser Umstand verleiht denn in der That der vorliegenden, in das bescheidenste Aeußere gekleideten und kaum einige vierzig Werke zählenden Schenkung ein ganz eigenthümliches Interesse und einen großen literarhistorischen Werth. Daß dieses der Inhalt der gegenwärtigen Sendung seyn werde, wurde bereits, wie sich unsere Leser erinnern werden, bey Gelegenheit der in diesen Blättern [1]) erstatteten Nachricht über die ersten drey Abtheilungen der fraglichen Gesammt-Bücherschenkung (die vollständige russische Gesetzsammlung, dann die Publicationen der archäographischen Kommission und der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg enthaltend), in Aussicht gestellt; in der Wirklichkeit enthält aber die nunmehr eingetroffene Sendung nicht bloß, wie dort angedeutet war, von der Universität Kasan herausgegebene Schriften über orientalische Literatur, sondern auch an andern Orten des russischen Reichs, vorzugsweise zur Verbreitung der asiatischen Sprachkunde, erschienene Bücher. In Vereinigung dieser erfreulichen Acquisition mit den in der ersten Sendung begriffenen von der Petersburger Akademie herausgegebenen Werke desselben Betreffes sieht sich denn nun die k. Hof- und Staatsbibliothek im Besitze beynahe sämmtlicher aus Rußland hervorgegangenen literarischen Denkmäler, welche den erwähnten zunächst linguistischen Behuf bezielen, zum Theile aber auch schon die schätzenswerthesten durch die Kenntniß der orientalischen Sprachen herbeygeführten wissenschaftlichen Ergebnisse namentlich auf dem Gebiete der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Numismatik ꝛc. liefern.

Um die Bestandtheile der fraglichen Schenkung in ihrer Eigenschaft literarhistorischer Docu-

1) Gel. Anz. 1845. Bd. XXI. Nro. 235—238. Als erst später eingetroffene Bestandtheile der früheren Sendung sind hier nachzutragen: 1) Böhtlingk's Sanskrit-Chrestomathie. Petersb. u. Lpz. 1845. X. u. 451 S. gr. 8. 2) Frähn's Münzen der Chane vom Ulus Dschutschi's oder von der goldenen Horde. Petersb. u. Lpz. 1832. XX u. 78 S. 4. Mit 18 Kupfertafeln und 4 Vignetten.

mente um so augenscheinlicher hervortreten zu lassen, hat man das nachfolgende, — lediglich nur auf die bibliographische Kennzeichnung sich beschränkende Verzeichniß derselben in chronologischer Folge nach den Druckjahren abgefaßt. Die ersten Nummern dieser Liste führen uns gewissermassen in die Wiegenzeit jener rühmlichen Bestrebungen der russischen Regierung zurück; wir begegnen der Errichtung orientalischer Typographieen an verschiedenen Punkten des Reichs, der Einführung von Lehr- und Lesebüchern für die eingeborne Bevölkerung der Ostprovinzen, unter diesen dem Schlußstein der deßfallsigen älteren Ordnung: wir meinen das von Ibrahim Chalfin, dem letzten Sprößling seines mit der tatarischen Sprachlehrerstelle am Gymnasium zu Kasan seit 1761 erblich belehnt gewesenen Geschlechtes, verfaßte Abecedarium (Num. 2.). Eine neue Aera, anhebend mit der Errichtung der Universität zu Kasan (1804) und der Berufung Frähn's aus Rostock (1807), bezeichnen die Nummern 4 — 7 und zugleich den Nachweis über das Wirken dieses hochverdienten Gelehrten, wie über die allmählige Entfaltung der jugendlichen Anstalt sowohl überhaupt, als insbesondere im Lehrfache der arabischen, persischen und tatarischen Sprache. Nach Frähn's Berufung zur Petersburger Akademie (1817) erhielt F. Erdmann den dadurch erledigten Katheder der arabischen und persischen Sprache; die Nummern 10 — 12, 16, 23 unserer Liste überzeugen uns von Tüchtigkeit seiner Kenntnisse und von seinen Verdiensten um die orientalische Literatur.

Gleichzeitig (1818) wurden für das damalige pädagogische Central-Institut zu Petersburg, nachdem schon früher die Einführung einer eigenen Professur der orientalischen Sprachen bey jeder Universität des russischen Reichs angeordnet worden, zwey orientalische Lehrstühle, für das Arabische und für das Persische, errichtet, und hiezu die Pariser Professoren Demange und Charmoy berufen; die Petersburger Universitätsbibliothek wurde mit allen zum gründlichen Betriebe der orientalischen Studien nothwendigen Hülfsmitteln versehen, und als ein Attribut der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter Zugrundelegung einer hiefür angekauften Sammlung von nahe an 500 arabischen, persischen und türkischen Handschriften, ein eigenes Asiatisches Museum begründet.

Die Akademie wurde von nun an das in sich thatkräftige, und mit lebensvollen Pulsen nach aussen wirkende Centralorgan für sämmtliche Unterrichtsanstalten und vom Staate ausgehenden literarischen Unternehmungen der bezeichneten Richtung: denn an der Spitze der Akademie stand — Uwarow, der geistreiche, klassisch gebildete, rühmlichst bekannte gegenwärtige Minister des öffentlichen Unterrichts. Er war ja auch der Erste, welcher den Beruf Rußlands, in den Studien der orientalischen Sprachen hinter den gediegenen Leistungen Deutschlands, Frankreichs und Englands nicht zurückzubleiben und den großen Gewinn, welchen diese Studien nicht bloß in wissenschaftlicher, sondern auch in praktisch-politischer Beziehung für Rußland mit sich führen müssen, klar erkannte und seine Ansichten über die deßhalb zu nehmenden Maßregeln öffentlich aussprach [2]).

Unter seinem beseelenden Einflusse, unter seinem alles überwachenden und für die Mittel zum Zwecke allenthalben reichlichst vorsorgenden Schutze haben denn auch die besagten Studien in Rußland einen von Jahr zu Jahr sich steigernden Aufschwung genommen und ihre der gelehrten Welt vor Augen gelegten Resultate einen bleibenden, allgemein anerkannten Ehrenplatz sich erworben.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir etwa unter fortgesetzter Bezugnahme auf die vorliegende Bücherschenkung die einzelnen Momente jener allmählig sich erweiternden und vermehrenden sprachlichen Lehranstalten und ihrer, insbesondere seit Errichtung eines eignen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beygegebenen orientalischen Instituts (1823) ins Leben getretenen Ausdehnung auf das Mongolische, Chinesische, Mandschuische, Armenische, Georgische, Tibetanische und andere asiatische Idiome aufzählen wollten. Es ist auch eine solche Darlegung den redenden Thatsachen gegenüber um so entbehrlicher, als die specielle Kundgabe der

2) Projet d'une Académie asiatique. St. Petersb. 1810. 4. Ins Deutsche übersetzt von Hauenschild unter dem Titel: Ideen zu einer Asiatischen Akademie. Petersburg 1811. In zweyter durch einen beurtheilenden Brief von dem Grafen Joseph von Maistre vermehrter Auflage erschien obige Schrift in Uwarow's „Etudes de philologie et de critique. Petersb. 1843. 8. p. 1—65.

deßfallsigen Notizen bereits monographisch behandelt und den meisten unserer Leser ohnehin zur Hand gestellt ist [3]).

Bezüglich des nachstehenden Verzeichnisses haben wir nur noch zu bemerken, daß die russischen, arabischen, armenischen und übrigen orientalischen Büchertitel in gleicher Weise, wie bey unserer Anzeige der früheren Sendung, wegen Ermangelung der betreffenden Typen, nach der deutschen Aussprache, insoweit dieß ausführbar, gegeben wurden, mit Umgehung der willkührlichen unter sich abweichenden Bezeichnungen, welche von einigen Sprachgelehrten hie und da in Uebung gesetzt worden sind.

---

1. Bir dôstüng kelâmî Müsülmâneh. (Eines Freundes Rede zu einem Muselmann.) In türkischer Sprache, gedruckt zu Karâs, einem Dorfe bey Stawropol im Kaukasus im Jahre 1220 der Hedschra (1805). 52 Seiten. kl. 8.

2. Asbuka i grammatika tatarskago jasika s prawilami arabskago tschtenija, prepodawajemija w imp. Kasanskoï gimnasii. W tipografii Kasanskago uniwersiteta. 1809 goda. (Alphabetarium und Grammatik der tatarischen Sprache mit den Lese-Regeln des Arabischen für den Unterricht am kaiserlichen Gymnasium zu Kasan. In der Druckerey der Universität zu Kasan. 1809). 62 und 106 Seiten 8.

3. Elementarbuch für türkische Schulen mit arabischen Leseübungen. In türkischer Sprache. Kasan 1812. 24 Seiten. kl. 8.

4. Catalogus praelectionum in Universitate litterarum Caesarea Casanensi a die XIII. Aug. a. MDCCCXIV ad X Jul. a. MDCCCXV habendarum, promulgatus auctoritate senatus academici. Praemissa sunt nonnulla de titulorum et cognominum honorificorum quibus Chani hordae aureae usi sunt, origine, natura atque usu. (Auctore Christiano Martino Frähn.) Litteris Universitatis Casanensis. 22 und 17 Seiten. 4. (Zwey Exemplare.)

5. Catalogus praelectionum in univ. litt. Caes. Casan. a. etc. 1815 — 1816 habendarum etc. Prologus (auctore Ch. M. Frähn) disserit de auctorum etiam arabicorum libris vulgatis crisi poscentibus emaculari, deque critica conjecturali, probans dicta exemplo historiae saracenicae Elmacini. Ex officina typographica Universitatis, factore Fr. Bockelman. 34 u. 19 S. 4. Dem Vorlese-Catalog dieses wie des vorausgehenden Jahrgangs ist auch eine Abfassung desselben in russischer Sprache mit dem Titel: Isweschtschenie o prepodawanii nauk w imperatorskom Kasanskom uniwersitete etc. beygefügt. (Zwey Exemplare.)

6. Panegyrin memoriae anniversariae inaugurationis universitatis litterarum caesareae Casanensis die V mens. Jul. a. DMCCCXV instituendam indicunt eiusdem universiatis rector et senatus per C. M. Frähnium L.L. OO. professorem. Insunt nonnulla de origine vocabuli Rossici „dengi.“ Ex universitatis officina typographica etc. 42 S. 4. (Zwey Exemplare.)

7. a. Panegyrin mem. annivers. inaug. univsrsitatis caes. litt. Casan. die V m. Julii a. MDCCCXVI instituendam indicunt etc. Praemittitur C. M. Frähnii LL. OO. professoris commentationis de numorum Bulgharicorum forte antiquissimo critico-philologico-historicae liber primus. Casani etc. 42 S. Mit einer Kupfertafel: „numi tatarici aliquot musei Fuchsiani.“ (Zwey Exemplare).

---

3) Frähn, das Muhammedanische Münzkabinet des asiatischen Museums d. k. Akad. d. W. zu St. Petersb. im Anhange S. 99—118, der, wie wir bereits bey unserer frühern Anzeige, nämlich bey Aufführung dieser Schrift unter den Bestandtheilen der ersten russischen Bücherschenkung (Gel. Anz. Bd. XXI. Nro. 238 S. 874) zu bemerken Gelegenheit hatten, eine kurzgefaßte geschichtliche Notiz über die Begründung und Pflege der orientalischen Studien in Rußland enthält. W. Dorn, über die hohe Wichtigkeit und die namhaften Fortschritte der asiatischen Studien in Rußland. In dem Recueil des actes des séances publiques de l'académie des sciences de St. Petersbourg. 1840. pag. 55 — 114; auch besonders abgedruckt: Petersburg 1840. 4. Uebersicht des Fortschrittes und der Erfolge im Lehrfache der asiatischen Sprachen an der Universität Kasan. Kasan 1842. 8. Eine Anzeige und auszügliche Mittheilung letzterer Schrift lieferte Hr. Prof. Neumann in diesen Blättern (Gel. Anz. 1844. Bd. XIX. Nro. 191), welcher auch die Güte hatte, das betreffende Schriftchen selbst der k. Hof- und Staatsbibliothek als Geschenk zu überlassen.

7. b. **Catalogus praelectionum in universitate caes. litt. Casan. a die XIII Aug. a. MDCCCXVI ad X Jul. a. MDCCCXVII habendarum etc. Praemittitur C. M. Frähnii LL. OO. Prof. commentationis de numorum Bulgharicorum forte antiquissimo critico-philologico-historicae liber secundus. Casani etc. 62, 6 u. 8 S. 4. (Zwey Exemplare).**

8. Muchtasar (et) tawârich el Mukaddasa. (Abriß der heiligen Geschichte.) In arabischer Sprache. Kasan. 1816. (II) und 51 Seiten 8.

9. Das neue Testament in georgischer Sprache. (III) und 400 Seiten. gr. 4. In georgischer Kirchenschrift gedruckt. (Ob die vorliegende Ausgabe die Moskauer v. J. 1816 oder die Petersburger v. J. 1818 ist, kann einerseits wegen Ermangelung eines förmlichen Titelblattes und sonstiget sprachlicher und bibliographischer Hülfsmittel für den Augenblick mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Die k. Hof- und Staatsbibliothek besitzt übrigens bereits seit dem Jahre 1828 ein Exemplar der nemlichen mit dem vorliegenden Exemplar genau übereinstimmenden Ausgabe dieser georgischen Uebersetzung des N. T. als Geschenk der Londner Bibelgesellschaft. Das in dem dießseitigen Cataloge der fraglichen Ausgabe beygelegte Druckjahr „1825" scheint jedoch unbegründet zu seyn, da Brosset (Eléments de la langue géorgienne. Paris 1837 pag. VI.) über die Existenz einer Ausgabe von diesem Jahre in dem „tableau raisonné de la littérature géorgienne" keine Notiz giebt.)

10. Prodromus ad novam lexici Willmetiani editionem adornandam. Scripsit Franciscus Erdmann. Casani, typis universitatis caesareae 1821. 31 S. 4. (Programm der Stiftungsfeyer der Universität Kasan f. d. J. 1821. 5. Jul.)

11. **Historiam regum et chalifarum et praefectorum Meccae nobilium (scheriforum) in compendium redactam auctore Takkieddino Muhammede fil. Muhammedis fil. Alii, ex cod. ms. arab. bibliothecae Tychsenianae primum edidit notisque illustravit Franciscus Erdmann. Partic. I. Casani, typis universitatis caesareae. 1822. 68. S. 4. (Programm zu der am 17. Januar 1822 begangenen Jahresfeyer der Universität Kasan: „Memoria restauratae universitatis caesar. lit. Casan." etc.)**

12. De manuscripto persico Jskenderi Menesii eruditis hue usque incognito disseruit Franciscus Erdmann. Casani 1822. 28. S. 4. (Programm zur Stiftungsfeyer der Universität Kasan am 7. Juli 1822. „Memoria inauguratae univ. caes. lit. Cas." etc.)

13. Schisn Dschingis-Chana i Aksak-Timura s prissowokuplenijem rasnich otriwkow, do istorii kassajuschtschichsa, koich wse slowa dla obutschajuschtschichsa raspoloscheni po alfawitu, w polsu wospitannikow imperatorskago Kasanskago uniwersiteta sostawlennaja lektorom onago uniwersiteta Ibragimom Chalfinom. Kasan, w uniwersitetskoi tipografii 1822. (Leben des Dschingis-Khan und des Aksak-Timur mit Hinzufügung einiger anderer die einschlägige Geschichte betreffender Stücke, deren sämmtliche Worte für die Lernenden alphabetisch geordnet sind. Zum Gebrauche für die Zöglinge der kaiserlichen Universität zu Kasan herausgegeben von dem Lector dieser Universität Ibrahim Chalfin. Kasan in der Universitäts-Buchdruckerei.) Vorrede des Herausgebers in russischer Sprache IV. S.; türkischer Text 91 S.; türkisch-russisches Vocabular mit Erraten-Tafel 71 Seiten. 8. Mit drey Kupfertafeln, wovon die erste Münzen, die zweyte Gefäße mit Inschriften in türkischer Sprache, die dritte einen Grundriß der Burg Constantine darstellt. (Vgl. Zenker, bibliotheca orientalis. Manuel de bibliographie orientale. T. I. p. 115. num. 950.)

14. Abulghasi Bahadür Chani historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita auctoritate et munificentia illustrissimi comitis Nicolai de Romanzoff imperii Russici cancellarii supremi. Casani MDCCCXXV ex universitatis imperialis typographeo. Die lateinische Vorrede von Ch. M. Frähn dd. „Petropoli d. 18 infausti mensis a. MDCCCXXIV. zählt IX, der tatarische Text nebst Register 215 Seiten. Folio. (5 Exemplare) [4]).

(Schluß folgt.)

---

4) Die k. Bibliothek besaß bereits seit 1843 ein Exemplar dieses Werks aus dem Nachlaß und mit einigen handschriftlichen Anmerkungen des verstorbenen Professors Kopp in Erlangen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.
Büchergeschenk aus Kasan.

(Schluß.)

15. Ch. M. Frähnii Recensio numorum muhammedanorum academiae imp. scient. Petropolitanae. Inter prima academiae imp. saecularia edita. Petropoli 1826. Litteris academicis. XXXVIII u. 743 S. 4. [5]).

16. De expeditione Russorum Berdaam versus auctore inprimis Nisamio disseruit Franciscus Erdmann. Pars prima, Casani 1826. Vorrede IX S. Einleitung „De vita auctoris Nisami etc. 74 S. Persischer Text: „Expeditio Russorum Berdaam versus lingua persica auctore Nisamio descripta" 120 Seiten mit 8 S. „Errata." Pars secunda. Casani 1828. LXXIV und 312 S. „Animadversiones ad tria priora capita expeditionis Russorum Berdaam versus etc." enthaltend. Die ersten zwey Bände dieses Werkes erschienen als Festschriften zur Stiftungsfeyer der Universität Kasan für die Jahre 1826 und 1828, es ist ihnen daher auch der Titel beygegeben: „Memoriam inauguratae universitatis caesareae literarum Casanensis anniversariam D. V mensis Julii anni MDCCCXXVI (P. II. „MDCCCXXVIII") recolendam indicunt hujus universitatis rector et senatus." Pars tertia. Casani 1832. „Animadversiones ad tria posteriora capita expeditionis Russorum" etc. enthaltend. IX und 378 Seiten. 8. cf. Zenker a. a. O. num. 555. (Zwey Exemplare.)

17. Persidskaja christomatija, isdannaja Aleksejem Boldirewim, professorom wostotschnich jasikow pri imperatorskom Moscowskom uniwersitete. Tschast I. (Sobranije piess.) Moskwa, w uniwersitetskoi tipografii 1825. Tschast II (Slowar i grammatika.) Moskwa 1826. (Persische Chrestomathie, herausgegeben von Alexius Boldirew, Professor der orientalischen Sprachen an der kais. Univ. zu Moskau.) Bd. 1. Sammlung von Lesestücken. 184. Seiten. Bd. 2. Wörterbuch und Grammatik. 172 Seiten, wovon 154 dem ersteren, der Grammatik aber nur die S. 155—172. angehören. 8. [6]).

18. Kratkaja arabskaja grammatika w tablizach, isdannaja Alekseiem Boldirewim etc. Moskwa, w uniw. tipogr. 1827. (Kurzgefaßte arabische Grammatik in Tabellen). Zwölf Tafeln in quer folio mit einem Wörterbuche von 28 Seiten. 4. [7]).

19. Fragmenta arabica. E codicibus manuscriptis Parisinis nunc primum, publicis sumtibus, edidit D. R. Henzius, a consil. aul., exegeticae et LL. OO. in caesarea universitate litteraria quae Dorpati constituta est, P. P. O. Petropoli MDCCCXXVIII. Litteris academicis.

---

5) Ein Exemplar dieses Werkes hat die k. Bibliothek schon mit der ersten Büchersendung aus Petersburg erhalten.

6) Eine zweyte aus drey Bänden bestehende Ausgabe dieses Werkes erschien im J. 1834. cf. Zenker, bibl. or. Num. 394.

7) Dieses Werk findet sich in Zenkers bibl. or. nicht aufgeführt.

Vorrede VIII S., Corrigenda et notanda 4 S., Arabischer Text 216 S. 8. [8]).

20. Vocabulaire françois-turc. Par Georges Rhasis. Première partie. St. Petersbourg, imprimerie de l'académie imperiale des sciences. MDCCCXXVIII. 438 S. Seconde partie. Ebendas. MDCCCXXIX. 11 und 328 Seiten. 4. [9]).

21. Opissanije Tschschungarii i wostotschnago Turkistana w drewnjem i nineschnjem sostojanii. Perewedeno s Kitaiskago monachom Iakinthom. Tschast 1. 2. Sanktpeterburg w tipografii Karla Kraija. 1829. (Beschreibung der Dsungarei und des östlichen Turkestan nach seinem ältern und jetzigen Bestande. Aus dem Chinesischen übersetzt von dem Mönche Hyacinth. Theil 1. 2. St. Petersburg in der Buchdruckerei von Karl Krai.) XLVI und 270 S. 8. Mit 4 lithographirten Tafeln.

22. Istorija perwich tschetirech chanow is doma Tschingissowa. Perewedeno s Kitaiskago monachom Iakinthom. (Geschichte der ersten vier Khane aus dem Hause der Dschingisen. Aus dem Chinesischen übersetzt von dem Mönche Hyacinth.) Ebendaselbst 1829. XVI und 440 Seiten. 8. Mit einer Karte zur „Erläuterung der Feldzüge des Dschingis-Khan."

23. Die Schöne vom Schlosse. Muhammed Nisameddin dem Gendscher nachgebildet von Franz v. Frdmann dem Ludwigsluster. Kasan. In der Universitäts-Typographie. 1832. (Mit gegenüberstehendem persischen Originaltext.) XIII und 145 Seiten. 4. Mit einem Titelkupfer.

24. Moneti chanow ulussa dschutschijewa ili solotoi ordi, s monetami rasnich inich muchammedanskich dinastii w pribawlenii; is preschnjago sobranija professora . . . K. Fuchsa w Kasani, prinadleschaschtschago nine tamoschnemu imperatorskom uniwersitetu. S kratkimi objasnenijami i ukasanijami Ch. M. Frena. Perewel s Nemetzkago Michail Bolkow. S wossemnadzatju tablizami i tschetirmja winjetami. Sanktpeterburg, 1832. Prodajetsa u Kommissionerow imperatorskoi akademii nauk, Knigoprodawzew Glasunowa i Grefa. (Münzen der Khane vom Ulus Dschutschi's oder von der Goldnen Horde, nebst den Münzen verschiedener anderer muhammedanischer Dynastien im Anhange; aus der ehemals dem Professor K. v. Fuchs, zu Kasan, jetzt der kais. Universität daselbst gehörigen Sammlung. In kurzen Andeutungen und Nachweisungen von Ch. M. Frähn. Aus dem Deutschen übersetzt von Michael Bolkow, Adjunkt-Professor der arabischen Sprache an der kais. Universität zu St. Petersburg. Mit 18 Kupfertafeln und vier Vignetten. Petersb. 1832. Im Verlage bey den Commissionären der kais. Akademie der Wissenschaften, den Buchhändlern Glasunow und Gräff. Gedruckt in der Buchdruckerey der kais. Acad. der Wissensch.) XVI und 80 Seiten. 4.

25. Nowaja arabskaja christomatija isdannaja Aleksejem Boldirewim etc. Moskwa. W uniwersitetskoi tipografii 1832. (Neue arabische Chrestomathie herausgegeben von Alexius Boldirew, Professor der orientalischen Sprachen an der kais. Universität zu Moskau. Moskau, in der Universitäts-Buchdruckerey.) 433 Seiten 8.

26. Kratkaja grammatika mongolskago knischnago jasika, sostawlennaja Ossipom Kowalewskim etc. (Kurze Grammatik der mongolischen Bücher-Sprache, verfaßt von Joseph Ko-

8) Die Angabe des Formats 4 statt 8 bey Zenker Num. beruht wohl nur auf einem Druckfehler. Bezüglich des Inhalts dieses Buches theilen wir im Interesse derjenigen Freunde der orientalischen Literatur, welchen dasselbe noch nicht zur Hand gekommen, folgende Stelle aus der Vorrede mit: „Fragmenta continet duo, maximam partem inedita, eaque ex operibus desumta, quae publici juris fiant, non unam ob causam dignissimis. Prius, historiam quatuor Chalifarum priorum complectens, pars est libri dynastiarum Fachr-eddin Razii seu ex urbe Rei oriundi, cujus codex manuscriptus, ab ipso auctore emendatus, in bibliotheca regia Parisina asservatur, numero 859 notatus. Elegantissimi hujus operis alias tres particulas jam edidit vir perill. Silv. Sacyus, et excerpta quaedam e capite a nobis edito cl. Freytagius, uterque in chrestomathia sua. — — — Alterum fragmentum Suram praebet Alcorani decimam cui titulus Jonas, explicatione Beidhawii ornatam.

9) Fehlt in Zenker's Bibl. orient. Es ist auffallend wie ein so namhaftes Werk diesem so fleißigen Forscher entgehen konnte.

waleški, Adjunct-Professor der mongolichen Sprache an der kais. Universität zu Kasan.) Kasan w uniwersitetskoi tipografii. 1835. (VIII) und 197. Seiten. 8. (Zwey Exemplare.)

27. Kitaiskaja grammatika sotschinennaja monachom Iakinthom. Napetschatana po Wissotschaischemu poweleniju. S. Peterburg w litografii Gemiljana. 1835. (Chinesische Grammatik, verfaßt von dem Mönche Hyacinth. Gedruckt auf allerhöchsten Befehl. St. Petersburg in der Gemilianischen (?) lithographischen Anstalt.) XXII und 244 Seiten. gr. 4.

28. Mongolsko-njemezko-rossiiskii slowar, s prissowokupleniem njeizkago me russkago alfawitnich spiskow, sostawlennii J. Schmidtom. Isdannii imperatorskoju akademijeju nauk. Sanktpeterburg etc. 1835. (Mongolisch-deutsch-russisches Wörterbuch mit Hinzufügung eines deutschen und eines russischen Wortregisters. Herausgegeben von der kais. Academie der Wissenschaften ꝛc.) VIII und 163 Seiten. 4. [10]).

29. Mongolskaja chrestomatija, isdannaja imperatorskago Kasanskago uniwersiteta ekstraordinarnim professorom Ossipom Kowalewskim. (Mongolische Chrestomathie herausgegeben von dem ausserordentlichen Professor der Kasaner Universität Joseph Kowalewski.) Tom I. Kasan 1836 XVI und 591. S. Tom II Kasan 1837. (IV) und 595. Seiten. 8. Mit 2 chronologischen Tabellen. (2 Exemplare.)

30. Mongolskaja christomatija dla natschinajuschtschich obutschatsa mongolskomu jasiku, isdannaja imperatorskago Kasanskago uniwersiteta adjunkt-professorom Aleksandrom Popowim. Tschast 1. 2. Kasan 1836. (Mongolische Chrestomathie für den Anfangsunterricht in der mongolischen Sprache, herausgegeben von Alexander Popow, Adjunct-Professor der kais. Universität zu Kasan. Th. 1. IX und 318 Seiten. Th. 2. (das Wörterbuch enthaltend) 199 S. 8. (2 Exemplare.)

10) Es ist dieß ein nur des deutschen Titelblattes entbehrendes Exemplar des schon mit der ersten Sendung der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Werkes. Gel. Anz. Bd. XXI. S. 868. No. 7.

31. Arithmetika na mongolskom jasike. Sotschinenije imperatorskago Kasanskago uniwersiteta professora Aleksandra Popowa. Kasan 1837. (Arithmetik in mongolischer Sprache. Ein Werk des ꝛc. Professors Alexander Popow.) VII und 221 Seiten. 8. (Zwey Exemplare.)

32. Recensio XLIII numorum arabicorum quorum maior pars in agro Dorpatensi reperta est, auctore Augusto Henrico Hansen, praeceptore superior. ord. in gymnasio Dorpatensi. Als Einladung zur öffentlichen Prüfung und zum Rede-Actus im Gouvernements-Gymnasium und in den übrigen öffentlichen Schulen zu Dorpat. Dorpati Livonorum, typis S. C. Schuenmanni MDCCCXXXVIII. 24 Seiten 4. Mit einer Kupfertafel.

33. Armjano-russkii slowar sostawlennii po leksikonu isdannomu w Wenezii i umnoschennii wnow wwedennimi slowami Aleksandrom Chudowaschewim. Tschast 1. 2. Moskwa. W tipografii Lasarewich instituta wostotschnich jasikow. 1838. (Armenisch-russisches Wörterbuch, verfaßt nach dem zu Venedig erschienenen Lexicon und mit den neu eingeführten Wörtern vermehrt von Alexander Chudowaschew. Moskau. In der Druckerey des Lasarew'schen Institutes für orientalische Sprachen.) Erster Theil 16 und 613 Seiten, wovon erstere eine kurze armenisch-russische Grammatik enthalten. Zweyter Theil 530 Seiten. gr. 8.

34. Nachatovrn warschovthean powantakitsch hamarod aippenarani, hek sagmosi, chosdowanovthean havadoj, iev intsch intsch kideleaz kerakanovthean .... aschchadasireal i karabede Popowaj. Moskow 1838. (Anfangsgründe der Lehre des Alphabets und der Regeln der Grammatik der armenischen Sprache unter Zugrundelegung einiger Psalmen und des Glaubensbekenntnißes für die Lese-Uebungen. Bearbeitet von Popow, Lehrer der armenischen Sprache. Moskau 1838 in der Buchdruckerey des Lasarew'schen Instituts.) 115 Seiten. 8.

35. Grammatika turezko-tatarskago jasika, sostawlennaja ordinarnim professorom Mirsoio Aleksandrom Kasem-Bekom. Kasan 1839. (Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache, verfaßt von dem ord. Prof. Alexander Mirsa-Kasimbek.) XI, (VI), und 523 Seiten. 8. (Zwey Exemplare.)

36. Utschitel russkago i armjanskago jasikow ili rukowodstwo k posnaniu russkago jasika w polsu armjanskago junoschestwa i armjanskago jasika dla liubitelei wostotschnoi slowesnocti. Isdal armjanskii protodiakon Grigorii Sukijassow. Ischdiwenijem dostopotschtennago kislarskago graschdanina bogdana Nikitowiza Mugdussiewa. Tschast 1. 2. Moskwa w tipografii Lasarjewich instituta wostotschnich jasikow. 1839. (Lehrer der russischen und armenischen Sprache oder Anleitung zur Kenntniß der russischen Sprache für die armenische Jugend oder (zur Kenntniß) der armenischen Sprache für den Liebhaber der orientalischen Sprachkunde. Herausgegeben von dem armenischen Protodiacon Gregor Sukijassow. Auf Kosten des ehrenwerthen Kisliar'schen Bürgers Gottlob Nikitowitsch Mugdussiew. Theil 1. 2. Moskau. In der Druckerey des Lasarew'schen Instituts für orientalische Sprachen.) 118 und III. Seiten. 8. (Zwey Exemplare.)

37. Hamarod kdsakrovthivn rovsaz badmovthean arareal i Prof. I. Kaitanowe i beds ha jazki mankanz tharkmaneaz Thomas Kahanaj Astrachanai Nazareanz. (Kurzer Abriß der russischen Geschichte. Verfaßt von dem Prof. I. Kaidanow. Aus d. Russ. ins Armenische übersetzt von Thomas Nasarow, Priester zu Astrachan. Moskau in der Druckerey des Lasarew'schen Instituts. 98 und II Seiten. 8. Nebst einer genealogischen Tafel.

38. Dictionnaire français-arabe-persan et turc, enrichi d'exemples en langue turque avec des variantes, et de beaucoup de mots d'arts et de sciences. Par le prince Alexandre Handjéri. Tome I. Moscou, de l'imprimerie de l'université impériale. 1840. IV und 992 Seiten. Tome II. Moscou 1841. 659 Seiten. Tome III. Moscou 1841. (III) und 806 Seiten. gr. 8. [11]).

39. Kratkii rossiisko-armjanskii slowar. Sostawlennii schtatnim smotritelem armjanskago Agababowskago utschilischtscha Ger. Popowim. (Moskwa) 1841. (Kurzes russisch-armenisches Wörterbuch. Verfaßt von Ger. (?) Popow., Vorstand der Agababow'schen armenischen Unterrichtsanstalt in Astrachan. Gedruckt zu Moskau in der Druckerey des Lasarew'schen-Instituts. 1841.) (7) und 128 Seiten. 8. (Zwey Exemplare.)

40. Sitaharanam. Ed. P. Petroff. Casani 1842. 8. (Unter dieser handschriftlichen Bezeichnung, ist der k. Bibliothek ein aus drey Oktavblättern bestehendes, mit den Seitenzahlen (9) bis 14 und der gedruckten Columnen-Ueberschrift: Atha Skandôtratih versehenes Bruchstück eines Sanskritgedichtes in lateinischer Schrift ohne Angabe des Druckorts, Druckjahrs und Herausgebers zugekommen, welches nach dem Schluße S. 14 die Episode aus dem Epos Mahabharata: Scandautpatis, (Scandôtpatis,) Ursprung des Skanda enthält. In der erwähnten „Uebersicht des Fortschrittes und der Erfolge im Lehrfache der asiat. Sprachen an der Univ. Kasan" ist obige Schrift unter den von dem stellvertretenden Adjuncten Petrow publicirten Werken so aufgeführt: „Sitaharanam nach einer Handschrift herausgegeben. Kasan. 1842. (mit lateinischen Buchstaben.)"

41. Dictionnaire mongol-russe-français dedié à Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies par Joseph Etienne Kowalewski. Tome premier. Kasan, 1844. Imprimerie de l'Université. XIII und 594 Seiten. gr. 4. Titel und Vorrede gegenüberstehend auch in russischer Sprache.

42. G'ata-Karparam ili rosbitii sossud. Liritscheskaja poema. Isdanie isprawlajuschtschago dolschnost adjunkta P. Petrowa. (G'ata-Karparam oder das zerbrochene Gefäß. Ein lyrisches Gedicht. Herausgegeben von dem stellvertretenden Adjuncten P. Petrow.) Kasan. W uniwersitetskoi tipografii. 1844. Titel nebst Vorrede (IV), der Sanskrit-Text (in Sanskrit-Schrift) 3 S., die grammatikalische Erläuterung 18 Seiten nebst zwey unpaginirten Blättern: „Rasmer stichow" (Versmaaße) und Druckberichtigungen enthaltend. 8. (Zwey Exemplare.)

---

11) Die irrige Angabe bezüglich des Druckjahrs und der Bändezahl dieses Werkes bey Zenker a. a. O. S. 16. Nro. 103 ist hienach zu berichtigen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

P. J. B. Buchez, Histoire parlementaire de la révolution française. Vol. 1 — 4. Paris 1846.

G. W. Leibniz, Gesammelte Werke, herausg. von G. H. Pertz. 2. Folge. Philosophie Bd. 1. Hannover 1846.

A. Schnetzler, Badisches Sagenbuch. Abth. I. vom Bodensee bis zur Ortenau. Karlsruhe 1846.

A. C. J. Barnstedt, Geographisch-historisch-statistische Beschreibung des großherz. Oldenburgischen Fürstenthums Birkenfeld, mit Topographie und Karte. Birkenfeld 1845.

J. J. Staffler, Tirol und Vorarlberg. Th. 2. Bd. 2. enthaltend den Kreis an der Etsch. Innsbruck 1846.

Fr. X. Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Heft 6. 7. Linz 1846.

Das pittoreske Oesterreich. Heft 31. Weidmann, Das Viertel Unter-Wienerwald in Niederösterreich. Wien 1846.

Dr. M. Stotter, Die Gletscher des Vernagtthales in Tyrol und ihre Geschichte. Innsbruck 1846.

Dr. S. Becher, Die Bevölkerungsverhältnisse der österreichischen Monarchie (1819 — 1843). Wien 1846.

Dr. W. Reinhold, Chronik der Stadt Dahme und der Umgegend. Bd. 2. Leipzig 1846.

L. Süren, Die brandenburgisch-preußische Geschichte. Bd. 1. Köln 1846.

G. Aug. Matile, Musée historique de Neuchâtel et Valangin. T. I — III. 1. Neuchâtel 1841 — 1845.

P. F. X. de Ram, Recherches sur les sépultures des ducs de Brabant à Louvain. Bruxelles 1845.

L. M. G. Jos. de Crassier, Recherches et dissertations sur l'histoire de la principauté de Liége, la translation du siége episcopal de Tongres dans la cité de Liége. Liége 1845.

Th. Wright, Essays on subjects connected with the literature popular superstitions and history of England in the middle ages. London 1846.

J. O. Halliwell, Letters of the kings of England, now first collected from the originals in the royal archives. Vol. 1. 2. London 1846.

Ph. Chasles, Le dix-huitième siècle en Angleterre. T. 1. 2. Paris 1846.

A. J. Turgenevius, Historiae Russiae monimenta. T. 1. 2. Petropoli 1842.

A. Laurent, Relation historique des affaires de Syrie depuis 1840 jusqu'en 1842. Vol. 1. 2. Paris 1846.

J. Ferguson, Illustrations of the Rock-Cut Temples of India. Lond. 1845.

G. Catlin, Die Indianer Nordamerika's. Herausg. von Dr. H. Berghaus. Lief. 1. Brüssel 1846.

C. L. de Rossi, Memorie intorno alla vita del Card. Caleppi e ad alcuni avvenimenti che lo riguardano. Roma 1843.

The life and speeches of Daniel O'Connell. Edited by his son J. O'Connell. Vol. I. London 1846.

Dr. A. Nicolovius, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Mainz 1846.

Dr. J. H. Möller, Historisch-biographisches Handwörterbuch. Bd. 1. Leipzig 1846.

P. Clement, Histoire de la vie et de l'administration de Colbert, controleur général des finances. Paris 1846.

Life and Correspondence of David Hume. By J. H. Burton. Vol. 1. 2. Edinb. 1846.

Memorie storiche di Ott. Nelli pittore Eugubino, illustrate con documenti da L. Bonfatti. Gubbio 1843.

Dr. C. F. August, Vollständige logarithmische und trigonometrische Tafeln. Berlin 1846.

O. Möllinger, Isometrische Projektionslehre (Perspektive), angewandter Theil: Adhemar, Lehre vom Steinschnitte. Solothurn 1842.

Ch. Wild, Architectural grandeur of Belgium, Germany and France. Series I. II. Lond. 1838.

Fr. W. Heidenreich, Die Bedeutung der medizinischen Physik in ihrer Beziehung zur Mikroskopie und organischen Chemie. Ansbach 1846.

C. H. Pfaff, Parallele der chemischen Theorie und der Volta'schen Contacttheorie der galvanischen Kette. Kiel 1845.

C. Borchers, Anwendung eines kräftigen Magnets zur Ermittlung der Durchschlagsrichtung zweyer Gegenörter. Clausthal 1846.

Dr. C. Fresenius, Anleitung zur quantitativen chemischen Analyse. Braunschw. 1846.

Reports on the herbaceous plants and on the quadrupeds of the Massachusetts. Cambridge 1840.

Report on the invertebrata of Massachusetts' comprising the Mollusca, crustacea annelida and Radiata. Cambridge 1841.

A report on the insects of Massachusetts injurious to vegetation. Cambridge 1841.

Reports on the Fishes, reptiles and birds of Massachusetts. Boston 1839.

Dr. J. J. v. Tschudi, Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru. Lief. 6—8. St. Gallen 1846.

G. R. Waterhouse, A natural history of the Mammalia. Part 5 — 8. Lond. 1846.

The Botany of the voyage of H. M. S. Sulphur under the command of Capt. Sir Edward Belcher during the years 1836 — 1842. Edit. by R. Brinsley Hinds. The botanical descriptions by G. Bentham. Lond. 1844 — 46.

Dr. A. E. Reuß, Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation. Abth. 2. 1. Hälfte. Stuttgart 1846.

E. Boll, Geognosie der deutschen Ostseeländer zwischen Eider und Oder. Neubrandenburg 1846.

Em. Poggi, Cenni storici delle leggi sull' agricoltura dei tempi romani fino ai nostri. T. 1. Firenze 1845.

J. J. Prechtl, Technologische Encyklopädie. Bd. 14. Schraubenschlüssel — Seilerarbeiten. Stuttg. 1846.

Verhandlungen und Schriften der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Neue Folge. Bd. I. 1. 2. Hamburg 1845.

E. Fr. v. Feuchtersleben. Zur Diätetik der Seele. 4. verm. Aufl. Wien 1846.

H. M. Chalybäus, Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre. Kiel 1846.

T. Vallauri, Storia della poesia in Piemonte. Vol. 1. 2. Torino 1841.

L. Carrer, Poesie edite ed inedite. Vol. 1. 2. Vened. 1845.

Petri Allegherii super Dantis ipsius genitoris comoediam, commentarium nunc primum in lucem editum consilio et sumtibus G. J. B. Vernon, curante V. Nannuci. Florent. 1845.

L. de Wailly, Angelica Kauffmann. Vol. 1. 2. Paris 1838.

Lebrun, Oeuvres. Par. 1829.

M. Fauriel, Histoire de la poësie provençale. Vol. 1 — 3. Paris 1846.

Fr. Rückert, Cristoforo Colombo. Frankf. 1846.

B. Auerbach, Spinoza. Stuttgart 1837.

Dr. J. van der Meersch, Kronyk der Rederykkamers van Audenaerde, van de vroegste af tot omtrent dan jare 1830. Gent 1844.

E. Tegnér, Dichtungen. Uebers. aus dem Schwedischen von G. v. Leinburg. Frankf. 1846.

Hesperides. I. II. Ed. II. auctior. Greifswalde. 1846.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles depuis l'origine de la peinture jusqu'à nos jours. Livr. 2. Bruxell. 1846.

C. Vogt, Physiologische Briefe. Abth. 2. Stuttgart 1846.

Dr. J. Paget, Bericht über die Fortschritte der menschlichen Anatomie und Physiologie in den Jahren

1843 und 1844. A. d. Engl. von Dr. R. Melzer. Augsb. 1846.

Dr. J. Paget, Bericht über die durch den Gebrauch des Mikroskops in dem Studium der Anatomie und Physiologie erhaltenen Resultate, den Ursprung und die Verrichtung der Zellen. A. d. Engl. von Dr. R. Melzer. Augsb. 1845.

Dr. J. H. Leuzinger, Das menschliche Nervensystem. Zürich 1845.

Dr. M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. Bd. 3. Berlin 1846.

Dr. B. Hirschel, Geschichte der medizinischen Schulen und Systeme des 19. Jahrhunderts in Monographien. Th. 1. Geschichte des Brownschen Systems und der Erregungstheorie. Leipzig 1846.

Report of the Pennsylvania hospital for the insane by Dr. Th. Kirkbride, for the year 1841 to 1845. Philadelphia 1841 — 45.

Al. Mackenzie Downie, A practical treatise on the efficacy of mineral waters in the cure of chronic disease. Frankf. 1841.

Dr. Kosciakiewicz, Mémoire pratique sur les accouchements artificiels. Lyon 1845,

W. H. L. Brehme, Vollständige Materialien oder Entwurf zu einem Gesetze über die Verbindlichkeit zum Wasser- und Uferbau und für die Bewässerung der Wiesen. Weimar 1846.

Dr. A. Kirsten, Abhandlungen aus dem Gebiete des Strafrechts. Leipzig 1846.

Ueber die fernere Behandlung der Revision des preußischen Strafrechts. Berlin 1846.

Die Akten der Criminal-Procedur gegen Jakob Müller von Stechenrain und Mitschuldige wegen Tödtung des Rathsherrn Leu von Ebersol. Heft 1. 2. Zürich 1846.

F. G. B. Strippelmann, Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Oberappellations-Gerichtes zu Cassel. Th. 4. Abth. 1. Cassel 1846.

Chr. Fr. A. Tafel, Auserlesene Civilrechtssprüche der höheren Gerichtsstellen in Württemberg. Bd. 1. Heilbronn 1846.

Waarheid in Liefde, een godgeleerd Tijdschrift voor beschaafde christenen. 1845. St. 1 — 4. Groningen.

Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 2. umgearb. Aufl. Leipz. 1845.

M. Carriere, Abälard und Heloise. Giessen 1844.

C. Ullmann, Der zweyte Brief Petri, kritisch untersucht. Heidelb. 1821.

J. G. Knapp, Scripta varii argumenti. T. 1. 2. Halae 1809.

J. Heringa, Opera exegetica et hermeneutica. Ed. H. E. Vinke. Traj. ad Rh. 1846.

G. Fabricius, Diatribe qua Bibliographiae antiquariae et sacrae critices capita aliquot illustrantur. Romae 1782.

Fr. Boettcher, De inferis rebusque post mortem futuris ex Hebraeorum et Graecorum opinionibus libri II. Lib. I. Vol. 1. Dresd. 1846.

J. Th. B. von Linde, Berichtigung confessioneller Mißverständnisse. Heft. 1. 2. Mainz 1846.

G. St. Faber, Difficoltà intorno al Romanesimo. Malta 1840.

G. Newton, Lettere sopra suggetti di religione. Malta 1834.

J. H. v. Wessenberg, Die Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes. Constanz 1839.

Fr. Hassencamp, Casseler Catechismus von 1539. Marburg 1846.

Dr. H. A. Schott, Theorie der Beredsamkeit. 2. verb. Aufl. von A. L. G. Krehl. Th. 1 — 3. Leipzig 1846.

Dr. A. Neander, Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 2. verm. Aufl. Abth. II. Bd. 3. Hamburg 1846.

Mathieu, Abrégé chronologique de l'histoire des Evêques de Langres. Langres 1844.

Ch. Maitland, The church in the Catacombs: a description of the primitive church of Rome. Lond. 1846.

J. Gaillard, Recherches historiques sur la chapelle du Saint-Sang à Bruges. Bruges 1846.

Cl. du Molinet, Historia summorum Pontificum a Martino V. ad Innocentium XI. Lutetiae 1679.

J. Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission. Bd. 2. Abtheilung 1. Hamb. 1846.

J. Wolff, Researches and missionary labours among the Jews, Mohammedans and other sects. London 1835.

J. Marx, Caspar Olevian oder der Calvinismus in Trier im Jahre 1559. Mainz 1846.

K. A. Märtens, Ueber die symbolischen Bücher der evangel. lutherischen Kirche. Halberstadt 1830.

Southerden Burn, The history of the French, Walloon, Dutch and other foreign protestant refugees settled in England from the reign of Henry VIII. to the revocation of the edict of Nantes. London 1846.

J. Ch. A. Seiters, Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845.

Dr. J. T. B. von Linde, Ueber Abschließung und Auflösung der Ehe. Gießen 1846.

Viertes Quartal. October — December.

Manuscripte.

Cicero de amicitia et senectute. Sec. XV. Cod. chart.

Aulus Gellius. Sec. XV. Cod. chart.

Valerius Maximus. Sec. XV. Cod. chart.

Vita S. Antonii Paduani et S. Ludovici Tolosani. Sec. XIV. Cod. membranaceus.

Würtembergische Chronik bis 1612. Sec. XVIII. Cod. chart.

Varia ordinem canonicorum regularium concernentia. Sec. XVII. Cod. chart.

Codex hebraicus (Pars bibliae). Sec. XIV. Cod. membranaceus.

Arabische Gesetzgebung in Versen mit vollständigem Commentar. Sec. XVIII. Cod. chart.

Arabische Grammatik. Sec. XVIII. Cod. chart.

Druckwerke.

Catalogus Codicum manuscriptorum Orientalium qui in Museo Britannico asservantur. P. II. Codices Arabicos amplectens. Lond. 1846.

The London Catalogue of books published in Great Britain from 1814 to 1846. Lond. 1846.

A Jubinal, Lettres à M. le Comte de Salvandy sur quelques-uns des Manuscrits de la bibliothèque royale de la Haye. Par. 1846.

E. Géruzez, Nouveaux essais d'histoire littéraire. Par. 1846.

Constituciones de la real y pontificia universidad de Mexico. Mexico 1775.

Fr. Roth-Scholz, Effigies bibliopolorum et typographorum celeberrimorum. s. l. et a.

H. Steffens, Nachgelassene Schriften. Mit einem Vorwort von Schelling. Berlin 1846.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften, neue und verbesserte. II. Abth. Zur Archäologie oder zur Geschichte und Erklärung der alten Kunst. Besorgt von J. Kayser. Th. 2. Leipzig 1846.

Reminiscenze e Fantasie del C. Tullio Dandolo. Torino 1841.

Opuscoli inediti o rari di classici o approvati scrittori, raccolti per cura della società Poligrafica italiana T. I. Firenze 1844.

G. Curtius, Sprachvergleichende Beyträge zur griechischen und lateinischen Grammatik. Th. 1. Berlin 1846.

Ch. Grandgagnage, Dictionaire etymologique de la langue Wallonne. Cah. II. Liège 1846.

Fr. Diez, Altromanische Sprachdenkmale. Bonn 1846.

Ben. Varchi, L'Ercolano. Dialogo. Vol. 1. 2.

Dr. A. Lübben, Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen. Oldenb. 1846.

C. Fr. v. Dirckinck-Holmfeld, Dänische Zustände. Leipzig 1846.

L. A. Chassant, Dictionnaire des abbréviations latines et françaises, usitées dans les inscriptions lapidaires et métalliques, les manuscrits et les chartes du moyen âge. Evreux 1846.

G. H. Pertz, Schrifttafeln zum Gebrauch bey diplomatischen Vorlesungen. Heft 1 — 4. Hannover 1846.

Chr. A. Klotzius, Miscellanea critica. Traj. ad Rhen. 1763.

Aristoteles organon graece, ed. Th. Waitz. P. II. Lips. 1846.

G. L. Mahne, Diatribe de Aristoxeno Philosopho Peripatetico. Amst. 1793.

Hesiodus, Carmina ed. Goettling. Gotha 1843.

Dr. R. Rauchenstein, Zu den Eumeniden des Aeschylus. Aarau 1846.

Dr. G. F. Rettig, Prolegomena ad Platonis rempublicam. Bern 1845.

Fr. W. Ulrich, Beyträge zur Erklärung des Thukydides. Hamb. 1846.

Dr. Fr. Theremin, Demosthenes und Massillon. Berlin 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. July — September 1846.

(Schluß.)

Stanley, On the use of the word ἀριστοκρατία. — Class. Mus. No. XIII. 1846. Oct.

Groshans, The zoology of Homer and Hesiod. P. I. — Ebendas.

Dunbar, An attempt to ascertain the positions of the athenian lines and the syracusan defences, as described by Thucydides. — Ebendas.

The Prometheus chained of Aeschylus, translated by Swayne. Oxford 1846. — Ebendas.

Revue des traductions françaises d'Homère. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Août. Sept.

Dyer, On the cause of Ovid's exile. — Class. Mus. No. XIII. 1846. Oct.

Long, The british expeditions of C. Julius Caesar. — Ebendas.

Le Bhagavata Purana, traduit et publié par E. Burnouf. T. I. Par. 1840. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Sept.

Colchester, Address to the royal geographical society of London. — Journ. of the roy. geogr. soc. Vol. XVI. 1846. P. I.

Didron, Le mont Athos. (Vatopédi.) — Annal. archéol. T. V. Livr. 3.

Mas-Latrie, Notes d'un voyage archéologique en Orient. — Bibl. de l'école des chartes 1846. Juillet — Août.

Le Tyrol. Innsbruck. — Bibl. univ. 1846. Sept.

Figari et Husson, Suite du journal d'un voyage géologique à Gebel-Zeyt etc. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Août.

Marmier, Souvenirs de l'Algérie — Corresp. T. XVI. Livr. 20.

Duncan, Note of a journey from cape coast to Whyddah on the west coast of Africa. — Journ. of the roy. geogr. soc. of Lond. Vol. XVI. P. I.

Thomson (W. Cooper), Journey from Sierra Leone to Timbo, capital of Futah Jallo in western Africa. — Ebendas.

Duncan, Notice of a journey from Whyddah on the W. coast of Africa to Adofoodiah in the interior. — Ebendas.

Grover, An account of the island of Arguin, on the western coast of Africa. — Ebendas.

Methuen, Life in the wilderness, or wanderings in South Africa. Lond. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Sept.

Jarvis (Sam. Farmar), A chronological introduction to the history of the church: being a new inquiry into the true dates of the birth and death of our Lord and Saviour Jesus Christ. London 1844. Browne (H.), Ordo saeclorum. Lond. 1844. — English Review. 1846. Sept.

Macé, Des lois agraires chez les Romains. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Nro. 4. Août. Revue de législation T. II. III.

Meynaerts, Notice sur trois distatères d'or de Cyzique en Mysie. — Rev. de la numismat. belge. T. II. No. 4. (Mai 1846.)

Serrure, Monnaies frappées à l'Ecluse en Flandre. — Ebendas.

Piot, Médaille satirique sur Olivier Cromwell et Fairfax. — Ebendas.

Piot, Quelques observations sur les esterlings de Jean I., Jean II. et Jean III., ducs de Brabant. — Ebendaselbst.

Girardot, De l'archéologie en Espagne. — Annal. archéol. T. V. Livr. 3.

Circout, Histoire des Mores Mudejares et des Morisques etc. Par. 1846. 3 Vols. — Nouv. Rev. encycl. 1846 No. 4. Août.

Dozy, Historia Abbadidarum, praemissis scriptorum arabum de ea dynastia locis nunc primum editis. Leyde 1846. — Ebendas. Sept.

De l'aristocratie italienne. (Famiglie celebri italiane di P. Littà. Milano 1819 — 46.) — Rev. de deux Mondes 1846. T. III. Livr. 3.

Perreciot, De l'état civil des personnes et de la condition des terres dans les Gaules. 3 Vol. Par. 1845. — Bibl. de l'école des chartes 1846. Juillet — Août.

Vatout, Souvenirs historiques des résidences royales de France. Par. 1845. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Août.

Recueil des lettres missives de Henri IV., publié par Berger de Xivrey. 3 Vols. Par. 1843 — 1846. — Ebendas. Sept.

Marchegay, Les prieurés de Marmoutier en Anjou. Angers 1846. — Bibl. de l'école des chartes 1846. Juillet — Août.

Courson, Du caractère de la guerre civile en Bretagne durant la période révolutionnaire. — Correspond. 1846. T. XV. Livr. 18.

Falloux, Travaux historiques en province. — Ebendaselbst T. XVI. Livr. 20.

Capefigue, Hist. de la restauration; l'Europe depuis l'avénement du roi Louis-Philippe; Polignac, Etudes historiques etc.; Réponse à mes adversaires. Par. 1846. — English Review 1846. Sept.

The cathedral of Cologne. — Quart. Rev. 1846. Oct.

Louis Bonaparte en Hollande. 1806 — 1810. — Revue nationale de Belg. T. XV. Livr. 2.

De l'étymologie du nom de la ville de Gand. — Ebendas.

Perreau, Recherches sur la ville de Maestricht et sur ses monnaies. — Rev. de la numismat. belge. T. II. No. 4. (Mai 1846.)

Schayes, Remarques critiques sur l'article de la Revue num. intitulé: étude sur l'origine du nom de Picards. — Ebendas.

Rozière, Notice sur les archives de Malte. — Bibl. de l'école des chartes 1846. Juillet — Août.

State and prospects of british agriculture. — Edinb. Rev. 1846. Oct.

Grote's history of Greece. London 1846. — Ebendaselbst.

Nugent, Lands, classical and sacred. 2 Vols. London 1845. — Quart. Rev. 1846. Oct.

Constantinople in the fourth century. (Socratis Scholastici ecclesiasticae historiae libri septem ex recens. H. Valesii.) Oxon. 1845. — Ebendaselbst.

Layard, A description of the province of Khuzistan. — Journ. of the roy. geogr. soc. of London. Vol. XVI. P. I.

Boré (Eug.), Histoire des Aghovans et de leur conversion au christianisme. — Univ. cathol. 1846. Août.

Warren, L'Inde anglaise en 1843 — 44. Par. 1845. — Edinb. Rev. 1846. Oct.

Neill, Recollections of — Affghanistan. London 1845. **Thornton**, Hist. of british India. London 1846. **Mohan Lal**, Life of the Amir Dost Mohammed Khan. 2 Vols. Lond. 1846. Quart. Rev. 1846. Oct.

M'Kenney, Memoirs, official and personal; with sketches of travels among the northern and southern Indians. New-York 1846. — North Amer. Rev. 1846. Oct.

Jomard, Sur l'état présent du Japon. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Août.

Alexander (Archibald), A history of colonization on the western coast of Africa. Philad. 1846. North Amer. Rev. 1846. Oct.

Barucchi, Discorsi critici sopra la cronologia egizia. Torino 1844. (3. art.) — Nouv. Rev. encycl. 1846. No. 4. Août.

Kennedy, Algeria and Tunis. Lond. 1846. **St. Marie**, Algeria in 1845. Lond. 1846. — Blackw. Mag. 1846. Sept.

Mauroy, Du commerce des peuples de l'Afrique septentrionale dans l'antiquité, le moyen âge et les temps modernes. Par. 1845. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Sept.

Cooley, Further explanations in reference to the geography of N'yassi. — Journ. of the geogr. soc. of Lond. Vol. XVI. P. I.

Albert-Montémont, De l'Oregon et de la Californie, d'après les plus recentes publications sur ces contrées. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Août.

Mexico, its territory and people. — Blackw. Mag. 1846. Sept.

Welsby, The lives of eminent english judges of the 17 and 18 centuries. Lond. 1846. Townshend, The lives of twelve eminent judges of the last and of the present century. Lond. 1846. — Edinb. Rev. 1846. Oct.

Barthelémy (A.), Les deux Fabas. 1569—1654. — Bibl. de l'école des chartes. 1846. Juillet — Août.

Diodati, Notice biographique sur F. M. L. Naville. — Bibl. univ. 1846. T. II. Sept. T. III.

Becket: (1. Giles, Sanctus Thomas Cantuariensis. Oxford, 1845 — 46. 8 vols. 2. Giles, The life and letters of Thomas a Becket. 2 vols. Lond. 1846. 3. Campbell, The lives of the Lord Chancellors etc. of England. 3 vols. Lond. 1845.) — English Rev. 1846. Sept.

Michelet, The life of Martin Luther, gathered from his own writings. Translated by G. H. Smith. New York 1846. — North. Amer. Rev. 1846. Oct.

Burton (John Hill), Life and correspondence of David Hume. 2 vols. Lond. 1846. — Foreign quart. and Westm. Rev. 1846. Oct.

Muerte de Horruc Barbaroja. — Revista lit. 1846. No. 17.

Pedro Ordonez de Ceballos. — Ebendas.

Flourens, Buffon, histoire de ses travaux et de ses idées. Par. 1845. — Nouv. Rev. encycl. 1846. No. 4. Août.

Clément, Histoire de la vie et de l'administration de Colbert etc. Par. 1846. — Ebendas.

Bonafous, De Angeli Politiani vita et operibus disquisitiones. Par. 1845. — Ebendas. Sept.

Weddle, A new analytical demonstration of the „parallelogram of forces.“ — Philos. Mag 1846. Sept.

Wyman, A practical treatise on ventilation. Boston 1846. — North Amer. Rev. 1846. Oct.

Klotz, Concile d'architectes. — Annal. archéol. T. V. Livr. 5.

Architectural study and records. (1. The companion to the Almanac etc. 2. A glossary of terms used in gothic architecture.) — Foreign qnart. and Westm. Rev. 1846. Oct.

Maedler, Die Centralsonne. — Bibl. univ. 1846. Tom. III. No. 9. Suppl. (Archives des scienc. phys. et nat.)

Matteucci, Recherches électrophysiologiques. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Sept.

Grove, De la pile à gaz. Action voltaïque du phosphore, du soufre et des hydrogènes carbonés. — Bibl. univ. 1846. Sept. (Arch. des scienc. natur.)

Matteucci, Sur l'état des corps isolants soit lorsqu'ils sont interposés entre deux conducteurs chargés d'électricité contraire, soit lorsqu'ils sont en présence d'une décharge électrique. — Ebendas.

Faraday, On the magnetic affection of light, and on the distinction between the ferromagnetic and diamagnetic conditions of matter. — Philos. Mag. 1846. Sept. Oct.

Newton's letters, hypothesis and experiments touching his theory of light and colours. — Ebendas. Sept.

Barral, Mémoire sur la précipitation de l'or à l'état métallique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Sept.

Maumené, Mémoire sur les équivalents chimiques du chlore, de l'argent et du potassium. — Ebendas.

Biot, Sur la manière de former des mélanges liquides exerçant un pouvoir rotatoire d'intensité assignée. — Ebendas.

Fordos et Gélis, Action du soufre sur la potasse, la soude et leurs carbonates. — Ebendas.

Dubrunfaut, Note sur quelques phénomènes rotatoires et sur quelques propriétés des sucres. — Ebendas.

Napier (Jam.), De l'endosmose électrique. — Bibl. univ. 1846. Sept. (Arch. des scienc. natur.)

Mialhe, De la digestion et de l'assimilation des matières albuminoïdes. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Sept.

Robiquet, Recherches sur le suc d'aloés. — Ebendas.

Jonas, Sur la formation du caoutchouc comme résidu de la combustion des huiles siccatives. — Ebendas.

Williamson, On the blue compounds of Cyanogen and iron. — Philos. Mag. 1846. Sept.

Schunck, On the substances contained in the Rocella tinctoria. — Ebendas.

Gray, Description of the species of Cephalophus (H. Smith) in the collection of the British Museum. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. Sept.

Sundevall, The birds of Calcutta. (Contin.) — Ebendas. Sept. Oct.

White, Notes on four new genera of Crustacea. — Ebendas. Sept.

— —, Description of a new genus of Arachnida. Ebendas.

Dana, Notice of some genera of Cyclopacea. — Ebendas.

The microscope and its revelations: (1. Mantell, Thougts on animalcules Lond. 1846. 2. Willatts, Microscopic manipulation. Lond. 1846. 3. Ehrenberg, A hist. of infusoria. Lond. 1845. 4. Mandl, Traité pratique du microscope.) — Foreign quart. and Westm. Rev. 1846. Oct.

Des voyages d'explorations botaniques et de leurs dangers. — Rev. nationale de Belg. T. XV. Livr. 2.

Was Mohammed an impostor or an enthusiast? (The Korau; translated into English with explanatory notes and a preliminary discourse by G. Sale. Lond. 1838. — North. Amer. Rev. 1846. Oct.

Cochut, Les Khouan: moeurs religieuses de l'Algérie. (Suite et fin.) — Rev. de Brux. T. V.

Education of the people. (Hook, A letter on the means of rendering more efficient the educ. of the people; Hickson, Dutch and german schools; Milner, The elevation of the people; Swaine, Equity without compromise or hints for the construction of a just system of national education; Perry, German university education.) — Foreign quart. and Westm. Rev. 1846. Oct.

Moreau, Examen des doctrines du philosophe inçonnu Louis-Claude de Saint-Martin. (Deux. art.) — Corresp. T. XVI. 1846. Livr. 19.

Ravaisson, Essai sur la méthaphysique d'Aristote. 2 Vols. Paris 1837 — 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Sept.

Vinet, De l'éloquence naturelle. (Suite et fin.) Bibl. univ. 1846. T. III. No. IX.

Blackie, A few remarks on english hexameters. — Class. Mus. No. XIII. 1846. Oct.

Fortescule, A selection from the speeches and writings of the late Lord King. With an introductory memoir. Lond. 1844. — Edinb. Rev. 1846. Oct.

Simms's Stories and reviews. — North Amer. Rev. 1846. Oct.

Viollet-Leduc, Eglise et châsse de Saint-Thibault. — Annal. archéol. T. V. Livr. 4.

Guilhermy, Restauration de l'église royale de Saint-Denis. Ornementation intérieure. — Ebendaselbst.

Ayzac (Félicie d'), Symbolique des pierres précieuses ou tropologie des gemmes. — Ebendas.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des zweyundzwanzigsten und dreyundzwanzigsten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1846, Band XXII. und XXIII.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.



Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.



Historische Klasse:

Sitzung vom 20. Dezember 1845:

Sitzung vom 17. Januar 1846:

Sitzung vom 21. Februar 1846:

Sitzung vom 21. März 1846:

Sitzung vom 18. April 1846:

Sitzung vom 20. Juny 1846:

Sitzung vom 15. November 1846:

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung vom 13. December 1845:



Das Verzeichniß der an die k. Akademie eingekommenen Büchergeschenke findet sich immer am Ende der einzelnen Classensitzungen.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.



